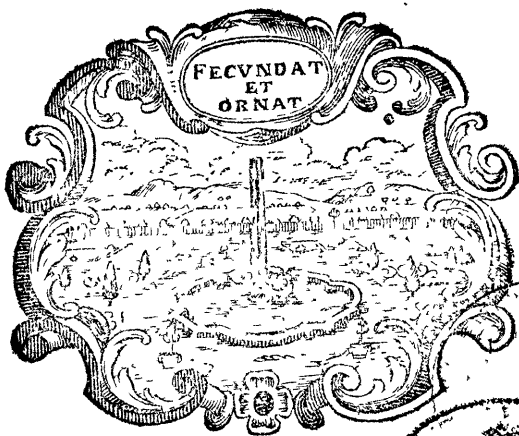


Göttingische gelehrte Anzeigen.

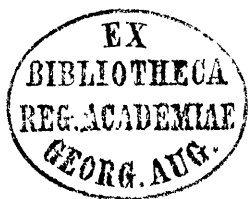
Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1821.



Göttingen
gedruckt bey J. C.





— —

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n
 unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den. 5. May 1821.

Paris.

Ben Maradan, 1820.; *Nouvelles lettres de Mlle de Lespinasse, suivies du portrait de M. de Mora, et d'autres opuscules inédits du même auteur.* 338 Seiten in 8.

Grimm sagt in seiner Correspondence: obgleich Mlle Lespinasse keine uns bekannten Werke hinterlassen hat, so hat ihr Tod doch in unserer Litteratur eine Lücke veranlaßt. Ohne Vermögen, ohne von vornehmer Geburt zu seyn, und ohne Schönheit verstand sie die Kunst, jeden Abend einen ausgewählten, und sehr zahlreichen Cirkel bey sich zu versammeln; man fand dort die ausgezeichnetsten Männer aus allen Classen. Jedermann räumte ein, daß, wenn gleich der berühmte Name des Hrn. d'Alembert, mit dem sie in einem Hause wohnte, und dessen Freundin, sie war, die erste Veranlassung ihre Cirkel zu besuchen, gewesen seyn möchte; so war es doch M. Lespinasse, und nicht d'Alembert, die diese Gesellschaft belebte und zusammen hielt. Sie verstand vollkommen Personen von ganz entgegengesetzten Beschäftigungen, und oft selbst widersprechenden Ansichten in eine für alle angenehme

D (3)

Unterhaltung zu vereinigen. Es war kein Gegenstand, über welchen sie nicht auf eine hinterende Art sich äußern konnte. Ihr Haus ward als der Tempel des Geschmacks angesehen. M. de Lespinasse war ein aus der Ehe gezeugtes Kind der Mad. d'Albon, von der sie aber verstoßen ward. In dem Hause der Mad. Dessant, die sich ihrer annahm, erhielt sie ihre Bildung. Sie ward nachher die Freundin von d'Alembert, von dem vermuthet ward, daß er sie heirathen würde. Eine Erklärung von ihm hierüber, findet sich in seiner Correspondenz mit Voltaire. Marмонтel und La Harpe haben eine nicht weniger vortheilhafte Schilderung von Mlle Lespinasse entworfen. Marмонтel nennt sie: *“étonnant composé de bien-faisance, de raison, de sagesse, avec la tête la plus vive, l'ame la plus ardente; et l'imagination la plus inflammable qui ait existé depuis Sapho”*. Nach La Harpe besaß Mlle Lespinasse vorzüglich die Kunst, die Talente anderer geltend zu machen, freylich der sicherste Weg, um 'zu gefallen. So viel uns bekannt ist, sind von den litterarischen Arbeiten der M. Lespinasse keine, während ihres Lebens gedruckt worden, als: *une promenade à l'Hôtel des invalides*; diese kleine Schrift ist eine glückliche Nachahmung von Horats Reisen. Die angezeigten Briefe sind durch ein sehr trauriges Ereigniß veranlaßt. M. Lespinasse entwirft in selbigen eine Schilderung von ihrer Liebe zu einem Spanier, Mora, den sie nachher einer spätern Leidenschaft zu dem berühmten Verfasser des *essai sur la tactique*, Guibert, aufopferte. Voll Reue über ihren Fehltritt, knüpfte sie ihre Verbindung mit Mora wieder an, der auf der Reise von Madrid nach Paris, die er in der Absicht, sich mit M. Lespinasse wieder zu versöhnen, unternahm, starb. Der Tod ihres Geliebten versetzte M. Lespinasse in eine melancholische Stimmung, in welcher sie in einer Reihe von Briefen, die Entstehung und den Fortgang ihrer Leidenschaft zu Mora, be-

schrieb. Das Manuscript ist nicht vollendet. Sie starb 1776, nicht lange nach dem Tode ihres Geliebten. Stände der Name der M. Lespinasse nicht in so naher Verbindung mit dem eines d'Alembert, Guibert, Grimm, La Harpe u. a. m., so würden ihre jetzt abgedruckten Briefe kein großes Interesse gewähren können. Der empfindsame, philosophische Ton, der in ihnen herrscht, ist nicht mehr an der Tagesordnung. Und daß eine Frau, mitten in den lärmenden und leichtsinnigen Circeln von Paris, und schon das jugendliche Alter weit hinter sich, sich über den Verlust ihres sechsten Liebhabers, den sie selbst veranlaßte, gleich einem Werther gebähret, und endlich zu Tode grämet: dieß alles ist höchst unwahrscheinlich, zumahl wenn man die Schilderung liest, die sie selbst von diesem Mora macht. Wir sind geneigt, diese Schrift als einen Versuch der M. Lespinasse, einen empfindsamen Roman zu schreiben, in dem sie sich selbst zur Heldinn macht, zu betrachten. Die unbekannte Herausgeberinn sagt selbst von diesen Briefen: "si, après l'avoir lu, on me demandait quel est le but d'utilité que je me suis proposé, je dirais, en citant l'exemple de cette malheureuse femme, que tant d'esprit et même de qualités n'ont pu préserver d'une vie désolante et d'une mort déplorable: voilà les fruits d'une education commencée par Mad. Deffant et finie par d'Alembert". Die ungedruckten Schriften der M. Lespinasse, die hier zum erstenmahl erscheinen, sind: Apologie d'une pauvre personne, accablée, opprimée par ses amis, und le Seigneur du chateau. Diese letzte Erzählung, im Sterne'schen Geiste, ist in einer angenehmen Schreibart abgefaßt. — Wir erwähnen noch das seltsame Testament der M. de Lespinasse. Sie vermachte ihre Meubeln an d'Alembert, ihre Haarlocken an ihre Freunde, und die Bezahlung ihrer Schulden dem

Erzbischof von Toulouse. Man fand nach ihrem Tode, daß sie mehrere Jahre eine Pension von 1000 Rthlr. von Mad. Geoffrin bezogen hatte.

Strasburg.

Dep F. G. Levrault: *Histoire Généalogique de la maison souveraine de Hesse, depuis les tems les plus reculés jusqu'à nos jours.* Mit dem Motto: *Hic genus antiquum! Magnanimi heroes.* T. 1. 1819. S. VIII 475 und sechs genealogischen Tabellen. T. 2. 1820. S. VII 442 und sieben genealogischen Tabellen. In Octav.

Es ist ein eben so nütliches als mühsames und schwieriges Unternehmen, die genealogische Geschichte der Deutschen regierenden Häuser klar und deutlich darzustellen, eine unentbehrliche Vorarbeit zu der Geschichte der verschiedenen Deutschen Länder selbst, wiewohl freylich, wie auch das vorliegende Werk auf den ersten Blick zeigt, davon noch wesentlich verschieden. Eine Geschichte des Landes oder des Volkes soll daher auch, wie der Verf. in der Vorrede zu dem ersten Bande ausdrücklich erklärt, dieß Werk keinesweges seyn; da die einzelnen regierenden Häuser zu verschiedenen Zeiten oft so ganz verschiedene, zum Theil von einander so weit entfernt liegende Beziehungen gehabt, sey eine Geschichte derselben zu schreiben beynah unmöglich; was jedoch freylich nur in so fern gegründet seyn möchte, als der Geschichtschreiber eine besondere Regentenfamilie, nicht aber das Land als Hauptgesichtspunct bey der Geschichtschreibung ansieht. Es soll damit jedoch das Verdienst der Behandlung der Geschichte aus dem erstern Gesichtspuncte keinesweges geschmälert werden, es ist dasselbe vielmehr um desto größer, je schwieriger hier zum Theil die Forschungen sind und je weniger die Maß des lesenden Publicums dafür Interesse zu zeigen pflegt. Unser Werk. hat die

Geschichte des Hessischen Hauses seiner eignen Ansehung nach, nach dem Muster der *Tablettes généalogiques de la mai-on de Bade* behandelt, die Quellen aber mit großer Genauigkeit und sorgfältiger Critik jedesmahl unter dem Texte angegeben, wie denn überhaupt die Noten einen Schatz von historisch genealogischen Bemerkungen und Untersuchungen enthalten, die dem Deutschen Ernste und Fleiße des Verf., so wie seinem Scharfsinne gar sehr zur Ehre gereichen. Das Werk war, wie ebenfalls in der Vorrede zum ersten Bande bemerkt ist, schon während der Herrschaft Napoleon's geschrieben und es fehlte nachmahls an Zeit, alle auf die letzten Ereignisse Bezug habende Veränderungen nachzutragen. Das Versprechen in einer Deutschen Bearbeitung diese Lücken vollständig auszufüllen, ist in dem Vorworte zu dem zweyten Bande wiederum zurückgenommen, da die Erscheinung der Geschichte des Großherzogthums Hessen von Schmidt, so wie der Geschichte von Hessen von Kommel eine solche Arbeit überflüssig zu machen scheine. Daß ein Werk, wie das vorliegende, keines Auszugs fähig sey, fällt in die Augen; Ref. will sich daher begnügen, sowohl den Inhalt der verschiedenen Hauptabschnitte desselben kürzlich anzugeben, als einige wenige Bemerkungen hinzuzufügen, die zum Beweise dienen mögen, mit welcher Aufmerksamkeit er dies gründliche Werk gelesen hat. Außer einer kurzen Einleitung und einem "zweifelhafte Periode" überschriebenen Abschnitte (von Ferreol I angeblich in der Mitte des fünften, bis auf Gieselbert den ersten in der Mitte des neunten Jahrhunderts), enthält der erste Band in drey Capiteln 1) die Geschichte der Grafen von Hainault und Löwen, Herzoge von Lothier und Brabant bis auf Heinrich das Kind im Jahre 1214; 2) die Geschichte der Landgrafen von Thüringen, und 3) die der Landgrafen von Hessen von Heinrich dem Kinde bis auf Philipp den Großmüthigen. Der zweyte Band dagegen behandelt in den fünf folgenden Capiteln: 4) die Geschichten der Landgrafen nachmahligten Churfürsten von Hessen Cassel; 5) der

Landgrafen nachmahligen Großherzoge von Hessen Darmstadt; 6) der Landgrafen von Hessen Homburg; 7) der apanagirten Linien von Hessen Cassel, nemlich a) der Landgrafen von Hessen Rheinfels oder Rothenburg, und b) der Landgrafen von Hessen Philippsthal, und endlich 8) eine mit besonderer Genauigkeit ausgearbeitete Geschichte der Grafen von Ziegenhain. Ein allgemeines über beyde Hände sich erstreckendes Register macht den Schluß. Die dem Werke hinzugefügten und dessen Gebrauch gar sehr erleichternden genealogischen Tabellen betreffen bey dem ersten Bande: 1) die Vorfahren des Brabantischen Hauses; 2) die Grafen von Hainault und Löwen, Herzoge von Brabant und Niederlothringen, bis auf Heinrich das Kind von Brabant, ersten Landgrafen von Hessen; 3) die Landgrafen von Thüringen von 1023 bis 1247; 4) die Landgrafen von Hessen von 1265 bis 1567; 5) die beyden Conradisch-Salischen Häuser von Hessen und Worms; 6) die Grafen von Katzenellenbogen; bey dem zweyten Bande 1) die Landgrafen Churfürsten von Hessen Cassel von 1567 bis jetzt; 2) die Landgrafen Großherzoge von Hessen Darmstadt von 1567 bis jetzt; 3) die Grafen von Hanau Münzenberg und Lichtenberg; 4) die souverainen Landgrafen von Hessen Homburg seit 1600; 5) die Landgrafen von Hessen Rheinfels oder Rothenburg von 1632 bis jetzt; 6) die Landgrafen von Hessen Philippsthal seit 1655; 7) die Grafen von Ziegenhain. — In seinen Urtheilen über die einzelnen Hessischen Fürsten zeichnet sich der Verf. durch große Mäßigung und Besonnenheit aus, nur zuweilen scheint ihn sein Bestreben alles von der vortheilhaftesten Seite darzustellen, weiter geführt zu haben, als dies mit der strengen historischen Wahrheit verträglich sein möchte, was vorzüglich in den neueren Zeiten und namentlich bey dem Darmstädtischen Hause der Fall ist. So dürfte seine Vertheidigung der Subsidienveträge von Hessen-Cassel mit England während des Nordamericanischen Krieges wohl nicht allen genügen; Entschuldigungen wie die, daß in den nächstfolgenden Zeiten noch un-

gleich Schlimmeres geschehen, sollten doch wohl billig in keinem historischen Werke Platz finden. Unrichtig ist wenn Bd. 2. S. 186 unter die rühmlichsten Operationen des Wiener Congresses gerechnet wird, die Freiheit der Neger decretirt zu haben, da ja nicht einmahl die Abschaffung des Schclavenhandels auf demselben unbedingt beschloffen worden. Wenn es bey Gelegenheit der durch den leztverstorbenen Churfürsten von Hessen Cassel vorgenommenen Verminderung der Abgaben heißt *ce bienfait, à la portée de toutes les classes de la société, est plus réel que toutes les idées libérales de la métaphysique*, so kann dieser Ausspruch wenigstens zu Misdeutungen Anlaß geben. Noch mehr aber ist dies mit einer S. 283 vorkommenden Stelle der Fall, wo sich der Verf. folgendermaassen äußert: *si les progrès effrayans des lumières ont sappé les fondemens de l'autel et du trône, du moins faut il convenir qu'ils ont fait disparaître ces éruptions d'intolérance, si opposées au véritable esprit du christianisme*. Sollte man nicht daraus leicht den Schluß ziehen können, der Verf. wolle den Obscurantism vertheidigen, indem er der Bildung Schuld giebt, was nur der verwerfflichsten Afterswahrheit zur Last fällt? — Doppelt vorsichtig sollte billig jeder seyn, der eine öffentliche Stimme hat, sollte sich billig mit verdoppelter Sorgfalt jeder Partheiterminologie in einer so bewegten Zeit enthalten, die nur zu leicht mit den Worten auch die Begriffe verwechselt und sich nur zu sehr in Extremen zu gefallen scheint.

F. S.

Frankfurt am Main.

Bey Brönner: *Observationes criticae in Plutarchi vitam Timoleontis. Praefixa est epistola ad Vir. celeberr. Frideric. Creuzerum. Scripsit Phil. Car. Hess, Phil. Dr. A. L. Mag. et in Gymnasio hanoviensi professor. 1818. S. X und 140 in 8.*

In dem voranstehenden Briefe, der als Zueignung gilt, erzählt der Verf. die Veranlassung zu dieser Schrift. Sie ward für seine Magisterpromotion geschrieben, aber einige

Jahre nachher gedruckt. Mit diesem Verzuge hat sie, wie leicht zu denken ist, allerdings gewonnen, theils durch die Ausfertigung, theils durch den Gebrauch zweyer ihm in dessen mitgetheilter sehr guter Manuscripte dieser Biographie, aus Heidelberg und München. Auch die Vergleichung der Ausgaben und der Lateinischen, Französischen, Englischen und Deutschen Uebersetzungen hat dem Verf. nützliche Dienste geleistet. Wenn ihm gleich manche Hülfsmittel nicht zur Hand waren, wie man bald wahrnimmt, so hat er doch mit sehr vielem Fleiße gearbeitet, und jenen Mangel dadurch zu ersetzen gesucht, ohne gleichwohl unrichtige Angaben zu vermeiden. In der gewöhnlichen Manier der critischen Observationen, in welcher auch die von uns in diesen Blättern angezeigten *variae lectiones* von dem Verf. Freunde H. Bekker geschrieben sind, hat der Verf. seine Bemerkungen ebenfalls abgefaßt. Er geht das ganze Leben Timoleons durch, und benützt sehr gut die gedachten Vergleichungen der beiden Codices. Sehr zweckmäßig gebraucht er jede Gelegenheit, einen sprachlichen, historischen etc. Gegenstand gelehrt zu behandeln, und über die Biographie Licht zu verbreiten, so daß der Leser seine Kenntniß, richtiges Urtheil und Fleiß sowohl als die gute Latinität achten wird. Freylich verbreitet er sich bisweilen über Gegenstände, die vielfach besprochen oder ausführlicher gebracht und entchieden, wenigstens kürzer hätten behandelt oder abgemacht werden sollen; allein da seine Absicht war und seyn mußte, sich bey seiner ersten Erscheinung in der gelehrten Welt mit Ehren darzustellen, so kam es darauf an, Sprachkunde und sonst Gelehrsamkeit zu zeigen. In der Folge wird dieß nicht mehr in der Art nöthig seyn, besonders wenn der Vf. den Vorfaß ausführt, durch Ausgaben einzelner Lebensbeschreibungen und vielleicht aller von Plutarch das Muster zu erreichen, das Wyttenbach aufgestellt hat: der Editor ist von dem Observator verschieden. Auch die critischen Abhandlungen die er sich, wie es bey solchen Observationen hergebracht ist, bisweilen erlaubt, machen seinem Fleiße und seiner Critik Ehre. Unsere gel. Anz. müssen die weiltläufigere ins Einzelne gehende Darstellung andern mehr dazu eingerichteten gelehrten Blättern überlassen, während wir uns begnügen, unsern Lesern die Versicherung zu geben, daß der Vf. seines trefflichen Lehrers würdig sey, und für die Zukunft sehr angenehme Hoffnungen gebe.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
 unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. May 1821.

G ö t t i n g e n .

Se. Durchlaucht, der Prinz Maximilian von Neuwied, welche während Ihres Aufenthalts in Brasilien den hiesigen botanischen Garten zu wiederholten Malen mit schätzbaren Sammlungen von Früchten und Sämereyen zu bereichern die außerordentliche Güte und Aufmerksamkeit hatten, übersandten nach Ihrer Rückkunft dem Hofrath Schrader mehrere und zwar sehr bedeutende Collectionen der in Brasilien gesammelten Gewächse, wie z. B. die Sammlung der in der Reise erwähnten Pflanzen, die ganze Sammlung der Farnfräuter, Cyperoiden, Gräser, Bignoniaceen u. e. a. Familien, so wie auch einen großen Theil, der in den Urwäldern und den sandigen Ebenen vorkommenden Gewächse. Der erlauchte Prinz vereinigte mit diesen trefflichen Geschenken nur den Wunsch, daß alles genau untersucht, und das Bemerkungswerthe dem Publico mitgetheilt würde. Der Hofrath Schrader hat diesen für ihn höchst schmeichelhaften Antrag nach besten Kräften, so weit es überhaupt die Natur der Sache erlaubt, in Erfüllung zu bringen gesucht, und nach geendeter Untersuchung der ihm bis jetzt anvertrauten Gewächse, der Königl.

3 (3)

Societät bey der letzten Versammlung einen Aufsatz vorgelegt, welcher die Aufschrift führt: *Illustrationes super plantis quibusdam novis et minus cognitis, a Principe Serenissimo Maximiliano Neowidensi in Brasilia observatis* *).

Diese Abhandlung enthält die genaue Erörterung derjenigen Gewächse, von welchen in der Reise selbst Erwähnung geschieht, und die schon deshalb mehr Interesse, als die der übrigen Sammlungen gewähren möchten. Es sind einige funfzig Arten, fast alle neu, die Hr. S. nach den Nummern der Sammlung folgen läßt, da der Reisebericht mit der gewählten Folge größtentheils in Verbindung steht.

Den Anfang macht eine neue, ausgezeichnete Gattung aus der Familie der Bignoniaceen, *Neowedia*, dem Andenken des Erlauchten, um die Naturgeschichte Brasiliens hochverdienten Prinzen von Neuwied gewidmet, deren Character ist: *Cal. profunde quinquepartita. Cor. fauce infundibuliformi; limbo 5 partito, inaequali, subbilabiato. Stam. 4. didynama, absque rudimento quinti. Antherae biloculares. loculis parallelis. Stigma lanceolatum, indivisum. Capsula siliquaeformis, bilocularis; dissepimento valvis contrario.* Die Gattung besteht aus zwey Arten: 1. *speciosa*, (foliis ovatis acutis, limbi laciniis subrotundo-ovatis emarginatis); und 2. *affinis*, (foliis elliptico-ovatis ovalibusque, limbi laciniis oblongis integerrimis), welche von der vorigen auch noch durch Kleinheit der Theile, mehr hervorragenden Schlund und durch höhere Anheftung der

*) Außerdem wird unter Kurzem in der Wandenböck-Ruprechtischen Buchhandlung eine besondere, diesen Gegenstand betreffende, Schrift unter dem Titel: *Plantarum rariorum a Principe Serenissimo Maximiliano Neowidensi in itinere per Brasiliam observatarum Fascicul. I.* — erscheinen.

Staubfäden abweicht. Es sind kletternde Gesträuche, die, gleich den klimmenden Vignonen, in den Urwäldern, selten an den Ufern der großen Flüsse, zu einer Höhe von 20 Fuß steigen; mit gegenüberstehenden, gestielten, unmerklich gefärbten, lederartigen, glatten Blättern; und prachtvollen, hochrothen, einzeln in den Blattwinkeln und an der Spitze stehenden Blumen.

Eine bisher unbekante *Echites*, mit schönen, weißen, außerhalb rosenrothen, auch rothgestreiften Blumen ist n. 3 (vergl. Reise 1. B. S. 104), die der Hofr. Schrader *variegata* nennt und so charakterisirt: *caule volubili, foliis subrotundo-ovovatis obtusissimis breve acuminatis coriaceis glabris, pedunculis terminalibus subtrifloris, staminibus inclusis.* Mit dieser kommt gesellschaftlich vor (Reise 1. B. a. a. O.): n. 4. *Evolvulus phyllicoides*, (*caulibus ascendentibus, foliis confertis lanceolato-linearibus secundis supra glabris subtus sericeis, paniculae terminalis ramis bifloris*). Eine ausdauernde Pflanze, mit ästiger Wurzel, aus der mehrere zarte Stängel schief aufsteigen, die, wie es bey mehreren Arten der *Phyllica* zu seyn pflegt, dicht mit kleinen Blättern besetzt sind. Ein Hauptmerkmalhietet aber der rispenförmige Blüthenstand dar. — n. 5. *Cleome arborea*, (*inermis, polyandra, staminibus juxta basin stipitis longissimè insertis, foliis ternatis glabris, foliolis ovatis acuminatis.*) Am Paraíba; ein 30 Fuß hoher Baum, mit gelblichweißen Blumenbüscheln. Die Frucht fehlt, doch läßt die genaue Untersuchung des Fruchtknotens keine abweichende Bildung der Fruchthülle vermuthen. Ohne Zweifel die ausgezeichnetste Art dieser Gattung! — n. 6. *Allamanda cathartica* Linn. Wie es scheint, durch ganz Südamerica verbreitet; aber nach Verschiedenheit des Bodens sehr verschieden: in bloßem Lande niederliegend, oft kriechend;

zwischen Gesträuchen stets kletternd. Auch sind die Blätter nicht immer vierzählig, oft nur gegenüberstehend. — n. 7. *Croton gnaphaloides*, am Paraiba. Ein 5 = 6 Fuß hoher Strauch, zu Kunth's (Humb. Nov Gen. 3.) sect. fol. pilosis, caule frutescente gehörig, und so zu unterscheiden: foliis oblongo-lanceolatis acutis crenulatis supra tenuissime pubescenti-hirtis subtus cano-tomentosis, petiolis bifariam pilosis Die doppelte Reihe von Haaren, welche den Blattstiel umfassen, laufen in derselben Richtung an den jungen Zweigen herab, sind etwas steif, von sehr verdünnter Rostfarbe, und endigen sich mit einem Sternchen kleinerer Haare, was dieser Art einen ausgezeichneten Character gibt. — n. 8. *Alstroemeria Ligutu* Linn. — n. 9. *Schultesia*. Diese, zu Ehren des berühmten und um die naturhistorischen Wissenschaften, namentlich um die Botanik, sehr verdienten Landshuter Lehrers des Hofr. Schultes benannte, Gattung gehört zu Jussieu's Amarantaceen, und hat folgenden Character: Cal. 5partitus, patens. Cor. tubulosa, superne dilatata, limbi 5partiti laciniis apice recurvis. Antherae 5, sublimbo insertae, recurvatae, post anthesin cum limbi laciniis tortae. Stil. 1, stigmatibus duobus. Utricul. monospermus, evalvis, corolla persistente inclusae. Schon durch das Daseyn einer wahren Blumenkrone — die hier wenigstens nicht als Staubfäden-Röhre betrachtet werden kann — sehr ausgezeichnet. Dazu kommt noch, daß der abstehende Kelch mit zwey, kaum bemerklichen Bracteen unterstützt ist; nicht aber, daß (wie bey *Gomphrena* u. e. a.) die Bracteen den Kelch und die Röhre fest einschließen. Die einzige Art dieser Gattung, *capitata* genannt, welche an den aufgehäuften Felsenstücken an Flußbetten, und in den Wasserfällen des Rio Grande de Bellmonte vorkömmt, ist eine 1½ = 2 Fuß hohe Pflanze, vom Ansehen einer Scabiose, etwas ästig, deren jün-

gere Nefte dicht mit weißer Wolle bekleidet find, und sich mit sehr langen Blumenstielen endigen, an deren Spitze die zarten, rosenrothen, besonders an der Basis wolligen Blumen in Gestalt eines rundlichen Kopfs vereinigt sitzen. Auch die Blätter, welche gegenüberstehen, und linienförmig sind, haben auf der untern Seite eine schwache Bekleidung von Wolle.

Unter n. 10. ein an den Ufern der Flüsse und des Meeres vorkommender, meistens ganz niederliegender Strauch, der zur *Sophora Brown.* gehört und vom Prinzen mit dem sehr passenden Namen *littoralis* bezeichnet ist. Die Diagnose bestimmt der Hofr. S. so: *fruticosa, foliolis subrotundo ellipticis glabris, racemis terminalibus.* Die Blätter dieses Strauchs sind ungepaart gefiedert; die Blättchen etwa einen Zoll lang, etwas fest, auf beiden Seiten glatt, auf der oberen aber glänzend. Die 2-2½ Zoll lange Hülse, ist, wie es der Gattung character erfordert, halsbandförmig, und enthält 9-12 Saamen, von welchen aber gewöhnlich einige fehlschlagen. — n. 11. *Stachytarpheta crassifolia*, (*caule fruticoso, foliis oblongo-ovatis obtusis subserrato-crenatis, supra glabris subtus reticulato-venosis pubescentibus, spicis strictis, bracteis calice brevioribus.*) Der *mutabilis* zunächst verwandt; doch von derselben, außer den angegebenen Merkmalen, durch Form und die dickere steifere Substanz der Blätter, so wie durch eine viel kürzere Nehr und durch violette Blumen verschieden. — n. 12. *Andromeda coccinea*, (*foliis elliptico-oblongis obtuse mucronatis integerrimis margine subrevolutis glabris coriaceis, racemis terminalibus bracteatis secundis, corollis cylindricis.*) Ausgezeichnet durch die schönen, hellrothen Blumen. An sumpfigen Stellen zwischen Cabo Frio und Villa de Salvador; vergl. Reise 1. p. 104. — n. 13. 14 sind die beiden am eben angef. Orte erwähnten, und mit der *coccinea* gemeinschaftlich vor-

Kommenden Andromeden, welche nach der Vermuthung des Garteninspectors Otto (der diese Pflanzen durch Sellow erhielt) unter Sprengels Androm. revoluta begriffen seyn sollen. Dem Prinzen scheinen sie verschiedene Arten zu seyn, da er sie stets unverändert bemerkte. Derselben Meinung ist auch Herr S. nach der Vergleichung mehrerer sehr gut erhaltener Exemplare, und bestimmt den wesentlichen Unterschied folgendermaßen: n. 13. foliis (majoribus crassioribus) elliptico-oblongis obtusis mucronatis integerrimis margine revolutis coriaceis subtus aveniis, racemis axillaribus subcorymbosis secundis folia subaequantibus, corollis ovato-cylindricis. — n. 14. foliis (minoribus tenuioribus) ovato-ellipticis ellipticisve mucronatis integerrimis margine revolutis coriaceis subtus leviter reticulato-venosis, racemis axillaribus subcorymbosis secundis foliis duplo fere longioribus, corollis ovato cylindricis.

Sollten diese Charactere sich als constant bewähren, so möchte der Verf. jener (n. 13), deren Blätter stärker zurückgerollt sind, den Namen *revoluta* lassen, letztere hingegen, welche zwischen jener und einer andern verwandten noch nicht beschriebenen Andromede gleichsam in der Mitte steht, *ambigua* nennen. Daß übrigens, das Zurückrollen der Blätter, wie allerdings häufig der Fall ist, hier nicht als bloße Folge des trocknen Zustandes betrachtet werden kann, davon hält sich der Hofr. Schröder vollkommen überzeugt. — n. 15. *Wikstroemia*, eine neue Gattung aus der Polyandria Monogynia, und nach dem natürlichen System zunächst mit dem Liliaceen übereinkommend, nach Dr. Wikstroem, dem Verfasser der trefflichen Monographie der Gattung *Daphne* und der Division der Thymeläen, benannt. Der Character dieser Gattung ist: Cal. pentaphyllus, inaequalis, deciduus. Cor. pentapetala. Stam: numerosa, receptaculo inserta, Germ. 1., stigmatibus

pluribus. Caps. 10locularis, 10 valvis, valvulis introflexis et margine affixis columellae cylindraceae. Sem. valvularum marginibus affixa. Die einzige bis jetzt bekannte Art, welche den Beynamen fructicosa führt, und im Sande zu Coral de Battuba und Paulista wächst, ist ein 10 Fuß hoher, ästiger Strauch, mit wechselsweise stehenden, länglichen, nach der Basis verdünnten, nach der Spitze zu gesägten, lederartigen, glatten Blättern. Die weißen Blumen stehen an der Spitze der Aeste und in den äußern Blattwinkeln. Die Frucht, welche fast einen Zoll lang ist, hat viel Aehnlichkeit mit Rhododendron, nur weicht die innere Bildung derselben ab. — n. 16. *Ocotea angustifolia*, (foliis lineari-lanceolatis utrinque acutis integerrimis coriaceis glabris supra nitidis, paniculis lateralibus folio brevioribus.) Ein Strauch von mittlerer Höhe, mit ruthenförmigen Aesten. Die Blätter sind $2\frac{1}{2}$ = 3 Zoll lang und auf der Rückseite mit vortretender Mittelrippe und feinen Adern versehen. Die allgemeinen Blumenstiele stehen einzeln, aber bald in, bald außerhalb den Blattwinkeln. Ueber den wesentlichen Unterschied dieser und der verwandten Gattungen der Laurinen, glaubt der Hofr. Schrader auf Kunth's Nov. Genera von Humboldt B. 2., mit Recht verweisen zu können. — n. 17. *Avicennia tomentosa* Linn. und zwar var. 3. von Kunth (Nov. Gen. 2. p. 282), deren ungewöhnliche Wurzelvermehrung, gleich den Wurzelbäumen, auch der Prinz an verschiedenen Seeküsten bestätigt fand. — n. 18. *Languicularia racemosa* Gaertn. (*Conocarpus* Linn.); auch hiervon ist in der Reise Erwähnung geschehen. — n. 19. *Parmelia Acharii* (*Borreria flavicans* Ach.), entspricht ganz einem ostindischen Exemplare, das der Verf. der gefälligen Mittheilung des sel. Acharius verdankt; nur ist zu bemerken, daß diese schöne und noch seltene Flechte

nicht bloß auf Steinen, sondern auch auf alten Baumstämmen vorkommt, — n. 20. *Guilandina Bonduc* Linn., wovon, nach dem Verf., *Bonducella* kaum getrennt werden kann, da es zu viel Mittelarten gibt. — n. 21. *Petrea denticulata*, (*fruticosa, foliis subsessilibus leviter cordatis subserrato-denticulatis rugosis scabris, racemis erectis*). Von *volubilis*, mit der diese Art verwechselt wurde, schon durch den gezähnten Rand der Blätter verschieden. Näher ist sie ohne Zweifel mit *rugosa* Kunth. verwandt; doch hat diese gleichfalls ungezähnte Blätter, und außerdem verkehrt eiförmig-längliche Kelchzipfel, die bey *denticulata* fast linienförmig sind. — n. 22. *Millingtonia Clematis*, (*scandens, foliis conjugatis, foliolis oblongo-ovatis acuminatis coriaceis glabris, floribus corymbosis*.) Ein interessanter Beytrag zur festeren Begründung dieser bisher noch etwas zweifelhaften Gattung, über die der Verf. an einem andern Orte einige erläuternde Bemerkungen mittheilen wird. Sie gehört, wie die *Petrea*, zu den kletternden Gesträuchen der Urwälder, denen sie durch die Schönheit der Blumen zu einer besondern Zierde gereicht. — n. 23. *Ormosia coccinea* Jacks.; vergl. Reise 1. Th. S. 104. Unter den Sophorenartigen Hülsengewächsen ohne Zweifel eine der wohlbe gründetsten Gattungen. — n. 24. *Fucus Maximiliani*, (*caule filiformi subdiviso teretiusculo, foliis oblongo-linearibus obtusis argute dentatis, vesiculis sphaericis*.) Dieser zu Ehren des erlauchten Prinzen benannte Sectang nähert sich unter den verwandten Arten zunächst *Turner's latifolius*, Hist. Fuc. 2. t. 94.; doch hat dieser einen zusammengedrückten und bis an die Spitze mit kurzen wechselweise stehenden Nestern versehenen Stängel; breitere, weniger scharfgesägte Blätter; und 3 = 4 mal größere *vesiculae*. — n. 25. *Fucus natans* Turn. Hist. 1. t. 46. (*Fucus lendigerus* Esp.

und vielleicht auch Linne's). — n. 26. *Sebastiania riparia*, (foliis fasciculatis lanceolatis basi angustatis obtusis obsolete serrulatis). Ein Strauch, der an den Ostküsten Brasiliens vorkommt, und gleichsam Repräsentant der Weiden zu seyn scheint, denen er auch im Wuchs nicht unähnlich ist. Dadurch, wie auch durch die kaum einen Zoll langen, stumpfen, lederartigen Blätter von der Sprengelschen *brasiliensis* sehr abweichend, wo diese gegenüberstehend, länger gestielt, länglichoval, etwas zugespitzt und um vieles größer sind.

Von n. 27. an folgen die zum zweyten Theile der Reise gehörigen Gewächse, und zwar zuerst unter der bemerkten Nummer: *Bactrylobium ferrugineum*, (ramis sulcato-angulatis, foliis 13-20jugis, foliolis oblongo-linearibus brevissime acuminatis basi superiori cuneatis subpubescenti-tomentosis, racemis folia subaequantibus erectis.) Ein prachtvoller Baum, den der Prinz zwischen Tamburil und Baló entdeckte. Die haarige Bekleidung der Rückseite der Blättchen, so wie der Blattstiele und der jungen Triebe, spielt ins Rothbraune; die obere Seite der Blättchen ist von bräunlicher Farbe ohne merkliche Behaarung. Vollkommen ausgebildete Blättchen haben die angegebene Form, die jüngeren hingegen, besonders die oberen, sind schmaler, fast linienförmig. *Bactrylob. molle* (*Cassia mollis* Vahl. und wohin auch vielleicht *C. grandis*, doch mit Ausschluß von Breyne t. 14. zu rechnen), mit *ferrugineum* zunächst verwandt, unterscheidet Herr S. so: ramis teretibus, foliis 11-14jugis. foliolis oblongo-ellipticis apice rotundatis mucronatis basi emarginatis villosopubescentibus, racemis foliis dimidio brevioribus nutantibus. Einen wesentlichen Unterschied bieten noch die Blattadern dar, welche hier (wie schon aus Breyne t. 21. deutlich zu sehen ist) dicht neben einander stehen, dort (*B. ferrugin.*) hingegen sehr

sparfam und in einer andern Richtung vorkommen. — n. 28. *Tagetes glandulifera* Schrank. *Plant. rar. H. Monac. n. 54.*; vielleicht mit *minuta* einerley, wenigstens paßt so ziemlich Dillenius's Abbildung dieser Pflanze, welche Linné anführt. — n. 29. *Posoqueria revoluta*, (foliis elliptico-ovatis breve acuminatis margine revolutis, corymbo terminali, tubo longissimo filiformi, fauce villosa, limbo irregulari.) Es ist *Solenia latifolia* Willd. Herb., aber nicht, wie Schultes (*Syst. Veget. 5. 228.*) glaubt, zu *P. latifolia* zu rechnen. Sie nähert sich, in Hinsicht der sehr langen fadenförmigen Blumenröhre und des haarigen Schlundes, mehr der *longiflora*, unterscheidet sich aber von derselben durch die aufrechtstehende Röhre so wie durch die sehr dicken, elliptisch-eiförmigen, und am Rande zurückgerollten Blätter. Durch den letztern Umstand weicht sie auch besonders von *latifolia* ab. Da der Gattungsunterschied der *Posoqueria* von der *Subletischen* Pflanze genommen ist, so sucht der Hofr. Schrad. denselben, mit Berücksichtigung der *revoluta* und der beyden von Rudge beschriebenen Arten, beyläufig zu verbessern, und zugleich auch zwischen dieser Gattung und *Oxyanthus* eine genauere Grenzlinie zu ziehen. — n. 30. *Physidium*, eine neue Gattung aus der Familie der *Scrofularinen*, die sich durch die eigenthümliche Form der Blumenkrone auszeichnet. Cal. profunde 5 partitus, aequalis. Cor. tubo brevissimo, in faucem inflatam, deorsum saccatam dilatato; limbo bilabiato: labio superiori bipartito, recto; inferiori trifido, laciniis patentibus, fimbriato-ciliatis. Stam. 4., didynama, inclusa; antheris bilobis. Caps. 2locularis, 2valvis, loculis polyspermis. Eine Art, Ph. procumbens, welche in einem Locoswalde entdeckt wurde, ist eine niederliegende, an der Basis etwas kriechende, mehr oder weniger ästige, kaum einen Fuß lange

Pflanze, mit krautartigem, viereckigen Stängel; gegenüberstehenden, unmerklich gestielten, stachelspitzig-gefägten, glatten Blättern, wovon das gegenüberstehende wechselsweise dreimahl kleiner ist; und einzeln in den Blattachseln stehenden, kleinen, violetblauen Blumen, deren Kelch, wie die Blattstiele, mit steifen, gegliederten Haaren besetzt ist. — n. 31. *Cuphea fruticulosa*, (caule suffruticoso ramoso, foliis oppositis petiolatis, elliptico-ovatis acutiusculis supra glabris margine et subtus ad venas pubescenti-hirtis, racemis terminalibus paucifloris.) In schattigen Gegenden, am Fluß Itheos. Der Stängel welcher kaum einen Fuß hoch ist, verliert zur Blüthezeit die Oberhaut. Die Aeste sind gegenüberstehend, und so wie die Blattstiele und die Adern an der Rückseite der kaum einen Zoll langen Blätter, unmerklich behaart. Die Blumentrauben haben gegenüberstehende, mit Bracteen unterstützte und mit drüsigten Haaren bedeckte, Blumenstiele. Die Farbe der Blumen wie bey den bekannten Arten. — n. 32. *Azolla magellanica* W.; ohne Frucht, wie fast alle bis jetzt in Südamerika gefundene Exemplare. Es bleibt daher noch zweifelhaft, ob die Neuholländische wirklich verschieden ist. — n. 33. *Najas tenera*, (caule dichotomo glabro, foliis oppositis linearibus acutis serrato-denticulatis: summis confertis.) Durch die Zartheit aller Theile und durch die sich mehr näherenden, sägeartig = gezähnten Blätter hinlänglich von *marina* verschieden. *Naj. arguta* Kunth. (Humb. Nov. Gen. 1) gehört nicht hierher. — n. 35. *Synandra*. Der Character dieser, zu den Acanthaceen gehörenden und *Ruellia* verwandten, Gattung ist: Cal. profunde 5 partitus, aequalis, tribracteatus, bractea exteriori foliacea, interiores calicemque tegente. Cor. ringens: labio superiori emarginato; inferioris tripartiti lacinia media majori. Stam. 4., didyna-

ma. *Antherae exsertae, apice villis intricatis cohaerentes, biloculares. Caps. 2locularis, dissepimento adnato. Sem. plura, retinaculis subtensa.* Die Gattung enthält eine Art, *amoena* genannt, deren Stängel etwa einen Finger lang und an der Spitze meistens getheilt ist; mit gegenüberstehenden, sehr langgestielten, elliptischenförmigen, unmerklich getriebten Blättern, die, wie die Blattstiele und der Stengel behaart sind. Die schönen dunkel pommeranzengelben Blumen vereinigen sich an der Spitze des Stängels oder dessen Theilungen zu 1 $\frac{1}{2}$ = 2 Zoll langen, dichten Aehren. — n. 36. *Convolvulus igneus, (volubilis, caule hirsuto, foliis quinatis petiolatis, foliolis ovalibus integerrimis supra glabris subtus appresso-pilosis, pedunculis axillaribus unifloris folio longioribus, calicinis laciniis ovato-oblongis obtusis glabris.)* Schon beym ersten Anblick durch die brennend roth = pommeranzengelben Blumen zu unterscheiden. Die Blättchen sind 1 $\frac{1}{2}$ = 2 Zoll lang, fast sitzend und auf der Oberseite stets glatt. Bracteen fehlen. — n. 37. *Celastrus ilicifolia, (foliis alternis oblongis truncatis subsinuato-spinosis supra lucidis subtus opacis discoloribus, pedunculis axillaribus.)* Ganz vom Ansehen unsrer gemeinen Hülsen, mit 3 $\frac{1}{2}$ = 4 Zoll langen, sehr dicken, lederartigen, stark geaderten, oben olivengrünen, unterhalb bräunlichen Blättern; und kleinen, zu 5 = 7, in den Achseln stehenden Blumen. — n. 38. *Celastrus quadrangulata, (ramulis junioribus quadrangulis, foliis alternis ohlongo-ovalibus spinoso-dentatis nitidis, pedunculis axillaribus confertis.)* Mit der vorigen in den großen Wäldern im Certam von Bahia. Die Blätter sind kleiner, etwas dünner, mit kleineren dornartigen Zähnen versehen, weniger glänzend, und auf der Rückseite blasser, aber nicht bräunlich. Bey beyden Arten erscheinen die Blumenblätter fast

noch mahl so lang als der Kelch und, wie dessen Zipfel, unmerklich gefranzt. — n. 39. *Cassia excelsa*, (foliis 15 - 20jugis, foliolis elliptico-oblongis mucronatis supra glabriusculis nitidis subtus petioli, pedunculisque pubescenti-hirtis, corymbis paniculatis.) Ein 30 Fuß hoher Baum, mit fast kugelförmiger Krone und ganz mit gefärbt pommeranzengelben Blürzen überladen. Die Rispen sind $1\frac{1}{2}$ = 2 Fuß lang. *Cass. polyantha* Coll. ist verwandt, aber verschieden; auch kann *fastigiata* Vahl. wegen der abweichenden Form der Blätter und des traubenartigen Blüthenstandes hier nicht hergerechnet werden. — n. 40. *Schouwia*. Diese nach Dr. Schouw, dem trefflichen Pflanzengeographen, benannte Gattung unterscheidet sich von *Achania* und *Urena*, mit welchen sie die meiste Ähnlichkeit hat, durch folgende, sehr wesentliche Merkmale: Cal. duplex: exterior profunde 6partitus, coloratus; interior 5fidus. Cor. convoluto-clausa. Stam. numerosa, in tubum elongatum connata. Stili plures. Caps. 4locularis, 4partibilis, loculis monopermis. Die einzige, bis jetzt bekannte Art dieser Gattung (*semiserrata* genannt) ist ein Baum mit wechselweise stehenden, länglich-elliptischen, nach der Spitze zu gesägten, etwas lederartigen Blättern; und einzeln an der Spitze der Zweige befindlichen, langgestielten, hochrothen Blumen, deren stehbleibender, gefärbter Kelch dem Baume ein immerblühendes Ansehen gibt. — n. 41. *Clitoria coccinea*, (foliis ternatis, foliolis elliptico-ovatis oblongisve supra pubescentibus subtus petiolis pedunculis calicibusque ferrugineo-villosis, pedunculis elongatis subtrifloris, calicis lacinia superiori truncata.) Eine kletternde Pflanze, welche zwischen Gesträuchen im Certam von Bahia vorkömmt, und mit großen scharlachrothen Blumen versehen ist. *Cl. falcata*, als zunächst verwandt, hat, nach Lamarck, Blätter vom Ansehen und

Farbe der Pommeranzen, bläuliche oder purpurviolette Blumen und einen sehr abweichenden Kelch. — n. 42. *Alemanda cathartica* Linn. — n. 43. *Cassia speciosa*, (foliis bijugis, foliolis subcoriaceis inaequilateris supra glabriusculis nitidis subtus dense tomentoso-pubescentibus: exterioris paris duplo majoribus obovato-oblongis, glandula cylindrica inter infima, corymbis terminalibus.) Ein 5-6 Fuß hoher Strauch, der sich außer den angegebenen Merkmalen, durch große prachtvolle Blumen, so wie auch durch die goldgelbe Behaarung auszeichnet, womit besonders die Rückseite der Blätter, die Blumenstiele, Kelchblättchen und der Fruchtknoten bedeckt sind. — n. 44. *Moldenhawera* (*floribunda*), nach J. J. P. *Moldenhawer*, der durch seine "Beiträge zur Anatomie der Pflanzen" auf diese Ehre den gerechtesten Anspruch hatte. Diese mit *Poinciana* und *Caesalpinia* verwandte, Gattung hat folgenden Character: *Cal.* profunde 5partitus. *Petala* 5, longe unguiculata, subaequalia. *Stam.* 10, discreta, glabra, quorum 9 foecunda, unguibus petalorum breviora, 1 reliquis triplo longius, sterile, anthera dissimili pilosa instructum. *Stil.* 1. *Legumen* lineari-oblongum Die *Moldenhawera*, welche der erlauchte Prinz in den großen Waldungen am Jhesus wahrnahm, ist ein hoher, prachtvoller Baum, mit pommeranzengelben Blumen ganz bedeckt, die in großen, aus Doldentrauben zusammengesetzten, Rispen auf der Spitze der Aeste stehen. Die Blätter sind 2-3 Fuß lang, doppelt, auch dreifach ungepaart gefiedert, und bestehen aus 5-7 Zoll langen, länglich-elliptischen, zugespitzten, lederartigen Blättchen. Die Blumenblätter ründlich-herzförmig, fast gleich. Die Hülse von der angegebenen Form, behaart, und, wie es scheint, einjährig. — n. 46 *Nematanthus* (*corticola*), aus der Familie der *Scrofularinen*, mit dem generischen Character: *Cal.* 5partitus, *lacinis* inaequalibus. *Cor.* tubo magno, ven-

tricoso, incurvo; fauce coarctata; limbo 5 fido, subbilobo. Stam. 4, didynama; antheris bilobis. Caps. compressa, biloculari-, polysperma. Eine höchst merkwürdige, 2-3 Fuß hohe Pflanze, mit holzigem Stängel, gegenüberstehenden, gestielten, länglich-ovalen, zugespizten, fleischigen Blättern, zwischen welchen 8-10 Zoll lange, haarförmige Blumenstiele entspringen, die gerade herabhängen, und eine große scharlachrothe, von einem violetbräunlichen Kelche unterstützte, Blumenkrone tragen. — n. 47. Ist vom Ansehen der oben erwähnten *Celastr. ilicifolia*; nur sind die Blätter länger, gleichfarbig, und die Blumen ährenförmig. Die Pflanze bleibt aber zweifelhaft, da die Blumen bey dem erhaltenen Exemplare nicht zehblig ausgebildet sind. — n. 48 *Aristolochia marsupiiiflora*. Eine ausgezeichnete Pflanze, mit sehr großen schmutzig-gelben, violetbräunlich geaderten Blumen, deren bauchiger Theil sackförmig erweitert ist. Die Blätter sind nach Verhältniß groß, und (wie es scheint) 5-7eckig. Diese Pflanze verdient noch genauer in der Natur beobachtet zu werden, da das Exemplar keine vollständige Beschreibung erlaubt. — n. 49. *Ipomoea sidaefolia*, (caule fruticoso volubili, foliis petiolatis subrotundo-cordatis obsolete crenulatis subtus calicibusque canescenti-tomentosis, corymbis pedunculatis, calicinis laciniis duabus exterioribus brevioribus undulato-crispis.) Die Farbe der Blumen, nach der Bemerkung des Prinzen, wie bey *Agrostemma Coronaria*. — n. 34 und 45 bleiben dem Verf., wegen der unvollkommenen Exemplare, zweifelhaft.

E r f u r t.

Wir können uns das Vergnügen nicht verwehren, eine kleine Schrift von unserm ehemahligen verehrten Nachbar in Heiligenstadt, von dem jegigen Hrn. Consist. Rath und Generalsuperintendenten D. Hermann in Erfurt mit zwey Worten hier anzuzeigen, weil wir hoffen, daß ihr Inhalt

auch unsere Leser anziehen wird, und weil ihr noch mehrere ähnliche folgen sollen. Es sind Anecdota ad historiam Ertu. i. u. s. e. m. p. e. r. t. i. n. e. n. s. e. m. p. e. r. t. i. n. e. n. s. i. a. , die er in einem Programme mitgetheilt hat, worin eine in dem Erfurtischen Seminario jährlich zu haltende Gedächtnisrede angekündigt werden muß, und wovon also auf alle Jahre eine neue Lieferung erfolgen kann. Das Hauptstück darunter, das sich in dieser ersten Lieferung findet S. 1 — 21, gehört aber zu der Geschichte des Bauernaufstandes vom J. 1625 und ist ein sehr merkwürdiges Original-Protocoll aus dem Criminal-Processe der vier Bauern, welche damahls der Rath zu Erfurt als die Haupturheber des Aufstandes enthaupten ließ. Dieß gab dem Hrn. D. Veranlassung, einige Umstände in der besondern Localgeschichte der in dem Erfurtischen Gebiete entstandenen Unruhen mehr aufzuklären, und besonders ist es jetzt ins Klare gesetzt, daß es hier zweymahl zu einem Aufbrausen des Volksgeistes kam, wobey das einemahl die Bauerschaft der Dörfer allein zu dem gewaltsamen Durchsetzen gewisser Forderungen, welche sie bewilligt haben wollte, sich vereinigte, das anderemahl aber die Bürgerschaft in der Stadt in Gemeinschaft mit ihr jene bekannte 28 Artikel dem Magistrate übergab, über welche Luther sein berühmtes kräftiges Gutachten stellte. Außer allen Zweifel ist es auch gesetzt, daß hier die Religion und die Reformation keinen unmittelbaren Antheil an dem Unwesen hatte, allein dadurch wird es nicht ausgeschlossen, daß die Gährung, in welche der Volksgeist überhaupt durch die Reformationsbewegungen gebracht worden war, nicht auch hier einmaen daran gehabt haben möchte, und dieß ist es allein, was besonnene Historiker, wenn sie der Reformation einen Antheil an der Entstehung des Bauernkriegs zuschrieben, andeuten wollten. — Die zweite Nr. in diesen Blättern enthält S. 22—28 einige anziehende Anekdoten aus Veranlassung des "zur hohen Lilie" genannten Hauses in Erfurt, das von jeher zum Absteige-Quartier für durchreisende fürsliche Personen bestimmt war: unter Nr. 3 aber werden S. 28—32 die Inschriften einiger alten Grabsteine gegeben, die noch in der evangelischen Barfüßer Kirche zu Erfurt befindlich sind.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. May 1821.

G ö t t i n g e n.

In Commission bey Wandenhoef und Ruprecht:
Dr. Carl Julius Meno Valett, De retentionibus ex dote faciendis Diss, Göttingae 1820. VIII und 48 Seiten. Diese kleine Schrift ist am 28. August im v. J. öffentlich vertheidiget worden, um die Erlaubniß öffentlich zu rechtfertigen, welche die Göttingische Juristenfacultät dem Verfasser schon dritthalb Jahre früher gegeben hatte, als academischer Lehrer auftreten zu dürfen. Nachdem in einer kurzen Introductio das Nothwendige über die Wortbedeutung und Natur der retentio als einer Art der doli exceptio, ferner über das Verhältniß der alten Dotalklagen zu einander (da ja mit deren einer eben die retentiones zusammenhängen), endlich von ihrer Verschmelzung zu einem neuen Justinianischen gegen den Geist des älteren und besseren Rechtes gewaltig verstoßenden Rechtsmittel die Rede gewesen ist, wird nun die ganze Lehre von den Retentionen aus der dos in zweyen Hauptabschnitten abgehandelt, deren Gesichtspuncte die sind, daß in dem ersteren diejenigen Retentionen dargestellt wer:

den, welche der Mann deswegen macht, weil ihm durch die Ehe von seinem eignen Vermögen etwas entzogen ist, nämlich: die retentiones propter impensas, propter res donatas und propter res amotas; im zweyten hingegen diejenigen, welche der Mann aus andern Gründen macht und ohne daß ihm von seinem eignen Vermögen durch die Ehe etwas fehlt, nämlich: die retentio propter liberos und propter mores

Von dem Einzelnen dieser Abhandlung möge nur folgendes herausgehoben werden. Im §. 1. ist in den Begriff der *necessariae impensae* in dotem auch die Verpflichtung des Mannes, sie zu machen, aufgenommen, wegen l. 4. D. de imp. in res dot. Im §. 2. ist das *minuitur dos* erklärt. Zuerst ist aus der l. 15. eod. gezeigt, daß nur die außerordentlichen *impensae* die *dos* verkleinern, daß aber die zur Erhaltung der Sache gewöhnlich erforderlichen dieß nicht thun, und daß bey diesen die Sache vielmehr so angesehen werden muß, als wenn die *res dotales* dem Ehemanne nur bis auf die Verkürzung durch diese *impensae* Nutzen gewährten, so daß man sie also nicht als wahre *impensae* ansehen kann, welche ersetzt werden müßten: weil sie nämlich ein *onus fructuum* sind. Im §. 5. ist nun eine Vereinigung der l. 56. §. 3. D. de jure dotium mit l. 5. D. de impensis in res dot. dadurch versucht, daß für die gewöhnliche Lesart in l. 5. "Caeterum haec res faciet" die Haloandrische "faciat" gewählt und dieses praesens conj. als imperf. conj., also durch die Uebersetzung: "Uebrigens würde ja dieß bewirken" erklärt ist. Ferner hat der Verf. es gewagt, in §. 6. das "per partes" der l. 56. §. 3. als nicht überflüssig darzustellen, und daraus zu folgern, daß, wenn der Mann auf einmahl den ganzen Werth des *fundus dotalis* auf dessen Erhaltung wendet, weder von einem *deminuere* noch *retinere* der *dos* die

Rede seyn könne: weil dieß gar keine *necessariae impensae* zu nennen sind, in so fern der Frau, wenn sie dieselben ersetzen müßte, gar nichts gerettet seyn würde, und der Mann zu einer einseitigen solchen Administrationshandlung nicht befußt gehalten werden kann. In den §§. 6 und 7 ist eine Erklärung der Worte der l. 56. §. 3 von "Quid ergo" an und des §. 1. der l. 5. mit Bestreitung des Cujacius, der hier Tribonian's Hand entdecken will, versucht.

In den §§. 13—16 möchte der Verf. die Worte Ulpian's: "Dos, quae semel functa est, amplius fungi non potest; nisi aliud matrimonium sit" ganz unverändert, auch in Verhältnisse zu dem Vorhergehenden, lassen, und die hier ausgesprochene Regel nur auf die retentiones propter liberos⁴ beziehend, sagen: die retentiones propter liberos können in einer und derselben Ehe, von derselben dos also, nur einmahl geschehen, wiederholt aber, wenn eine wahrhaft neue Ehe unter denselben Ehegatten, d. h. eine zweyte Ehe geraume Zeit nach der Trennung der ersten eingegangen wird; l. 33. D. de ritu nupt l. 19. l. 42. §. 3. D. soluto matr. Nach dieser Ansicht also würden alle andere Retentionen neben der propter liberos allerdings in einer und derselben Ehe statt finden können.

Im §. 17. ist die Meinung des Jac. Gothofredus, daß die Frau wegen ihrer Unsittlichkeit in der ältesten Zeit die ganze dos verloren habe, bestritten. Endlich folgt in einem Anhang kurz (weil dieß nicht der Hauptgesichtspunct war) das Justinianische Recht.
Walett.

Paris.

Mit sehr großem Vergnügen hat Rec. die Histoire de l'ancienne université de Grenoble par M. Berriat-St.-Prix, lue à la société royale des antiquaires de France . . ., die im

dritten Bande der Mémoires von dieser Gesellschaft und auch einzeln 64 S. 8. 1820 abgedruckt ist, gelesen. Sehr Vieles ist aus ungedruckten Nachrichten, die sich meist im Archive der Stadt befinden, genommen, und da die hohe Schule zu Grenoble sich in der kurzen Zeit ihrer Blüthe, wie es scheint, fast bloß durch berühmte Rechtslehrer auszeichnete, so ist mit dieser Abhandlung ein schöner Anfang gemacht, die civilistische gelehrte Geschichte in Frankreich aus der Vernachlässigung zu ziehen, über die schon oft geklagt worden ist. Sonderbar genug schlagen die Lebensbeschreibungen der bekannten und auswärtigen Rechtslehrer von Grenoble auch, mehr oder weniger, in ein anderes Fach ein, das weit mehr allgemein zugänglich gemachte Quellen besitzt, weil dabey der Eifer für oder wider eine Parthey gar oft noch lange nach dem Tode der Männer, die zu ihr gehörten, wirkte, nämlich in die Geschichte der theologischen Streitigkeiten, seitdem Luth er so Manches von der alten Lehre verwarf und so Manches davon beybehielt. Von drey Anhängern der prétendue religion, wie sie hier in Acten heißt, und wohl gar noch schlimmerer Meinungen, die selbst in protestantischen Ländern mit dem Tode bestraft wurden, gerade von den dreyen, welche der sonst so sehr freymüthige Languet, wohl nur eben wegen ihrer Abweichungen von dem, was Catholiken und Reformirte gemeinschaftlich für wahr hielten, als ruchlose Menschen schildert, wird hier nachgewiesen, wie die Stadt Grenoble eine conduite (conductio, was in Rußland ein Contract heißt) auf eine Anzahl Jahre mit jedem von ihnen schloß, (die hohe Schule war nämlich durchaus eine Städtische Anstalt, wozu der König eine gar geringe Unterstützung bewilligte) und wie, bald wegen Mangel an Gelde, bald auf Befehl der eifrig catholischen Regierung, jeder wieder entlassen wurde, bis endlich die andere hohe

Schule der Provinz, Valence, besonders durch den Bischof Monluc, es durchsetzte, die iredgläubige Nebenbulerinn aufheben zu machen, sonst könne sie den (eben auch nicht sehr rechtgläubigen) Cujas nicht bekommen. Matthäus Gribaldus Mofsa Herr von Fargies bey Genf, IC. Cherianus (von Quiers), als Gribald oder Gribaude bey Bayle u. a., als Mopha bey Hoffmanns Pancirollus bekannt, als Hr. von Fargies in den Acten unserm Verf. lange Zeit ein wahres Räthsel, ward von 1543 . . 1545, dann 1559 wieder gemiethet, aber 1560 fortgejagt, wobey die Stadt dem Hofe vorstellte que les professeurs qu'on appellerait . . seroient détournés d'accepter par la crainte d'être chassés sans jugement (die einfältigen Leute wußten damahls noch Nichts von disciplinarischen Entlassungen der Professoren!). Dann Ant. Goveanus oder Govea als juristischer Schriftsteller der bekannteste von allen dreyen, da seine opera öfters gedruckt worden sind (die Ausgabe von 1562 und von 1564 ist, wie hier gezeigt wird, dieselbe, aber die von Baassen 1766 kommt zu den hier aufgezählten hinzu), auch als Gegner von N. Ramus oft genannt, aber wie man weniger wußte, obgleich Calvin ihn zum Atheisten macht, in der Lehre von der Dreyeinigkeit verdächtig, in Grenoble von 1555 bis 1562. Aus handschriftlichen Bemerkungen eines seiner Zuhörer steht hier Etwas von einer atrox injuria, die Govea von einem in seinen Schriften gelobten Advocaten wiederfahren sey. Wenn es eine Ohrfeige war, wie in den Acten vorkommt, daß Hotman eine in Valence bekommen habe, so ist es merkwürdig, daß gerade unter den Rechtsgelehrten des Volks, das in diesem Stücke das alleräresamste ist, sich so viele Beyspiele dieser Beschimpfung finden. Die, welche Dr. H., der Großvater des General=Controleur, erz

hielt, ist berühmt. — Aus derselben Quelle wird auch die Zeit des Todes von Govea sehr genau angegeben, und zwar nicht, wie man nach de Thou glaubte, 1565, sondern im März des folgenden Jahrs, so daß also auch die um diese Zeit geschehene Veränderung des Anfangs der neuen Jahreszahl nicht helfen kann. Da es heißt: magno cum moerore studiosorum, so sollte man glauben, Govea sey in Turin immer noch Professor geblieben, ob er gleich, wie man weiß, auch andre Stellen bekleidete, denn diese Cumulation war damahls so wenig unerbört, daß hier ein procureur général des Parlaments vorkommt, der daneben zwanzig Jahr Professor war, freylich, wie man leicht denken kann, schrieb dieser eine so gar angesehene Stelle bekleidende Mann keine Bücher. Endlich der letzte, der in Grenoble die hohe Schule sogar überlebte, ist eine Art Landsmann von uns, nicht nur weil er aus der Franche Comté gebürtig war, die damahls zu Deutschland gehörte, sondern auch weil er etwa zwölf Jahre in Leipzig Professor gewesen ist, Pet. Lorient, Lorientus, und wie es scheint, in Bourges, wo er zwischen 1528 und 1541 lehrte, Laureolus. Auch dieser in Glaubenssachen durchaus nicht unverdächtige Mann kam 1564 auf die hohe Schule und starb um 1573.

Aus der Menge nicht gut catholischer Rechtsgelehrten leitet der Verf. das Sprichwort ab: Juristen böse Christen; aber es kommt bey Protestanten ja auch vor, und ist also eher eine von den Artigkeiten, womit so ziemlich jeder Stand und jedes Volk von denen, die nicht zu ihm gehören, wenn sie sonst nicht sehr gebildet sind, geneckt wird. Ueber die Preise der Dinge, daß um 1543, das erste Mal, denn als er verfolgt wurde, gab er sich wohlfeiler, der Lohn von Gribald zu 300 écus d'or so l etwa 2600 Livres von 1790 gleich kam,

und über den Verfall der hohen Schulen in Frankreich, die oft per saltum promovirten, wäre noch Einiges auszuheben, wenn diese Anzeige nicht schon zu lang wäre. Sehr begierig wird man aber auf das Buch des Verfassers über Cujas, welches vor dem Abdrucke dieser Anzeige bereits in die Hände des Verf. derselben gekommen ist. Hugo.

Frankfurt a. M.

Todesfeyer des weil. Durchl. Fürsten und Herrn Friedrich Ludwig, souverainen Landgrafen von Hessen u. von Joh. Ge. Breidenstein, Landgräfl. Hessischem Oberhofprediger, Consistorialrath und des Kön. Baier. Civil-Verdienstordens Mitglied. 1820. 81 S. 8.

Der verewigte Fürst Friedrich Ludwig wurde 1748 geboren. Sein Vater starb schon 1751 im 27. Jahre seines Lebensalters. Während seiner Minderjährigkeit führte seine Mutter die vormundschaftliche Regierung. Im J. 1741 vermählte er sich mit der Tochter des Landgrafen Ludwigs IX. von Hessen-Darmstadt. Aus dieser Ehe entsprangen acht Prinzen und sechs Prinzessinnen, von jenen, wie von diesen sind noch fünf am Leben. Einer von den Prinzen blieb in der Schlacht von Großgörschen 1813. Der Landgraf Friedrich Ludwig starb 1820 im 71. Jahre. Der jetzt regierende Landgraf Joseph Ludwig ist 1769 geboren und 1818 mit Elisabeth, Königl. Prinzessin von Großbritannien und Hannover vermählt. Seine Brüder bekleiden insgesammt hohe militärische Würden in Oesterreichischen und Preussischen Diensten, in welchen sich dieß edle Geschlecht schon seit langer Zeit mit Ruhm ausgezeichnet hat.

Von dem Verewigten wird in den hier gedruckten Reden ein Bild aufgestellt, welches ungemein

belehrend, anziehend und erhebend ist. Am Ende wird auch ein treffliches Lied beygefügt, welches er zur kirchlichen Feyer des Einzugs der Verbündeten in Paris 1814, zu Homburg dichtete. Die Todesfeyer war angemessen und würdig. Unter den hier abgedruckten Urkunden derselben steht zuerst eine Grufrede, dann folgt die Gedächtnispredigt sammt den dazu gehörigen Liedern, sie theilt sich wiederum in die Altarhandlung und in die eigentliche Predigt ab. Gemeinschaftliche Charactere dieser Reden sind ein sehr harmonischer, oft rhytmischer Stil, eine kräftige Diction, schöne rhetorische Wendungen, Stärke der Gedanken, doch auch nicht selten zu viel Wiederholung und Wortreichtum. Der Predigt liegen zwey Texte zum Grunde, wodurch sie sich in zwey Hauptabschnitte theilt. Der eine ist Jes. 40, 6 — 8. Alles Fleisch ist wie Heu und alle seine Güte wie eine Blume auf dem Felde, das Heu verdorrt, die Blume verwelkt, aber das Wort unsers Gottes bleibet ewiglich. In diesen letzten Theil der Stelle wird so viel theils gelegt, theils aus Veranlassung desselben gesagt, daß der Redner hier unpopulär und unhomiletisch wird, die Deutlichkeit verdunkelt und die Nührung schwächt. Wir wollen weder die Auslegung der Worte, noch die hier vorkommenden Gedanken bestreiten, aber diese Ausführung in dieser Masse gehörte nicht in dieses Gebiet. Der zweyte Text ist Apok. 14, 13. Da wird der Fürst geschildert, der nun ruht von seiner Arbeit, und dem seine Werke nachfolgen, und zwar mit den interessantesten Zügen, unter welchen hie und da auch ein Schatten zart verhüllt wird. Der Umschlag dieser Schrift ist in schönem Steindrucke mit den Symbolen der Schlange, des Tods und Kreuzes geziert.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 10. May 1821.

P a r i s .

Bey Courcier: Mécanique analytique par J. L. Lagrange. Nouvelle Edition revue et augmentée par l'Auteur. Tome I. 422 Quartseiten. 1811. Tome II. 378 S. 1815.

Die erste Ausgabe dieses berühmten Werkes erschien 1788, (eine Deutsche Uebersetzung davon durch Hrn. Murrhard im J. 1797 im Verlage bey Wandenhoef und Kuprecht). Bey dieser neuen Ausgabe desselben ist zwar der Plan des Ganzen ungewändert geblieben, aber in Rücksicht der Entwicke- lung und weiteren Ausführung der Principien, auf welche der Verf. die allgemeinen Formeln der höhern Mechanik gegründet hat, und der Anwendung derselben auf die wichtigsten einzelnen Fälle des Gleichgewichts und der Bewegung sowohl fester als flüssiger Massen, sind manche Abschnitte so umgewändert worden, daß man diese neue Ausgabe fast als ein ganz neues Werk zu betrachten hat, von welchem jedoch nur der erste Theil noch von dem Verf. selbst zum Drucke befördert werden konnte. Während der Bearbeitung des zweyten ward er den Wissenschaftern

durch den Tod entrißen. Nur die ersten zwey Abschnitte waren noch von ihm selbst vollständig im Manuscripte vorhanden. Für die übrigen fanden sich nur Bruchstücke unter seinen Papieren, und einzelne Marginalien, die der Verf. seinem Exemplare der ersten Ausgabe beygefügt hatte, und aus deren Einsicht sich ergab, daß sie nur als vorläufige Notizen zur weitem Ausführung hatten dienen sollen. Hr. Pronny hatte sich erboten, mit Beyhülfe des Hrn. Garnier und J. Pinet jene nachgelassenen Materialien zu ordnen, und bey der neuen Ausgabe des Werks gehörigen Ortes einzuschalten, er entzog sich jedoch nachher dieser Arbeit, weil ihn andere Geschäfte daran hinderten, und überließ sie Hrn. Pinet, welcher demnach großentheils die neue Ausgabe des zweyten Theiles besorgt hat. Alle einzelnen Zusätze und Abänderungen in dieser neuen Ausgabe hier anzuführen, wäre zu weitläufig. Die wichtigsten sind im ersten Theile eine allgemeine Approximationsmethode für diejenigen Aufgaben der Dynamik, in welchen außer den Hauptkräften, nodurch die Bewegung eines Körpers bestimmt wird, auch perturbirende Kräfte gesetzt werden, welche auf die Elemente jener Bewegung Einfluß haben, und in solchen geringe Veränderungen hervorbringen, für welche dann die allgemeinen Formeln durch besondere Kunstgriffe entwickelt werden. Wie wichtig diese Lehre von den Variationen der constanten Größen für die Theorie der Perturbationen der Planetenbahnen sey, bedarf wohl keines Beweises, und die weitere Ausführung und Anwendung auf diesen Gegenstand zeigt sich noch mehr in dem 7ten Abschnitte des zweyten Bandes, wo einige der vorzüglichsten Variationen jener Elemente aus den mitgetheilten Formeln besonders abgeleitet werden. Bey der Lehre von den Schwingungen der Saiten im ersten Theile, sind auch Formeln für die von Hrn. Chladni zuerst näher untersuchten Longitudinalschwingungen hinzugekommen. Im zweyten Theile hat

der Verf. auch seine in den Mém. de l'Ac. de Berlin 1783 gegebene Methode die Elemente einer Cometenbahn aus 3 beobachteten Längen und Breiten des Cometen zu bestimmen, eingeschaltet, aber sie noch mehr vereinfacht, und mit neuen Bemerkungen begleitet.

Nürnberg.

Bey Kiegel und Wiesner: Theorie der combinatorischen Integrale, erfunden, dargestellt, und mit mehreren Anwendungen auf die Analysis versehen von Heinr. Aug. Rothe, Prof. d. Mathematik zu Erlangen etc. 166 S. in 4. 1820.

Um unsern Lesern erst in einigen leichtern Beyspielen einen deutlichen Begriff von dem zu geben, was der Verf. ein combinatorisches Integral nennt, so gedenke man sich das allgemeine Glied einer Reihe z. B. x^0 ; x^1 ; x^2 ; x^3 u. worin die Exponenten von x nach allen ganzen Zahlen von 0 bis ∞ fortschreiten sollen. Ohne Zweifel wird man das allgemeine Glied dieser Reihe durch x^α ausdrücken, und wenn α jede ganze bejahende Zahl von 0 bis ∞ soll bedeuten können, so wird man diese Bedingung hinzufügen, und auf irgend kurze und schickliche Weise andeuten müssen, wie hernach mit mehreren soll angeführt werden. Nun bedeute der Ausdruck $\int x^\alpha$ die Summe jener Reihe unter der angeführten Bedingung, so wird ein solcher Ausdruck von dem Vf. ein combinatorisches Integral oder Aggregat genannt. Man betrachtet also den Exponenten α als eine veränderliche Größe, für die man jede ganze bejahende Zahl von 0 bis ∞ soll setzen können, und den Ausdruck $\int x^\alpha$ als einen verkürzten Ausdruck für $x^0 + x^1 + x^2 + x^3$ u. s. w. Hätte man statt $\int x^\alpha$

ein combinatorisches Integral von der Form $\int \beta x^\alpha$, und die Bedingung wäre, daß für β und α jede ganze bejahete Zahl von 0 bis ∞ sollte gesetzt werden können, so würde jener Ausdruck die Summe folgender Reihe bezeichnen

$$(1+2+3..)x^0 + (1+2+3..)x^1 + (1+2+3..)x^2$$

u. s. w. Wäre dagegen die Bedingung, daß α und β positive ganze Zahlen, und zusammen die Zahl 3 ausmachen sollten, also die Bedingungsgleichung $\alpha + \beta = 3$ so schreibt man jenen Ausdruck nach dem Vf. so, daß man die Bedingungsgleichung unter ihn setzt,

$$\text{nehmlich } \int \beta x^\alpha$$

$$\alpha + \beta = 3.$$

und weil nun $\beta = 3 - \alpha$, so kann statt des summatorischen Ausdrucks oder combinato-

rischen Integrals $\int \beta x^\alpha$ auch geschrieben werden

$\int (3-\alpha)x^\alpha$, unter welches aber jetzt als Bedingung geschrieben werden müßte, α nicht größer als 3. So würde denn unter dieser Bedingung jener summatorische Ausdruck nichts als die Summe folgender Glieder, also einen endlichen Ausdruck nehmlich $3x^0 + 2x^1 + 1x^2 + 0x^3$ bezeichnen. Hätte man

einen summatorischen Ausdruck von der Form $\int x^\alpha y^\beta$ und die Bedingung wäre, daß α, β , der Ordnung nach jede ganze bejahete Zahl von 0 bis ∞ bezeichnen sollten, so sieht man leicht, daß dadurch das Product der beiden unendlichen Reihen $(x^0 + x^1 + x^2 \dots)$ $(y^0 + y^1 + y^2 \dots)$ soll angedeutet werden. Wäre aber die Bedingungsgleichung $\alpha + \beta = 3$, und schreibt man diese wie vorher unter den summatorischen Ausdruck,

$$\text{so wäre } \int x^\alpha y^\beta = \int x^{3-\beta} y^\beta$$

$$\alpha + \beta = 3$$

und für den summatorischen Ausdruck rechter Hand des Gleichheitszeichens jetzt bloß die Bedingung β nicht größer als 3. So würde denn für diesen Fall jener Ausdruck bloß die Summe folgender Glie-

der $x^3y^0 + x^2y^1 + xy^2 + x^0y^3$ bezeichnen. Wäre endlich, um noch einen zusammengesetztern Fall zu nehmen, das combinatorische Integral oder der sum-

matorische Ausdruck $f(x^\alpha + \beta y)^\gamma$ und zwischen den Griechischen Buchstaben, als veränderlichen Größen die Bedingungsgleichung $\alpha + \beta + \gamma = 2$, so sieht man leicht, daß für α, β, γ der Ordnung nach folgende Complexionen

α	β	γ
0	0	2
0	1	1
0	2	0
1	0	1
1	1	0
2	0	0

nach den Regeln der combinatorischen Analysis gefunden werden, und also das daher so genannte combinatorische Integral $f(x^\alpha + \beta y)^\gamma$ nichts als die

Summe folgender Glieder
 $(x^0 + 0y)^2 + (x^0 + 1y)^1 + (x^0 + 2y^0) + (x^1 + 0y)^1$
 $+ (x^1 + 1y)^0 + (x^2 + 0y)^0$ bedeuten wird.

Man sieht also aus diesen Beispielen, daß des

Hrn. Verf. combinatorische Integrale wie $f x^\alpha$; $f x^\alpha y^\beta$; $f(x^\alpha + \beta y)^\gamma$ nichts als Ausdrücke sind, wodurch die Summen von gewissen nach einem vorgegebenen Gesetz oder allgemeinem Gliede entstehenden Größen bezeichnet werden, wenn in einem solchen

allgemeinen Gliede wie z. B. $(x^\alpha + \beta y)^\gamma$ für gewisse mit Buchstaben bezeichneten Elemente (wie α, β, γ) Bedingungsgleichungen vorgeschrieben sind, welche unter gewissen Fällen auch von combinatorischen Operationen abhängig seyn können. Es ist also bey einem solchen Integral, weder an ein gewöhnliches Integral zu denken, noch auch daß man sich vorstellen dürfte,

daß ein solches combinatorisches Integral die wirkliche Summe entweder einer endlichen oder unendlichen Reihe in einem verkürzten Ausdrucke darstellte, so wie z. B. statt $x^0 + x^1 + x^2 + x^3 + x^4$ u. bekanntlich

lich $\frac{1}{1-x}$ gesetzt werden kann. So scheint demnach auf den ersten Blick mit des Hrn. W. combinatorischen Integralen für die Analysis nicht viel mehr gewonnen zu seyn, als daß sie nur für bequeme Bezeichnungen dieser oder jener Operationen zu nehmen sind. Wenn man indessen in der Schrift selbst nachsieht, was insbesondere die angeführten Bedingungsgleichungen, deren für einen und denselben combinatorischen Integralausdruck mehrere gegeben seyn können, für Veränderungen dieses Ausdrucks zulassen, so entstehen daraus mehrere interessante Theoreme, wodurch die Rechnung mit solchen Integralen und also mit den oft so weitläufigen Reihen selbst, welche durch jene Integralausdrücke bezeichnet werden, oft ungemein erleichtert wird, so daß man die Arbeit des Hrn. Verf. immer als einen wichtigen Beytrag zur analytischen Bezeichnungslehre, und zur leichteren Behandlung und Uebersicht solcher Rechnungen betrachten darf. Insbesondere lehrt er dann auch, auf welche Weise solche combinatorische Integrale zu bezeichnen sind, wenn in den allgemeinen Gliedern, vor welchen das Summationszeichen \int steht, auch factorielle Ausdrücke, oder wie sie Hr. Kramp zuerst nannte, Facultäten vorkommen, zu welchem Zwecke denn auch hier das allgemeinste von jenem Facultäten-Calcul selbst vorgeführt ist. Daß nun die von dem Verf. eingeführten neuen Bezeichnungen, von deren Nutzen er seit den 18 Jahren, da er sich mit dieser Arbeit beschäftigt zu haben anführt, sich vielfältig überzeugt habe, selbst zur Auffindung von analytischen Lehrsätzen angewandt werden können, zeigt er in einigen Beyspielen an dem binomischen Lehrsatze,

an combinatorischen Verbindungen von Reihen und Ausdrücken, welche trigonometrische Functionen enthalten und dgl., wovon aber hier nichts weiter mitgetheilt werden kann.

Amsterdam.

Bey Peter den Hengst und Sohn: M. Acci Plauti Captivi. Comoedia. Ad metricae legis normam recensuit, collatione quinque codd. mss. et observationibus auxit Joannes Bosscha, praeceptor scholae Amstelodamensis. 1317. G. XVI und 234. In Octav.

Sehr angenehm ist uns und gewiß jedem Freunde der altrömischen Comiker, daß wir in dem Verf. einen Humanisten kennen lernen, der durch diese Probe zu erkennen gibt, daß er nach Keiß und Hermanns musterhaftem Vorgange den Plautus zu bearbeiten und endlich einmahl nach den Regeln einer gesunden Metrik so correct als möglich ist darzustellen Willens sey. Wir dürfen uns nach dieser Probe gewiß sehr viel versprechen, da er mit der Metrik sehr bekannt ist, und sehr wohl weiß, was zu einer geschmackvollen Bearbeitung und Ausgabe eines Komikers erforderlich ist. Daß aber zur Berichtigung des Textes die Metrik von sehr großem Werthe und ganz unentbehrlich sey, leidet jetzt keinen Zweifel: eine Einsicht, welche den vorigen an sich höchst achtungswürdigen Herausgebern bey weitem in dem Grade nicht eigen war, als zu wünschen gewesen wäre, wie besonders aus Keiß und Hermanns Ausgaben des Rudens und Trinummus und aus des letztern Elementis doctrinae metricae hervorgeht. Auch des Herausg. Bemühung zeigt dieß hinlänglich. Er weiß sehr gut, daß die Schwierigkeiten bey Plautus größer sind, als bey Terenz, indem bekanntlich Lücken, Interpolationen, Versehungen und Auslassungen von Versen nebst den Schreib-

fehlern eben so sehr die Arbeit des Critikers erschweren, als die großen Freyheiten, die sich Plautus in metrischer Hinsicht erlaubte. Gleichwohl beobachtete Plautus gewisse Gesetze, deren Erforschung und Beobachtung H. Bosscha mit Glück sich hat angelegen seyn lassen, ohne doch dabey seine exegetischen Verbindlichkeiten zu vergessen, eingedenk des Gedankens, den er aus Quintilian anführt: *in dimentendis pedibus ac perpendendis syllabis con-senescere, id tum miseri, tum in minimis occupati est.* Er hatte die Vergleichen von fünf Handschriften zu seinem Gebrauche alle aus der Leidenschen Universitätsbibliothek. Gronov hatte sie zwar gekannt, aber nicht so gründlich benützt, wie derselbe offenherzig gesteht, als hätte geschehen sollen. Diese beschreibt Hr. Bosscha sorgfältig in der Vorrede, die zugleich als Dedication an seinen Vater und an seine Lehrer, besonders an den würdigen van Lennep anzusehen ist. Selbst die offenkundigen Schreibfehler der Abschreiber hat er angemerkt, weil diese im Plautus oft zur richtigern Lesart hinweisen. Schade ist es, daß er die Bereicherungen einiger neuer Gelehrten nicht hat benutzen können, als H. Bothe und Avellin's. Die Ausgabe des letztern ist unter uns wenig bekannt. Dem Titel nach verspricht sie ungemein viel, da es daselbst heißt, daß diese Comödie, *Captivi, ad idem XLVII Codd. a M Avellino bearbeitet sey*, Neapel im J. 1807. Wenn der Heraus., wie wir hoffen und wünschen, auf diesem Wege mit der hier bewiesenen Einsicht, Critik, Sprachkunde und Belesenheit fortwandelt, so werden wir bald nicht mehr nöthig haben, Murets Urtheil auch nur eingezmaßen richtig zu finden, nach welchem Plautus, wenn er aus der Unterwelt wieder käme, schwören würde, diese Comödien seyen nicht von ihm.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 12. May 1821.

K o p e n h a g e n.

Aus der Universitätsdruckerey: *Historia Cyrenes inde a tempore, quo condita urbs est usque ad aetatem, qua in provinciae formam a Romanis est redacta. Particula prior de initiis coloniae Cyrenen deductae, et periodus rerum Cyrenensium prima sive Cyrenes Battiadis regnantibus historia. Commentatio quam pro summis in philosophia honoribus examini submittit Jo. Petr. Thrige adjunctus scholae Roeskildensis. 1820. VIII und 279 S. in 8.*

Der etwas inconcinne Titel darf uns nicht hindern, ein Buch mit Freude aufzunehmen, und mit eifrigem Antheil zu lesen, welches einen sehr bedeutenden Punct der Griechischen Specialgeschichte mit Fleiß und Umsicht behandelt. Kyrene war eine der mächtigsten, reichsten, bevölkertsten Städte der Griechischen Welt, wie noch neuerlich wieder die Reisenachrichten della Cella's gezeigt haben (die selbst für die Erklärung Pindars einiges Licht verheßen), wels-

cher in Cyrenaika viele Grabmäler, Straßen, Aquäducte entdeckte, um desto prächtiger, je näher man der Stadt kommt. Dazu wurde fast keine Griechische Stadt für Weltverkehr und Völkerverbindung so wichtig wie Kyrene: und man muß es dem Verf. danken, daß er die hier einschlagenden Punkte mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt hat, wie es denn auch laut der Vorrede eine Stelle in Hrn. Hofrath Heerens Ideen über Politik und Handel u. s. w. war, welche ihn zum Studium der Geschichte Kyrenes anregte.

Die Prolegomenen handeln von den Quellen, nur zu kurz. Es hätte bey den Schriftstellern, die von alten Scholiasten als Quellen genannt werden, genauer nachgeforscht werden sollen, in welchen Schriften und in welchem Zusammenhange sie von Kyrene sprachen. Ueber Herodots *λόγοι Λιβυκοί* hätte bemerkt werden können, daß sie zwar immer nur zu einem Theil des ganzen Geschichtswerks bestimmt waren (sie bilden jetzt den zweyten Theil des IV. Buchs) aber doch, wie aus Vergleichung von II, 161. IV, 159 erhellt, weiter ausgeführt werden sollten, als wir sie jetzt haben. Was die Hülfsmittel betrifft: so kommen uns die häufigen Widerlegungen des Hardion und Belley, die in den *Mémoires de l'Académie des Inscr.* über Kyrene geschrieben haben, viel zu weitläufig und fast unnütz vor: Niemand achtet dieser Scribenten mehr, und wer wird sie noch lesen, wenn etwas Besseres an ihre Stelle gesetzt wird? Die häufigen Abfertigungen Raoul = Rochettes billigt Ref. völlig: dieser Schriftsteller hat keine Ahnung, wie Mythos und Geschichte auseinander liegen. In der Deutschen Literatur ist der Verf. nicht hinlänglich bewandert, und bewegt sich nur in einem engen Kreise; er widerlegt sehr häufig Martin Gottfried Hermanns mythologische Schriften, was man eben jetzt in Deutschland nicht pflegt: das Auffallendste ist, daß er S. 71

diesen Mythologen mit dem ehrwürdigen Gottf. Hermann zu Leipzig für eine Person nimmt, und den letztern, der seine *Mythologica* gewiß selbst nur als einen flüchtigen Excurs in ein fremdes Feld betrachtet, alle Inconsequenzen des ersten aufbürdet.

Der Plan dieser ersten *particula* ist folgender: Erste Section: Von den Begebenheiten, die die Colonieführung vorbereiteten, von der Gründung *Kyrenes* selbst, von der Zeit der Gründung, von der Lage und Beschaffenheit *Cyrenaicas*. Zweyte Section. Die Geschichte *Kyrenes* unter den acht *Battiaiden*, und dann ein *Miscellaneenkapitel* (*adjiciuntur nonnulla de ratione etc.*) von den Verhältnissen *Kyrenes* zum übrigen Griechenland, Staatsform, Handel, Reichthum, Kriegsmacht, Cultur. Außer daß dieser Plan keine klare Uebersicht gewährt, hat er auch wesentliche Nachtheile für die Untersuchung. Der Cultus, welchen die Colonie vor dem Mutterlande bringt, hätte mit den Sagen näher verbunden werden sollen, indem dadurch erst die schwankenden Mythen sichere Begründung erhalten; und die physische Beschaffenheit des Landes hätte als die Basis der Mythe und Geschichte vorausgestellt werden sollen u. dgl.

Die Behandlung der Sage ist ziemlich vollständig, und die Abweichungen der Schriftsteller werden getreulich, oft etwas zu weitläufig angezeigt; auch wird mit Besonnenheit und Verstand darüber geurtheilt. Nur dringt der Verf. nicht tief genug in den Zusammenhang der Sagen ein, er verfolgt die Entstehung der Sagen nicht genetisch, was theils daher kommt, daß er den Cultus abgesondert hat, theils daher, daß er die Erzählungen von dem Ursprung *Kyrenes* zu einzeln und isolirt betrachtet. So wird nie darauf hingewiesen, daß das königliche Geschlecht dieser Stadt, die *Euphemiden*, von den *Minyern* aus der Gegend von *Orchomenos* stammen, woraus sich alsdann so vieles erklärt. Es wird nie

klar gemacht, warum Euphemos Sage nach Lemnos und nach Tanaron in Lakonien versetzt wird; von den Cadmeischen Aegiden wird S. 31 zu kurz gehandelt, und es bleibt daher dem Verf. dunkel, warum die Eynäer ein *Αμυκλαίων γένος ἀνδρῶν* heißen, S. 70. Hierin bietet denn Ref. selbst dem Verf. die Hand, welcher in seinen Geschichten Hellenischer Stämme B. 1 die allmähliche Verpflanzung und Verbreitung der Mynier und Aegiden nach Kyrene vollständig auseinander gesetzt zu haben glaubt. Unter den Stellen über Euphemos vermiffen wir die Hauptstelle aus den Hesiodischen Eöen (Schol. Pind. N. 4, 25), wie überhaupt die Fragmente aus ältern Dichtern noch mehr hätten hervorgehoben werden können. — Die Fabel von der Kyrene, der Mutter des Aristäos, wird S. 81 recht verständig behandelt; nur suchen wir umsonst die von Antäos und Herakles, welche ebenfalls Kyrenaisch ist. In dieser stellt Herakles im Allgemeinen die Hellenisch-Dorische Colonie im Kampf mit den eingebornen Libyern, den Erdensohnen, vor, welche zurückgeschlagen und verjagt immer wieder von neuem aus der Wüste hervorbrechen, gleichsam von ihrer Mutter Erde Kräfte empfangend. Ueber den Tritonischen See können wir dem Verf. nicht beystimmen, wenn er es mit Diemel für *rudos geographicas notiones* hält, daß die Alten denselben öfter in der Gegend von Kyrene setzen. Dieß thut ja gerade der älteste Zeuge Pherkydes, und der kundigste Kallimachos von Kyrene. Vielmehr muß man die Sage so fassen, daß der Sagenname Tritonis, ursprünglich in Böotien heimisch, von der Gründungscolonie zuerst auf einen See in unmittelbarer Nähe angewandt, und dann erst auf einen entferntern und bedeutendern in Libyen übertragen wurde. Die Berechnung der Zeit, in welcher Kyrene gegründet wurde, bleibt zulezt bey Ol. 37, 1 stehen, was auch Ref. für das Datum hält, auf welches man durch allmähliche Annäherung

gelangt. Um diese Zeit wurde nemlich die Stadt selbst gegründet; die Niederlassung auf der Insel Platea fällt 9 Jahr früher, und nur an dieser möchte der Lakone Chionis, welcher von Ol. 28 bis 30 im Laufe siegte, Theil genommen haben.

Auch für die zweyte Section muß sich Ref. auf einige Bemerkungen einschränken, so gern er auch dieß und jenes mit dem Verf. weitläufig verhandelte, an dessen Schrift er, wenn irgend einer, das lebhafteste Interesse nimmt. — Die älteste Verfassung Kyrenes denkt sich der Verf. als strenge Monarchie ohne Beschränkung; allein diese kannte Griechenland in der ältern Zeit niemahls als geseszmäßig. Man muß auch hier eine Aristocratie statuiren, wie sie in Thera, der Mutterstadt, bestand, wo die Geschlechter der ursprünglichen Colonie alle Herrschaft in Händen hatten (Aristoteles Pol. 4, 3). Nachrichten über die von Kyrene gegründeten Städte und die den Kyrenäern unterworfenen Völker werden bey Battos II. gegeben, unter dessen Herrschaft Kyrene durch eine große Anzahl Griechischer Anbauer verstärkt wurde, und nun erst zu höherer Macht gelangte. Die Reihen der Könige stellt der Verf. so. Battos II. ist der, welcher der Glückliche heißt, woran man wohl nicht zweifeln kann. Auf ihn folgt Arkesilaos II., dann Battos III., der Lahme, unter dem die freyere Verfassung eingerichtet wird. Arkesilaos III., der sich Kambyses unterwirft, und dessen Mutter Pheretima nach Aegypten flieht. Darauf muß ein wenig bekannter Battos IV., der Schöne folgen, auf ihn Arkesilaos IV., welchen Pindar besingt; der letzte oder vorletzte des Hauses. Diese einfache Weise, die Regentenreihe anzuordnen, scheint auch die richtige, deren Auffindung bisher einige eingewurzelte Irrthümer verhindert haben.

Im letzten Abschnitt handelt der Verf. zuerst von den Culten Kyrenes; sehr richtig und mit großer

Klarheit von Ammon, dessen Dienst die Kyrenäer nach ihren Metropolen, Sparta und Theben, verpflanzten, viel zu kurz von Apollon, und von dem merkwürdigen Tempel des Asklepios zu Balanagra bey Kyrene gar nicht; obgleich sich an diesen eine alte Schule der Medicin anschließt. Ueber die Verfassung wünschten wir noch eindringendere Untersuchungen. Dagegen ist von den Gewerben, Producten, Handelsartikeln, Handelswegen eben so ausführlich wie gründlich gehandelt. Die Ausfuhrartikel waren besonders die Lasepizpflanze, von der viel naturhistorische und technologische Bemerkungen gesammelt sind, Getreide, Crocus, Rosen, Honig, Sal Ammonis, Citrusholz, der Färbestoff Parâtonium, welche das eigne Gebiet der Kyrenäer lieferte, Sclaven, Gold, Edelsteine, Leder, welche sie selbst aus dem Innern des Landes auf der großen Caravanenstrasse über Augila und Ammonium herbeholten, und in Kyrene aufstapelten, von wo es dann die Schiffe Griechischer Handelsstädte abholten, indem der Handel Kyrenes mit dem übrigen Griechenland größtentheils passiv gewesen zu seyn scheint.

Wir erwarten mit lebhaftem Antheil die Fortsetzung dieser geschichtlichen Untersuchungen, da wir bis jetzt etwa nur die Hälfte des Ganzen haben. Die Schreibart des Verf. ist leicht und fließend, obwohl ohne strenge Correctheit in dem Gebrauch der Worte. Forsitan setzt der Verf. für fortasse; nec non wo es nicht stehn kann, und dgl. Auch ist es unangenehm, das Griechische ohne Accente zu sehen.

K. D. M.

D r e s d e n.

Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau oder die Baumfeldwirthschaft. Von Heinrich Cotta, Königl. Sächsischem Oberforstrath u. 1819.

In der Arnoldschen Buchhandlung. Auf VI u. 56 S. in 8.

Der Ref. kann sich nicht überzeugen, daß es dem Hrn. C. mit dieser Vertheidigung der Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbaue ein Ernst sey, sondern er sieht die Schrift nur für ein Redenspiel, eine Redeübung, für einen Versuch an, zu zeigen, was auch für eine schlechte Sache Gutes gesagt werden könne; hält sie aber in so fern, als die Ultraer dadurch doch zu einiger Mäßigung zurückgeführt werden können, noch immer für nützlich. Die drey Gründe, worauf die Vertheidigung gestützt ist, sind theils noch nicht allgemein anerkannt, theils auch gar nicht entscheidend. Abgerechnet, daß der Waldboden in der Regel nur der seyn soll, der sich zur Beackerung nicht schickt; und daß, wenn eine Feldbauwirthschaft an sich vortheilhaft wäre, dieselbe doch wegen der dabey unvermeidlich eintretenden Umstände nachtheilig seyn könne, mag man 1. immer zugestehn, daß der Boden durch die Bearbeitung, Auflockerung und Umkehrung an sich fruchtbarer werde; es folgt daraus doch noch nicht, daß diese absolute Verbesserung in Vergleichung mit den übrigen möglichen Culturarten auch die relative sey. 2. Die größte Zuwachsfähigkeit des im Freyen stehenden Baums gegen des im Schlusse stehenden, ist durch das, was Hr. C. darüber sagt, durchaus nicht erwiesen. Erstlich kömmt es dabey ganz auf die Eigenheit des Baums an, der im Freyen oder im Schlusse steht. Zweytens wird aber die Erfahrung, die Hr. Hartig aus dem Wildenburgschen anführt, von ihm selbst als etwas Außerordentliches angeführt — als eine Erscheinung, von der er sich lange nicht habe entfernen können. Wie kann nun doch Hr. C. die von Hrn. Hartig aufgestellte Anschlags-Grundsätze mit dieser Erscheinung zusammen halten? Anschlags-Grund-

säße dürfen ja nicht anders als nach mittelmäßigem Boden, mittelmäßiger Cultur und gewöhnlicher Witterung bestimmt werden. Und was die Pflanzung von der Morizburg nach der Fasanerie betrifft, wer sagt uns denn, durch was für Hülfe diese einen solchen Erfolg gehabt hat? Wie kann denn ein so wichtiges Problem nach zwey so kleinen Erfahrungen aufgelöset werden? 3. Daß die Abwechselung mit den Gewächsen bessere Erndten gebe, wird Niemand läugnen: aber wird auf diesen Grundsatz hin der Dreyfelder = Wirth seinen Wechsel mit Winterkorn, Sommerkorn und Brauche; der Mecklenburger und Hollsteiner den feinen mit Getraide-Arten und Weide; der neue Englisch = Deutsche den feinigen mit Getraide und Hackfrüchten, mit dem der Baumfeldwirthschaft vertauschen wollen? 4. Wie kann denn auch Hr. C. den Streit über die Nützlichkeit der Obstbäume im Ackerlande, ja selbst auch nur in Gemüse-Gärten schon für entschieden annehmen; da doch darüber die Acten noch lange nicht geschlossen sind — wie kann Hr. C. die Benutzung des Baumlaubs, als für sein System so günstig anpreisen, da doch das Vieh das abgestorbene Laub nur unter großen Einschränkungen genießt; und die Gewinnung des grünen zu diesem Zwecke den Bäumen immer nachtheilig ist — wie kann Hr. C. in der Hau = oder Brennebergs = Wirthschaft im Siegenschen die Bestätigung seines Cases finden; da diese nicht aus der Ueberzeugung von der Vortheilhaftigkeit einer solchen Baumfeldwirthschaft, sondern aus einem eigenen Zusammentreffen von Umständen hervorgegangen, und auch nicht einmal eine solche Cottaische Baumfeldwirthschaft ist?

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. May 1821.

N e u y o r k .

Wir haben noch die medicinischen Artikel, des 1819. St. 59. S. 585 angezeigten American Medical and Philosophical Registers nachzuholen. Die ganze äußere Einrichtung dieser mit dem vierten Bande, vor der Hand, geschlossenen Zeitschrift, kommt bis auf die Schönheit des Druckes, Papiers und der Kupfer aufs genaueste mit dem vortrefflichen Edinburgher Medical and Surgical Journal überein, nur ist ihr Inhalt, wie aus obiger Anzeige schon erhellt, umfassender, und nicht bloß auf die Heilkunde beschränkt. Ganz besondere Rücksicht nehmen die Herausgeber auf das sogenannte gelbe Fieber: D. N. Arnell über das Fleckenfieber in den Jahren 1808 und 1809 in der Grafschaft Orange: es war mitynter in 24 Stunden tödlich. J. Norcom, über die Fieber in North-Carolina. Meist sind es remittirende, von Localitäten abhängige. Zufolge den Conjecturen eines Ungenannten über das die Pest erzeugende Clima ist das gelbe Fieber in dem Staate Newyork eine exotische Pflanze. J. W. Francis beschreibt eine Darmentzündung mit einer

widernatürlichen Bildung des Pleums, welche er auch trefflich erklärt. Ein diverticulum nehmlich haf-tete am Nabel. D. Hofack über den Gebrauch des mineralischen Wassers zu Ballston in Frankreich. D. J. Stearns. Ein Fall von Catalepsis, in einem eilfjährigen Knaben, hörte unter sechswochentlichem Gebrauch des Bleyzuckers plötzlich auf, nach hef-tigen in den Bauch gezogenen Knieschmerzen. Re-view of the Doctrine of Diseases, taught by Benj. Rush. Dr. Rush'n zufolge bestünden alle Krankheiten in bloß gradweise verschiedener irregu-lar action, welche er a unit nennt. Alle entfernte oder prädisponirende Ursachen der Krankheiten seyen schwächend, und alle gelegenheitlichen oder exci-tirenden Ursachen stimulirend. Ein Ungenannter macht sehr gründliche Erinnerungen dagegen, z. B. gäbe es nur eine Krankheit, so gäbe es auch nur eine Arznei a unit. Biographie des sel. Dr. John Ward, eines genauen Freundes von Franklin; seine einzige Schrift handelte vom gelben Fieber. Review. C. Chisholms Brief an Haygarth über das gelbe Fieber 1809. N. Strong. Diss. on Petechial Fe-ver. Gleason 1810. Dr. Gillespie über das gelbe Fieber zu Brooklyn, im Sommer 1809. Zustand der medicinischen Gesellschaften im Staate Newyork, desgleichen der Gesellschaft nützlicher Künste, der hi-storischen und der humanen Gesellschaft, des City Dispensary, der Universität von Pennsylvanien, des Collegiums der Aerzte zu Philadelphia, und des Columbia College. Sterbelisten, Krankheiten-lis-te, Witterungsbeobachtungen. W. Moore über ei-ne von selbst erfolgte schnelle Heilung einer Wasser-sucht der untern Gliedmaßen; die während der Schwangerschaft ungeheuer angelaufenen Füße, ent-leerten sich nach der Entbindung in einer Woche durch den Urin. Delille über die Wirkungen der Gifte Upas Tienté, nux vomica, Ignazbohne, strychnos Potatorum und Vontac Apfel, welche

fammtlich zu einem Pflanzengeschlechte gehörten. Arnell berichtet die gute Wirkung von Calomel und Weingeist gegen Petechien. Currie sucht durch Thatfachen und Schlüsse den ausländischen Ursprung und die ansteckende Natur des gelben Fiebers gelehrt und gründlich darzuthun. D. F. Pascalis über Upas Gift. J. Leconte über die Epidemie, welche 1809 in Georgia herrschte. Quecksilber und Blutwegnahme schaden, leichte schweißtreibende Mittel nützen. Dr. Rodgers, der den einheimischen Ursprung des gelben Fiebers zu beweisen suchte, wird von Gillespie und den Herausgebern widerlegt. Cadwallader Goldens Biographie mit seinem Bildniß. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts Arzt, zuletzt Gouverneur von Newyork, stand in starkem Briefwechsel mit Linne, Franklin, Gronovius, Douglass, Whytt u. s. f. geb. 1688 gest. 1776. Das ansehnliche Verzeichniß seiner Schriften betrifft mancherley Gegenstände. Sein vor neunzig Jahren abgefaßter Bericht über das Clima und die Krankheiten zu Newyork ist hier abgedruckt. Seine Voraussagung, daß mit zunehmender Cultur sich das Clima dieses Staates bessern würde, ist richtig eingetroffen. Eben derselben Beobachtungen über das zu Newyork im Jahr 1741 und 42 herrschende Fieber. B. Mott tödlicher Diabetes Mellitus eines 9jährigen Knabens mit Krämpfen complicirt; keines der angewendeten Mittel half und Blutwegnahme, durch welche der Verf. im Infirmary zu Edinburgh diese Krankheit wirklich geheilt werden sah, gestattete man nicht. Ed. Cutbush über die heilsamen Wirkungen des Quecksilbers im Typhus auf Schiffen, it operated like a charm, doch wusch man auch die Glieder mit kaltem Weinessig. Ein Ungenannter äußert in seinen Vermuthungen über den Ursprung endemischer Fieber, daß solcher in kleinen, dem bloßen Auge unsichtbarchen Thierchen bestehen könnte. Recension der vom Collegium der Aerzte zu Philadelphia herausge-

D (4)

gebenen Facts and observations relative to the nature and Origin of the pestilential Fever im J. 1795. 97. und 98, welche die fremde oder eingebrachte nicht einheimische Quelle des gelben Fiebers zu Philadelphia während dieser Jahre beweisen. H. M. Onderdonk Inaugural-Dissertation (Neuyork) über den Harnblasen-Stein mit einer saubern Abbildung eines eigenen Bistourys zum Steinschnitt, welches er dem cutting gorget weit vorzieht. C. W. Moores Diss. über das weiße Oxyd von Bismuth, bestätigt Odier Empfehlung desselben gegen Maligneiden. J. Bard on Malignant Pleurisy, welche 1749 in Long Island herrschte, handelt im Allgemeinen von epidemischen Fiebern nach Sydenhams und Boerhaves Grundsätzen. C. Chisholm über den Gebrauch des Arsenits und Muriate of Lime gegen die Scropheln. J. Thacher über Hundswuth, die Lobelia inflata soll eine radicale Heilung derselben bewirkt haben, auch solle die Scutellaria galericulata bey Menschen und Thieren dagegen nutzen. B. L. Oliver über die Behandlung der Wasserscheu mit verschiedenen Mitteln. Die Anagallis und Lobelia scheint ihm nicht so zuverlässig als die einheimische scutellaria, welche aber nicht die galericulata, sondern die lateriflora Willdenov. sey. Er würde das meiste Vertrauen in Crous aus Calomel und Kupfer bestehendes Mittel setzen, er habe durch drey in kurzer Zeit gereichte Gallons von Madera-Wein einen tetanus eines Frauenzimmers gehoben. Biographie Dr. John Cochran mit dessen Portrait. Chr. Schulzens Reisen ins Innere von Neuyork u. s. f. werden gelobt und aus den Additional Facts and Observations relative to the Nature and Origin of the Pestilential Fever, by the College of Physicians of Philadelphia: Auszüge gegeben, welche die Einbringung bestätigen.

Vol. II Als Frontispire eine Ansicht des botanischen Gartens zu Neuyork. Die Herausgeber sind

stolz darauf, daß ihr Journal ausschließlich aus lauter Original-Materialien bestehen a feature rarely preserved, even in the best journals of the most learned nations of Europe.' C. Chisholm empfiehlt Terpentinöl gegen den Bandwurm, zu einer bis zwey Unzen, als ein sicheres Mittel. Arnell über das remittirende Fieber zu Newyork, welches im Jahre 1810 durch Ueberschwemmung veranlaßt ward. Dav. Hosack über Contagion, unterscheidet drey Classen ansteckender Krankheiten, 1. nur durch unmittelbare Berührung ansteckende, 2. sowohl durch unmittelbare Berührung, als durch die Atmosphäre ansteckende, 3. nur durch das medium einer unreinen Atmosphäre ansteckende, wozu er die Pest, das gelbe Fieber, den Typhus, oder die Ketten-, Schiff-Spital oder Sumpffieber und die Ruhr rechnet. Moore, Thatsachen, bezüglich auf die ansteckende Natur des gelben Fiebers in reiner Landluft. Daß reine Landluft und sonstige Reinlichkeit nicht für Ansteckung schütze, beweisen dem Verf. eine ganze Reihe von Fällen. W. Currie über den Gebrauch des Arseniks gegen Wechselfieber, bestätigt die Nützlichkeit der Fowlerschen Tropfen. D. Hosack Beobachtungen über den Croup nebst einer eigenen Abbildung; streitet für die entzündliche Natur desselben, und bemühte vorzüglich Cheynes Werk. Er fängt die Cur mit einem Brechmittel an, läßt dann Ader, gebraucht Colomel und James-Pulver; Dr. Stearns dagegen misbilligt die Blutwegnahme, braucht Colomel mit dem vitro antimonii cerato, und Absud von Polygala senega, bis zur allgemeinen Heilung, und glaubt, der Croup entsünde von einem torpor der Saugader der Luftröhre, angehängt ist des berühmten Dr. Mitchell Beschreibung seines eigenen Leidens am Croup, welcher sich besonders durch heftiges Räuspern nebst einer Aderlaß von der ansehenden Haut zu befreyen suchte. Sein fünfjähriger Bruder war daran gestorben. Aus der zweyten Edi-

tion von S. H. Smith's Essay on the Varieties of Complexion and Figure in the Human Species. New-Brunswick 1810 werden lange Auszüge mitgetheilt. Rob. Thomas Modern Practice of Physick mit einem Anhang von Edw. Miller, Newyork 1811, wird angezeigt und Millers Behauptung, daß der Ursprung des gelben Fiebers einheimisch sey, sehr umständlich mit Bitterkeit, widerlegt. Im Jahr 1800 wurden zu Newyork bereits acht Doctoren der Medicin creirt. Die Witterung zu Newyork im Jahre 1811 scheint nicht viel von der in Deutschland verschieden gewesen zu seyn. C. Christholm Strictures on Dr. D. Hosack's Classification of Contagious Diseases. Nur gegen dessen dritte vorher angeführte Classe, werden Erinnerungen gemacht und gezeigt, daß Pest und gelbes Fieber auch in der reinsten Atmosphäre anstecken. J. B. Stuart. Fall von einer tödlichen Krankheit der Leber und Milz nebst der Leichenöffnung. M. Sheftall heilte durch die Canthariden-Einctur in zwey Fällen den Tetanus. E. Martin Beobachtungen über die alljährlich zu Talbot in Maryland seit 27 Jahren vorkommende Krankheiten. Die Ruhr scheint dem Verf. nur ein Symptom der dortigen intermittirenden und remittirenden Fieber. Auch das gelbe Fieber kam zuweilen vor. Ein Brief von Benj. Franklin über die erste Organisation der American philosophical society zu Philadelphia wird hier auch als ein Fac simile nachgestochen mitgetheilt. H. Marshall. Einer Frau gingen drey Monat nach der Geburt eines lebendigen Kindes, Knochen eines zweyten Kindes ab; sie genas so vollkommen, daß sie seitdem wieder mehreremale glücklich gebar. Hosack Sketch of the Origin and Progress of the Medical School of Newyork and Philadelphia mit einer schönen Abbildung des Newyork-Hospital. D. Hosack schlägt eine ihm eigne Classification der Krankheiten vor. — Th.

N. Beck Inaugural-Diff. on Insanity erhält Beyfall, nicht so Th. E. Steel Diss. on the Use of Digitalis purpurea. Ein zweyter Brief von Franklin betrifft seine electricischen Versuche. Der hocherfahrene Arzt J. Coackley Lettsom macht in einem Briefe sehr interessante Bemerkungen über die Krankheiten zu London, z. B. der Typhus sey binnen zwanzig Jahren fast verschwunden (almost extinct) durch die Zunahme der Keinlichkeit in Kleidern, Wohnungen und Straßen, das Lüften der Häuser, die Wasserleitungen in die Gemächer, das beförderte Fließen der Themse, die Schutzblatternimpfung, die verbesserte Heilkunst und allgemeinere Sorge für die Armen, so daß London die gesündeste Stadt in der Welt sey, und von 32 Kranken nur einer stürbe. Während daß die Lungenschwindsucht in America und auf dem Continent Europas rasch zunähme, vermindere sie sich in London. Der Croup und die Angina maligna sey weniger tödlich, die Lustseuche milder und leichter heilbar, Gesundheit und langes Leben häufiger, so daß die Premiums of insurance beträchtlich sich verminderten. Die Population nehme um nicht weniger als fünftausend alljährlich zu. Gouverneur H. Ellis macht interessante Bemerkungen über das Clima von Georgia; wenn das Thermometer in der Luft bis 105 Grad stieg, sank es doch an die wärmsten Theile seines Körpers gehalten, bis auf 97. Auf seinen vielen Reisen in Africa und in Westindien fühlte er nirgends die lästige Hitze, welche er in Georgia empfand. G. Bard Rede über die Wichtigkeit der medicinischen Erziehung, enthält gute Lehren und Ermahnungen. Vance's Bericht über das gelbe Fieber zu Carthagena und Alicante in Spanien, im Jahre 1811, bestätigt den Nutzen der Quarantain-Anstalten. D. Hofack behandelte glücklich den Anthrax nicht mit Bley und schwächenden Mitteln, sondern umgekehrt mit nahrhaften, reizenden Mitteln, mit Aufschlägen von Weingeist, und China mit Hefe. C. Sandford macht einige Bemerkungen über die verschiedes

nen Zubereitungen der Peruvianischen und anderer Rinden. Dr. Ch. M. Knight Biographie nebst seinem Portrait; machte sich als oberster Feldarzt im americanischen Befreyungskriege um sein Vaterland hoch verdient. W. Curvie View of the diseases most prevalent in the united states etc. etc. Philadelphia 1811 wird gehöhrig gewürdigt, und mancher Auszug zur Probe mitgetheilt. E. North on a Malignant epidemic commonly called spotted Fever, New-York 1811 wird als ein reichhaltiges Werk gerühmt. Jo. Ferriar hält für bewiesen, das wahre specificum gegen die Ausutung des gelben Fiebergiftes sey, die Verdünnung mit atmosphärischer Luft (dilution with atmospheric air). Colin Chisholm behauptet nicht nur auf eines Baudie's Auctorität, daß es in Madagascar eine Nation von Zwergen, die sogenannten Kimos gebe, sondern giebt auch die Maasse von einem Paar derselben einem Erwachsenen nämlich und einem Kinde, welche ihm als Präparate zu St. Thomas vorgelegt wurden. (Diese Maasse bestätigen unsers W.W. Blumenbachs längst gemachte Meynung, daß hier an keine Menschenvarietät sondern an eine angebörne Krankheit, den Cretinismus, zu denken sey.) Die öffentliche Dankfagung der Studenten der Medicin zu New-York an ihre Professoren ist hier auf ihre Briefe abgedruckt.

Vol. III. Edw. Miller schrieb eine treffliche Inaugural Diss. de Physconia Splenica, und war Mittherausgeber des Medical Repository of New-York des ersten medicinischen Journals in America, hielt sich vom domestic origin des gelben Fiebers überzeugt. Dr. Ch. G. Prioleau Beobachtungen über die kalten Begiehungen im Tetanus und convulsivischen Krankheiten: der Verf. half damit in mehreren besonders in drey umständlich erzählten Fällen. N. Fothergill Obs. on the Influence of Habit in accomodating Animal and Vegetable

Life to Diversity of Climate and Temperature: on Torpidity, Vital suspension, and Reviviscence, as exemplified in the Phenomena of Hybernating animals. Cautions on the Treatment of Vital suspension. L. Heerman, über einen eingeklemmten Leistenbruch, welcher glücklich operirt ward, ungeachtet schon Spannung und Schmerzhaftigkeit des Unterleibs und Schluchzen eingetreten waren. J. Macbride berichtet über eine epidemische Krankheit in Südearolina, im Jahre 1812. Ein Typhusfieber unter Negern, kalte Wasserbegießungen halfen augenscheinlich, selbst in Fällen wo die Lungen angegriffen waren. D. Hosack über ein Aneurysma der Schenkelarterie mit einer netten Abbildung; die Arterie ward zwey Zoll unter der Weiche glücklich unterbunden. Die ganze Behandlung geschah so einfach als möglich. E. H. Smith Geschichte der Pest zu Athen, aus dem New-York Medical Repository, wird scharf critisirt. J. C. Warren. Fälle von organischen Krankheiten des Herzens, Boston 1809, wird gelobt. A. Wilson American Ornithology mit farbigen Original-Abbildungen, Philadelphia, in größserm Quarto von 1814 bis 1814 erschienen davon neun Bände. Die meisten Vögel seyen in natürlicher Größe trefflich dargestellt und meisterhaft geschildert. G. Bard A Compendium of the Theory and Practice of Midwifery, wird gelobt. Unter dem Artikel Present state of Medical science wird bitter über die Menge von Quacksalbern in America geklagt. Im Jahre 1812 wurden zwanzig zu Doctoren d. M. in New-York creirt. Bericht der Commission über das gelbe Fieber zu Perth-Amboy, in New-Jersey im Sommer 1811 und Beweis, daß es eingebracht worden. Scudder legte ein americanisches Museum für Naturgeschichte an, und Chiappi von Aucona in Italien, Fontana's Gehülfe, fertigte anatomische Wachspräparate. M. Smith über die bössartige Epi-

demie in der Grafschaft West = Chester, N. Y. im Sommer 1811, oder die Peripneumonia notha Furham's. Obrist J. Williams Bemerkungen über die Erzeugung und Einföhrung von Contagien durch Schiffe, beweisen sehr gründlich, wie die americanischen Schiffe welche zum westindischen Handel gebraucht werden, schon wegen ihres fast luftdichten Baues, sonstiger Einrichtung, Beladungsart, Lebensweise der Mannschaft u. s. f. zur Verführung ansteckender Stoffe dienen. B. Mott böartige epidemische Peripneumonie in Long = Island im Frühjahre 1812. John Stewart. Obs on the nature and Treatment of the Malignant or yellow Fever of Grenada in the years 1793, 94 und 95. Der Unterschied des g. F. vom indigenous tertian remittent wird gut angegeben, Aderlassen schadet, ~~kurz~~ Bad half. Dav. Hosack, Facts relative to the contagious nature of the Yellow Fever in the pure air of the country lassen keinen Zweifel übrig. Noah Webster in den Memoirs of the Connecticut Academy of Arts and Sciences Vol. 1. 1810. New = Haven glaubt nicht, daß die Winter dermalen milder als ehemals wären, wird aber von den Herausgebern zurecht gewiesen. James Thacher. Obs. on Hydrophobia produced by the Bite of a Mad Dog. Plymouth 1812. 8. Da nach Mease Tinct. Cantharidum einen Tetanus heilte, so könnte sie auch wohl Hydrophobie heilen. Hugh Williamson. Obs, on the Climate in different parts of America, compared with the Climate in corresponding Parts of the other Continent, to which are added, Remarks on different Complexion of the Human Race, with some account about the Aborigines of America. New = York 1811. 8. Die Verächter America's z. B. Buffon, Robertson, Kaines und Raynal werden scharf zurecht gewiesen, Man habe fast zweymal so

viel Regen in den vereinigten Staaten als in den meisten Theilen Europens. Croup theilt sich den Lungen mit, wenn Blutwegnahme versäumt wird. Sublimat heile die Lustseuche besser als Salivation oder Calomel und Einreibungen. John Stearns. Diss. on Cynanche trachealis or Croup, Kälte, besonders feuchte, bewirke Schwäche und Torpidität der Saugadern, St. konnte keine Zeichen von Entzündung weder im Pulse, noch bey vier Leichenöffnungen finden, not the least trace of inflammation could be discovered. The croup does sometimes exist without any symptoms of inflammation. Also nicht Ueberlassen sondern Calomel mit Antimonium in großen Dosen um die Saugadern zur Wirkung zu bringen. Ein Ungekannter untersucht die Wirkung der Kälte auf den thierischen Körper. Dav. Hosack Bemerkungen über die Wundarzneykunst der Alten, machen ihre Ansprüche auf viele der berühmtesten Entdeckungen und Verbesserungen der neueren Zeit geltend. H. Marshall sah ein eilffährig Mädchen durch zufällige Verbrennung am linken Arme von der Fallsucht geheilt werden. Manche Krankheiten verliefen in New-York tödlich, weil sich die Aerzte vor Blutwegnahme scheuten. Arsenik gegen krebsartig geschienene Geschwülste äußerlich angewendet, machte partielle Paralytisen. Hosack Obs. on Vision. mit zwey Kupfern aus den Phil. Transact. abgedruckt. J. Seagrove über die Natur und Ursprung des gelben Fieber zu St. Mary in Georgia im Herbst 1804. Dieser Aufsatz befindet sich mit unerlaubten, den Sinn ändernden Auslassungen, im Medical Repository. J. W. Francis Medical History of Mercury, rügt den Misbrauch des Quecksilbers, besonders im gelben Fieber. D. Hosack Beobachtungen über die im Jahr 1803 in den vereinigten Staaten herrschende Peripneumonia Typhodes. G. Williamson, über die bössartige Pleuresie in den südlichen Staaten Amer.

rikas besonders in North-Carolina. Der Verfasser glaubt daß, jedes intermittirende Fieber, durch Einfaugung von mehr oder weniger vegetabilischer faulender Materie verursacht werde. Aus Ch. C. Yates. Essay on the Bilious Epidemic Fever in the state of New - York, to which are added, a Letter from Dr. J. Mann, and a Diss by Dr. Stearns on the same subject. Albany. 1813. werden vollständige Auszüge gegeben. Es war ein Gallenfieber, welches sich durch Brechmittel und Abführungen heilen ließ.

Vol. IV. Mit dem trefflich gestochenen Bilde des Hochberühmten Dr. Benj. Rush als Titeltupfer. Mit diesem vierten Bande beschließen die Herausgeber dieses Werk, und lassen die Wiederaufnahme desselben von Umständen abhängen. Eine Skizze des Lebens und Characters des sel. Benj. Rush, rühmt ihn als einen eben so gelehrten, nachdenkenden und thätigen, als rechtschaffenen Arzt und guten Bürger. Bemerkungen über die Wasserscheu. von B. Rush, zufolge aus Calcutta ihm mitgetheilten Beobachtung, gen soll sich Blutwegnahme in dieser fürchterlichen Krankheit welche ihm ein Zustand von Fieber scheint, heilsam gezeigt haben. Er findet dies um so wahrscheinlicher, als ihm ein H. N. Manerede berichtete, daß man in Paris den obern Theil des Rückenmarks entzündet fand, auch der sogenannte Seifenblasenpuls im ersten Stadio sich zeigt. J. Low und J. Eight geben Berichte über die epidemische Pneumonie zu Albany im Staate New-York im Jahr 1813. J. U. Onderdonk unterband glücklich die Femoral Arterie wegen eines aneurysma A. popliteae. J. H. Frisbre skizzirt eine medicinische Topographie des sogenannten Military Tract, im Staate New-York. D. Hofack Beobachtungen der großen Vortheile, nach großen Operationen die Wunden der freyen Luft auszusetzen, und Bemerkungen über die Wegnahme scirrhotischer Geschwülste der Brüste. Die Blutung wel-

che bey Abnahme einer Brust auf die Unterbindung von zehn Arterien, nicht aufhörte, stand, nachdem die Wunde eine halbe Stunde lang der Luft ausge-
 setzt worden war, von selbst stille. Historische Skizze des Ursprunges, Fortganges und gegenwärtigen Zustandes des College of Physicians and Surgeons der Universität New-York, nebst einer Abbildung des ihm gehörenden Gebäudes. Die Professoren geben hier eine kurze Uebersicht des Hauptinhalts ihrer Lehrvorträge, der Promotionen und die Titel der Inaugural-Dissertationen. M.: Brown medicinische Topographie, des Landes am Mohawk River und See Oneida. L. H. U. Onderdonk unterband aus hier angegebenen, guten Gründen die Art. femoralis superficialis, wegen einer Hiebwunde am Knie, welche vielleicht am Ende Amputation erfordert hätte, und brachte dadurch die Heilung jener Hiebwunde am 12ten Tage und die Heilung der Schnittwunde in einem Monath zu Stande. L. Mitchell Bericht übers gelbe Fieber in Virginien, in den Jahren 1737, 1741 und 1742. Ein sehr vorzüglicher Aufsatz, nebst Leichenöffnungen, welche eine Destruction des Omentum beweisen. Weiter unten folgen noch additionelle Beobachtungen von ihm dazu. Bey Gelegenheit der Auszüge aus Anderson's Diss. insürg. on the Eupatorium Perfoliatum. und Dr. Bogart's Diss. on Angina pectoris bemerkt der Rec. die Müßlichkeit, daß die zu Doctoren creirten solche gedruckte Beweise ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes lieferten. Eupatorium perfoliatum besitzt die meisten Eigenschaften der Peruvischen Kinde. Ch. Cotton: Singular case of suppression of the Urine: Mangel an Harnabsonderung, welche auf ein remittirend Fieber folgte, ward durch Quecksilber, Campher, Copaiva-Balsam, Spirit. aether. nitr. und vegetabilische Nahrung gehoben. W. Currie über die Krankheiten zu Philadelphia

im Jahre 1813 während des Frühlings und Sommers. Insbesondere kommen hier schätzbare Bemerkungen über den Gesichtsschmerz (*tic douloureux*) vor. D. Hofack gibt in seiner Rede noch eine Lebensbeschreibung von B. Rush, den er als ein Muster eines vollendeten großen Arztes seinen Schülern vorstellt. Dr. P. Bowen Beobachtungen über den Ursprung und die Natur des gelben Fiebers zu Providence in Rhode Island im Sommer 1805. Der erste Frost mache schnell dem gelben Fieber ein Ende, dagegen andere Fieber sich in den Winter fortziehen. Eben derselbe, über den auswärtigen Ursprung des gelben Fiebers. W. Post unterband eine Geschwulst, der rechten Arteria carotis glücklich, allein nach acht Monaten brach der aneurysmatische Sack auf, und verursachte beschwerliche Blutungen, welche noch drey Monate lang die vollkommene Genesung aufhielten. E. Colden macht Bemerkungen über Mitchells obigen Bericht über das gelbe Fieber in Virginien, welche sich jedoch bloß auf Speculationen stützen, weil er nie einen an diesem Fiebet leidenden selbst sah. Er leitet alle Zufälle desselben von einer Schärfe der Galle her. J. Le Conte Beobachtungen über die fieberhafte Krankheit zu Savannah, im Jahre 1809. Skizze des Lebens und Characters Dr. Elishu Hubbard Smith zu Newyork nebst seinem Portrait. Er war Mittherausgeber des *Medical Repository*, schrieb über die Pest zu Athen, über Wahnsinn, über das Fieber zu Granada, die Naturgeschichte des Elendthiers, und zeichnete sich auch als Dichter aus, wovon sich ein Beweis in seiner Ausgabe von Darwin's. *Botanic Garden* befindet, starb im 27sten Jahre am gelben Fieber, dessen einheimischen Ursprung er behauptet hatte. Die medicinische Gesellschaft der Grafschaft Saratoga gab einen Bericht über eine Epidemie des Jahres 1813 heraus, wovon wenig.

stens 4000 litten, und welche Bilious pneumonia genannt wird. J. Thacher gab 1813 The American New Dispensatory zum zweytenmahl heraus. J. Cutbush The Philosophy of Experimental Chemistry 1813 in zwey Bänden. Ein Ungenannter Review of Ch. C. Yates Essay on the Bilious Epidemic Fever in the state of New-York. Albany 1813. Zu Philadelphia erscheint The Eclectic Répertory and Analytical Review Medical and Philosophical, und zu Boston, The New Journal of Medicine and Surgery and the Collateral Branches of Science. Dr. Checut schnitt glücklich einen vorgedrungenen brandig gewordenen Uterus weg, die Heilung erfolgte in neun Tagen. Eine 22jährige Frau, der die Menstruation zwey Jahre lang gänzlich ausgeblieben war, gebar dennoch glücklich. Ein Stück einer tuberculösen Leber wird abgebildet und beschrieben. Bey Gelegenheit des vierteljährigen Berichtes über die herrschenden Krankheiten zu Newyork werden, insbesondre sehr gute Bemerkungen über die Sicht gemacht. W. Post heilte glücklich ein Aneurysma A. inguinalis; das nach der Heilung sich wiedereinsindende Pulsiren der übrigen kleiner gewordenen Geschwulst hatte keine üble Folgen. J. N. Saulman macht über einen Fall von Hydrothorax Bemerkungen, wo ganz offenbar Blutwegnahme nebst Quecksilber und digitalis zur Heilung bestrugen. J. W. Francis: Fernere Bemerkungen über Quecksilber. Nach Widerlegung der Theorien von Hunter und Bell, rühmt er den Sublimat als das vorzüglichste Präparat zur Heilung venerischer Uebel. Dr. J. Eights hält die Tinctura ferri muriatici für ein Hydatiden im Uterus zerstörendes Mittel. In B. S. Barton's Collections for an Essay towards a Materia medica of the United States, Philadelphia 1810, finden sich

manche Bereicherungen der *Materia medica* auf eigene Erfahrungen gegründet. *An Account of the New-York Hospital.* New-York 1811 wird gelobt. *Jac. Dyckmans* sehr vorzügliche *Inaugural-Dissertation on the Pathology of the Human Fluids.* New-York 1814 wird in einem vollständigen Auszuge angezeigt. Hingegen *S. Henry's New and complete American Medical Herbal.* N. Y. 1814 und *R. Seaman's Pharmacopoeia chirurgica* N. Y. 1814. als elendes Nachwerk abgefertigt. Noch wurden im Jahr 1814 auf der Universität Newyork eils zu Doctoren creirt. Die meisten Aufsätze dieser trefflichen Zeitschrift verdienen wohl in Europa nachgedruckt zu werden.

Berlin.

Hey Duncker und Humblot: Ueber die Verfassung von England, und die hauptsächlichsten Veränderungen, welche sie, dem Wesen und der Form nach, seit ihrem Ursprung bis auf unsre Tage erlitten hat. Mit einigen Bemerkungen über die alte Verfassung von Frankreich. Aus dem Französischen übersezt von A. Grafen von Bosph. 91 Seiten in 8.

Wir wünschen diesen Bogen viele Leser, nicht bloß, weil hier auf eine kurze und bündige Weise über die Englische Verfassung, von der so Viele sprechen; ohne sie gehörig zu kennen, und deren Hauptveränderungen gründlicher Unterricht ertheilt, sondern auch, weil bey dieser Gelegenheit so manches wahr und berichtigende Wort von dem, was zu einer Verfassung gehört, in der Vorrede, wie in zerstreuten Stellen des Buches selbst vorkommt, das unsern Zeiten sehr zu empfehlen ist.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 14. May 1821.

L e i p z i g.

Bey G. Fleischer: De aure et auditu hominis et animalium. Pars I. De aure animalium aquatiliium. Auctore E. H. Webero, Philos. et Med. Dre, in Universitate lit. Lips. Prof. Anat. comp. extraordinario. Cum X tab. aen. 1820. 134 und 34 S.

Wir eilen, unsere Leser mit einem Werk bekannt zu machen, das wir zu den wichtigsten zählen zu dürfen glauben, die seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts im Fache der vergleichenden Anatomie erschienen sind. Der Verf. gab von seinen Beobachtungen schon in Meckel's Archiv f. d. Physiologie eine vorläufige Nachricht, die jeden, der an den Fortschritten der Naturwissenschaften einigen Antheil nimmt, auf die von ihm versprochene umständlichere Darstellung begerig machen mußte. Das obige Werk enthält diese und sie hat des Recensenten Erwartungen übertroffen. Die Entdeckungen des Verf. sind nicht solche, die der Zufall oft auch den finden läßt, der sie zu finden nicht werth war, und zu deren Verfolgung nur ein mittelmäßiges Talent gehört.

E (4)

Was er sah, war zum Theil schon von Andern bemerkt. Aber Keiner vor ihm ahnete die Bedeutung des Gesehenen, und wenn diese auch vermuthet, so würde ihm doch das Verdienst bleiben, die bloße Vermuthung durch treues und emsiges Forschen zur Gewißheit erhoben zu haben. Wenn seine Schrift gleich in Hinsicht auf Klarheit der Beschreibungen, Lebendigkeit des Vortrags und überhaupt in Betreff des Formellen dem Werke Scarpa's über die Gehörwerkzeuge der Thiere nicht gleich kömmt, so steht sie doch in der Neuheit und Wichtigkeit des Inhalts dem Theile desselben, der die Hörorgane der Fische zum Gegenstande hat, nicht nach. Scarpa hatte bey mehreren seiner Beobachtungen Vorgänger, nicht aber der Verfasser. Man kannte bisher, nach Rosenthal's Beschreibung, am Anfang der Wirbelsäule einiger Fische zwey der Knochen, die nach Hrn. Weber's Entdeckung eine wichtige Function bey dem Gehör dieser Thiere haben. Aber man war sehr weit von dem Gedanken entfernt, daß eine solche Function die ihrige sey. Hielt man doch sogar die Knochen der Kiemendeckel für verwandelte Gehörknöchelchen! Der Verf. fand, daß zu jenen Theilen noch ein dritter gehört, in Verbindung mit welchem sie eine ähnliche Kette von Hebeln, wie der Hammer, Amboss und Steigbügel der Säugthiere, ausmachen, und daß der dem Steigbügel zu vergleichende Knochen mit dem Labyrinth einen ähnlichen Zusammenhang wie bey den Säugthieren hat. Er entdeckte daß denjenigen Fischen, welche diese Gehörknöchelchen besitzen, wozu alle Arten von Cyprinus, so wie Silurus Glanis, Cobitis fossilis und Cobitis Barbatula gehören, der Schall durch die Luft mitgetheilt wird, doch nicht wie bey den höhern Thieren unmittelbar durch die Atmosphäre, sondern durch die Luft eines Organs, das man lange gekannt, vielseitig untersucht und doch nie als in Beziehung auf die Hörwerkzeuge stehend sich gedacht hat, der Schwimm-

Blase. Das äußerste Vorderende dieser Blase ist bey jenen Fischen auf jeder Seite mit dem Hammer verbunden. Der letztere und die beiden übrigen Gehörknöchelchen articuliren sowohl unter sich als mit den drey ersten Halswirbeln, die bey allen, mit solchen Knochen versehenen Fischen weit größer und von anderer Gestalt als bey den übrigen sind und auf beiden Seiten eine Höhlung zur Aufnahme dieser Organe haben. Der Steigbügel ist auf jeder Seite an den, durch eine knöcherne Platte (Claustrum beynt Verf.) verschlossenen bey dem Hinterhauptsloch im ersten Halswirbel liegenden Eingang (Atrium sinus impar) eines Sinus (Sinus impar), so befestigt, daß er durch die Schwimmblase der Platte genähert oder von ihr entfernt werden kann. Der Sinus, welcher die Mitte des Hinterhauptsknochens einnimmt, theilt sich nach vorne in einen rechten und linken, zum Labyrinth jeder Seite gehenden Canal. Der Eingang zu demselben ist also dem ovalen Fenster der Säugthiere zu vergleichen. Alle jene Fische haben aber auch Löcher unter der Haut des Kopfs oder unter den Kopfmuskeln, die zur Schädelhöhle führen und für äußere Oeffnungen des Gehörorgans angesehen werden müssen, indem die Schädelhöhle zwischen ihrer innern Wand und dem Gehirn ganz mit Wasser angefüllt ist, unmittelbar in das Labyrinth übergeht und daher als ein Vorhof des letztern zu betrachten ist. Nicht bey allen Fischen hängt indeß die Schwimmblase mit dem Labyrinth durch Gehörknöchelchen zusammen. Bey einigen geschieht diese Verbindung durch Fortsätze von ihr, die unmittelbar an das Labyrinth stoßen. Bey *Sparus Salpa* und *Sparus Sarpus* theilt sie sich vorne in zwey Canäle, deren Enden an den Rand zweyer ovalen auf der rechten und linken Seite des Schädels liegender und durch eine eigene Haut verschlossener Canäle befestigt sind. Beym Hering dringen zwey enge Röhren, worin die Schwimmblase vorne übergeht, auf

beiden Seiten des Hinterhauptbeins in zwey knöcherne Gänge; jeder von diesen spaltet sich in einen doppelten Canal, der sich in eine vordere und hintere Kapsel endigt; in die Canäle und beide Kapseln gelangen die Fortsätze der Schwimmblase; in der vordern Kapsel ist zugleich ein Anhang des häutigen Labrynth's enthalten, der in derselben mit dem Fortsatz der Schwimmblase zusammenstößt und vereinigt mit diesem eine häutige Scheidwand bildet. Bey dem nehmlichen Fisch hängt auch das häutige Labrynth, des einen Seite mit dem der andern durch eine häutige quer unter dem Gehirn weggehende Döhre so zusammen, daß ein freyer Uebergang von dem einen zum andern statt findet. Bey vielen Fischen gibt es gar keine Verbindung der Schwimmblase mit den Gehörwerkzeugen. Diese und mit ihnen alle, denen die Schwimmblase fehlt, haben den Bau des innern Ohrs, der schon aus den Untersuchungen der Vorgänger des Verfassers in der Hauptsache bekannt ist. Auch hierüber enthält jedoch das vorliegende Werk manche neue Beobachtungen. Die wichtigste darunter ist eine Bestätigung der, von Camper und Scarpa geläugneten Angabe A. Monrö's, daß es bey den Rochen auf jeder Seite des Hinterkopfs außer dem bekannten äußern Zugang zum knorpeligen Labrynth neben demselben noch einen zweyten gibt, der zum häutigen Labrynth führt. Das erstere enthält gleich unter der Oberhaut einen, mit einem weißen Saft angefüllten Schlauch (Sinus auditorius externus des Verf.), welcher sich durch einen weiten membranösen Canal in das häutige Labrynth öffnet und woraus zugleich mehrere, sehr enge Röhren zur Oberhaut gehen, welche Ausführungsgänge jenes Safts sind. Beym *Squalus Carcharias* hingegen traf der Verf. bloß die Oeffnung des knorpeligen Labrynth's an. Dieser Fisch zeigt außerdem einige Abweichung von den Rochen in der Gestalt der halbcirkelförmigen Canäle und der Verbin-

dung derselben mit dem häutigen Labyrinth. Hier von sehr verschieden und weit einfacher als bey allen übrigen Fischen ist das Hörorgan der Neunaugen, Uebereinstimmend mit Pohl's Beobachtungen lehren auch des Verfassers Untersuchungen, daß diese bloß eine knöcherne Höhlung mit einem, in mehrere Zellen getheilten, häutigen Sack ohne halbcirkelförmige Canäle, ohne Gehörsteine und ohne einen äußern Zugang zu jener Höhlung besitzen. Dem mannichfaltigen Bau des innern Ohrs bey den Fischen entspricht eine eben so große Verschiedenheit in dem Ursprung und der Vertheilung der Gehörnerven. Daß der eigentliche Gehörnerve nicht, wie Scarpa behauptet, ein bloßer Ast des Trigemini, sondern, wie Pohl und der Recensent fanden, ein eigener Hirnnerve ist, bemerkte auch der Verfasser. Die, dem achten Paar der höhern Thiere analogen Nerven fand er bey den verschiedenen Fischgeschlechtern von sehr verschiedenem Ursprung. Sie entstanden bey dem Aal, der Quappe, dem Hecht und dem Wels unmittelbar aus dem Gehirn, verbanden sich aber bey den beiden letztern mit einem Zweig des Stimmnerven; bey Sparus Salpa, Scorpaena Scropha und Uranoscojus kamen sie von der vordern Wurzel des Stimmnerven; bey dem Karpen und der Karausche wurden sie von einem Knoten eines großen Zweiges des Trigemini erzeugt. Auch gingen diese Nerven nicht bey allen Fischen zu einerley Theilen des Labyrinths. Beym Bitterrochen, dem Haisfisch und den Neunaugen hatten sie gar keinen Zusammenhang mit dem Gehörorgan. Die, sich in dem Vorhof endigenden Nervenzweige waren immer viel weicher als die, welche sich in den Erweiterungen (ampullae) der halbcirkelförmigen Canäle endigen. — So weit des Verfassers Entdeckungen in der Anatomie des Ohrs der Fische. Außer diesen enthält sein Werk noch Zergliederungen der Gehörorgane des Krebses und der Sepia Octopodia, die indeß mit dem über-

einstimmen, was über jenen Gegenstand von Scarpa und über diesen von Cuvier bekannt gemacht ist.

Der Rec. hat es sich, sobald ihm Hrn. Weber's Entdeckungen bekannt geworden sind, angelegen seyn lassen, sie in der Natur zu prüfen. Es freuet ihn, seiner Anzeige die Versicherung beysügen zu können, daß er Alles, was er bis jetzt davon hat untersuchen können, besonders die unmittelbare Verbindung der Schwimmblase mit dem Labyrinth bey dem Hering, den Zusammenhang derselben mit dem letztern durch Gehörknöchelchen bey den Cyprinusarten und die Abwesenheit der halbcirkelförmigen Canäle bey den Neunaugen, bestätigt gefunden hat. Für die Zuverlässigkeit derselben spricht auch, daß sie zum Theil (einer Bekanntmachung der Herren Pohl und Lenhof's zufolge, in der Salzburger med. chirurg. Stg. 1820. III, 176. IV, 349) gleichzeitig mit Hrn. Weber von Hn. Pohl gemacht sind. Es ist hiermit der Zugang zu einem Felde eröffnet, auf welchem ohne Zweifel des Unbekannten noch sehr viel zu erndten seyn wird. Der Recensent fand unter andern neulich, daß es auch bey dem Schellfisch, den Hr. Weber unter den, von ihm untersuchten Fischen nicht mit anführt, einen ähnlichen Zusammenhang der Schwimmblase mit dem Labyrinth wie bey den Sparusarten gibt; auch scheinen ihm hier in der, dem Gehirn zugekehrten Wand des Steinfachs Muskelfasern enthalten zu seyn, die bis jetzt noch nicht an den Gehörwerkzeugen der Fische beobachtet sind. Die weitere Mittheilung dieser und einiger anderer Bemerkungen behält er sich indeß auf einen andern Ort vor. Nur eine Rechtfertigung in seiner eigenen Angelegenheit gegen eine Stelle in Hrn. Webers Schrift kann er nicht umhin, dieser Anzeige noch beyzufügen. Er beschrieb vor zwölf Jahren in den Annalen der Wetterauischen Gesellschaft (I. 169) eine Haut am Kopfe der *Blatta orientalis* als sehr ähnlich einem Trommelfell und bediente sich dabey

des Ausdrucks, diese Membran habe in ihrer Mitte eine, der Trommelhöhle des menschlichen Ohrs ähnliche Vertiefung. Hr. Weber führt im Eingange seines Werks diese Worte mit einem Fragezeichen an. Der Rec. würde vielleicht jene Vergleichung, die ihm bey'm ersten Niederschreiben seiner Beobachtung passend schien, jetzt nicht mehr so finden. Der Sinn ist aber offenbar der, daß die erwähnte Haut nach außen concav ist und eine, nach innen gerichtete Vertiefung bildet.

Die zehn, dem Werke beygefügt Kupfertafeln sind von Schröter gestochen und entsprechen dem Zweck, von den beschriebenen Gegenständen so deutliche und treue Vorstellungen zu geben, daß Jeder, der im Zergliedern hinreichend geübt ist, sie in der Natur auffinden kann. Doch scheint es dem Rec., daß hin und wieder der Stich kräftiger seyn könnte.

Wir wünschen dem achtungswürdigen Verf. Gesundheit, Muße und Ausdauer zur Verfolgung seiner Entdeckungen, und sehen mit Verlangen dem Erscheinen der Fortsetzung seines Werks entgegen. G. R. Es.

Breslau, Leipzig, Frankfurt, München, Wien.

Die Bibel, nicht, wie Viele wollen, ein Buch für Priester nur, sondern auch für Fürst und Volk. Ein Wort zur rechten Zeit, wo mehr als je des heiligsten Buchs die Thronen zur stärksten Stütze, und Fürst, Priester und Volk für Glauben, Liebe und Sitten bedürfen. Von einem nicht Römisch- sondern christcatholischen Priester herausgegeben. 1818. 216 S. 8.

Wir gedenken dieser Schrift vornehmlich noch in der Beziehung, weil jetzt manche protestantische Schriftsteller sich wider die Bibelgesellschaften erklären und in der That Gründe anführen, die für die Römische Verbietung oder Beschränkung des Bibellesens trefflich benutzt werden können. Der Verf. vertheidigt das freye Bibellesen nicht nur wider päpstliche Verbote, sondern auch wider diejenigen Schriftsteller, welche etwas anderes an die Stelle der Bi-

bel setzen, welche sie und ihre Lehre antiquiren, die Völker durch andere Mittel leiten und bilden wollen. Er zieht zu diesem Zwecke die Hauptwahrheiten der Bibel aus, beweiset ihre allgemeine Brauchbarkeit und ihre Vorzüge vor den Lehren der Weltweisen. Er beantwortet die Einwürfe, die von der Dunkelheit, Zweydeutigkeit und Anstößigkeit mancher Theile der Bibel hergenommen worden sind. Er zeigt, daß in älteren Zeiten das Bibellefen durchaus frey gewesen und daß auch nach den ergangenen Verböten diese Freyheit von vielen catholischen Lehrern behauptet worden sey, mit einer langen Reihe von Zeugnissen und ausgezogenen Stellen. Er leitet die Kegeren nicht aus der Bibel, sondern aus der Vernachlässigung und falschen Ansicht derselben, aus der Verschrobenheit der Köpfe, der Verdorbenheit der Herzen und aus dem schlechten Religionsunterrichte her. Er will die Bibel auch deswegen dem Volke in die Hand gegeben wissen, damit es lerne, wie viel nicht darin stehe, was man ihm als Christenthum gab und wie viel in derselben stehe, was man ihm nicht als Christenthum gab. Den catholischen geistlichen Stand, wie er immer noch in der Bildung vernachlässiget ist, hält er für weniger vorbereitet, die Bibel zu lehren, als den Laienstand sie zu lesen. Er sagt, daß es an der Zeit wäre, die Grenze zu ziehen, wo die unfehlbare Tradition anfange und wo sie aufhöre, daß in Glaubens- und Sittensachen die Gesamtkirche die Unfehlbarkeitsgabe habe, und daß sie die Tradition nicht als irthumsfrey stempeln wolle. Kurz er verräth nicht nur keine römisch-catholische, sondern fast eine protestantische Denkungsart. Auf die Auszüge über das nothwendige und nützliche Bibellefen aus den heiligen Kirchenvätern von L. v. Es. Sulzbach 1816, wird mehrmals verwiesen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 17. May 1821.

G ö t t i n g e n.

Wir haben mit der Anzeige der sämmtlichen auf hiesiger Sternwarte gemachten Beobachtungen des diesjährigen Kometen bis jetzt geizögert, weil wir hofften, daß die auf dieselben gegründeten Resultate durch viel spätere auswärtige Beobachtungen noch würden vervollkommenet werden können. Da diese Hoffnung unerfüllt geblieben ist, so theilen wir nunmehr die sämmtlichen hiesigen Beobachtungen hier mit.

	1821. Mittlere Zeit.	Ger. Aufst.	Nördl. Abw.
Jan.	30 7 ^u 34' 32"	359° 27' 7"	16° 4' 36"
Febr.	3 7 3 56	359 3 54	15 46 3
	7 6 42 38	358 45 5	15 29 49
	9 6 42 30	358 36 24	15 21 22
	10 6 52 27	358 32 19	16 17 50
	11 7 12 0	358 28 27	15 14 26
März	1 7 18 7	357 13 34	14 8 37
	5 7 5 28	356 54 11	13 43 5

Hr. von Staudt, von dessen ausgezeichneteter Geschicklichkeit im astronomischen Calcül wir schon öf-

F (4)

ters Proben mitgetheilt haben, gründete auf diese Beobachtungen folgende parabolische Elemente.
Durchgangszeit durch die Sonnennähe

1821 März 21,61890

Logarithm des kleinsten Abstandes von der Sonne Meridian von Göttingen	8,9645990
Argument der Breite in der Son- nennähe,	169°10'9" ³
Länge des aufsteigenden Knoten	48 44 14,7
Neigung der Bahn	106 40 16,4

Diese Elemente stellen die sämtlichen uns be-
kannt gewordenen Beobachtungen so schön dar, daß
keine weitere Verbesserung, und noch weniger eine
Bestimmung der Ellipticität, gemacht werden kann,
wenn nicht noch viel spätere gute Beobachtungen
von andern Orten bekannt werden. Wir können
des beschränkten Raums wegen hier nur die Verglei-
chung der Elemente mit den hiesigen Beobachtungen
beifügen:

		Unterschied	
		Ger. U.	Abw.
Januar	30	- 18'' 8	+ 34'' 9
Februar	3	+ 3, 9	- 6, 0
	7	- 13, 1	- 36, 0
	9	- 0, 1	+ 14, 7
	10	+ 2, 6	+ 7, 3
	11	- 1, 2	- 3, 5
März	1	- 0, 3	- 0, 3
	5	- 5, 3	- 20, 6

Dieser Komet zeichnet sich durch seine große Annähe-
rung an die Sonne vor andern aus, und mußte
daher um die Zeit des Perihelium eine sehr große
Lichtstärke erreichen. Das Licht des Kometen als
erborgtes Sonnenlicht betrachtet, gab Hrn. von
Staudts Rechnung die Lichtstärke:

Januar	21	0,139
Februar	10	0,258
März	1	0,832
	5	1,253
	18	19,588
	19	32,519
	20	59,932
	21	110,610
	22	128,139
	23	81,238
	24	46,005
	25	27,980

Die Zahlen vom 18. März an gelten für die Culminationszeit in Göttingen. In den ersten Tagen des März konnte der Komet sehr bequem mit bloßen Augen gesehen werden, und glich an Helligkeit fast einem Sterne 3ter Größe. Es war daher allerdings die größte Hoffnung, daß der Komet zur Zeit seiner größten Helligkeit mit lichtstarken Instrumenten trotz seiner nahen Stellung bey der Sonne, bey Tage im Meridian würde beobachtet werden können. Auf der hiesigen Sternwarte erlaubte inzwischen der bedeckte Himmel von 19 bis 23. März keinen Versuch; am 18. und 24. hingegen, wo um die Culminationszeit des Kometen der Himmel klar war, konnte keine Spur des Kometen bemerkt werden, obgleich dessen Ort genau voraus berechnet war. Nach den Nachrichten, welche Hr. Hofr. Gauß von verschiedenen andern Sternwarten erhalten hat, sind daselbst die Nachsichungen um die Zeit der größten Helligkeit des Kometen gleichfalls durch ungünstige Witterung vereitelt worden.

Berlin.

Bey dem Verfasser: Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte von Alvensleben und dessen Gütern. Von Siegmund Wilh. Wohlbrück, Rdn.

Kriegsrath. 1819. 8. 1. Th. LVI 435. 2. Th. 302 S.

Nicht eine Geschichte (wie vom Schlieffenschen Geschlecht und in ihr vom Adel), sondern nur geschichtliche Nachrichten vom Alvenslebenschen Geschlecht verheißt der Titel; und diese werden mit großem Fleiß und gründlicher Sachkenntniß nach und aus Urkunden gegeben, zugleich mit und in ihnen einzelne sprechende Züge zu dem damaligen Gesamtbilde von Land und Leuten. Den Zugang zu diesen Urkunden in dem geheimen Staatsarchive zu Berlin, in dem Landesarchive zu Halberstadt u. verschafften, der Preuß. Staatsminister von Alvensleben und der Braunschw. Staatsminister dieses Namens, dem auch die Schrift gewidmet ist. Die Urkunden laufen von 1163 bis 1592 und sie betreffen hauptsächlich das Besizthum der Familie, welches seinen urkundlichen Anfang in Halberstädtischen Dienstmanngütern hat, und seinen Zuwachs in allen Landen ringsum nimmt. Gerade bey dem Schwierigsten, bey dem Dienstmannwesen weicht der Verf. von seiner Gewohnheit ab, nur das zu berichten, was er fand, und er läßt sich in eine Untersuchung ein, deren Ergebniß ist, daß der Dienstmann immer hörig, also nie adlich im damaligen Sinn war, und daß die ersten Alvensleben nicht zum Herrenstande gehörten, da sie als Dienstmannen beurkundet werden. Es kann hier in die Untersuchung nicht eingegangen sondern nur mit Bezug auf unsers Eichhorn, des jüngern, Staats- und Rechtsgeschichte erwähnt werden, daß nach dem Schwabenspiegel und laut der Geschichte, die Oberhofämter von Mitgliedern des Herrenstandes angenommen werden konnten, trotz des Dienstmannsverhältnisses und der Benennung servitia. Nun war gleich nach den ersten Urkunden ein Alvensleben 1206 Truchseß bey dem Bischöflichen Stuhl zu Halberstadt, und da solches Dienstverhältniß dem Stande nicht schadete, so be-

weisen die Urkunden durch ihren Anfang mit dem Dienstmannwesen den Stand nicht. Es fragt sich überhaupt, ob die ältere Meinung so unbedingt verwerflich ist, als sie von Gercken 1778 (cod. dipl. Brandenb.) und seitdem verworfen ist: daß die Alvensleben ein Cassisches Erbgeschlecht seyen, und Carl der Große einen von ihnen Namens Busso zum Grafen gemacht habe, wie Entzolt (*speculum gentis* Alv.) 1555, allerdings mit manchem Verstoß wider die Geschichte erzählt. Mehr als diese Verstöße möchte der Umstand dagegen sprechen, daß die erste urkundliche Geschlechtsfolge den Namen Busso nicht hat, und die Beybehaltung der Namen in den Deutschen Erbgeschlechtern Sitte war, wie noch neulich unser Eichhorn, der Ältere, in Bezug auf das Welfische Haus nachgewiesen hat. Dafür ließe sich anführen die Gutsherrlichkeit des Geschlechts über einzelne Meierhöfe zwischen Elbe und Harz unabhängig von Dienstmann- und Lehngütern (Herzog Herman erbt von Vater Billung sieben Meierhöfe; und große Gutshaushaltungen erbt Niemand vor den großen erkünstelten Bedürfnissen); ferner das Alvensleben'sche Erbhaus zu Halberstadt, welches eine Grenzfestung gegen die Slaven und mit Kaiserlichen Dienstmannen besetzt gewesen war, die bekanntlich Niemanden sonst unterthan seyn wollten; nicht minder der Antheil an den Burgverwaltungen des vorliegenden Landstrichs; die Gemeinschaft, worin sich das Geschlecht wegen seiner Güter fortdauernd findet; und sein heimathlicher Sinn, der es at home, wie die stammverwandten Engländer sinnverwandt sagen, und in altväterlicher Hausordnung zusammenhält. Es ist dieses hier nur bemerkt, um die Spuren anzudeuten, welche für die Altersfrage Deutscher Erbgeschlechter zu verfolgen sind. Mit ein paar allgemeinen Nichtsagen ist übrigens nirgend weniger als in unserm Mittelalter durchzukommen, worin ein Jeder galt, was

in ihm war, und von einer abgeschlossenen Vornehmheit Niemand etwas wußte.

Zur Kenntniß dieses Mittelalters liefert die Schrift schätzbare Beyträge. Bey Aufhebung des Tempelordens in Deutschland war ein Friedrich von Alvensleben Meister in den oberelbischen Landen, und verkaufte 1307 seinem Bruder das Dorf Bülstringen, dem Orden gehörig. Im folgenden Jahr ließ der Erzbischof von Magdeburg die Tempelherren in seinem Lande verhaften, mußte sie aber wieder freygeben; und sie zogen so beträchtliche Abfindungsgelder von ihren Comthureyen, daß der Pabst nach einer Urkunde im geheimen Archiv zu Berlin vom 1. Dec. 1318 dem Domdechant, Dominicanerprior und Minoritenguardian zu Magdeburg die Untersuchung über jene Abfindungsgelder übertrug, und ihrem Ermessen die Herabsetzung derselben überließ, so daß die Tempelherren davon wohl leben, aber nicht reich werden könnten. Der übliche Zinsfuß im 15. Jahrhundert ist 6%, dazu werden unter andern der Gewandschneiderinnung, den Vorstehern des H. Geists-hospitals, und einigen Bürgern zu Magdeburg Schuldforderungen in Rheinischen Gulden verschrieben. In der zweyten Hälfte desselben Jahrhunderts kommt es zu Gesammtbelehnungen für das Geschlecht, welches unter seinen Ältesten Tassakungen hält. Aber es kommt auch zu großen Verschwendungen: die beiden Brüder Buffo und Gebhard, sendend nach Lüchow hingezogen und dermaßen Hausgehalten, daß sie in kurzen Jahren obgenannte Summe, 40,000 Goldgulden herdurch gebracht." Nach dem s. g. Burgfrieden von Calbe 1494, sollen in Abwesenheit der Herren dem Burgvoigt zwey bis drey wehrhafte Männer aus dem Flecken im Reihedienst zugeordnet werden; und wenn sich die Herren auch nur in den Flecken begeben, sollen zwey Knechte bey aufgezogener Brücke Wache halten, bis einer der Herren zurückkommt. Die Urkunde vom 20. April

1497 gleichfalls aus dem geheimen Archiv zu Berlin, eine Geschlechtseinigung über die Rechtspflege ist, so vieles bezeichnend, daß Einiges davon wenigstens wörtlich angeführt werden muß: "Ob wir — eine zweyfertige Sache nicht vereinigen kuntenn, was Pardt der unsern des nicht zu thunde habenn, die sollen dar mittlern June sein, und Jhnenn gehordt werden, so daß die Sachenn güdtlich geschieden werdenn. — wir wollenn unser Gerichte, Nemlich das Voggedingk, wie es von Alters gewest ist, des Jahrs viermahl hegen lassenn, — darzu sollen gehenn (eins um das andere) alle unsere menner — (und dann) alle unser Schulzenn — als aus Jedem Dorffe der rechte Schulze midt drei Bauren — und die Gerichte sollenn sizzen die Schulzenn, und unsre freyen menner, so viel der vonnotten seindt, die solches am besten erfahren seinn, aus den vorbenombten Dorffern, und darzu wollen wir einen Bogt schicken und einen Schreiber, die da stets auffwartenn sollen, — auch wollen wir samptlich oder niemants vorgerichte reitzen: den seinen handthaben, bevel thuen, wider unser Gerichte. Sondern was ein Jeden von unserm gerichte zugefunden, undt zugetheledt wirdt, daß soll ehr sich genugen lassen." Diese Einigung deutet auch wohl durch ihr Klangmaß auf die bekannten Rechtsspiegel hin, und vielleicht auf ein Recht, wie es damahls im Munde des Volks lebte: auf das Milde, welches in der Sitte seyn mußte, weil Deutschland blühend und mächtig ward, unerachtet des Wilden, wovon ein Zeugniß aus jenem gleichzeitigen Burgfrieden entnommen ist, um Licht und Schatten zusammenzustellen, und beuzufügen, daß in Engzland die eisernen Thore, die Bluthunde von den Landgütern erst unter Elisabeth verschwandten. Der altväterliche Sinn bewährte sich bey dem Aussterben der rothen Linie, deren Güter nach Willigkeit 1553 getheilt wurden und nicht nach dem

strengen Recht, welches die Hälfte der Erbschaft an einen Einzigen gebracht hätte. Der Gutsertrag vermehrte sich um diese Zeit so, daß Frau Vert, a auf Hundisburg † 1587 aus der Pacht des Bichstammes von den Gütern ihres Gemahls 26,000 Rthl. zurücklegte. Sie trat hochbejahrt im 73. Jahr zur neuen Kirche über. Anfänglich waren die Meinungen über die Kirchenverbesserung zwischen den Familiengliedern sehr getheilt, doch ward ihre Eintracht dadurch nicht gestört, sondern man ehrte, wie es recht ist, die Meinungsfreiheit, und es ist aufbewahrt, daß eine altgläubige Aebtissinn, Sophie von A., bey ihren ungläubigen Stiftsfrauen zu Althaldensleben in Ansehen blieb. Man legte Büchersammlungen für sich, Schulen für die Bauern an; und — was wäre ohne der dreyßigjährigen Bürgerkrieg nicht geschehen!

Sonderhausen und Nordhausen.

Bey Voigt: Mungo Park's zweyte Reise im Innern von Africa, nebst einer Nachricht von seinem Leben. Aus dem Englischen übersezt von F. C. A. Büttner. Mit einer Charte und fünf Abbildungen in Steindruck. 1821. 328 Seiten in 8. Aus den Englischen Aufsätzen, die in diesem Buche übersezt sind, haben wir schon im Jahrgang 1816. S. 745 einen umständlichen Bericht unsern Lesern gegeben, wohin wir verweisen. Wem das Englische Original nicht zur Hand ist, wird diese Deutsche Uebersetzung mit Nutzen gebrauchen. Sie enthält 1. Mungo Parks Leben, 2. desselben Tagebuch 1805 bis zu seiner Einschiffung in den Niger (beydes vollständig), 3. Isaaq's Tagebuch, das er 1810 auf seiner Mission zur Erforschung der Wahrheit des Gerüchts von Mungo Park's Tode gehalten (abgekürzt).

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 19. May 1821.

Paris.

Ben Egron: Essai sur la puissance paternelle
Par J. P. Chrestien de Poly, Viceprési-
dent du tribunal de la Seine, et chevalier
de l'ordre royal de la légion d'honneur. 1820.
Tome premier XII und 399 Seiten. Tome
second, 520 Seiten in Octav.

Durch die Revolution wurden die frühern gesetz-
lichen Bestimmungen über die väterliche Gewalt ver-
nichtet; nach den Grundsätzen des metaphysischen
Naturrechts, nach welchem die Urheber der Revolu-
tion die bürgerliche Verfassung umformen wollten,
sollte es kein andres Verhältniß zwischen Aeltern und
Kindern geben, als dasjenige, welches aus dem Zu-
falle entspringt, daß die erstern früher da waren,
als die letztern. Ja selbst diese Abhängigkeit, wel-
che unvermeidlich aus dem Unvermögen der Kinder,
sich selbst ernähren zu können, entstand; war jener
Gesetzgebern ein Greuel, und, wenn sie dieselbe den-
noch dulden mußten, so suchten sie sie wenigstens
auf alle mögliche Art zu beschränken. Deshalb wur-
de der Termin der Volljährigkeit durch das Gesetz

G (4)

vom 20. Septemb. 1792, auf das 21ste Jahr zurückgesetzt; deßhalb dafür Sorge getragen, daß das Kind schon seit dem 18ten Jahre den Genuß seines eigenen Vermögens erhielt, und der Vater von dieser Zeit an ein rechnungspflichtiger Verwalter desselben war; deßhalb endlich durch ein Decret vom 7. März 1793, den Aeltern die Disposition über ihr Vermögen auf den Todesfall genommen, und verordnet, daß jeder Descendent gleichen Antheil an dem Nachlasse haben sollte. So war also das Kind vollkommen unabhängig von den Aeltern in Betreff des Vermögens; die väterliche Gewalt über die Person desselben aber in ein bloßes Schattenbild verwandelt, dem man durch hohle Phrasen einige Stützen zu geben versucht hatte. Nur das Kind hatte Rechte, die Aeltern hatten nur Pflichten; die Bande der Liebe und Dankbarkeit sollten mit dem Tode der Aeltern zerreißen. nur das abstracte Gesetz gebieten und verfügen, solches allein die Stelle moralischer Beweggründe vertreten. Wenn nun gleich in der Folge, wegen der überhand nehmenden Zügellosigkeit der Kinder, die Gesetzgeber es für nothwendig hielten, ihr Werk gegen ihre eigenen Grundsätze in Schutz zu nehmen, und dieselben zu beschränken, so ist dennoch durch die in dem Code Napoleon vollendete Gesetzgebung nichts gewonnen worden. Der frühere Volljährigkeitstermin wurde in demselben beybehalten; die väterliche Gewalt über die Person der Kinder, wiewohl sie sich in Formalitäten mancher Art äußerte, blieb dennoch immer nur eine bloße Formalität selbst; und in Hinsicht des Vermögens blieben die Kinder durch das Verbot einer absoluten Enterblichk. eben so unabhängig, wie zuvor; ja es wurde durch dasselbe den Aeltern eines der effektivsten Mittel, ihre Autorität aufrecht zu erhalten, und den Kindern Zügel und Zaum anzulegen, genommen. Und welches waren nun die Folgen eines solchen Systems? — Was schon im Jahr

1814 ein einsichtsvoller Staatsmann (Hr. G. C. K. Rehberg über den Code Napoleon) über die heillose Ansicht, welche jenes Gesetzbuch in Betreff der väterlichen Gewalt aufgestellt hat, so wahr und treffend bemerkte, was derselbe in Hinsicht der traurigen Folgen, die eine solche Ansicht haben müsse, ahnend vorausgesagt hat, das findet sich nun in dem vorliegenden Werke, eines trefflichen Französischen Geschäftsmanns, auf jeder Seite buchstäblich bestätigt und nachgewiesen. Wahrhaft schaudererregend ist das Bild, welches der Verfasser über das durch jene unglückselige Gesetzgebung veranlaßte und herbeigeführte gegenwärtige Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern, aufgestellt hat; und von welchem hier nur einzelne Züge ausgehoben werden mögen. "L'enfant s'imagine avoir plus de raison et de lumières, que ses parens, auxquels il commande; il regarde leur fortune comme la sienne, il pense qu'ils n'en sont que les administrateurs comptables, qu'il est bien libre d'en dissiper une partie, et que l'autre est pour eux un dépôt sacré, dont ils ne peuvent distraire aucune parcelle à son préjudice. En cet état il ne leur reconnoît aucune autorité réelle, et il ne souffre leurs avis, que sous la condition, qu'il ne sera pas tenu de s'y conformer, s'ils lui déplaisent". Ferner; "Deja, sans autorité, les parens perdent tout crédit auprès de leurs enfans, qui ne leur pardonnent rien, et qui, charmés d'avoir un prétexte, pour être sourds à leurs conseils, les condamnent sur de simples apparences. Si leurs entans, ennemis du travail, raisonneurs et mutins, les affligent encore par des actions basses et déshonorantes, ils regardent autour d'eux pour voir s'il ne leur reste pas quelques moyens de les arrêter sur le bord de l'abîme, et de

les contraindre à en mesurer la profondeur avant de s'y précipiter; mais leurs enfans ne redoutent pas une detention, qui ne peut excéder six mois, ni des menaces, qui ne peuvent les priver que du quart de leur portion héréditaire. Ils bravent en consequence le juste ressentiment des auteurs de leurs jours, leurs suscitent des procès scandaleux, les abreuvent d'amertumes et leur font appeler la mort comme trop lente à venir". Endlich: "Depuis que les pères et mères, rois détrônés, n'ont plus ni puissance ni tribunal domestique, et qu'il n'y a plus de maître dans la famille, une anarchie dévorante y a étendu ses ravages, les enfans jaloux, ennemis les uns des autres, ont brisé les liens d'amitié fraternelle; ils ont considéré le patrimoine des auteurs de leurs jours comme une proie qui doit appartenir au plus souple, au plus audacieux u. f. w. Der Verf. zeigt sodann, daß nicht allein das Wohl der Familien, sondern auch das durch jenes bedingte Wohl des Staats unfehlbar untergehen werde, wenn nicht diesen übeln Folgen so schnell als möglich vorgebeugt werde. Seine höchst beobachtungswerthen Vorschläge gehen daher auf die Wiederherstellung der väterlichen Gewalt, so wie dieselbe vor der Revolution statt fand, jedoch mit Berücksichtigung der constitutionellen Charte. Da dieselben sehr ins Detail gehen, so darf sich Ref. darauf beschränken, die Basis derselben anzugeben. Diese besteht darin, daß die Volljährigkeit wiederum auf das 25ste Jahr vorgerückt werde, daß den Aeltern bis zum 20sten Jahre des Kindes ein Züchtigungsrecht, und bis zur Volljährigkeit die Anklage des Kindes vor einem Censurgerichte, zur öffentlichen, jedoch disciplinarischen Bestrafung, verstatet werden müsse, daß ihnen ferner wieder erlaubt seyn solle, ihre Kinder aus bestimmten Grün-

den entweder gänzlich zu enterben, oder sie auf den Pflichttheil zu setzen, und daß endlich Besserungshäuser eingerichtet werden müßten, in welche ungehorsame und widerspenstige Kinder auf den Antrag der Aeltern oder Familienhäupter eingesperrt werden könnten. — Das Werk selbst zerfällt in fünf Kapitel. I. De la puissance paternelle chez les différens peuples depuis l'origine du monde jusqu'à ce jour. Bruchstücke zur Darstellung des Umfangs der väterlichen Gewalt bey den Hebräern, Griechen, Römern, Germanen und Franken des Mittelalters. Aufzählung der gesetzlichen Verfügungen über dieselbe vor und während der Revolution. Darstellung derselben, nach dem Code Napoleon. II. De la nécessité de donner plus de poids et de force repressive à la puissance paternelle, dans l'intérêt des familles et de la société entière. Schilderung der traurigen Folgen der bestehenden Gesetzgebung. Nothwendigkeit einer schleunigen Abhülfe. Möglichkeit der Wiederherstellung der frühern Gesetzgebung mit Rücksicht auf die Charte. III. Bases des lois, qui doivent reconstituer la puissance paternelle. Dieser Abschnitt nimmt den größten Theil beider Hände ein. Die obenangedeuteten Vorschläge des Verf. sind in Form eines Gesetzentwurfs mit darunter gesetzten ausführlichen Motiven, eingekleidet. IV. Reponses aux principales objections contre le rétablissement de la puissance paternelle et les bases proposées par l'auteur pour des lois organiques. Eine musterhafte Widerlegung der durch die Revolution erzeugten, und durch dieselbe ausgesprochenen Ideen über die väterliche Gewalt. V. Conclusion générale. In diesem Kapitel wiederholt der Verf. die Resultate seiner Untersuchungen, und legt sie ganz vorzüglich den beiden Kammern und dem Könige ans Herz.

u p s a l a.

Gedruckt auf Kosten des Herausgebers bey Palmblad und Comp. 1819: Finnische Runen. Finnisch und Deutsch von Doctor H. R. von Schröter. XV und 141 Seiten in Octav, nebst einem Musikblatte in Steindruck.

Kuno ist der Finnische Name für Lied oder Gedicht: ein Name, der mit unserm alten, ähnlich klingenden Worte rûna, wie es scheint, durchaus keine Verwandtschaft hat. Hr. D. von Schröter behält für diese allerdings ganz ausländischen Lieder auch den ausländischen Namen bey, der — richtig verstanden — wohl auch der passendste seyn mag. — Was wir bisher von der Finnischen Poesie wußten, verdankten wir vorzüglich dem Canzleyrath Ritter Porthan. Dieser gab zu Åbo, vom J. 1766 an, fünf Stücke seiner Abhandlung *de poesi Fennica* heraus, wurde aber durch seinen im Nov. 1804 erfolgten Tod verhindert, seine schätzbare Arbeit zu vollenden. Aus diesen Dissertationen ist dasjenige genommen, was sich in dem Werke des sel. Rûhs 'Finland und seine Bewohner' über diesen Gegenstand findet. Hr. D. von Schröter, durch seine Bekanntschaft mit der classischen sowohl als der romantischen Poesie vorbereitet, richtete während seines Aufenthaltes in Schweden seine Aufmerksamkeit auch auf Finnland und die Finnischen Volkslieder, und theilt uns hier dreyßig Lieder im Originale und seiner Uebersetzung mit. — Eine allgemein verbreitete Anlage und Liebe zur Poesie zeichnet bis auf den heutigen Tag die Finnen aus, vorzüglich in den nördlichen, weniger mit Fremden in Verbindung stehenden Theilen des Landes. Bey allen Geschäften des Lebens, selbst bey gerichtlichen Verhandlungen werden poetische Wendungen und Ausdrücke gebraucht, und man kann sich kaum ein lebhaftes Gespräch denken, dem nicht durch eingeflochtene Liederstellen Kraft und Schwung gegeben wird. Dieß geschieht selbst

von Bauern, die weder lesen noch schreiben können, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß auch Frauen des niedrigsten Standes in diesem Stücke mit den Männern wetteifern. Sehr oft werden solche Lieder aus dem Stegreife gesungen; andere werden aus treuem Gedächtnisse wiederholt. Schriftliche Sammlungen finden sich nur in den Händen gebildeter Freunde vaterländischer Dichtung. Auf eine frühere Zeit scheinen einzig und allein die Beschwörungsformeln hinzudeuten, die gegen Verwundungen und innerliche Krankheiten angewandt werden. Diese werden aber nicht gesungen, sondern in feyerlich langsamem Tone gesprochen, weshalb sie auch ten eigenthümlichen Namen luwut, lesunen, füren. Heidnische und christliche Ideen vermischen sich in diesen Zauberprüchen auf die sonderbarste Weise, und bey unserer dürftigen Kenntniß der alten Finnischen Götterlehre sind sie uns zum Theil unverständlich. Die historischen Lieder gehen, wie Porthan versichert, nicht über das sechszehnte Jahrhundert zurück. Lieder des Jägers, des Fischers, des Hirten, des Aclermanns, der Dreherinn der Handmühle, Liebesgefänge, Spottlieder u. dgl. gebären sich immer von neuem wieder. — Was das Metrum der Finnischen Lieder betrifft, so herrscht in allen ein vierfüßiges trochäisches Versmaß, wobey nicht allein auf den Accent, sondern auch auf wirkliche Quantität Rücksicht genommen wird. (Nach Porthan sind alle einfache Vocale im Finnischen kurz, und für eine lange Sylbe ist ein gedoppelter Vocal, oder ein Diphthonge, oder Position erforderlich; es herrscht mithin dieselbe Regel, die für die ältere Deutsche Sprache gilt. Man vergleiche eine in der Mnemosyme für 1819 befindliche Abhandlung von Kenvall: försök till Finsk Prosodie.) Statt der Endreime dient die Alliteration: wenigstens zwey Wörter in jeder Zeile müssen gleichen Anfangsbuchstaben haben; oft ist auch mehr als der Anfangsbuchstabe gleich. Verbindung zweyer Zeilen durch die Reimbuchstaben findet nicht statt; dagegen werden zwey bisweilen auch mehr Zeilen,

eben so wie in der morgenländischen Poesie, durch Parallelismus gebunden. — Hr. D. von Schröter übersezte in dasselbe Sylbenmaß, aber ohne Alliteration. Wir dürfen also bey dem unbedeutenden Zwange, den die Form ihm auflegte, auf alle die Treue rechnen, die bey dergleichen Arbeiten von der größten Wichtigkeit ist, und die allein von so fremdartigen Liedern uns einen richtigen Begriff geben kann. Die beygefügtten Anmerkungen enthalten einige Erläuterungen aus der Finnischen Mythologie, die ohne Zweifel noch gar mancher Aufklärung bedarf.

Göttingen.

Bev Dieterich: Grundriß des Handelsrechts, insbesondere des Wechsel- und Seerechts, von Georg Friedrich von Martens. Dritte verbesserte Auflage. 1820. XVI und 240 Seiten in Octav.

Die hohe Vortrefflichkeit dieses Lehrbuchs ist allgemein anerkannt, wie denn auch solches die, seit dem kurzen Zeitraume seines ersten Erscheinens, nothwendig gewordenen mehreren Auflagen bezeugen. Bey Besorgung der vorliegenden hat sich der früh verewigte Verfasser, wegen Veränderung seines Wirkungskreises, und Aufenthalts, und entfernt von der hiesigen Bibliothek, auf einzelne Berichtigungen und einzelne literarische Zusätze beschränken müssen. Letztere bestehen größtentheils nur in Verweisungen auf den Französischen Code de commerce, und dessen Commentator Pardessus; weniger genau sind die neuen Schriften über Handelsgesetzgebung und Handelsrecht seit 1805 nachgetragen, und es bleibt in deren Hinsicht für einen etwaigen künftigen Herausgeber des verwaisteten Werckens noch eine reiche Nachlese übrig. So fehlen z. B. die neue Folge der Ausgaben von *Beaue's Lex mercatoria*, die neuere Ausgabe des *Consolato del mare* von *Boucher*, *Heinek's* treffliche Abhandlung über den Expeditionshandel, die Abhandlungen von *Ebeling* u. a. über die Beweisraft der Handelsbücher, *Weissenegger's* Wechselrecht, ganz vorzüglich eine Bezugnahme auf das in Hamburg erscheinende *Archiv des Handelsrechts*; u. a. m.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. May 1821.

London.

Published by Rodwell and Martin: Travels in various countries of the East; more particularly Persia. A work, wherein the author has described as far as his own observations extended the state of those countries in 1810, 1811 and 1812; and has endeavoured to illustrate many subjects of antiquarian research; history, geography, philology, and miscellaneous Literature, with extracts from rare and valuable oriental Manuscripts. By Sir William Ouseley, Knight LL. D. private secretary to his Excellency Sir Gore Ouseley, Baronet K. L. S. his Majesty's Ambassador extraordinary at the court of Persia. Vol. I. 1819. XXVI 455 in 4to.

So hätten wir denn den Anfang eines schon länger erwarteten Werkes erhalten, welches, wenn die folgenden Bände diesem ersten, wie nicht zu bezweifeln steht, entsprechen, als die gelehrteste und wichtigste Reisebeschreibung von Persien zu betrachten ist, unter allen welche von den ältesten bis auf die neue-

sten Zeiten erschienen sind. Herr William Duseley hat sowohl durch seine frühern litterarischen Arbeiten im Fache der orientalischen Litteratur wie durch gegenwärtiges Werk bekräftigt, daß er, was Sprach- und Sachkenntniß betrifft, zu seiner Reise vorbereitet war, wie keiner seiner Vorgänger. Daß es ihm aber auch nicht an den übrigen einem Reisenden notwendigen Erfordernissen, Aufmerksamkeit, Fleiß und Ausdauer fehlte, davon legt gleichfalls dieses Werk die rühmlichsten Beweise ab. Der Verfasser war, wie aus dem Titel des Werks erhellt, Privatsecretär bey seinem Bruder Gore Duseley, der als Englischer Gesandter an dem Persischen Hof ging. Die politische Tendenz dieser Gesandtschaft ist im allgemeinen bekannt; mehrere bey der Legation Angestellte benutzten diese Reise gleichfalls für wissenschaftliche Zwecke. Als Frucht derselben Sendung haben wir oben die zweite Reise von Morier angezeigt. Welche wissenschaftliche Zwecke Duseley verfolgte, zeigt zum Theil der Titel seines Werkes und ausführlicher die Worte: de. The body of this work contains such brief geographical remarks as were the result of personal inquiries and local observations; allein die Lieblingsgegenstände des Verfassers, alterthümliche Untersuchungen, haben ein paar mahl den eigentlichen Reisebericht unterbrochen; da aber jene entweder als Appendices ans Ende des Werks gesetzt sind, oder durch ihre eigenen Abtheilungen und Ueberschriften sich gleich für das was sie sind geben: so verweilen sie diejenigen nicht, welchen es um eine bloße Erzählung der Reise zu thun ist. Jene antiquarischen Untersuchungen erhalten eine bedeutende Wichtigkeit durch die eingeschalteten Auszüge aus der zahlreichen und höchst wichtigen Sammlung von Persischen und Arabischen Handschriften, welche das Eigenthum des Verfassers sind. Diese Auszüge sind um so schätzbarer, da Grundtext und Uebersetzung sich stets beisammen findet und so der Orientalist

Dom Fach in den Stand gesetzt ist, die Richtigkeit der Uebersetzung zu prüfen. Aus jenen Handschriften wird auch einiges Merkwürdige den Naturforschern mitgetheilt, obgleich diese Gegenstände in den eigentlichen Enclus der Untersuchungen nicht mit eingeschlossen waren. In der Vorrede verbreitet sich Hr. Duseley noch über zwey wichtige Puncte. Zuerst über die Bestimmung des Längenmaßes Parasang. Bekanntlich finden sich bey ältern und neuern Schriftstellern verschiedene Annahmen. Eine Parasang ist nach Duseley S. 23 (with a degree of accuracy sufficient for general computation) mehr als $3\frac{1}{2}$ und weniger als $3\frac{3}{4}$ Engl. Meilen. Darauf folgen dem Orientalisten wichtige Bemerkungen über die Aussprache des Persischen, und vorzüglich über den Unterschied der Persischen Aussprache bey den Persern und Indiern. Während an gegenwärtigem Werke gedruckt wurde, erschienen die Reisebeschreibungen von Morier und Johnson. Da beide Reisende zum Theil denselben Weg mit unserm Verfasser machten, und zum Theil dieselben Gegenstände beschrieben, alle drey aber unabhängig von einander ihre Werke herausgaben: so läßt sich die Uebereinstimmung dieser Reisebeschreibungen in manchen Puncten erklären, — welche als Beweis der Genauigkeit eines jeden von ihnen dienen kann. — Das 1ste Kap. beschreibt den Seeweg, welchen die Gesandtschaft nahm, um das Vorgebürge der guten Hoffnung bis Ceylon. Zu dem Bedeutendsten gehört was D. über den Indischen Ocean aus orientalischen Quellen gibt. Mit großer Gelehrsamkeit verbreitet sich der Verf. auch über Ceylon den Namen der Insel, ihre Berge, Producte u. s. w. Kap. 2. Reise von Ceylon bis Bombay. Besuch der Monumente von Elephante, welche jedoch vermöge des kurzen Aufenthalts des Verfassers nur im Allgemeinen beschrieben werden konnten. Die Ansicht des Eingangs zu einem Tempel, welche die 5te

§ (4)

Kupfertafel gewährt, ist schon aus andern Werken bekannt. Kap. 3 enthält einen Excurs über die Parsis Gebern oder Feueranbeter, eine gelehrte historische Untersuchung. Der Verfasser tritt der Meinung Hydes bey, daß die alten Perfer Verehrer des einzigen wahren Gottes waren. Kap. 4. Von Bombay bis zum Hafen von Buschir im Persischen Meerebusen. Den Arrian und Vincent in der Hand machte der Verfasser diesen classischen Seeweg, stets die Angaben des Nearch mit seinen eigenen Beobachtungen zusammenhaltend. Selbst Vincents treffliche Untersuchungen könnten durch D's Bemerkungen manche Bereicherungen gewinnen. Kap. 5. Buschir. Die Beschreibung dieses Ortes ist minder wichtig, da die Stadt selbst unbedeutend und neu ist. Aufmerksamkeit verdient, was der Verf. über seine in dieser Gegend erworbenen Antiquitäten, vorzüglich über einige Graburnen, sagt. Bey Beschreibung der letztern führt er eine merkwürdige Stelle aus dem Lob-al-Tawarik an, nach welcher 3 Arten von Grabmählern der Persischen Könige vor Einführung des Mohamedanismus unterschieden werden. Entweder wurden die Leichname in natürliche Höhlen oder in künstliche Felsengemäcker beygesetzt; oder zwischen Anhöhen, deren Vertiefung nachher durch eine Menge von Steinen ausgefüllt und zu einer ebenen Fläche gebildet wurde; oder endlich sie wurden in Urnen oder irdene Gefäße gelegt und in die Erde beygesetzt. Schwerlich möchten wohl die beiden letzten Arten zu begraben bey Königen angewandt seyn. Der Verfasser verspricht auf diesen Gegenstand zurückzukommen bey der Beschreibung der Alterthümer von Istakar. Kap. 6. Reiseroute von Buschir nach Schiras. Zu dem Wichtigsten in diesem Abschnitte gehören unstreitig die Erörterungen über die Stadt Schapur und deren Monumente. Die Beschreibung dieser Denkmähler hat freylich Morier früher schon vollständiger geliefert, denn der kurze

Aufenthalt des Verfassers reichte keinesweges hin um in alle Einzelheiten einzugehen; aber das Historische der Stadt ist trefflich erläutert durch die sehr zahlreichen und wichtigen Stellen aus orientalischen Mssr. Mag die ursprüngliche Gründung dieser Stadt über die Zeiten der Sassaniden hinausgehen, so ist doch so viel gewiß, daß die erhaltenen Monumente der Sculptur nicht über die Zeit des Königs Schapur, dem die Stadt ihren Namen verdankt, hinausreichen. Der Glanz der Stadt erhielt sich noch in spätern Zeiten. Feuertempel fanden sich hier noch unter den Muhammedanern, und die Anhänger des Zoroaster scheinen unter ihnen hier tolerirt zu seyn. Von den beiden Kupfertafeln, welche den Monumenten von Schapur beygefügt sind, gibt die erste eine allgemeine Ansicht beider Berge, an deren Seiten sich die Basreliefs eingehauen befinden. Die andere bietet eine Abbildung der Statue (wahrscheinlich von Schapur) dar, welche kurz nach D's Anwesenheit daselbst Hr. Stone in einem unterirdischen Gemache entdeckte, und die Zeichnung davon dem Verf. mittheilte. Orientalische Schriftsteller erwähnen nicht nur jene Basreliefs, sondern auch bestimmt diese Statue. — S. 307 handelt D. von den Eiliats; sie sind unabhängige Hirtenstämme die als Nomaden mit ihren Heerden umherziehen, und noch jetzt wie vor 800 Jahren sich mit den Persern, welche Städte bewohnen, nicht vermischen. Sie haben ihre eigene Sprache, sind tüchtige Krieger und werden als solche oft von dem Persischen Könige für sein Heer gesucht. Nach Ebn Haucal waren zu seiner Zeit in der einzigen Provinz Pars (Persis) 500,000 Familien. Ueber diese wie über andere Stämme in Persien findet man jetzt umständlichere Nachrichten bey Dupré. In der Gegend von Schiras verschaffte sich der Verfasser in wenigen Wochen über 100 Gemmen und alte Münzen, abgebildet zum Theil auf Tab. XXI., nebst einigen Mss., von denen sich wahr-

scheinlich noch keine zweyte Copie in Europa besindet. Die Beschreibung derselben verspricht er im 2ten Bande dieses Werks zu liefern. Von S. 321 bis zu Ende dieses Bandes folgen die Appendices, in welchen Hr. D. einzelne Puncte, die er in der Reise selbst kurz andeutete, weiter ausführt. Wir zeichnen nur einige aus. S. 345 über das Dschagan-Spiel; Abbildung desselben auf T. XXII nach einem Persischen Gemähde. S. 359—401 über die heiligen Bäume. Der Vef. bemerkt, daß zu allen Zeiten und in allen Gegenden Bäume existirten, welche entweder merkwürdige Plätze bezeichneten, oder solche die gewissen Gottheiten geweiht waren; oder solche die (wie im Fetischismus) identisch genommen wurden mit den Gottheiten selbst. Er geht von den Scturen aus, kommt darauf zu den Griechen und Römern, bey denen er eine noch reichere Ausbeute für dies Thema hätte finden können, und wendet sich endlich zu den Persern. Hier gibt es Bäume, welche den Namen Dirakt-i-fazel (tree of the genii, wie es D. übersetzt) führen. Mehrere Reisende, sowohl ältere als neuere, erwähnen als solche gewisse Platanen und Cypressenstämme, welche als heilig betrachtet wurden und nach dem Volksglauben unter besondern Schutze der Gottheit standen. Vorzüglich waren es sehr alte Bäume, an welche sich dieser Glaube anknüpfte, welcher alsdann die Mutter vieler Legenden ward. So sollte nach alten Traditionen Zoroaster zwey Cypressen aus dem Paradiese gebracht haben, von denen Firdussi und Hamdulla viel Wunderbares zu erzählen wissen. Append. I. N. 13 enthält die Beschreibung der auf Tab. XXI abgebildeten Antiquitäten. Außer mehreren Münzen und geschnittenen Steinen enthält jene Tafel die Abbildung von fünf Babylonischen Backsteinen mit Keilschrift und den Abdruck der Hieroglyphen des von Gordon unter den Ruinen von Susa entdeckten Marmor, von dem zuerst das Asiatick Journal

1816. T. II. S. 383 Nachricht ertheilt. — Aus unserer gegebenen Inhaltsanzeige wird man ersehen, daß wir in diesem Bande erst einen sehr kleinen Theil von des Verf. Reiseroute in Persien beschrieben erhalten. Unser Verlangen nach der Fortsetzung dieses Werkes wird gesteigert durch sein Versprechen, daß wir im 2ten Theile eine Specialkarte seiner Reisen erhalten sollen, so wie durch die Andeutungen, daß wir ihn auf ziemlich unbetretenen Pfaden begleiten werden. Auch den Ruinen von Persepolis und den Grabmählern der Könige will er einen eigenen Abschnitt widmen. Wir dürfen gerade für diese Untersuchungen von des Verf. Gelehrsamkeit etwas ganz Ausgezeichnetes erwarten.

- Paris.

Voyage en Perse fait dans les années 1807, 1808 et 1809 en traversant la Natolie et la Mésopotamie, depuis Constantinople jusqu'à l'extrémité du Golfe Persique, et de la a Prévawan; suivi des détails sur les moeurs, les usages et le commerce des Persans etc. etc. accompagné d'une carte dressée par M. Lapie. Tome I. 1719. IV 471. Tome II. eod. a. 534 in 8.

Der Verfasser dieser Reisebeschreibung, der sich in dem Buche selbst nirgends genannt hat, ist Herr Adrien Dupré, welcher bey der unter General Gardanne im Jahre 1807 an den Persischen Hof geschickten Französischen Gesandtschaft stand. Die Marschroute ging durch Kleinasien und Mesopotamien. Der Zustand der geringen Cultur und Bevölkerung hat, wie auch der Verf. selbst gesteht, eine gewisse Trockenheit über mehrere Theile seines Werkes verbreitet; allein nicht für anmuthige Unterhaltung (wie sein Landsmann Hr. Lancoigne) schrieb er sein Werk, sondern gelehrte Zwecke leiteten ihn, näm-

lich die Geographie und die Wege des Handels aufzuklären. Gegenwärtiges Werk gehört auf jeden Fall zu den vorzüglichern Reisebeschreibungen Persiens. Was den Handel anlangt, so hat der Verf. hier mehr geleistet als alle seine Vorgänger. Auch in geographischer Hinsicht hat diese Reisebeschreibung ihre Verdienste, obgleich man meistens jene Genauigkeit und Bestimmtheit vermißt, welche die bessern Werke der Engländer so vortheilhaft auszeichnet. Mit Ruhm verdienen bey Dupré die Städtegeschichten erwähnt zu werden. Den Character und die Sitten der Perser hat der Verfasser meist getreu aufgefaßt. Zu bedauern ist, daß er von keiner einzigen der Englischen Reisebeschreibungen Nothz genommen, sonst würde er über manche Punkte sich eines Bessern haben belehren können. — Kap. 7 — 10 enthält die Reise durch Kleinasien und Mesopotamien. Kap. 10 Historische und topographische Details über Curdistan, zum Theil das alte Assyrien. Die Curden scheinen ihrem Ursprunge nach den Parthern anzugehören, ja selbst die Ueberbleibsel dieser Nation zu seyn. Die Grenzbestimmungen dieses Landes haben ihre Schwierigkeiten und sind deßhalb von Dupré auch nicht genau angegeben. Kap. 11 bis 20 Reise von Misibis nach Mosul, Arbela, Bagdad. Wichtig sind die Beschreibungen dieser Städte, vorzüglich die von Bagdad. Diese Stadt, welche bekanntlich dicht am Tigris, 12 Lieues von den Ruinen des alten Babylon, liegt, soll freylich nach morgenländischen Traditionen gegründet seyn von den Persischen Königen der ersten Dynastie; allein ihr Ursprung ist weit später zu suchen, Abu Djaffar al Mansor zweyter Chalife aus dem Hause Abbas war ihr Erbauer. Ueber die Geschichte dieser Stadt so wie über Bevölkerung, Ackerbau und Clima des Paschaliks wird umständlich gehandelt. Wichtig ist das Verzeichniß der Waaren, deren Stapelplatz Bagdad ist. Eine mahlerische Beschreibung liefert der

Verfasser von dem traurigen Zustande dieser Gegenden, wovon der Grund in dem Druck der Pforte, und in der Vernachlässigung aller der Mittel, wodurch das Wohl eines Landes begründet wird, zu suchen ist. Mit dem 21sten Briefe führt uns der Verfasser in Persien selbst ein. Der Weg geht durch die jagrischen Pässe *Zayvor polai* nach Kirmanseh. Diese Stadt liegt nach den Beobachtungen von Beauchamp unter $34^{\circ} 14'$ nördl. Breite, in einer Ebene, welche gegen S. offen, aber nördlich durch einen hohen Berg mit Namen Bisutun geschlossen ist. Die Gründung der Stadt gehört in die Zeiten der Sassaniden, sie enthält jetzt nichts merkwürdiges als die Monumente, welche sich in ihrer Nähe befinden, und von denen der Verf. eine kurze Beschreibung gibt. Das Genauere über sie verdanken wir mehreren frühern Reisenden und die Erklärung dem Scharfsinn De Sacy's. Die Reise ging weiter von Kirmanseh östlich nach Hamadan; der Weg zieht sich immer längs des Bisutun hin und führt bey einem in den Felsen gehauenen Basrelief vorbei, welches, wie aus der Vergleichung mit den Reliefs von Persepolis hervorgeht, nicht in die Zeiten der Arsaciden, wie Hr. Dupré fälschlich annimmt, sondern in die Zeiten der Achämeniden gehört. Diese sowohl als mehrere andere Ueberreste aus alter Zeit beweisen die ehemahlige Wichtigkeit dieser Gegend. Kap. 24 Reise von hier nach Isphahan. Kap. 25 von hier bis Zeidun und dann Kap. 26, nach Persepolis. Der Weg ist häufig gemacht und häufig beschrieben. Wir übergehen, was der Verf. über die Ruinen von Persepolis und die Monumente von Nachschikustam sagt als unbedeutend, denn nur wenige Stunden konnte er dem Beschauen dieser Denkmähler widmen. Die Säulen von Persepolis gehören zu keiner der bis jetzt angenommenen Ordnungen, am allerwenigsten aber nähern sie sich der Dorischen Ordnung, wie der Verf. wunderbarlich genug annimmt. — Von

Schiras ging der Weg über Darab, Ferg nach Bender-Abassi, und von hier wieder zurück über Lar, Dscharun nach Schiras, Kap. 27 — 37. Das Bedeutendste ist wieder die Beschreibung des jetzigen Zustandes dieser Orte, der Bevölkerung, der Producte, des Handels. Als vorzüglich wichtig zeichnen wir aus, was zur Geschichte von Bender Abassi und Ormuz beygebracht wird. Tome II Kap. 37 Ausdehnung der Provinz Farsistan; Geschichte von Schiras. Kap. 38 Reise von Schiras nach Bender Boshcher; Handel der Stadt mit dem Innern von Persien und mit Indien. Perlenfischerey. Rückreise über Schiras nach Jasd und Isphahan, und von hier nach Kaschan Kom, Teheran, Kasbin, Cultanie, Miana, Tabris Erivan. Mit Erivan, Kap. 52, schließt der Verfasser das eigentliche Tagebuch seiner Reise. Den noch übrigen Theil dieses Bandes nehmen einige höchst interessante und lehrreiche Abhandlungen ein, welche unseres Erachtens dem Werke seinen bedeutendsten Werth ertheilen. Nach einer minder wichtigen allgemeinen Beschreibung Persiens in gedrängter Kürze folgt im 54ten Kap. Etat militaire de la Perse; bey weitem das vollständigste was man über diesen Gegenstand bey allen Reisebeschreibern findet. Der Verfasser schätzt die Mannschafft, welche der König von Persien aufzubringen vermag, auf ungefähr 200,000 Mann (60,000 Mann Infanterie und 140,000 M. Cavallerie). Von jener Gesamtanzahl bilden 80,000 M. die sogenannten Königl. Truppen, welche aus dem Königl. Schatz besoldet werden. Die übrigen sind Soldaten der Provinzen, werden von den Gouverneurs derselben besoldet und sind vorzüglich dazu bestimmt, die Städte im Innern zu beschützen. Wenn eine Provinz des Reichs angegriffen wird, so schickt der König auch einen Theil seines Heeres zur Unterstützung. Unter den Persischen Truppen zeichnet sich sehr vortheilhaft aus das Heer des Abbas Mirza,

welches auf europäischem Fuß exercirt und equipirt ist. Könnte man, sagt Hr. Dupré, diesem Corps den fanatischen Muth der Türken einprägen, sie würden den Persern mehr nützen als das ganze übrige Heer. Kap. 55. Religion. Kap. 56 historischer Abriss der Revolutionen Persiens. Kap. 57 Wissenschaften und Künste. Die Perser zeichnen sich in dieser Hinsicht vortheilhaft vor den Türken aus; sie begnügen sich nicht damit, lesen und schreiben zu lernen, und den Koran zu erklären, sondern sie studiren auch die Arabische Sprache, Rhetorik, Philosophie und Dichtkunst. Den Wissenschaften wird einige Auszeichnung bey ihnen zu Theil. Mehrere ergeben sich dem Studio der Theologie und Medicin; von letzterer haben sie jedoch sehr schwache Begriffe; sie kennen Hippocrates, ziehen aber die Methode Galens und Avicennas vor. Astrologie steht bey ihnen in großem Ansehn, sie ist ihre Lieblingswissenschaft. Die Baukunst ist nett und einfach; Sculptur beynah unbekannt; Malherey in ihrer Kindheit; Musik abscheulich. Kap. 58. Producte, Handel. Man hat wohl geglaubt, daß vortheilhafte Handelsverbindungen von Europäern in Persien angeknüpft werden könnten; diese Meinung bestreitet Hr. D.; der unsichere Stand selbst der Reichsten in diesem Lande, und die Unredlichkeit, welche hier zu Hause ist, stehen jeder Verbindung dieser Art im Wege. Kap. 59. Einfuhr und Ausfuhr; — über die Shawls aus Kaschmir. Kap. 60. Sitten; Vergleichung der Türken und Perser. Eine höchst interessante Zusammenstellung, und, wie sich aus den übrigen Reisebeschreibungen ergibt, treffende Schilderung beider Nationen. Einen hervorstechenden Zug im Character der Perser bildet ihr Hang zum Lügen. Unsere Wahrheitsliebe, sagt Hr. Dupré, und unser Abscheu vor Lügen erregen ihr Erstaunen. Einer der Erstern am Persischen Hofe bezeugte einem Französischen Agenten hierüber seine Verwunderung

in folgenden Worten: "comment ne pas mêler un peu de mensonge dans les affaires? Cela me paraît impossible. Je ne conçois pas comment elles puissent marcher sans que l'on mente". Ob wohl der Perser Erstaunen über Französische Wahrheitsliebe noch eben so stark blieb, als sie von der Englischen Gesandtschaft (Morier's first journey p. 190) erfuhren, daß der König von England keinesweges tod sey, wie die Französische Gesandtschaft gemeldet hatte! Kap. 61. Verwaltung des Reichs; Feth-Ali-Schah, seine Minister, Familie. Kap. 62. Ueber die militärischen Stämme in Persien. Sie werden freylich von den frühern Reisebeschreibern, unter dem Namen Kurtisches, angeführt, aber von unserm Verfasser allein erhalten wir über sie genaue und umständliche Berichte. Sie werden in vier große Abtheilungen gesondert, und nach ihrer Sprache geschieden in die Stämme der Türkischen, Kurdischen, Arabischen und Lorischen Mundart. Kap. 63. Verzeichniß der Gewichte, Maße und des Geldes. Dieser und der folgende letzte Abschnitt, welcher eine Menge Entfernungsangaben und Reiserouten enthält ist vorzüglich künftigen Reisenden von Wichtigkeit. Den Schluß des Ganzen macht ein vollständiges Register. Bey so vielen Verdiensten dieses Werks wird man dem Verfasser gern eine kleine National-Eitelkeit zu gut halten, welche hin und wieder durchschimmert; z. B. S. 359 T. II., wo er uns erzählt, daß Abbas Mirza eine Analogie gefunden zwischen dem Worte français und dem Persischen firâset, welches génie bedeute.

Wir verbinden mit der Anzeige dieses Werkes so gleich die einer andern Reise, zu welcher gleichfalls die französische Gesandtschaft Veranlassung ward. Unter dem Titel: *Lettres sur la Perse et la Turquie d'Asie par P. M. Tancoigne*, Tom. I.

XIII. 302. T. II. 295 Seiten in 8. Paris 1819. erhalten wir von Hrn. L. in 2 Bändchen die Beschreibung seiner Reise, welche durch Kleinasien über Erzurum, Bagazed, Tabris nach Teheran und von hier wieder zurück ging. Wie die Reiseroute Hrn. L's. bey weitem eingeschränkter als die des Hrn. Depré war, so ist auch der innere Gehalt seiner Reise bey weitem geringer als der des Dupréschen Werkes. Die 14 ersten Briefe enthalten die Beschreibung der Reise von Constantinopel bis zur Hauptstadt Persiens Teheran. Die 3 folgenden geben ein *précis historique des diverses dynasties qui ont régné sur la Perse* von den ältesten Zeiten bis auf den jetzigen König. Bey den ältesten Zeiten hat sich der Verf. an die orientalischen Quellen gehalten, welche in der *Histoire universelle ancienne* zu einer Geschichte bearbeitet sind. Bey den neuern Zeiten folgt er Olivier. Diese Theile haben natürlich für den Historiker keinen Werth, aber der Verf. macht auch nicht diese Ansprüche. Mehr Werth enthalten die folgenden Briefe vom 18. an, über Klima, Bevölkerung, Handel, Religion, Sitten und Gebräuche der Perser. Hier erhalten wir wenigstens die eigenen Bemerkungen des Verf. Was Hr. L. über die Bevölkerung Persiens über die Tadschiks, Armenier, Juden, Gubern, Parsis u. s. w. sagt, wird keinesweges für erschöpfend angesehen werden können, reicht jedoch für denjenigen hin, welcher sich nur im Allgemeinen zu belehren wünscht. Auch der Nationalcharakter der Perser ist ziemlich richtig aufgefaßt; als Franzose ist es ihm nicht zu verargen, wenn er die gewöhnliche Vergleichung der Perser mit seiner Nation nicht will gelten lassen. Interessant ist die Beschreibung des königlichen Harems in Kaisri-Kadjar einem königlichen Lustschlosse in der Nähe von Teheran, zu dem er sich, während der Abwesenheit des Königs und der Frauen, Zugang zu verschaffen wußte. Was im 21sten Briefe T. II. über einige religiöse Feste und Feyerlichkeiten gesagt wird,

ist sehr unbefriedigend. Genügender was im 22sten Briefe über Kostüm, persische Väder, persische Frauen, Kleidung, Zeitvertreib in den Harems erzählt wird. Von drey beygegebenen colorirten Kupfern, nach persischen Gemälden, stellen zwey das Innere des Harems, das dritte Kupfer das Bad vor. Brief 23. Neurus Fest. 24. Justiz in Persien. 25. Ueber Krankheiten, welche dem Klima dieses Landes eigen sind. 26. Uebersefzte Stüde aus dem Gulistan des Sadi. Vom 27sten Briefe an erzählt der Verf. seine Rückreise von Teheran. Zu Tauris besuchte er das Lager des Prinzen Abbas = Mirza. Der Verf. benützt diese Gelegenheit um die Verdienste seiner Landesleute um die Bildung dieses Corps recht hervorzuheben. Aber nach Morier waren nicht bloß Franzosen, sondern auch Engländer und Russen bey dem Prinzen Abbas Mirza im Dienst. Brief 28. Reise von Tauris nach Erzurum. Man darf hier so wenig wie früher eine geographische Beschreibung der Reiseroute erwarten; man findet nur die Erzählung der Mühseligkeiten und Gefahren, welche der Verf. ausstand. Etwas mehr geographischen Gewinn bietet der 29ste Brief dar, welcher die Reise von Erzerum bis Trapezunt enthält. Die Reisenden befanden sich nehmlich hier auf einem Stücke des Weges, welchen die 10,000 Griechen machten. — In Constantinopel war der Verf. im Jahr 1808 Zeuge der blutigen Auftritte, wodurch Mahomed II. auf den ottomannischen Thron kam. Nach Beschreibung einiger vorzüglichlichen Merkwürdigkeiten von Constantinopel, erzählt Hr. L. seine Reise von hier bis Lemberg in Gallizien. — Wenn der Verf. keine andere Ansprüche macht als der Dame, an welche diese Briefe gerichtet sind, und Damencirkeln überhaupt einige Unterhaltung zu gewähren, so hat er gewiß seinen Zweck erreicht. Wer die bessern Reiserwerke über Persien nicht kennt, der kann aus diesem Buche in der Kürze und auf eine angenehme Weise über manche Punkte der Sitten und Gebräuche dieses Volkes

ein lebendiges und ziemlich richtiges Bild sich verschaffen. Für höhere wissenschaftliche Zwecke findet man freylich hier sehr wenig. — Eines Umstandes müssen wir noch gedenken, dessen in der Vorrede zu diesem Werke Erwähnung geschieht. Hier lesen wir, daß das *Itinéraire inédit d'un voyage fait par terre, depuis Constantinople jusqu'à Téhéran dans l'annee 1805*, welches sich bey der französischen Uebersetzung von Moriers und Scott Barings Reisen befindet, Eigenthum Hrn. Tancoigne's ist, und wider seinen Willen von jenem Uebersetzer bekannt gemacht wurde, welcher jedoch, um sein Plagiat etwas zu verbergen, jenes Journal um zwey Jahre früher datirte.

P r a g.

Bei Friedrich Lemsky, Firma Falbe: Beobachtungen und Erfahrungen über die Erkenntniß und Cur der Darmentzündung bey Pferden, für Pferdeärzte, Cur- und Fahnenschmiede, von C. von Tennecker, Lehrer an der Königl. Sächs. Thierarzneysschule in Dresden u. s. w. 44 Octavseiten.

Jede Mittheilung von Beobachtungen und Erfahrungen über Thierkrankheiten muß practischen, besonders angehenden Thierärzten willkommen seyn, wenn sie zumahl von Männern geschieht, die sich in der Practik einen Ruf erworben haben. Die Zufälle dieser so tödlichen Krankheit hat H. v. T. treffend geschildert, nur ist Rec. darin nicht mit dem Verf. einverstanden, daß der Darmentzündung jedesmahl Kolik vorhergehe. S. 8 in der zweyten Zeile soll wohl Echluchzen heißen, so wie S. 9 Verhärtung statt Verhärtung steht. Den Pferden wird S. 10 auch ein hippocratisches Gesicht zugetheilt (!). Die ursächlichen Momente der Krankheit sind sehr gut aufgefaßt. Der Verlauf der Darmentzündung, welcher zu zwey, höchstens dreymahl 24 Stunden

hier angegeben wird, ist in manchen und sehr häufigen Fällen ungleich kürzer. Rec. hat dieses Uebel in 18, ja in 12 Stunden entstehen und enden gesehen; natürlich kommt hierbey alles auf die concurrirenden Umstände an, die billig vom Verf. nicht hätten übergangen werden sollen. Die dreiste Behauptung S. 23, daß, sobald eine Colik über 24 Stunden anhält, sie entzündlich werde, läßt sich nur dadurch entschuldigen, daß eine höchst vorsichtige Anwendung der abführenden Mittel bey Koliken nicht genug empfohlen werden kann, und daß selbige bey längerer Dauer der Krankheit ganz bey Seite gesetzt werden müssen. Die Curmethode selbst ist völlig schulgerecht.

L e i p z i g.

Bey Immanuel Müller: Beobachtungen und Erfahrungen über die Erkenntniß und Heilung der jetzt unter den Pferden herrschenden Druse. Bey der auf Allerhöchste Anordnung vorgenommenen Untersuchung und Behandlung dieser kranken Pferde gesammelt von S. von Tennecker, Lehrer an der Königl. Sächs. Thierarzneyschule in Dresden u. Zweyte, mit einem Anhange versehene Ausgabe. 1820. 21 S. in 8.

Die hier beschriebene, vom Verf. und dem Thierarzt Salzmann auf höhern Befehl untersuchte und behandelte Krankheit ist nichts anders als die gewöhnliche Druse, wie sie fast überall im Frühjahr und Spätherbst beobachtet wird. Hiernach ist schon sehr wenig Interesse für diese kleine Schrift zu erwarten, welche hauptsächlich zur Beruhigung der Einwohner verfaßt zu seyn scheint.

71. Stück, Seite 703, Zeile 25 statt: Afterwahrheit lies: Afterweisheit.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. May 1821.

P a r i s .

Bey Barrois: Histoire critique et raisonnée de la situation de l'Angleterre au premier Janvier 1816, sous les rapports de ses finances, de son agriculture, de ses manufactures, de son commerce et de sa navigation, de sa constitution et ses lois et de sa politique extérieure; par Mr. de Montvéran T. I. S. XXI 458; T. II. S. 440. T. III. S. 642. 1819. — T. IV. S. 468, T. V. S. 488. 1820 in Octav.

Daß der Verf. in Bezug auf Englands fernere Schicksale nicht eben heiter in die Zukunft blicke, kann man aus der von Bodin entlehnten Inschrift abnehmen: Cavendum, ne, exhausto aerario, repentina calamitate republica deseratur Es ist bekannt, wie Viele dieselbe Besorgniß dießseit und jenseit des Meers theilen, und das zwar schon seit lange her. Wenn nun gleich die traurigen Weissagungen bis jezt unerfüllt geblieben sind; so mag man doch bey Manchem, was in der letzten Zeit sich hinzugesellt oder mehr entwickelt hat, was in seinen Folgen deutlicher hervorgetreten ist, trüber Ahnung

gen sich kaum erwehren. Weiter und leicht nimmt auch der Rec. die Sache gar nicht, um so weniger, indem er es zugleich für ein allgemeines Unglück halten muß, wenn England unter der Last erliegen sollte, da mit dessen Untergang auch der wohlthätige Einfluß vernichtet würde, den es, durch seine vom Wasser umgebene glückliche Lage, auf andere Völker und deren wahre Freyheit üben kann, und von Zeit zu Zeit wirklich geübt hat.

Unser Verf. aber geht viel weiter; bey dieser Besorgniß bleibt er nicht stehen. Eine Entschuldigung, die für so manches Tadelnswerthe etwa aus den eigenthümlichen und gewaltsamen Verhältnissen, worin sich England so wie Europa in den letzten dreysig Jahren befunden hat, entlehnt werden könnte, läßt er nicht gelten. Die Regierung, das Parlemtent, die Kirche sind seit den letzten Jahrzehenden ganz verdorben, freche Bestechung, schamloser Eigennuß herrschen überall. Zwar wird der Kraft des Volks, seiner Freyheitsliebe, seines Verstandes, Eigenschaften, die es vornehmlich in frühern Zeiten bewiesen hat, rühmlich gedacht; aber das Verderben von Oben ist so groß, die ungleiche Vertheilung der Güter, vier Millionen Heloten, die durch zwölf Millionen Pfund St. jährlicher Armensteuern in England und Wales ernährt werden müssen, der Haß der Völker, auf deren Kosten die Britten eigentlich leben, werden dessen Umsturz herbeyführen; ihre jetzige Freyheit ist nur ein Spiegelgesecht, und die Schwäche ihrer Seemacht, auf deren Größe ihr Uebergewicht vor dem gegründet war, ist durch die Americaner in dem letzten Kriege satzsam dargethan worden.

Dies und Aehnliches hat man nun freylich schon oft genug gehört, auch erlebt, daß, wie es gleichfalls unserm Verf. begegnet, Manche für die Revolution v. J. 1688 und für deren Folgen auf die festere Begründung der Volksfreyheit sich erklären, aber zugleich, den Bemühungen des Gefangenen auf

der Insel St. Helena huldigen, der Frankreich so groß gemacht hatte, und angeblich die Welt von dem Drucke der Britten befreyen wollte. Es würde sich üben nicht der Mühe verlohnen, bey diesen Ansichten länger zu verweilen, wenn nicht der Verf. sonst theilweise so viele Einsicht und Kenntnisse verriethe; denn hoffen darf man nicht mehr Jemandem vom Irrthume zu bekehren, Partey haben die Meisten, wenigstens unter den Wortführenden genommen, ihr hingegeben, und von Leidenschaften belebt, kann man allein der Zeit vertrauen, die einem richtigen Urtheile in der Welt wieder die Oberhand verschaffen wird; bis dahin müssen Die, welche über die gegeneinander kämpfenden Parteyen erhaben sind, dulden, daß sie von Beiden geschmäht werden.

Man würde indeß dem Verf. sehr unrecht thun, wenn man ihn dem leichtfertigen Volke bezählen wollte, das, nach ganz oberflächlich von ihm Aufgegriffenen, über die Britten rasch aburtheilt; vielmehr liegt bey ihm, theilweise, eine genaue Bekanntschaft und ernstliche Benutzung der besten Quellen zum Grunde, mehr, als, so viel dem Rec. bewußt ist, dieß bey irgend einem andern Französischen Schriftsteller je Statt gefunden hat. Dieß verdient entschiedenes Lob, wenn gleich alles aus den Quellen Entlehnte, durch jene Ansicht so geordnet und so Manches daraus gefolgert wird, daß der Unparteyische nicht zustimmen kann. Inhalt und Einrichtung des Ganzen sind, wie folgt.

Die sieben Bücher dieser fünf Theile zerfallen eigentl. in zwey Hauptabschnitte. In dem ersten (Buch 1—3), der bis in die Mitte des dritten Bandes fortläuft, wird die Britische Verfassung und Verwaltung, und des Volks Thätigkeit, wie sie sich allmählich entwickelt und geäußert haben, dargestellt; der andere aber enthält die innere und äußere Geschichte Englands seit der Französischen Umwälzung der Dinge, bis zu Ende des Jahrs 1812, die noch

bis zu den Friedensschlüssen v. d. J. 1814 und 1815 und weiter fortgesetzt werden soll; sie artet meist in eine allgemeine Geschichte Europa's während dieses Zeitraums aus. Vielleicht ist es für einen sein Vaterland liebenden, obwohl an keine Parthey verkauften Franzosen zu schwer schon jetzt die Geschichte dieser Zeit, der Wahrheit und dem Rechte getreu, zu schreiben; weder der Royalist, noch der Anhänger des nun Verbannten, weder der Liberale und der Republicaner, noch der Ultra scheinen es zu vermögen. Beweise haben bereits fast alle diese Partheyen gegeben. Endlich aber muß man auch eingestehen; daß auf Manchem noch ein dichter Schleier ruht, den wahrscheinlich erst eine spätere Zukunft aufheben wird. Unser Verf. ist nun über alles Maß hinaus parteyisch, ein entschiedener Bonapartist, wiewohl er weder den Druck noch zuletzt den Unsinn des Mannes vertheidigen kann, wie sich dieß von selbst versteht. Es ist das alte oft gehörte Lied, daß im Grunde eigentlich die Britten an allem Unglück Schuld gewesen. Wir können diesen zweyten Theil eben deßhalb übergehen, da er ohnehin auch leichtfertiger gearbeitet ist.

Der erste Theil der Schrift dagegen, vollends in so fern die frühern Zustände Englands und deren allmähliche Entwicklung darin vorgetragen werden, ist belehrend; jene vorgefaßte Ansicht sieht zwar immerhin durch; wo dieß nicht ist, da kann man die Darstellung gründlich oft vortrefflich nennen; nur da, wo des Einflusses der drey letzten Jahrzehende gedacht wird, muß man das obige Urtheil fällen, auch muß man tadeln, daß Mehreres, was in diesem ersten Theile vorgetragen wird, nach der einmahl gewählten Eintheilung, eigentlich in den zweyten gehörte. Der nähere Inhalt jenes nun ist folgender, da bey dem des zweyten, nach dem bereits Angeführten, nicht zu verweilen nöthig ist.

Das erste Buch handelt von dem öffentlichen Haushalte des vereinten Reichs, den öffentlichen Einnahmen, Ausga:

ben und Schulden, von deren Tilgung, dem öffentlichen Glauben, den Stellvertretern des baaren Geldes, dem Verhältnisse der öffentlichen Abgaben zu dem Vermögen der Einzelnen, von dem Ackerbaue vor und seit dem J. 1800, dem Verarbeiten der rohen Stoffe, dem Handel und der Schifffahrt, besonders von den ergriffenen Maßregeln, Gesezen und Erwerbungen um beide letztere auszubreiten auch auf Kosten anderer Völker. In dem zweyten Buche wird von der Verfassung und deren allmählich eingetretenen Veränderungen, deren Ursachen, von der unvollkommenen Stellvertretung im Parlemeute und deren Folgen, den Bestandtheilen beider Häuser, ihrem Verfahren, der Macht und den Freyheiten des Parlements, der Unabhängigkeit der Königl. Gewalt, von der Regierung, endlich von der letzten Regentschaft gesprochen. Diesem folgt das, was hier *la législation* genannt wird, d. i. die Landrechte, die Gewohnheiten, das Verfahren in Rechtsstreitigkeiten, die Einrichtung der Geschworenen, der gewöhnlichen unter und höhern Gerichten, und die Darstellung der Gewalt des Großanzlers in *equity*. Das dritte Buch endlich handelt von den Grenzen der Brittischen Schifffahrt, von den Gesezen darüber, den Ansprüchen der Britten auf ihre sogenannten Seerechte, besonders in Bezug auf die nicht im Seekriege Begriffenen, von ihren eigenmächtigen, durch erlassene Erklärungen begründeten, Sperrern feindlicher Küsten und Häfen, von den Streitigkeiten mit den V. St. von Nord-America. — Die hier befolgte Ordnung und Eintheilung wird man eben nicht zu loben geneigt seyn, Manches wird man ganz vermissen, dieß aber, was doch offenbar auch zu erwähnen war, kommt gelegentlich vor. Nicht alle Theile sind mit gleicher Gründlichkeit behandelt, am ausgezeichnetsten, am freysten von Leidenschaft sind die beiden ersten Bücher; das zweyte wird man selbst nach Blackstone nicht ohne Belehrung lesen. Am meisten reifen unsern Verf. im dritten Buche seine vorgefaßten Meinungen fort, hier ganz besonders (jedoch begegnet ihm solches auch in den andern Büchern) verschweigt er das Eine, hebt dagegen das ihm dienliche Andere besonders hervor; so daß

man dreist behaupten kann, ein der Wahrheit entsprechen- des Bild werde man sich, ungeachtet aller bewiesenen Kennt- niß und angewandten Mühe, aus dem Buche nicht verschaf- fen können. Nirgends, so viel wir uns erinnern, zeigt es sich, daß der Verf. durch einen längern Aufenthalt in je- nem Lande, dessen Eigenthümlichkeiten er beschreibt, in den Stand gesetzt worden wäre, das Räthselhafte vollkommen zu lösen, und das Widersprechende auszugleichen.

Es ist nicht schwer, die Menge, die Rohheit und das Verderben des großen Haufens, den Mangel zweckmäßiger Unterrichtsanstalten, die große Zahl der Verbrechen, die unvollkommene Stellvertretung des Volks im Parlemeute, den großen Einfluß der Minister, die vielen Sinecuren (die beyläufig gesagt hier sehr übertrieben dargestellt wer- den) die Kostbarkeit der Rechtspflege, die Verschwendung der öffentlichen Gelder in England, in ein recht grelles Licht zu stellen; auch sind wir weit entfernt, diese und andere Gebrechen, von den häufig vorkommenden Uebertreibun- gen abgesehen, irgend beschönigen zu wollen; aber man darf doch auch nicht vergessen, was von der andern Seite Die- sem wieder gft unsichtbar entgegenwirkt. Wäre dieß nicht der Fall, wie hätte das Ganze sich denn, und vollends in den letzten Stürmen erhalten und behaupten können! Das Eigenthümliche dieses Volks ist, und dadurch hat es unter Andern so Großes geleistet, stets von dem Vorhandenen auszugehen, an das Bestehende des Neuere zu knüpfen. Nach den durch die Stuarts veranlaßten Unruhen, hat man sofort bey der Revolution wieder denselben Weg ein- geschlagen, das Nächste nicht über das Entferntere, das Gute nicht über das Bessere, die Wirklichkeit nicht über das Ideale versäumt, vielleicht ist eben Diesem beyzumef- sen, daß so Viele keiner Partey Ergebene lieber manche Mängel tragen, als der Gefahr einer schnellen Aufhebung sich aussetzen wollen, indem sie fürch- ten, in noch größere Uebel zu gerathen. Bedenkt man diese eigenthümliche Abneigung gegen alle nur nach Vorstellungen empfohlenen, noch nicht durch Erfahrung erprobten großen Abänderungen in bürgerli- chen und politischen Verhältnissen, bedenkt man, wie die

Freiheit der Presse, die Oeffentlichkeit in Allem, der public spirit, die Liebe zum Vaterlande, und der Stolz auf den Britischen Namen, die bey den mit Klern und höhern Ordnungen verbreiteten gottesfürchtigen Gesinnungen, jenen nur zu bekannten Mängeln zum Theil entgegen wirken; bedenkt man, wie so viele durch wäthige Theilnahme an den tausend und abertausend gebildeten, fest gegründeten und öffentlich anerkannten Vereinen, wie viele Andere durch ihren Antheil an der öffentlichen Schuld für das Aufrechterhalten der vorhandenen Ordnung seyn müssen; bedenkt man den großen Einfluß der Grundeigentümer nicht nur auf die allgemeine Verwaltung des Landes, sondern auch auf die der einzelnen Grafschaften und Gemeinden: so scheint die Besorgniß oder die sträfliche Hoffnung auf eine gewaltthame Umwälzung weniger veründet, und die letzten Begebenheiten dienen diese Vermuthung zu unterstützen.

Hiermit soll indeß gar nicht behauptet werden, daß nicht alle Sorgfalt anzuwenden sey, um den wahrhaft großen Gebrechen, die unser Verf. alle, obwohl meist übertrieben dargestellt hat, zu bequemen, wozu sich noch in der neuern Zeit der Haß der Völker gesellt hat, der nur mit den in den letzten Zeiten gezahlten Hülfsgeldern von achtzig Millionen Pfund Sterling, um Europa vom schmachlichsten Joche zu befreien, immer mehr zugenommen hat.

Wäre es in den ewigen Verhängnissen bestimmt, daß durch Verfehrtheit, durch den Wahn allein mit Gewalt den Unmuth der Menge zu bekämpfen, eine gänzliche Umwälzung der Dinge hier erfolgte: so möchten deren Wirkungen wohl viel fürchterlicher seyn, als die jeder andern, selbst die Französische nicht ausgenommen, obwohl sie nicht gleich nachtheilige Folgen auf andere Länder haben würde als jene, wegen der von Frankreich so verschiedenen Lage. In Großbritannien würde die Umwälzung nicht auf eine veränderte höchste Gewalt, eine andere Form sich beschränken. Alles müßte zerstört werden, die Vereine sämmtlich, der Grundbesitz, alle alten Gewohnheiten, alles herkömmliche Recht: und das ist es auch, was die Radicales wollen. Es gäbe nicht nur einen entschiedenen Krieg Derer die Nichts haben, gegen Die, welche noch Etwas besitzen. sondern diese Letztern würden sich auch, da sie keinesweges den honnêtes gens in Frankreich zu vergleichen sind, gewaltig wehren, ein schreckliches Blutbad, ein lang dauernder bürgerlicher Krieg wäre unvermeidlich.

Vielleicht liegt es mit in dieser Ueberzeugung, daß in den letzten Zeiten, wo in andern Ländern so Vieles zum

Theile leichtsinnig geändert, doch aber auch in Wahrheit Manches wesentlich verbessert worden, England so wenig gleichen Schritt mit ihnen hält; theils weil man nicht absieht, wie diese Aenderung durchzuführen sey, theils weil man nicht berechnen kann, wohin dieß von Stufe zu Stufe weiter führen werde. Andere mögen allerdings auch allein aus eigennütigen Absichten den Verbesserungen sich widersetzen, und der Ueberzeugung leben, daß trotz des Widerstandes der wirklichen oder vermeinten öffentlichen Meinung, das Bestehende sich durch sein eigenes Gewicht behaupten werde. Dieß ist nun zum Theil sehr tadelnswerth und zugleich nachtheilig, da das unterdrückte Gefühl sich oft gewaltsam Luft zu machen weiß. Es gibt auch hier nur das einzige Mittel größerm Unglücke dauernd zu begegnen, nemlich die an das Bestehende anzuknüpfende Verbesserungen nicht schände abzuweisen; aber die Sache ist wohl hier noch weit schwieriger, als in den meisten übrigen Ländern, durch die ganz eigenthümlichen Verhältnisse dieses Volks, dem auch die mißliche Hülfe fehlt, vermittlest durchgreifender landesherrlicher Beschlüsse von Oben den Kampf sofort zu beendigen. Aber, wenn wir auf die traurige und schier verzweiflungsvolle Lage des Landes, nach dem Frieden vom J. 1783 und in dem letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts zurücksehen; so zweifeln wir auch nicht, daß ohne Umwälzung Männer endlich an die Spitze kommen werden, die der großen Aufgabe gewachsen sind, wir vertrauen, um uns einen zuletzt vom Lord Canzler geäußerten Ausspruch anzueignen, dem rechtlichen und richtigen Sinne des Volks, das zwar irren kann, und oft geirrt hat, aber auch den rechten Weg nicht dauernd verfehlen wird; wir vertrauen der ihm und der Verfassung beywohnenden Kraft, wodurch die geeigneten Mittel in Zeiten großer Bedrängnisse zur Anwendung kommen.

Mit diesem allgemeinen Urtheile muß der Rec. sich hier begnügen, wie gern er auch in das Einzelne einginge, und dem Verf. Schritt vor Schritt zu folgen geneigt wäre: es ist aber so Vieles zu beschränken, zu berichtigen und nachzuholen, daß Solches leicht einen eben so großen Raum einnehmen würde, als die Schrift selbst einnimmt. Wir empfehlen die erste Abtheilung dieses Werks den Kennern; Halbkennner müßten wir eher dafür warnen, da sie ohne weitere Prüfung den Aussprüchen des Verfassers blindlings vertrauend, zu irrigen Ansichten verleitet werden möchten.

G. C.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 24. May 1821.

H a m b u r g.

Bey Hoffmann und Campe: Theologische Miscellen gesammelt und herausgegeben von G. A. Rupperti, Doctor der Theologie, General-Superintendenten der Herzogthümer Bremen und Verden und Consistorialrathe zu Stade. Viertes Band. 1820. 396 S. in 8.

Des Herausgebers Aufsatz über die Sacramente unserer Kirche, den wir schon bey der Anzeige der früheren Bände characterisirt haben, wird hier in demselben Geiste fortgesetzt und dießmahl die Lehre von der Taufe nach allen ihren Seiten abgehandelt. Die Taufe wird nach ihrer symbolisch-mythischen Bedeutung weder oberflächlich und gemein, noch aberglaubisch, sondern tief und vielseitig, der h. Schrift gemäß erklärt. Auf alle alte und neue Vorstellungen von derselben ist dabey Rücksicht genommen. Die Gründe für die Bejahung und Verneinung der Fragen: ob die Taufe nach Jesu Absicht bloß ein temporärer und localer oder ein stets fortdauernder Gebrauch seyn sollte, ob sie nur für Profelyten oder auch für die Nachkommen der Getauften bestimmt

K (4)

war, ob nur Erwachsene oder auch Kinder getauft werden sollten, ob die Taufe überhaupt und die Kinder taufe insbesondere heutzutage noch bezubehalten sey? werden S. 15 — 17 einander gegenüber gestellt. Die Resultate, welche der Verf. selbst daraus zieht, und sein eigenes Urtheil S. 18 läuft auf Folgendes hinaus: Die Urtheile und Gründe der Gegner der Taufe überhaupt, der Kinder taufe besonders, des Werths und der Beybehaltung derselben sind größtentheils wahr und beherzigungswerth, aber doch im Ganzen verwerflich, die meisten Gründe der Vertheidiger matt und leicht. Viele Beweise beider Theile sind aus irriger Ansicht der Taufhandlung oder aus einer verkehrten und zweckwidrigen Einrichtung geflossen. Man wird nicht leicht diejenige widerlegen und von der Wahrheit des Gegentheils überzeugen können, welche glauben und sagen, daß zu den Zeiten der Apostel nur Proselyten und Erwachsene, und keine kleine Kinder derselben und wirklicher Christen getauft worden seyen, daß die christliche Taufe weder eine Copie oder ein Surrogat der Proselytentaufe noch der Beschneidung gewesen sey, daß man derselben keine magische Kräfte und Wirkungen und den Kindern keinen Glauben zuschreiben könne. Wohl aber darf man mit Recht behaupten, daß die von Jesu angeordnete Taufe nicht einen Uebergang von der heidnischen oder jüdischen Religion bezeichne, sondern vielmehr nach Vorstellung und Lehre Johannes des Täufers, Jesu und seiner Apostel als eine feyerliche Weihe zur Theilnahme an dem Gottesreiche und als ein Sinnbild der solchen Eingeweihten obliegenden Verpflichtung, ihr ganzes Leben Gott und der Tugend zu weihen, nach Aehnlichkeit und Einheit mit Gott und Jesu zu streben, folglich als ein einfaches und ausdrucksvolles Symbol des Characters und Wesens des Christenthums betrachtet und hochgeschätzt werden müsse. Eine solche Pflicht kann dem Menschen nicht kräftig,

oft und frühe genug eingeschärft und er kann schon in den ersten Tagen seines Lebens Gott, Jesu und der Tugend geweiht werden. Wenn auch die Kindertaufe nicht eine Anordnung Jesu oder seiner Apostel, sondern der ältern christlichen Kirche seyn sollte, so ist sie doch nicht eine bloße oder nur schickliche und unbedenkliche oder der Schwachen wegen bezubehaltende Carimonie, sondern eine heilige, dem Taufbefehle Jesu, wenigstens dessen Absichten angemessene und, würdig begangen, sehr heilsame Religionshandlung. Sie ist nur mittelbar für kleine Kinder und zunächst für Erwachsene, Verwandte, Mitchristen, hauptsächlich für Aeltern von großem Nutzen und kann für sie ein mächtiger Antrieb werden, ihres hohen Aeltern- und Christenberufs eingedenk, die neugeborenen Kinder so bald möglich mit den wichtigen Zwecken ihres Daseyns und den Segnungen des Gottesreichs bekannt zu machen, ihrer Lernbegierde und Empfänglichkeit die beste Richtung zu geben und dafür zu sorgen, daß sie ihre Unschuld bewahren. Uebrigens muß die Taufe anders als gewöhnlich gestaltet werden, wenn sie ihren Zwecken entsprechen und die erwünschten Wirkungen hervorbringen soll. Zur zweckmäßigeren Einrichtung der Kindertaufe macht der Verf. selbst Vorschläge, die wir dem Nachdenken derjenigen, welche auf solche Veränderungen Einfluß haben können, empfehlen.

II. "Ideen über das Wirken des Predigers zum Anwachsen einer verbesserten Generation von G. G. Meyer, Prediger zu Beverstädt". Mit besonderer Rücksicht auf Zeitumstände wird ausgeführt, daß Prediger zu jenem Zwecke die vorhandenen Veranlassungen, Aufgaben und Hülfsmittel sorgfältig beobachten, sie mit Klugheit, reinem Wohlwollen und Ausdauer benutzen, und sich immer mehr zu gemeinschaftlichem Wirken vereinigen sollen.

III. "Für die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen von C. G. H. Biedenweg, Pastor zu Sandstädt".

Da einige behauptet haben, daß diese Hie und da bewerkstelligte Vereinigung nicht bestehen werde, daß sie aus unreinen und eigennütigen Absichten, besonders aus Indifferentismus entsprungen sey oder doch zu diesem leiten werde, so spricht der Verf. im Gegentheil für dieselbe und erklärt sie für möglich und segensreich, auf das Wie? aber läßt er sich nur wenig ein. Er dringt vorzüglich darauf, daß die meisten Mitglieder beider Parteyen stillschweigend einziger worden, daß man jetzt die Abweichungen in Meinungen nicht mehr für strafwürdige und verderbliche Irrthümer und für Folgen eines bösen, verpöbten Sinns zu halten pflege, daß die Schwierigkeiten wegen der jeder Kirche eigenthümlichen Güter und Vorrechte leicht beseitiget werden können, wenn es nur auf beiden Seiten nicht an einem guten und ernstern Willen fehlt, daß aus der erfolgten Vereinigung größere Achtung für Christenthum und protestantische Kirche, freyere Erforschung der Wahrheit und ein höherer Grad der wechselseitigen Liebe hervorgehen werde, daß, wenn die Vereinigung nicht allgemein werde, die Trennungen nur vermehrt werden. IV. "Einige Anmerkungen zu der Schrift des Hrn. C. R. Pland über den gegenwärtigen Zustand und die Bedürfnisse der protestantischen Kirche bey dem Schlusse ihres dritten Jahrhunderts. Von D. F. Blohm, Prediger zu Werfabe. V. "Wie soll man verfahren, wenn man sich und andere aufklären und traurigen Folgen vorbeugen will? von G. W. Volger, Prediger zu Meyenburg". Man muß vor allen Dingen Freyheit des Denkens behaupten und befördern und durch keine menschliche Autorität sein Urtheil beschränken lassen, noch das fremde beschränken wollen, alsdann aber auch im Aufgeben und Wegräumen bisheriger Meinungen und Uebersetzungen weise Vorsicht beobachten, dabey auch das Herz und Gefühl schonen und die Beschränktheit des menschlichen Verstandes nie vergessen. VI. "Ein-

fache Entwicklung der Lehre, daß der Mensch vermittlest des Glaubens an Gott durch Jesus gerechtfertiget werde, von E. H. C. Nordmeyer, Prediger zu Schreierding". Jesus lehrte im Gegensatz gegen herrschende Vorurtheile, daß der Mensch nicht durch Beobachtung äußerer Gebräuche und überhaupt nicht durch gute Werke und eigene Verdienste bewirken könne, von Gott als gerecht behandelt zu werden. Kein Mensch kann eine solche Keinheit des Herzens und Lebens erreichen, und wenn er auch Gutes thut, so thut er nur seine Pflicht, und kann dadurch das Böse, was er thut, nicht vergüten. Um nun der dadurch gedemüthigten und geängstigten Menschheit wieder einen beruhigenden Trost zu verleihen, wird der Glaube an Gott durch Jesus, das durch Jesus in den Menschen aufgeregte und befestigte Vertrauen, daß Gott die Menschen ungenügend ihrer Sünden beseligen wolle, verlangt. Dadurch wird angezeigt, daß Jesus den Menschen eine bessere Kenntniß von Gott mitgetheilt hat, daß er ihnen reinere Gesinnungen einflößen, sie zu edleren Thaten antreiben und sie auf diese Weise fähig machen wollte, Gott als Vater zu vertrauen, zugleich aber auch, daß Gott durch die Dahingebung seines Sohns in den Tod zum Besten der Menschen und überhaupt durch die Sendung desselben die Menschen mit Zutrauen zu sich erfüllen wollte. VII. "Des Flavius Josephus zwey Bücher über das Alter der Judäer wider den Apion. Erstes Buch. Uebersetzt und erläutert von J. F. Möser, Prediger zu Lilienthal und Trupe". Wir wünschen mit dem Herausgeber, daß der Verf. nicht nur das zweyte Buch dieses Werks, sondern den ganzen Josephus auf diese Art übersetzt und erläutert liefern möge. VIII. "Ueber die Erbsünde, insbesondere über die Frage: Ob diejenige Erscheinung, welche wir unter dem Namen der Erbsünde begreifen, nicht etwa Folgen der vortrefflichen Einrichtung der menschlichen Natur seyen? Ein Versuch von J. H. Matfeldt,

Prediger zu Jmsum". Sogleich Anfangs wird behauptet, daß Kant eben das, was man sonst Erbsünde nannte, das radicale Böse genannt habe. Das ist aber nicht richtig. Die Erbsünde dachte man als ein in dem ersten Sündenfalle gegründetes, sich physisch forterbendes moralisches Uebel, als angeborne Sünde und Schuld, als eine natürliche Unfähigkeit zum Guten. Das radicale Böse aber ist gar nichts Physisches und Fortgepflanztes, es entsteht bey jedem Menschen aus eigener freyer Willkühr und Schuld, und ist nur so allgemein, als wenn es angeborn wäre. Der Verf. nimmt die Erbsünde im ersten, eigentlichen Sinne. In dem menschlichen Körper — dieß ist das Wesentliche seiner Untersuchung — liegt keine fortgepflanzte Zerrüttung: denn er ist höchst weise und zweckmäßig eingerichtet. In den Kräften und Trieben der menschlichen Seele liegt auch keine natürliche Verderbtheit. Man bemerkt bey den Menschen eine große Abstufung und Mianichfaltigkeit von Stärke und Schwäche der untern und obern Seelenkräfte. So war es von Anfang an, so ist es noch jetzt und nirgends ist eine Spur, daß eine allgemeine Verderbtheit in alle Menschenseelen gekommen sey. Der Ursprung der bösen Gedanken, Begierden und Lüste, gegen welche auch der gute Mensch zu kämpfen hat, liegt theils in der Ideenassociation, theils darin, daß die frühesten Eindrücke auf den Menschen die unauslöschlichsten Spuren zurücklassen, theils in dem Gesetze, daß gegenwärtige sinnliche Eindrücke mächtiger auf das Begehungsvermögen wirken, als deren Wiederholungen durch die Phantasie, diese aber mächtiger, als jede andere einwirkende Ursache der animalischen Menschennatur und zwar in Beziehung auf Sinnlichkeit und Instinct. Demnach ist die Behauptung, daß der Mensch von Natur, nämlich ohne Vernunftgebrauch einen überwiegenden Hang zum Bösen habe, wenigstens nur halb wahr. Der Mensch ohne Vernunftgebrauch will einzig Befriedigung seiner Triebe,

dieß, niemahls aber das Schädliche und Böse ist sein Zweck. Diese Einrichtung der menschlichen Natur ist die heilsamste und weiseste, die Bedingung des Großen, Edlen und Schönen. Die Befehle der Ideenassociation sind die Ursachen der Entwicklung des menschlichen Geistes, um Wissenschaften und Künste zu schaffen und sie mit dem Moralischen in Harmonie zu bringen, sie dienen dazu, das Zeitliche mit dem Ewigen, das gegenwärtige Leben mit dem zukünftigen zu verknüpfen. Die Unauslöschlichkeit der frühesten Eindrücke ist ein treffliches Mittel des Unterrichts und der Erziehung. Was das dritte angeführte Wirkungsgesetz der menschlichen Natur betrifft, so muß die Selbstständigkeit des Menschen aus dem Kampfe des Ueber sinnlichen in uns mit dem Sinnlichen erst hervortreten. Der Kampf mit der Sinnlichkeit ist für den Geist nothwendig, um sich seiner Freiheit, seiner Würde, seiner höheren Bestimmung bewußt zu werden. Diese ganze Untersuchung ist nicht befriedigend und erschöpfend. Wider die Kantische Lehre vom radicalen Bösen haben sie öhnehin gar keine Kraft. Aber auch wider die buchstäbliche Lehre von der Erbsünde sind die angeführten Gründe nicht entscheidend, und könnten in der That stärkere angeführt werden. Daß der menschliche Körper sehr weise eingerichtet ist, werden auch die Vertheidiger derselben zugeben, und dennoch könnte in demselben eine Disposition und ein natürlicher starker Reiz zum Bösen, welche sinnlich gar nicht wahrgenommen werden können, liegen und die Erfahrung lehrt an vielen Beispielen, daß solche Dispositionen sich oft fortpflanzen. Die drey angeführten Wirkungsgesetze der menschlichen Seele sind, wie jedermann zugeben wird, zum Guten bestimmt, aber es könnte nichtsdestoweniger wahr seyn, daß bey dem Menschen vor seiner sittlichen Besserung ein überwiegender Hang vorhanden ist, sie zum Bösen anzuwenden. Und dann mußten bey dieser wichtigen und schwierigen Untersuchung nicht nur die angeführten, sondern auch

noch andere Wirkungsgesetze und Anlagen der menschlichen Natur in Beziehung auf das Eittliche in Betrachtung gezogen werden. Es gibt auch gemilderte Vorstellungen von der Erbsünde, die hier nicht übergangen werden durften. Eine Lehre, die mit gewissen Einschränkungen von so unzähligen Hebräischen, Griechischen, Römischen und anderen Weisen behauptet worden ist, und sich in so vielen Religionen findet, wirft man nicht damit um, daß man sagt, aus gewissen Anlagen, woraus Böses zu entspringen pfelegt, entspringe auch das Gute. IX. "Ueber Conceptbrauchen, Memoriren und Extemporiren bey Kanzelvorträgen, von C. Schiphorst, Prediger zu Daverden". Dem Memoriren wird der Vorzug vindicirt, doch auch den beiden andern Weisen unter gewissen Einschränkungen ihr Recht zuerkannt. X. "Wie hat der Prediger über Schwachheitsünden zu reden und zu lehren? Von C. Cromé, Prediger zu Freyburg". Er muß auch gegen sie strenge und nachdrücklich reden, die Mittel zu ihrer Vermeidung an die Hand geben und die Menschen wegen ihrer vermeintlichen Schwäche nicht muthlos und verzagt machen. XI. "Ueber Kranken-Communion von G. S. Meyer, Prediger zu Beverstädt, sammt Bemerkungen über diesen Auffas von D. P. W. Schamburg, Pred. zu Lorstädt, L. L. Olman's, Pred. zu Berhövede, J. H. Schmid, Pred. zu Alt-Lüneburg". Die Haupttendenz des ersten Auffaszes geht dahin, daß die Krankencommunionen, welche allerdings zu den schwersten Theilen des Pastoralamts gehören, erschwert und dadurch vermindert werden sollen. Die anderen Prediger sagen darüber ihre zum Theil abweichenden Meinungen. XII. "Meletemata in carmen tati icum Jer. LII, 13 — LIII, 12. auct. I. F. Telge, Pastore Buttelensi, und XIII Wechselgefänge für Chor u. Gemeine bey dem öffentlichen Gottesdienste von Hauptmann F. L. v. PusENDORF, sind Fortsetzungen von Stücken, über welche wir schon bey früheren Bänden unser Urtheil gesagt haben. Wir freuen uns der schönen vereinten Thätigkeit, in welche sich dieser würdige Generalsuperintendent mit seinen Predigern gesetzt hat.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 26. May 1821.

D a r m s t a d t.

Bey Heyer und Leske : Denkmähler der Deutschen Baukunst, dargestellt von Georg Moller, I. Th. Fol. 6 S. nebst Beyträgen zur Kenntniß der Deutschen Baukunst des Mittelalters, enthaltend eine chronologisch geordnete Reihe von Werken, aus dem Zeitraum vom 8ten bis zum 10ten Jahrhundert von D. Georg Moller u. 1821. 47 S. Fol. nebst Erklärung der LXXII Kupfertafeln.

Wir haben in unsern Blättern mehrmahls Gelegenheit gehabt, sowohl von der Wichtigkeit der Gegenstände, wie auch von der technischen Behandlung der Kupferstiche u. dieses Werkes zu sprechen, und durch die Erscheinung des 12. Heftes ist der erste Theil vollendet. Wir wollen bloß ein Wort über die Beyträge hinzufügen. Nach einer kurzen Einleitung über die stufenweise Entwicklung des menschlichen Geschlechts, kommt der Verf. auf die Wichtigkeit der Werke der Baukunst, und äußert die Verwunderung, daß junge Baukünstler in Rom, die schon hundertmahl gemessenen, gezeichneten und gestochenen Ruinen copiren, während daß sie von den

L (4)

ihnen so nahe liegenden Werken ihrer Vorfahren nur eine oberflächliche Kenntniß haben ic. Das Unternehmen des Verf., Alles noch von Deutscher Baukunst zu retten, was noch gerettet werden kann, verdiente, in allen Deutschen Provinzen nachgeahmt zu werden; dann würde man im Stande seyn, den Uebergang von einem Styl in den anderen genauer einzusehen und zu beurtheilen.

I. Kap. "Ueber die Bestimmung des Alters der Gebäude, die Benennung der verschiedenen Baustyle des Mittelalters, und über das Verdienst ihrer Erfindung". Daß die genaue Bestimmung des Alters eines der nothwendigsten Erfordernisse zu einer Geschichte der Baukunst sey, hat der gelehrte Verf. wohl eingesehen. Mit wie vielen Schwierigkeiten aber ist das nicht verbunden! selbst wenn historische Notizen noch vorhanden sind, da sie sich öfters widersprechen, wohl undeutlich von einem Gebäude reden, oder nicht genau benachrichtigen, was neu an demselben, wie viel Altes nach Zerstörung durch Kriege, Aufbrennung ic. noch daran geblieben ist. Alles dieses hat der Verf. deutlich dargestellt und mit Beyspielen bestätigt. Wo von den verschiedenen Bauarten die Rede ist, seit dem Verfalle der Römischen, bis zum 16. Jahrhundert, zeigt er deutlich, daß diese verschiedenen Benennungen von gothischen, neugriechischen, byzantinischen, sächsischen ic. theils nicht allgemein angenommen, theils nicht bestimmt genug sind, und erklärt daher, er werde sich begnügen, die Bauarten jedesmahl nach dem Jahrhundert, und nach dem Lande, in welchem sie blühten, zu bezeichnen. Hierauf folgen einige herrliche artistische Bemerkungen, betreffend das Verdienst der Erfindung und Vervollkommnung der Kunst ic. Ursprung der Formen der Baukunst, willkürlich und zufällig, was von Klima, Material und Character des Volks abhängt. Dieselben Bedürfnisse, derselbe Endzweck,

bringen doch unzählige Variationen hervor, welche von den angegebenen Umständen abhängen.

II. Kap. Ueber den Römisch-Griechischen Baustyl, vor der Einführung des Christenthums als Staatsreligion im Römischen Reiche, bis zum achten Jahrhundert, und über dessen Einfluß auf die Bauart im übrigen Europa. Um dieses genau zu erklären, geht der scharfsinnige Verf. zurück zu den Gebäuden der Aegypter, untersucht ihren Hauptcharacter und thut das Gleiche mit den schönen Verhältnissen der Griechischen und ihrer Verbindung mit dem Zimmerwerk. Ueber die Griechischen Colonien in Unteritalien, die Etrusker. Die Römer nahmen Etrurische und Griechische Baukunst auf, z. B. diese Verbindung der Gewölbe mit Säulen und horizontale Architraven, Theile, welche ursprünglich ganz heterogen sind, ist meines Erachtens der einfache Schlüssel des Räthsels, welches die spätere Römische und byzantinische Baukunst, so wie die Bauart des ganzen Mittelalters bis zur letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts, in allen Ländern von Europa durch häufige Disharmonie der angewandten Formen und Constructionsweise darbietet, und zu dessen Auflösung so viele Hypothesen erdacht sind u. Dieß alles wird noch mehr bestätigt durch die Gebäude, die unter Diocletian sowohl in Rom, als zu Solona, dem jetzigen Spalatum, aufgeführt sind. Hierauf folgen die Zeiten von Constantin, das immer mehr erfolgte Sinken der Kunst. Alte Gebäude wurden abgebrochen und mit den Materialien neue aufgeführt, ohne Verhältnisse der Regel. Die Festungen und Stadtmauern blieben unverändert, aber desto mehr änderten sich die Formen der christlichen Bethäuser, Kirchen, was der Verf. vortrefflich darstellt; wie auch die Verbindung von Cuppeln und Rotunden, mit Säulengängen und mit der alten Basilica Form. Einfall der Gothen und anderer barbarischen Völkerschaften. "Ich kann nicht durchaus der Meinung

derjenigen beytreten, welche den Gothen und Longobarden in Italien und Spanien, den Franken in Gallien, und den Sachsen in England eine eigenthümliche Kunst beylegen wollen". Rec. sieht sie mit dem Verf. für bloße Modificationen der Römischen corruptirten Bauart an. Auch war die ausübende Kunst in diesen Zeiten fast ganz den Geistlichen überlassen. Sehr passend wird hier eine Stelle aus Cassiodorus Lib. VII Varior. Form. 15 eingeschaltet. Ich glaube, daß man sie so übersetzen könnte: "Und was werden wir von jenen so hohen, so schlanken und so vollkommen gestreiften (ausgehöhlten) Säulen sagen; die wie gegossen scheinen, nebst ihren großen Gebäuden, die sie tragen? Es scheint Wachs, was doch glattes und hartes Metall ist; so wie die Zusammenfügungen des Marmor aussehen als natürliche Adern u." Ich bin völlig überzeugt, daß man schon früher auf diese Stelle mehr Gewicht gelegt hat, als sie wirklich verdient; denn mitten in der Beschreibung von lauter ansehnlichen Römischen Prachtmonumenten bedient er sich obiger Worte. Dieselben Ausdrücke lassen sich vollkommen und weit passender auf schöne Corinthische Gebäude ziehen, die schlanke und über 10 Diameter hohe Säulen haben, die dabey cannelirt sind, und wie viele dergleichen Gebäude mögen noch zu den Zeiten Theodorichs in vollem Glanze gestanden haben? Vielleicht einige mit bronzenen Capitälern, wo die künstlichen Arbeiten, wenn zwar aus hartem und glattem Metall, doch so bearbeitet waren, als wenn es Wachs gewesen wäre u. Daher der Verf. richtig bemerkt: "Aus den Zeiten Theodorichs, ja bis zum 10ten Jahrhundert ist mir kein Gebäude bekannt, auf welches diese Beschreibung zu passen scheint". Zum Schluß werden mehrere Gebäude aus den Zeiten der Longobarden angeführt.

III. Kap. Ueber die in Deutschland herrschende Bauart vom 8ten bis zum 16ten Jahrhundert. Die-

ses ist in so fern der wichtigste Abschnitt, als er in immerwährender Verbindung mit den herrlichen Abbildungen dieser Werke steht. Der Verf. bemerkt in den alten Kirchen Deutschlands zwey Hauptarten, von denen alle andere Abstufungen oder Vermischungen sind. Die erste ist eine corruptirte verfallene Römische Bauart, fest, und bey ihrer Schwerefälligkeit hat sie noch beybehalten die völligen Spuren einer regelmäßigen Baukunst, die Säulen haben Capitale und Basis, halbzirkelförmige Bogen u." Die zweyte und neuere Bauart behält noch den Halbkreis bey, fängt aber an, den südlichen flachen Giebel durch das hohe, dem nördlichen Klima entsprechende Dach zu ersetzen. Harmonisch mit der Form des Dachs werden die Spizen der Thüren durch Pyramiden, die Fenster und Gewölbe nach den Spizbogen geformt, während daß für alle kleine Verzierungen noch der Halbkreis bleibt. Später erst folgen die Verzierungen und alle kleinern und untergeordneten Theile der Hauptformen des Gebäudes und erhalten Spizbogen. In dieser letztern Bauart sind die größten Werke der Baukunst, welche Deutschland besitzt, und die für alle Zeiten ein Gegenstand der Bewunderung bleiben werden, aufgeführt". Dieses alles wird mit Beyspielen erwiesen. Kurz darauf kömmt der Verf. auf die Zeiten von Carl dem Großen, wo die Reihe architectonischer Urkunden anfängt. Nach mehreren interessanten Bemerkungen wird der Unterschied dieser Deutschen Kirchen von den Römischen Basiliken untersucht und vortrefflich auseinander gesetzt. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir alle Bemerkungen anführen wollten, und einzeln lassen sie sich nicht gut aus der Verbindung ausheben. Antwort auf die Frage: "ob die Baukunst des 13ten Jahrhunderts und ihre Formen nicht auf unsere Zeit anwendbar seyen". Von der technischen Kunstfertigkeit, Berechnung der Kraft zur Last der Baumeister der Kirchen des 13ten Jahrhunderts. Mittel, um

diese Denkmähler so viel wie möglich von ihrem Untergang zu retten, wo dann als ein musterhaftes Beyspiel die Verordnung beygedruckt ist, die Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Hessen im Jahr 1818 ausgehen ließ.

Das IV. Kap. enthält Vergleichung einiger Gebäude, welche in verschiedenen Ländern Europas im Styl des 13ten Jahrhunderts aufgeführt sind, und über die Hypothesen hinsichtlich der Erfindung dieser Bauart. Da nun die sämtlichen Gebäude, die der Verf. dargestellt hat, in einer Zeitfolge geordnet sind, so werden die verschiedenen Hypothesen vorzüglich über den Ursprung der Spizbogen untersucht. Die verschiedenen Meinungen ihrer Entstehung sind 1. von den heiligen Hainen der alten celtischen Völker, 2. von den aus Baumzweigen geflochtenen Hütten, 3. von der Construction des Zimmerwerks bey hölzernen Gebäuden, 4. von den Aegyptischen Pyramiden, 5. von der Nachahmung der Spizbögen, welche durch die aus verschlungenen Halbkreisen geformte Verzierung entstehen. Alle diese verschiedenen Ideen werden mit tiefer Kenntniß erklärt, und ihre Wichtigkeit bewiesen. Auch die Frage, welches der Europäischen Völker zuerst den Spizbogenstyl eingeführt oder vervollkommenet habe, wird auseinander gesetzt, und mit sehr vielen Gründen, Beyspielen und vollkommener Wahrscheinlichkeit bewiesen, daß er der Deutschen Nation eigen ist.

Den Schluß macht die Erklärung der Kupfertafeln nach chronologischer Ordnung. — Wir sehen mit wahren Verlangen dem Anfang des zweyten Bandes entgegen, und jeder Patriot, wirklicher Freund der Baukunst und des Vaterlandes, mußte auf alle Art und Weise suchen, dem würdigen Verfasser zu seinem weiteren Vornehmen behülflich zu seyn.

B a m b e r g.

Hey Carl Friedrich Kunz: Lucas Cranachs Leben und Werke von Joseph Heller, mit einer Vorrede vom Bibliothekar Jäck. XVI. 532 S. 8. 1821.

In der Vorrede macht uns der Herr Bibliothekar Jäck bekannt, daß er schon im Jahr 1811 bey dem ersten Entwurfe seines Pantheons der Literaten Bamberg's auch die Künstler seines Vaterlandes darauf folgen lassen wollte; dringende Geschäfte ihn aber daran verhinderten. In dieser Zeit wurde er mit dem Hrn. J. Heller bekannt, der, zwar gegen seine Neigung, zum Kaufmannsstande bestimmt war. Indessen seine Kunstliebe hat alle Hindernisse überwunden und keine Kosten gescheut, um seine Bibliothek und Kunstsammlung zu vermehren. Wie patriotisch seine Liebe seyn muß, läßt sich daraus schließen, daß Hr. Bibliothekar Jäck versichert, daß er sogar den Entschluß gefaßt habe, einst seine Büchers- und Kunstsammlung mit einem angemessenen Fonds zu einer Stiftung zu erheben &c.

Auch übernahm er die Ausarbeitung mehrerer Artikel für Hrn. Jäcks Bambergisches Künstler = Lexicon. Unter diesen war auch der des Lucas Cranach, aber so reich an Stoff und mit so vieler Sorgfalt gearbeitet, daß er in Vergleich der übrigen Artikel unverhältnißmäßig war. Nach der von Hrn. Jäck geschehenen Durchlaufung seines Manuscripts und auf sein Anrathen entschloß er sich mit der größten Bescheidenheit, es dem Druck zu übergeben, und wir sind wegen der Erscheinung dieses Werkes nicht nur dem Verf., sondern auch dem Hrn. Jäck großen Dank schuldig.

In dem Vorbericht macht uns der Verf. bekannt, daß er sich bloß durch Aufmunterung zur Bekanntmachung entschlossen, und er mehr auf die Werke, als auf das Leben von Cranach Rücksicht ge-

nommen habe. Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile, nemlich sein Leben und seine Werke, das heißt, Gemähldte, Kupferstiche und Holzschnitte, welche sowohl von ihm selbst als nach ihm gefertigt sind. Zum ersten Theil sind 4 Beylagen, 1. Zeugniß des Cranachischen Hauslehrers Matthias Gundermann zu Wittenberg, welches sich im Thurmen Knopfe daselbst befindet; 2. Gefolge des Churfürsten Friedrich des Weisen auf seiner Reise nach Palästina; 3. Wapenbrief für Lucas Cranach ertheilt im Jahr 1508 vom Churfürsten Friedrich dem Weisen; 4. Verzeichniß der Schriften, welche von Lucas Cranach handeln ic. In allen diesen Beylagen finden sich wichtige und interessante Nachrichten mit Anmerkungen verbunden. So weit der erste Band. Der zweyte, welcher Lucas Cranachs Werke enthält, theilt sich in Gemähldte, die sich in Deutschland, England, Frankreich, Italien, Rußland und Schweden befinden. S. 238 Verzeichniß einiger Gemähldte, deren jetziger Standort nicht auszumitteln war. S. 240 Gemähldte von Lucas Cranach dem Jüngern. S. 243 Verzeichnisse der Kupferstiche und Holzschnitte. Den Schluß machen S. 457 Zusätze und Verbesserungen.

Dieses Werk ist ein schätzbarer Beytrag zu der Kunstgeschichte in Deutschland, und wird jedem Künstler, Kupferstichsammler, Bibliographen ic. sehr willkommen seyn, indem wir noch kein so vollständiges Werk, welches Cranach betrifft, besitzen. Auch muß des Verf. Bibliothek und Kupferstichsammlung sehr beträchtlich seyn. Da Rec. nicht zweifelt, daß bald eine zweyte Auflage zum Vorschein kommen wird, so ist sehr zu empfehlen, daß eine genauere Correctur vorgenommen werde, indem eine große Menge Druckfehler eingeschlichen ist, die sogar auf Jahrezahlen und Nummern Bezug haben, woraus große Irrthümer entstehen können. Wir wünschen, daß der Verf. uns mit mehreren Nachrichten über Künstler aus jenen Gegenden auf diese Weise unterhalten möge. § — 2.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. May 1821.

P o n d o n.

For Longman etc.: Medico chirurgical Transactions. Vol. X. part. I. 1819. 242. S. in 8.

Auch dieser Theil der Arbeiten der vorzüglichsten Arzeneykundigen Englands, besonders der Hauptstadt, ist reich an nützlichen Beobachtungen und Erfahrungen, und gibt uns einen abermahligen Beweis, wie sehr man sich dort bestrebe, die Erfahrung zur Bereicherung unsrer Wissenschaft zu benutzen. Der erste Aufsatz liefert schon davon einen schönen Beweis. Wardrop, welchem wir schon so manches Gründliche und Gute für die Augenheilkunde zu verdanken haben, liefert uns hier seine Ansichten von der rheumatischen Augenentzündung und der Behandlung derselben. Vor Zeiten machte man keinen Unterschied unter Augenentzündungen, sondern betrachtete und behandelte sie alle auf einerley Weise. Nachdem genauere Beobachtungen über diesen Gegenstand mehr beleuchtet haben, ist man überzeugt worden, daß nicht nur die Entzündungen der verschiedenen Theile des Auges sich durch verschiedene Zeichen ausprechen, sondern auch eine besondre Behandlung er-

M (3)

fordern, ja, daß dieses auch bey den mannichfaltigen Causalmomenten dieser Krankheit Berth habe. So ist es nun auch mit der rheumatischen Ophthalmie, die sich durch ihr Außeres sehr wesentlich von andern unterscheidet. Die Bindehaut hat hiebey einen ziegelrothen Farbentheil, oder dieser ist gelb mit roth gemischt, welches wahrscheinlich daher rührt, daß die Flüssigkeit in den Gefäßen eine Beymischung von Galle besitzet. Die Blutgefäße verbreiten sich in zahlreicher Menge von dem hintern Theile des Augapfels nach dem vordern in geraden Linien bis nahe an der Cornea aus, ohne doch auf sie überzugehen, oder den blassen Ring um sie zu lassen, der bey der Entzündung der chorioidea und iris bemerkt wird. Die allgemeine Röthe wird mehr von der stärkern Anfüllung der Kleinern, als der größern Gefäße hervorgebracht. Oft ist die conjunctiva etwas geschwollen; oft bemerkt man nur in ihrem Umkreise einen erhabenen Ring. Im Anfange der Krankheit und bey gelindem Grade derselben nimmt man wenige Veränderung in der vordern Augenkammer wahr, in der Folge aber wird die Cornea trübe und undurchsichtig und zwar vorzüglich in der Mitte, welches nach dem Umkreise hin immer weniger bemerklich ist. Gewöhnlich sieht man eine oder mehrere Stellen, wo die Bindehaut der Cornea abgekraßt zu seyn scheint. Die Augenlieder sind etwas geschwollen, und die Schmerzen werden gleich von Anfange an in dem Kopfe empfunden, nehmen aber bald das Auge, so wie andre Theile des Gesichts ein, sind abwechselnd in der Heftigkeit, und der Kranke wird durch dieselben abgehalten, seinen Kopf in dem Bettkissen ruhen zu lassen. Im Auge selbst ist mehr das Gefühl einer Vollheit und Taubheit als eigentlichen Schmerzes, auch ist dasselbe nicht so empfindlich gegen das Licht wie bey andern Entzündungen. Der Sitz der Krankheit ist die sclerotica, und Fieber ist ihr beständiger Begleiter, so wie der Grad ihrer Heft-

tigkeit sehr verschieden ist; in manchen Fällen bewirkt sie schnell die Zerstörung des Auges. Sie ist die gewöhnliche Folge von Erkältungen. Die rheumatische Augenentzündung hat viele Aehnlichkeit mit der syphilitischen und arthritischen. Bey einiger Heftigkeit derselben leistet die Ausleerung der wässerichten Feuchtigkeit des Auges die schnellste und beste Hülfe, wozu man sobald schreiten muß, als die gelindern Mittel, sich unwirksam zeigen. Die Anwendung der würzigen Opiumstinctur vermindert nach derselben schnell die zurückgebliebene kränkhafte Reizbarkeit. Die andern Mittel, welche bey dieser Krankheit mit gutem Erfolge gebraucht werden können, sind Brech- und Abführungsmittel, nach diesen schweißtreibende und zuletzt die China mit Mineralsäuren. Aderlässe sind selten nöthig und nützlich, aber desto mehr die Blasenpflaster. 2. Ueber eine neue Methode zur Heilung der Kröpfe, von Dr. Quadri in Neapel. Diese Methode besteht darin, daß ein Haarfeil ein oder mehrere mahl durch den Kropf gezogen und dadurch eine Eiterung hervorgebracht wird, bey welcher sich die Geschwulst allmählich verliert. Um die Eiterung zu verstärken, gebraucht Dr. Q. ein Stückchen schwarzer Nieserwurzel, die er vermittelst des Haarfeils einbrachte. Diese Operationsart ist so wenig von üblen Folgen begleitet, daß Dr. Q. das Haarfeil bis 16mahl bey einem Subjecte auf- und einbrachte. 3. Ueber Elephantiasis, wie sie häufig in Hindostan vorkömmt, von James Robinson, Oberaufseher des Irrenhospitals in Calcutta. Die Elephantiasis der Griechen oder die Lepra der Araber ist in Indien eine häufige Krankheit. Es gibt aber zwey Arten davon, die wohl unterschieden werden müßten, der Verf. liefert die Beschreibung von beiden. Die erste nennt er Elephantiasis anaesthetos, die andre Elephantiasis tuberculata. Gene fängt mit einer Abweichung der Haut an, die sich an mehreren Stellen durch eine völlige Unempfindlichkeit auszeichnet,

die allmählich zunimmt, und wovon auch das Gesicht ergriffen wird, und endigt sich zuletzt mit Lösung der Glieder aus ihren Gelenken und allmählichem Abfallen derselben. Diese zeichnet sich durch mehrere Hautstellen aus, die von Tuberkeln besetzt werden, aufschwellen und ihre Elasticität verlieren; zuletzt verschwinden die Testikeln, der Zapfen wird verzehrt und die Gaumen- und übrigen Gesichtsknochen werden wie bey der Syphilis vom Beinfräße ergriffen. Beide Krankheiten können Jahre lang dauern. In der ersten besteht die Heilungsmethode in der Reibung von Mercur mit Spießglas und der Rinde der Wurzel der *asclepias gigantea*, so wie äußerlich in Blasenpflaster oder der Anwendung des Sublimats in Auflösung mit Salzsäure so wie einer Abkochung der erwähnten Rinde der *Asclepias*. Bey der andern nutzen diese Mittel nicht, sondern man hat nur von der Anwendung der Arsenikauflösung Nutzen gesehen.

4. Bemerkungen über Zahnkrankheiten von Thomas Bell. Der Verf. beweiset aus Fällen, wobey Eiteransammlung, die nur in Folge von Entzündung statt haben kann, in dem Zahnkörper gefunden wurde, und große Schmerzen verursacht hatte, daß gegen die Meinung von Lawrence und Blainville der Zahn zu den organisirten Körpern gehöre, und auch die gewöhnliche Caries dieser Theile eine nothwendige Folge einer vorhergegangenen Entzündung sey. Er betrachtet Entzündung und äußere Schädlichkeit, wodurch das Emaille beschädigt wird, als Ursachen der Caries, und verwirft die Idee von der Entstehung dieser Krankheit durch die bloße Berührung eines gesunden Zahns von einem cariösen. Als eine öftere Folge der Entzündung an den Zähnen und der dadurch hervorgebrachten heftigen Schmerzen ist die Ergießung und Anhäufung coagulabler Lymphe um die Zahnwurzel herum wahrgenommen worden. Ein entzündungswidriges Verfahren, und kräftige Abführungsmittel hoben die Schmerzen, ohne daß der Zahn weiter dabey

sitt, oder seine Entfernung nöthig war. 5. Einige Fälle von Geschwulsten innerhalb des Beckens, wodurch die Geburt verhindert wurde, von Dr. Samuel Merriman. Diese Hindernisse der Geburt sind nicht selten und es werden in dieser Abhandlung allein fünf Beispiele davon angegeben. Das einzige Mittel, die Geburt zu beendigen und vielleicht Mutter und Kind zu retten, ist die frühzeitige Oeffnung derselben entweder durch die Mutterscheide oder den Mastdarm, doch war diese auch in einigen Fällen nicht hinlänglich, um die Mutter und das Kind zu retten. Einmahl enthielt die Geschwulst eine dicke feste Masse, ein andermahl eine blichte Materie, die Dr. Bostock untersuchte, wovon das Resultat im nächsten Aufsatze geliefert wird. 5. Bericht über eine in einem kranken Eiersacke gefundene Substanz mit Bemerkungen über krankhafte Secretionen analoger Art, von John Bostock. Die hier untersuchte Substanz verhielt sich ganz wie thierisches Del, ohne eine andre Beymischung. Andre Untersuchungen, die der Verf. mit Wasser aus Sackgeschwulst anstellte, gaben vielen Eiweißstoff in verschiedenen Verhältnissen, der sich zuweilen zum Theil in Schleim verändert hatte. Diese und mehrere andre Beobachtungen scheinen dem Verf. hinlänglich anzudeuten, daß die Verschiedenheit kranker Absonderungsstoffe nicht bloß chemischen Grund habe, sondern mehr von der größern oder geringern Thätigkeit der Capillargefäße, der Beschaffenheit des Bluts und dem Orte der Secretion abhänge. 7. Bemerkungen über die Veränderungen, welche Leichen in heißen Climates untergehen, von John Davy. Gleich nach dem Tode sind das Herz, die Arterien und Venen so voll vom Blute als im Leben; einige Stunden nachher ist wenig Blut in den größern Arterien, aber viel geronnenes nebst Polypen in den Herzkammern, die Eingeweide sind mit derselben überfüllt, die Haut der Gallenblase und der nächsten Theile ist dunkelgrün und, wenn Galle in den Gedärmen enthalten ist, so haben

diese eine hellgrüne Farbe. Zwanzig bis dreyßig Stunden nach dem Tode erscheinen die Schleim- und serösen Häute wie entzündet, besonders die Valveln und die innere Haut des Herzens und der Blutgefäße. Das ausgedünstete Serum in den Harnhöhlen oder der Brusthöhle ist mehr oder weniger blutigroth, die Eingeweide sind dunkelfarbig und auf der Haut bemerkt man Sugillationen. Diese Beobachtungen geben dem Verf. zu der sehr richtigen Bemerkung die Veranlassung, daß blutiges Serum eben so gut fähig sey, erschlaffte Häute zu durchdringen als die Galle, wobey der Farbestoff scheinbar angezogen und in Verbindung mit der todten Masse gebracht zu werden. Er fand sich durch Versuche, bey welchen er todte Häute in blutiges Serum legte von seiner Meinung überzeugt, indem diese ganz das Ansehn eines entzündeten Theils angenommen hatten. Aus diesem Allen schließt er, daß man von dem entzündeten Ansehn der Häute, welches oft bey Leichenöffnungen nach dem Verflusse von einiger Zeit wahrgenommen wird, sehr irrig den Schluß auf vorhergegangene wirkliche Entzündung als Krankheitsursache mache, und Ref. scheint diese Bemerkung richtig und der Beherzigung werth zu seyn.

8. Von der Operation der Pulsadergeschwulst, von George Normann in Bath. Eine Erzählung mehrerer glücklich und ohne daß Nachblutung entstand, verrichteter Operationen des Aneurismus der iliaca, poplitea und brachialis mit einer einfachen Unterbindung der Arterie nach Hunters Methode, wobey in den erstern Fällen nach Astley Cooper's Rathe der Einschnitt in paralleler Richtung mit dem Poupartschen Bande gemacht wurde.

9. Ueber Harn und andre krankhafte Concretionen von William Henry. Der Verf. bemerkt, daß er die meisten der Versuche über Harnsteine und ähnliche Körper schon vor 12 Jahren gemacht und diejenige, welche nicht in seiner 1807 erschienenen Dissertation von der Harnsäure angeführt

seyen, für ein größeres Werk bestimmt habe, das aber nachher durch Marcets bekannte Schrift über Harnsteine, überflüssig gemacht wäre. Die Zahl der Harnsteine, welche er untersuchte, belief sich auf 187 aus verschiedenen Gegenden des Landes, die er nach ihrer natürlichen Ordnung in eine Tabelle gebracht hat, welche die Anzahl einer jeden Gattung in den verschiedenen Sammlungen, aus welchen er sie erhielt, anzeigt, und der eine andre Tabelle angefügt ist, die das Verhältniß einer jeden Varietät zu der ganzen Summe in jeder Sammlung angibt. Aus diesen Zusammenstellungen erhellet, daß eine große Uebereinstimmung in der Mischung der Steine aus verschiedenen Districten herrsche, und die Ursachen, welche Steinkrankheiten endemisch machen, nicht dadurch wirken, daß sie die Stoffe ihrer Zusammensetzung liefern, sondern vielmehr die Constitution zu dieser Krankheit stimmen. Die Steine haben nach den Beobachtungen des Verf. ihren Ursprung in den Nieren und erhalten nur in der Blase einen Zusatz ähnlicher Stoffe als der ursprüngliche Kern ist, oder auf den Kern schlagen sich, wie auf einen fremden Körper die phosphorsauern Erden nieder. Bey weitem der größte Theil der Kerne, nemlich 158, bestand aus Harnsäure, welches eine Neigung der Nieren anzeige, diese Materie vorzüglich abzusondern. Harnsäure macht, wie die Versuche des Verf. zeigten, aber niemahls allein und nie den ganzen Stein aus, es war immer ein Antheil phosphorsaurer Erden damit vermischt; 92 Procent Harnsäure ist das höchste Verhältniß, das er gefunden hat. Einen Theil der Mischung machte auch der Harnstoff aus, der durch die Digestion des Steins in Alkohol erhalten wurde. Eryweißstoff schien ihm gleichfalls darin enthalten zu seyn. Harnsaurer Ammoniak ist nie von ihm gefunden worden, bey den Steinen, welche von Individuen gekommen waren, die lange Alkalien gebraucht hatten, bemerkte er keine Spuren, die die

lösende Wirkung dieser Arzeneien anzeigten, und er hält mit Brände dafür, daß keine Auflösung eines schon in der Blase enthaltenen Steins statt finden könne, sondern die Wirkung der alkalischen Arzeneien sich einzig darauf beschränke, einen Absatz der phosphorsauren Erden auf denselben zu bewirken, wodurch derselbe nur vergrößert werden kann. Dem Verf. sind zwey Fälle vorgekommen, wo eine sehr große Menge Harnsäure vermischet mit erdichten Salzen und etwas Harnstoff als Gries ausgeleert wurde, diese Ausleerung war in dem einen durch eine größtentheils aus Serpentin bestehende Arznei hervorbracht. Niemahls hat er Steine, die aus reiner phosphorsaurer Kalkerde oder der phosphorsauren Kalkerde und Ammonium unvermischet bestanden, gefunden, beide waren in verschiedenen Verhältnissen gemischt; in vier Fällen allein hat er diese Stoffe in dem Steine ohne einen Kern von Harnsäure gefunden. Die Maulbeersteine hatten gewöhnlich außer ihrem Hauptingredienz dem klee-sauren Kalk noch andre Substanzen als kohlensaurer Kalk, phosphorsauren Kalk, Harnsäure und thierische Materie in der Mischung. Steine aus Blasenoryd bestehend, sind ihm vorzüglich nur zwey vorgekommen, die ganz aus diesem Stoffe bestanden, den er mit Dr. Maracet als ein krankes Product der Nieren ansieht. Von Steinen mit abwechselnden Lagen der Materien fand er die meisten mit Lagen von Harnsäure und phosphorsauren Erden, nächst diesen die von Lagen klee-sauren Kalkes und Phosphaten, dann klee-saurer Kalk mit Harnsäure, selten die mit drey Lagen und niemahls die mit vier verschiedenen. Einmahl hat er einen Fall gesehen, wo Würmer aus der Classe der Coleoptren mit dem Harn und einen andern wo Haare ausgeleert wurden, Lungenconcretionen bestanden größtentheils aus phosphorsauerm mit etwas kohlensauerm Kalk, einmahl fand er eine solche aus dem Tripel-Salze der phosphorsauern Kalkerde mit

Ammonium etwas phosphorsauerem und kohlen-sauerem Kalk bestehend. Steine aus der Milz bestanden aus Knochenerde. 10. Geschichte einer Nierenentzündung von Steinen und Erzählung des Steinschnitts von dem Kranken selbst, von Dr. Alex. Marcet. Diese Krankheitsgeschichte ist sehr interessant und lehrreich, und beweiset, wie viel der Mensch von gebildetem Geiste und hoffnungsvollem Gemüthe zu erdulden vermag. Die Leiden des Kranken, von dem hier die Rede ist, dauerten von 1801 bis 1811, und bestanden Anfangs bloß in der Ausleerung von Gries mit wenigen Schmerzen; dieses dauerte so lange als derselbe sich häufige Bewegungen machen konnte; als er aber Geschäfte halber zur sitzenden Lebensart gezwungen war, bekam er die heftigsten Schmerzen in der Blasen- und Lendengegend, die zuletzt so heftig wurden, daß er weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, in der gezwungensten Stellung liegen und den Harn lassen mußte, und bey den leichtesten Bewegungen die unerträglichste Vergrößerung derselben hatte; wobey oft Gries mit Blut abging. 1811 wurde er von Elue operirt und hielt die sehr schmerzhafteste Operation mit aller Standhaftigkeit aus, da die größten Schmerzen bey derselben nicht mit denen in Vergleichung kamen, welche er schon so lange Zeit erduldet hatte. Er wurde glücklich geheilt, er litt in der Folge noch mehrere mahl Anfälle von Nierenentzündung mit Blutharnen und der Ausleerung kleiner Steine. Da diese so wie der größte aus der Blase geschnittene zu den schmelzbaren gehörten, so ließ ihn Dr. Marcet die verdünnte Salzsäure gebrauchen, wodurch er gänzlich geheilt wurde. 11. Eine periodische Affectien der Augen und der Brust, von John Bostock, M. D. Diese Affectien, welche der Verf. selbst erlitten hat, und woran er noch leidet, besteht in einem periodischen Anfall von heftiger catarrhalischer Augenentzündung, womit er schon in seinem 8ten Jahre

heimgesucht wurde, und die noch jetzt in seinem 46. jedes Jahr im Junius Monate wiederkehrt, und bis Ende Julius fortdauert. Sie hat ihre Paroxysmen von Heftigkeit, die gewöhnlich zweymahl im Tage kommen und 1 oder 2 Stunden anhalten; in den guten Zwischenräumen sind die Augen aber nie ganz frey von Beschwerden. Nachdem diese Augenaffection eine Woche oder 10 Tage gedauert hat, so entsteht Gefühl einer Vollheit im Kopfe, Schnupfen, Druck auf der Brust, Athmungsbeschwerde, ein gereizter Zustand des Schlundes und der Luftröhre, Rauheit, Heiserkeit und beschwerliche Sprache, wozu sich Unbehaglichkeit und Schwäche des ganzen Körpers gesellen. Alle bis jetzt dagegen gebrauchte Mittel sind unwirksam gewesen; bey einem ruhigen Verhalten und Zuhausebleiben befand er sich am besten. 12. Chronische Entzündung des Kehlkopfs, von Marshall Hall. Ein Frauenzimmer von 53 Jahren litt vom September 1817 bis August 1818 an Heiserkeit mit trockenem Husten, woraus allmählich Stimmlosigkeit und Dispnoe entstanden. Letztere nahm immer mehr zu, und wurde zuletzt so stark, daß man Erstickung fürchten mußte, wozu sich noch eine Beschwerde im Schlingen gesellte, die allmählich in wahre dysphagia überging. Bey genauer Untersuchung fand der Verf. eine allgemeine Anschwellung der Theile um den Kehlkopf herum, er verordnete Mercurialpillen, Blutigel und Abführungsmittel. Da aber hier noch keine günstige Veränderung erfolgte, so wurde der Luftröhrenschnitt gemacht, und zwar zwischen dem cartilago thyrioidæa und cricoideæa, wobey die Respiration nicht eher leichter wurde, als bis von dem untern und Seiten-Theile des ersten Knorpels ein ein Achtel Zoll großes Stück herausgeschnitten war. Das Athemholen war nun zwar wieder frey, aber die Beschwerde zu schlingen dauerte fort. Nun wurde die Einreibung des Unguentum mercurii verordnet, und bey der

darnach erfolgten Salivation verloren sich allmählich alle Krankheitszufälle. 13. Beobachtungen über krankhafte Structur und Erscheinung der Knochen als Fortsetzung früherer Aufsätze über diese Gegenstände, von John Howship. In den frühern Aufsätzen handelte der Verf. von der Structur und Erscheinung kranker Knochen unter der Gestalt von Erhabenheit und Erostosen, so wie von der Bildung neuer Gelenke und dem Hergange bey der Heilung von Knochenbrüchen. Jetzt nimmt er die *spina ventosa* und die Entzündung der festern Knochenmasse zu Gegenständen seiner Betrachtungen. Zuerst von der *spina ventosa*. Diese Krankheit besteht in Ausdehnung gewöhnlich der cylindrischen Knochen in ihrem ganzen Durchmesser, welche in der Folge mit einem Abscesse in den weichen Theilen der Geschwulst, oder mit einer langsamen Veränderung des ganzen Structur des Knochens und dem Verluste derselben verbunden ist. Nach der genauern Untersuchung des Verf. findet im Anfange dieser Krankheit eine größere Erregung der Circulation in den feinern absondernden Häuten innerhalb der Markhöhle statt, die sich bald auf die häutigen Canäle, die von dort durch die feste Masse des Knochens gehen, verbreitet. Zuweilen sind hiemit Schmerzen verbunden, zuweilen auch nicht. Zuweilen schreitet nun die Krankheit sehr schnell vorwärts, zuweilen auch langsam. Durch diesen Krankheitsproceß, bey welchem ein großer Saftzufluß in den Gefäßen statt hat, wodurch ein Druck nach außen ausgeübt wird, entsteht eine Entfaltung des Knochengewebes. Bald entsteht nun im Innern eine Eiterung und der Sitz dieses Abscesses ist die größere Knochenhöhle; die Folgen davon sind Verzehrung der weichen Theile derselben, so wie der häutigen Scheiden, die zuletzt ganz in Vereiterung übergehen. Zuweilen entsteht auch keine Vereiterung, sondern der Knochen verändert sich bloß in seiner Ausdehnung. Im Anfange

hat bloß ein Uebermaß der natürlichen Absonderung des Marks statt, in weiterer Folge entstehen mehr flüssige Absonderungen von der Markhaut: im ersten Falle entsteht durch irgend eine Zufälligkeit leicht Eiterung, im andern aber nicht. Die flüssigen Absonderungen innerhalb des Knochens haben viele Aehnlichkeit mit den bey Scropheln vorkommenden Erscheinungen und schaden vorzüglich durch die Ausdehnung, welche sie bewirken; die Häute selbst werden verdickt, zuweilen knorpelartig, ja sogar verknochert. In Heaviside's Museum hat der Verf. Gelegenheit gehabt, diese Veränderungen in der Natur zu beobachten und führt die vorzüglichere Specimens davon an, die durch Kupfer erläutert sind. Bey allen diesen bemerkte er nie, daß bey der größten Austreibung und Zerstörung der Knochen die Epiphysen gelitten hatten. In dem zweyten Theile dieses Aufsatzes erläutert der Verf. die Vergrößerung des Knochen-Volumens mit vermehrtem Absaße von Knochenmaterie, wie es in der Entzündung gesunder Knochen statt hat. Knochenentzündung ist eine schwer zu erkennende Krankheit, die gewöhnlich als Folge der venerischen Krankheit angesehen wird, aber es nach dem Verf. nicht ist. Die ersten Zeichen derselben sind ein heftiger Schmerz und Gefühl von Hitze in dem leidenden Knochen, wobey mehr oder weniger Fieber und keine Vermehrung der Schmerzen durch äußern Druck wahrgenommen werden. Diese Zufälle zeigen sich in einem sonst gesunden Körper, und werden auch bey der Nekrose beobachtet. Hiebey nimmt der Knochen an Umfang und Gewicht zu. Der innere Vorgang im Knochen ist nun nach den mikroskopischen Untersuchungen des Verf. folgender. Im Anfange der Entzündung entsteht eine Beschleunigung der Circulation in den Häuten, die die longitudinalen Kanäle oder Markhöhlen bekleiden. Die in diesen Kanälen abgefonderte Materie bleibt wie im gesunden Knochen unverändert, und hatte

nach des Verf. Beobachtung eine Fettwachsähnliche Consistenz. Die häutigen Ausbreitungen in diesen Kanälen werden aber verdickt, breiweich und von körnlichem Ansehen, die Kanäle selbst erleiden eine größere Erweiterung ohne Anschwellung der Wände und behalten ihre innere glatte Oberfläche. Allmählich verlieren sie das gesunde Aussehen, bekommen eine sehr ungleiche Figur, die Knochenmasse schwillt auf, und mit der theilweisen Absorption der Knochenmaterie geschiehet zugleich ein Absatz neuer, diese neue Knochenmaterie verbindet sich mit der alten Masse so genau, daß sie nicht davon unterschieden werden kann, und man nur im Stande ist, die ganz frisch abgesetzte wahrzunehmen. Dieser Absatz geschiehet durch die Gefäßenden. Sobald in einem gesunden Knochen durch äußere und innere Ursachen die normale Thätigkeit gestört wird, entsteht eine Aufregung, die sich nach allen Seiten ausbreitet, und von einem Punkte zum andern fortschreitet. Es herrscht hiebei eben das Gesetz, welches die Natur in Rücksicht der Verbreitung der krankten Reizbarkeit bei den weichen Theilen beobachtet. In manchen Fällen pflanzt sich die krankhafte Aufregung in der Markhöhle mittelst der von dort durch die Knochenmasse nach außen gehenden Kanäle auf die äußere Weinhaut fort; eine Folge hiervon ist eine stärkere Absorption, wodurch oft die ganze Knochenorganisation gestört wird, und zuletzt ganz verschwindet. Nun entsteht eine neue weiche Materie, die bald in Vereiterung übergeht, und es bildet sich ein Fistelgang von Außen nach Innen bis in die Markhöhle. Wird eine Knochenentzündung in ihrem Fortgange gehemmet, so verliert sich allmählich die krankte Aufregung in demselben; die Kanäle und Häute erhalten allmählich ihre natürliche Beschaffenheit und das Innere des Knochen erhält fast das nämliche Ansehen als ein geheilter Bruch desselben, allein er bleibt dicker und schwerer. Vier Kupfertafeln erläutern die in diesem Aufsatze beschriebenen Krankheiten. 14. Ein Aneurisma an

der Arteria carotis von J. C. Vincent am Bartholomäus Hospitale. Ein 52jähriger Handwerker hatte nach verschiedenen Schlägen auf der rechten Seite des Kopfes am 7ten Tage eine pulsirnde Geschwulst hinter dem Winkel der untern Kinnlade erhalten, die für ein aneurisma erkannt und durch Unterbindung mit einer einfachen Ligatur glücklich operirt wurde. Die ersten Tage nach der Operation befand sich der Patient außer einigen schmerzhaften Empfindungen im Unterleibe, ganz wohl, und auch diese verlorhen sich, nachdem die Ligatur abgefallen war. Indessen wollte die Wunde sich nicht schließen, und es zeigten sich in derselben fungöse Auswüchse. Am 34sten Tage entstand eine Anschwellung des Nackens, wodurch das Schlucken gehindert wurde, und es zeigte sich grosse Schwäche und Uebelbefinden. Dr Lawrence machte einen Einschnitt in den aneurismatischen Sack, worauf etwas Eiter und Blutgerinsel hervorkam; gleich darauf starb der Kranke. Bey der Leichenöffnung fand man die unterbundene Arterie völlig geschlossen; über der unterbundenen Stelle aber war sie entzündet, auch zeigte sich Eiter in ihr. Der aneurismatische Sack hatte die gewöhnliche Beschaffenheit, welche er nach einer Operation gewöhnlich zu haben pflegt. Die Aorta und andere große Arterien waren in ihrem Lumen sehr erweitert und Luftblasen hingen an ihren innern Flächen, auch fand sich Luft unter der Spinnwebhaut des Gehirns. Dieser im arteriösen Systeme gekommenen Luft schreibt der Verf. den unglücklichen Ausgang der Operation zu. 15. Ueber den Gebrauch der Arsenikauflösung im Weitzstanz, von Falter Wundarzte. Vier Fälle dieser Krankheit, die alle durch das erwähnte Mittel geheilt wurden. Man fieng mit 5 Tropfen, bey jungen Leuten mit 3, dreymahl täglich an, und stieg bis zu 15. 16. Eine neue Methode Extracte zu bereiten von J. L. Barry, mitgetheilt von Dr. Marcet. Da die zur Extract-Consistenz einzudickenden Pflanzensäfte, Decocte oder Aufgüsse bey dieser Operation auf dem gewöhnlichen Wege selten

gleichförmig werden, auch durch den Grad der Wärme, bey welchem sie zum Kochen kommen und durch die atmosphärische Luft sehr an ihrer Qualität verlieren, so ist von dem Verf. das Verfahren, sie im vacuo zur Evaporation zu bringen, versucht worden, welches ihm auch so vollkommen gelungen ist, daß er sich desselben jetzt im Großen bedient, und die Extracte vollkommener und kräftiger bereitet, als auf dem gewöhnlichen Wege geschehen kann. Die Wärme, unter welcher die Verdünnung mit Ausschluß der atmosphärischen Luft geschieht, steigt nicht über 90 Grad Fahrenheit. Das Verfahren selbst ist kürzlich folgendes. In einer mit einem dicken Deckel, in welchem oben eine mit Glas verschlossene Oeffnung ist, versehenen eisernen Abrauchsgale befindet sich die einzudickende Flüssigkeit. Jene sitzt in einem durch Dampf zu erwärmenden Wasserbade, von ihr gehet eine durch einen Hahn zu verschließende Röhre in eine kupferne Kugel, welche zur Verdünnung der Luft dient. Sobald beide Gefäße abgeschlossen sind, wird heißer Dampf in das letzte gelassen, und nachdem es äußerlich abgetüht und dadurch die Luft in ihnen verdünnet worden ist, so daß die Luft aus dem Abrauchgefäße in den luftverdünnten Raum dringen kann, dann wird wieder geschlossen, neuer Dampf zur weitem Vertreibung der Luft hineingelassen, dieser wieder durch äußere Kälte verdünnt, und nun der Communicationshahn abermals geöffnet; welche Operation man so oft wiederholt, bis der Barometer den gehörigen Grad der Verdünnung anzeigt. Bald fängt nun die Flüssigkeit an zu kochen, und dieses gehet nun ohne weitere Störung fort, bis sie die gehörige Consistenz erhalten hat.

Der zweyte Theil in nächster Woche.

P r a g.

Bey Tempisky u. Calve: Gemälde der physischen Welt oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde, nach den besten Quellen und mit beständiger

Rückſicht auf die neueſten Entdeckungen bearbeitet von Joh. Gottfried Sommer. 1819. folg. in 8.

Es wird nicht leicht einen gebildeten Leſer geben, dem nicht dieſe Gemälde eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung gewähren ſollten, indem ſie auf eine ſo allgemein faßliche Weiſe die intereſſanteſten Wahrheiten der Erd- und Himmelskunde darſtellen, daß ſie auch ohne eigentlich gelehrte Vorkenntniſſe verſtanden werden können, die ſelbſt, wenn ſie auch hin und wieder erforderlich waren, doch auch wieder auf eine populäre Weiſe mitgetheilt werden. Das ganze Werk erſcheint in einzelnen Heften, deren wir bereits 9 vor uns liegen haben, und die zuſammen etwa 5 bis 6 Bände ausmachen ſollen. Sie ſollen folgende Gegenſtände umfaſſen: 1. das Weltgebäude im allgemeinen. 2. Das Meer. 3. Das Land. 4. Den Dunſtkreis. 5. Einen Ueberblick der geſamten organiſchen Welt, nach den neueſten Entdeckungen und Beobachtungen. Die erſten 5 der angeführten Hefte machen den erſten Band aus, welcher ſich mit den vorzüglichſten Gegenſtänden der Aſtronomie beſchäftigt und in 53 Abſchnitten, deren Inhalt hier einzeln aufzuführen überflüſſig ſeyn würde, nichts unerörtert läßt, was irgend einer populären Darſtellung fähig iſt. Auch werden ſelbſt feinere Gegenſtände der Aſtronomie nicht ganz mit Stillschweigen übergangen, z. B. das Fortrücken der Aequinoctien, Aberration, Nutation, Fortrücken des Sonnensystems u. dgl. Der zweite Band iſt mit dem 9ten Hefte noch nicht beendigt, und enthält die Lehren der phyſiſchen Geographie, die hin und wieder durch ſchön geſtochene Abbildungen intereſſanter Gegenſtände erläutert werden. Bey dem Vortrage der einzeln Lehren ſelbſt iſt uns nichts vorzefommen, was einer erheblichen Erinnerung bedürfte, und wir dürfen daher dieſes Werk einem jedem empfehlen, der durch eine allgemeine Kenntniß der darin behandelten Geogenſtände, ſeinen Geiſt auszubilden, und angenehm und nützlich zu beſchäftigen ſucht.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
 unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1821.

L o n d o n.

Medico . chirurgical Transactions Vol. X.
 part II. 1819. 435 S. 8. S. oben S. 825.

17. Versuche zur Beleuchtung einiger streitiger Punkte rüchichtlich auf die Physiologie der Zeugung, von James Blondell M. D., Lehrer am Guys Hospitale. Es ist eine bisher noch unentschiedene Frage gewesen, ob zu einer fruchtbaren Zeugung der Zugang des männlichen Zeugungsstoffes zu dem Keime in den weiblichen Ovarien nothwendig sey oder nicht. Um diese Frage zur Entscheidung zu bringen, hat der Verf. eine Menge Versuche gemacht, nehmlich in Kaninchen bald die Gebärmutter so durchschnitten, daß der obere Abschnitt von dem untern gänzlich getrennt wurde, bald die Vagina auf ähnliche Weise zertheilet, und nachdem die Wunden geheilt waren, die Thiere ihrem zur Zeugung neigenden Instincte überlassen. In den mehrsten Fällen überstanden sie die Operation so gut, daß sie kurze Zeit nachher sich mit den Männchen vermischten. Das Resultat war folgendes. Bey den Weibchen, denen der Uterus durchschnitten war, hatte sich kein Foetus in demselben gebildet, aber in der andern unverletzten Höhle desselben, denn die Kaninchen haben einen

Uterus mit doppelter Höhle oder Horne, fanden sich eben so viele, wie sonst gewöhnlich bey einem gesunden Zustande. War die Vagina getrennt, so hatte gar keine fruchtbare Empfängniß statt gehabt. Ob nun aber gleich das letzte jedesmal beobachtet wurde, wenn der männliche Zeugungsstoff nicht in die Höhle des Uterus kommen konnte, so zeigte es sich doch, daß durch den Act der Zeugung mehrere zur Vollkommenheit desselben nothwendige Vorbereitungen geschehen waren; es hatten sich ein oder mehrere corpora lutea gebildet, der Uterus war vergrößert und entwickelt, und enthielt oft eine große Menge eyweißartiger Flüssigkeiten. Aus dem Allen schließt der Verf., daß die Vermischung des männlichen Zeugungsstoffs mit dem Keime der weiblichen Ovarien zu einer vollkommenen Erzeugung nothwendig seyn, die Austreibung der Gebärmutter aber so wie die Bildung des corpus luteum auch bey einer nicht fruchtbringenden Begattung, ja letztere auch selbst ohne diese von freyen Stücken Platz haben können. 18. Gutes Mittel chirurgische Operationen bey solchen Subjecten zu machen, welche sehr reizbar und empfindlich gegen dieselben sind, von James Wardrop. Daß die Furcht vor dem Messer bey manchen Personen sehr groß sey, und sie hindere, die nothwendigen chirurgischen Operationen an sich mit der erforderlichen Ruhe machen zu lassen, ist eine bekannte Sache. Dem Verf. begegnete dieses vorzüglich bey einem Frauenzimmer, welchem er eine Geschwulst in der Nähe des Auges ausschneiden sollte, die aber aus Furcht so aufgeregter war, daß sie durch mehrere Gehülfen nicht ruhig gehalten werden konnte. Hr. W. entschloß sich endlich, ihr bis zur Ohnmacht Ader zu lassen, und verrichtete während dieser Ohnmacht die Operation so glücklich, daß die Patientin nicht allein nichts davon merkte, sondern auch bald hernach völlig geheilt war. 19. Operationsgeschichte einer bedeutenden Knochengeschwulst von Robert Keate, Wundarzt am St. Georgs Hospitale. Diese Geschwulst befand sich an der Stirne über der linken Augenhöhle und verbreitete sich bis nach der rechten. Sie zeigte sich durch ihre Härte als eine Anschwellung und Erhebung der äußern

Platte des Stirnbeines. Der Verf. sah kein andres Mittel, die Patientinn, welche sehr an Schmerzen, Schwindel und mehrern ein Mitleiden des Gehirns anzeigenden Zufällen litt, zu heilen, als durch die Entfernung der Geschwulst. Es wurde also die Operation unternommen und die Knochenplatte durch eine Säge durchschnitten, wobey es sich zeigte, daß die äußere und innere Platte des Stirnbeines durch eine Ansammlung von Hydatiden von einander gedrückt waren. Die Operation war so wie die nachherige Behandlung, um Erfoliation zu bewirken sehr schwierig, letztere dauerte lange und erstere mußte wiederholt werden, verschiedene hinzugekommene Krankheiten als eine Lungen- und späterhin eine Herzentzündung verlängerten die Zeit der Cur und setzten ihr große Hindernisse entgegen. Die völlige Genesung erfolgte erst im dritten Jahre. 20. Geschichte einer durch ein heftiges Erbrechen entstandenen großen Erschöpfung, gegen welche die Transfusion des Bluts angewandt wurde, von D. James Blundell. Der Gegenstand dieser Geschichte war ein Mann zwischen 30 und 40 Jahren, der durch ein lange anhaltendes heftiges, wahrscheinlich von einem organischen Fehler des Magens herrührenden Erbrechen aufs höchste erschöpft und so abgemagert war, daß die Haut fast unmittelbar die Knochen bedeckte. Er konnte sich fast nicht im geringsten willkürlich bewegen, seine Sprache war leise und unvernnehmbar, der Puls kaum zu fühlen, und alle natürliche Wärme bis auf den möglichsten Grad herabgebracht. D. Cholmely, der ihn behandelte, zog den Verf. zu Rathe und schlug als das einzige Mittel, das schwache Leben etwas zu verlängern, die Transfusion des Bluts vor. Da der Verf. ihm beystimmte, so wurde die Operation vorgenommen, wobey man durch eine erwärmte Sprüze 12 - 14 Unzen frisches unmittelbar aus der Ader eines gesunden Menschen gelassenes Blutes in die vena cephalica eines Armes in verschiedenen kurzen Zeiträumen einsprühte. Es erfolgten hierauf nicht die geringsten üblen Zufälle, im Gegentheile fühlte sich der Kranke nicht lange nachher munter, stärker, bewegungsfähiger, bekam mehr Wärme, der Puls hob sich, es

zeigte sich Appetit und es kam freywillige Oeffnung, so daß alle Anzeigen einer kräftigen und normalen Lebensverrichtung vorhanden waren. Diese Besserung dauerte bis zum dritten Tage, da die Erschöpfung wieder so stark wurde, daß der Kranke bald darauf verschied. Bey der Leichenöffnung zeigte sich eine scirröse Verhärtung des untern Magendarms und des Zwölffingerdarms mit Verengung. An der geöffneten vena cophalica fand man keine Spuren einer Entzündung oder krankten Veränderung, außer daß in der Gegend der Oeffnung die innere Haut etwas braunroth war. Der gute Erfolg dieser Operation spricht sehr für sie und sie verdient alle Aufmerksamkeit. 21. Ein durch die Unterbindung der arteria thyreoidea glücklich geheilter Kropf von Henry Coater in Salisbury, mitgetheilt durch Astley Cooper. 22. Aufstellung mehrerer Thatsachen, welche den Werth der Vaccination und ihren jetzigen Zustand darthun von Gilbert Blane, Bart. M. D. Der Verf. gibt hier eine kurze Uebersicht der Vortheile, welche die Vaccination für die Menschheit gehabt hat, zeigt ihren großen Vorzug vor den würllichen Blattern, beantwortet die dagegen gemachten Einwürfe, und beweiset durch Mortalitätstabellen die geringe Sterblichkeit seit der Einführung derselben. 23. Ueber den Bau des häutigen Theils der Harnröhre von John Shaw. Everard Home und Hunter, die sich um die Krankheiten der Harnröhre große Verdienste erworben haben, beschreiben diesen Canal als mit Muskelfaser versehen, und mehrere Erscheinungen bey Gefunden sowohl als bey denen, die an Krankheiten dieses Theils vörzüglich an Stricturen desselben leiden, haben die muskulöse Natur desselben so wahrscheinlich gemacht, daß wenige Wundärzte daran zweifelten. Der Verf. hat diesen Gegenstand einer genauen Untersuchung unterworfen, und gefunden, daß der häutige Theil der Harnröhre vor der Insertion des ejaculator seminis mit einer Schleimhaut, die eine Fortsetzung der innern Haut der Blase ist, überzogen sey; diese Haut zu der Classe der absondernden gehöre, und

viele kleine auf ihr sich öffnende Gänge habe. Sie besitzt viele Gefäße, ist zart und durchsichtig und hat keine Spur von Muskelfasern. Die ganze Structur des häufigen Theils, der ausser der Befestigung der Muskeln liegenden Harnröhre ähnelt dem schwammichten Körper. Werden die Gefäße derselben sorgfältig mit Quecksilber injicirt, so siehet man ein doppeltes Gewebe von venösen Gefäßen, welches dieselbe umgibt, und durch eine Vertiefung so geschieden ist, daß dadurch die Röhre in der Mitte getheilt erscheint. Wird die Injection mit einiger Gewalt gemacht, so dringt das Quecksilber aus dem erwähnten Netzwerke in die spongösen Körper und zeigt eine Verbindung beider. Die Erscheinungen, welche man einer Muscularkraft der Harnröhre zuschreibt, rühre theils von der Elasticität her, theils werden sie von der disharmonischen Wirkung der Muskeln des Blasenhalsses und des obern Theils der Harnröhre, die die Aussonderung des Harns und des Saamens bewirken, hervorgebracht.

24. Ueber die Inversion der Gebärmutter mit einem Beispiele von glücklicher Erstirpation derselben, von John Windsor, zu Manchester, mitgetheilt von Astley Cooper. Nachdem der Verf. die bekannten Veranlassungen der Umkehrung der Gebärmutter und das dabei zu beobachtende Verfahren angezeigt hat, geht er zur Erzählung der glücklichen Erstirpation derselben über. Die Patientinn, bey welcher dieselbe gemacht wurde, war eine Erstgebärende, die diese Umkehrung bey Hinwegnahme der Nachgeburt erlitt. Aller angewandten Mühe ungeachtet, konnte sie nicht wieder in Ordnung gebracht werden, und die Kranke trug dieselbe 1 Jahr und 8 Monate, hatte öftere Blutflüsse, Schmerzen und unangenehme Empfindungen und fühlte sich immer schwächer und ihre Gesundheit abnehmender. Endlich wurde die Erstirpation beschloffen, und die Unterbindung des hervorgefallenen Theils so hoch nach dem Muttermunde zu, als es möglich war, unternommen. Zwölf Tage vergingen, in welchen die Patientinn Schmerzen mancherley Art erduldet, besonders wenn die Ligatur stärker

angezogen wurde, an mehrern Arten von Uebelfeyn litt und oft für ihr Leben besorgt machte; allein um diese Zeit war die Trennung soweit geschehen, daß nur noch ein häutiges Band übrig war, das mit der Scheere durchschnitten und so die Trennung vollständig gemacht wurde. Der getrennte Uterus hatte eine Länge von 3 Zoll und eben so viel in der Breite, war roth mit grauen Flecken und Linien. Nach ohngefähr 2 Monaten war die Heilung erfolgt, und man fühlte die Scheide oben auf gleiche Weise verschlossen, wie der Muttermund zu seyn pflegt. So glücklich diese Operation auch in ihrem Erfolge gewesen ist, so gibt doch der Verf. wegen der Langwierigkeit der damit verbundenen Leiden und der Lebensgefährlichkeit, die damit verbunden ist, der Absonderung des umgekehrten Uterus im Falle der Noth durch den Schnitt den Vorzug; wählet man aber dennoch die Unterbindung, so sey es besser die Unterbindungsnadel in der Mitte des abzusondernden Stückes einzuführen und den Faden von beiden Seiten, umzuwickeln, so erlange man in kürzerer Zeit seinen Zweck. 25. Beschreibung eines aus harnsaurem Ammonium bestehenden Blasensteins von William Prout. Fourcroy behauptete schon die Gegenwart von Blasensteinen dieser Art, Brande aber und Marcet so wie die mehrsten englischen Chemiker widersprachen dieser Behauptung und wollten das harnsaure Ammonium nie bey menschlichen Harnsteinen gefunden haben, sondern nur in bedeutender Menge in dem Harn des *Boa constrictor*. Hier tritt nun Prout auf und liefert die Beschreibung und Zerlegung eines größtentheils aus den besagten Stoffen gebildeten Harnsteines, der von einem zweyjährigen Knaben durch den Schnitt genommen ist. Dieser von Eline ausgeschnittne Stein wog 5 Gran, und hatte eine plattgedrückte Eiform. Außerlich war er glatt und wachsgelb und bestand aus concentrischen Lagen; inwendig war er holzbraun, zwischen den Lagen waren kleine Absetzungen von

phosphorsauern Erden. In kaltem Wasser war dieser Stein, nicht in warmem, aber bey einer sein Gewicht 300 Mal übersteigenden Menge desselben leicht auflöslich. Eben so leicht lösen ihn die fixen Alkalien auf, wobey ein starker Geruch von Ammonium bemerkt wurde. Salzsäure zu dieser Lösung gethan, schlug die Harnsäure nieder. Auch in Salpetersäure wurde er leicht aufgelöst, Salzsäure, in welcher er aufgelöst war, verwandelte sich in salzsaures Ammonium. Vor dem Blasenrohre decrepitirte er. Zu feinem Pulver gerieben und der Hitze ausgesetzt entwickelte er Ammonium. Diese Beschreibung ist fast die nehmliche, welche Fourcroy davon gegeben hat.

26. Geschichte einer Wasserblase, welche sich gleich nach der Geburt eines Kindes zeigte von John Dunn. Nach der leichten Geburt eines Kindes zeigte sich eine neue Wasserblase, die den Geburtshelfer glauben machte, daß noch ein Kind vorhanden seye. Er sprengte sie, es lief eine bedeutende Menge Wasser heraus, aber weiter enthielt sie nichts.

27. Bemerkung über die Relaxationen des Mastdarms, von Thomas Chevalier. Nach Entzündungen oder auch von selbst entstehen nicht selten krankhafte Erweiterungen eines oder des andern Theils des Darmkanals besonders des Colons, die oft so stark wird, daß sie einer Ausdehnung von Wasser ähnelt und leicht zur Paracentesis verführen kann. Am mehrsten und leichtesten ist aber der Mastdarm einer Erschlaffung und Verlustes an Ton fähig, der eine widernatürliche Erweiterung desselben veranlaßt. Die gewöhnlichsten Ursachen desselben sind langwierige Verstopfungen, und diese können eine ungeheure Ausdehnung und einen so großen Verlust an zusammenziehender Kraft bewirken, daß nur durch künstliche Mittel Oeffnung erhalten werden kann. Außer den Beschwerden die hievon die Folgen sind, entsteht auch leicht durch die große Erweiterung des Mastdarms durch den Drang von oben eine Einsenkung des Colons in den Mastdarm, die die Verstop-

fung nicht allein vermehrt, den Stuhlgang irregulär macht und eine üble Absonderung schleimichter Feuchtigkeiten verursacht, sondern auch dem Uebel ganz das Ansehen einer Verengung des Mastdarms gibt; die wahre Lage der Krankheit wird nur durch eine sorgfältige Untersuchung entdeckt. Die Mittel dagegen sind erweichende und abführende Klystire im Anfange und nachher eine Anwendung derselben von zusammenziehenden Substanzen. 27. Ueber einige Krankheiten des äußern Gehörganges von Henry Earle. Innormale Absonderung des Ohrenschmalzes, Schärpen, die sich auf der Haut des Gehörganges absetzen, krankhafte Absonderung auf derselben, laufende Ohren u. dgl. können eine Verdickung dieser Haut hervorbringen oder sie so afficiren, daß das Hören verhindert wird. Der Verf. erzählt einen Fall, wo von Jugend auf der Gehörgang Entzündungen mit Absonderung einer scharfen Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen war. Dieses hatte zur Folge, daß das Gehör fast ganz verloren ging. Bey der Untersuchung fand es sich, daß die innere Haut bis über dem Trommelfelle verdickt und dadurch der Gehörgang nicht allein verengert war, sondern auch das Trommelfell seine Empfindlichkeit verloren hatte. Dabey war sie mit einer der geronnenen Milch ähnlichen Feuchtigkeit überzogen. Der Verf. ließ den Gehörgang erst reinigen und sprühte dann täglich eine Auflösung von salpetersauren Salben ein, wodurch allmählich die verdickte Haut gelöst wurde, und das Gehör wiederkam. Nachher ließ er noch ein Unguent von salpetersaurem Quecksilber mit Wallrathsalbe und Del appliciren und vollendete hiedurch die Heilung. Von ähnlichen Heilungen führt er noch ein Paar Beyspiele an.

Heineken.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 31. May 1821.

H a l l e.

In der Gebauerschen Buchhandlung: Grundriß der philosophischen Tugendlehre, zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen von Gottlob Wilhelm Gerlach, ordentlichem Professor der Philosophie zu Halle. VIII u. 240 Seiten in Octav. 1820.

In dem Nebel der Mystik und Schwärmerey, die sich jetzt in Deutschland mit einer hinlänglich bekannten Anmaßung als einzig wahre Philosophie geltend zu machen strebt, würde auch die philosophische Moral so verdunkelt werden, daß man ihre wahren Principien kaum wiederfinden könnte, wenn die Bemühungen der helleren Köpfe nachließen, die ihre Begriffe aus einem ungetrübten Bewußtseyn, nicht aus angebllichen Anschauungen des Unendlichen, schöpfen. Unter diesen nimmt der Verfasser, dessen Lehrbuch der Religionsphilosophie zu seiner Zeit in unsern Blättern mit verdientem Lobe angezeigt wurde, einen ehrenvollen Platz ein. Aber auch unter denen, die über den rechten Weg der moralischen Forschungen im Allgemeinen mit einander einverstän-

den sind, wird immer eine Verschiedenheit der Meinungen über die Anordnung der Hauptbegriffe und über mehrere nicht unwesentliche Punkte der Wissenschaft selbst übrig bleiben. Der Rec. glaubt daher, dieses neue Lehrbuch am zweckmäßigsten anzuzugeln, wenn er aus dem Ganzen heraushebt, was die philosophische Moral des Verfassers von ähnlichen Systemen unterscheidet. Die drey Bötj eingeführte und auch in andern Schulen behauptete Absonderung der eigentlichen oder präceptiven Moral von der allgemeinen praktischen Philosophie scheint der Verfasser wieder aufgeben zu wollen, ob er gleich, wie es seit Thomasius in Deutschland üblich geworden ist, einen Unterschied zwischen Moral und Naturrecht annimmt. Dadurch sieht er sich also genöthigt, die ersten Grundsätze des Naturrechts, die sonst mit den Grundsätzen der eigentlichen Moral in der allgemeinen praktischen Philosophie auf den Begriff von Sittlichkeit überhaupt zurückgeführt werden, von der Moral oder Tugendlehre wenigstens insofern abhängig zu machen, als er in diese Lehre auch die allgemeine praktische Philosophie mit aufnimmt. Von den Ideen des Wahren, Guten und Schönen nimmt das System seinen Auslauf. Aber indem es diese drey Ideen sogleich mit der durch neuere Psychologen in Deutschland beliebt gewordenen trichotomischen Zerfetzung des menschlichen Geistes in ein Vorstellungs- und Erkenntnißvermögen, Begehrungsvermögen und sogenanntes Gefühlsvermögen in Uebereinstimmung zu bringen sucht, umgeht es die Einwendungen, die von andern Psychologen gegen diese Trichotomie gemacht worden. Gleichwohl analysirt der Vf. nicht zuerst im Allgemeinen das Begehrungsvermögen im ganzen Umfange der Bedeutungen dieses Worts. Er setzt sogleich den eigentlichen Willen, als ein Vermögen, nach Zwecken zu handeln, in Beziehung auf die Idee des Guten voraus, um die Moral als Theorie der Gesetze des Sollens für den

eigentlichen Willen an die Begriffe von Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit anzuknüpfen. Die Tugend betrachtet er in der Einleitung als guten Willen oder Uebereinstimmung des Willens mit den Gesetzen des Sollens. Uns dünkt, daß diese Zusammenstellung der Begriffe den freyen Gang der Untersuchung hemmt, weil sie erstens den Antheil, den die unwillkürlichen Triebe an allem menschlichen Handeln haben, nicht sogleich von dem willkürlichen Wollen unterscheidet, und deswegen auch zweitens von der Tugend als Uebereinstimmung des Willens mit den Gesetzen der Sittlichkeit keinen klaren Begriff gibt. Nicht wenig überraschte auch den Rec. der schon in der Einleitung S. 1. ausgesprochene Satz: Alles tugendhafte Handeln erfolgt in der Form eines vollständigen Vernunftschlusses! — Der erste oder allgemeine Theil der Tugendlehre des Verfassers zerfällt in die drey Abschnitte: Von den praktischen Gesetzen; von der Pflicht; von der Tugend. Schon der erste Abschnitt befriedigt weit mehr, als die Einleitung, die zum Theil etwas ganz anderes erwarten läßt. Wer auch nicht mit dem Verfasser übereinstimmt, und nur nicht eigensinnig an vorgefaßten Meinungen hängt, muß angezogen werden von der psychologischen Feinheit und Tiefe der Bemerkungen, durch die hier im Allgemeinen das moralische Interesse erläutert wird. Drey Elemente des moralischen Interesse werden unterschieden; das Gefühl, der Trieb und die Vorstellung. Gefühl in der Bedeutung des Worts, auf die es hier ankommt, nennt der Verfasser die unmittelbare und erste Wirkung des Selbstbewußtseyns, oder dasjenige in unserm Geiste, worin der Intelligenz ihr eigener Zustand ursprünglich und unmittelbar kund wird. Wer im Gefühle überhaupt nur dunkle Vorstellungen erblickt, muß die ganze Natur des menschlichen Geistes mißverstehen. Weit entfernt von einer Gefühlsphilosophie, die dem Verstande den Antheil entzieht, den er an der wahren Sittlichkeit

hat, erklärt der Verfasser gleichwohl das Gefühl für den eigentlichen Mittelpunkt des moralischen Interesse. Aber der Verstand tritt zugleich mit der Einbildungskraft zu dem Unmittelbaren im moralischen Interesse hinzu, wo die Werthschätzung anhebt, auf die sich alle moralische Urtheile beziehen. Nun erst bilden sich Vorstellungen von einem Zwecke unsers Daseyns und von dem, was verdient, daß man darnach strebe. Es entsteht ein Schwanken der Vorstellungen in ihrer Beziehung auf das Gefühl und die Triebe. Es entwickelt sich die Willkühr oder das Vermögen, zu wählen zwischen dem, was ein stärkeres, oder schwächeres, ein höheres, oder niedrigeres Interesse hat. Das Heraustreten des Geistes aus diesem Schwanken der Vorstellungen ist der Entschluß. Das Vermögen, einen Entschluß zu fassen, ist der eigentliche Wille, der also immer der Verstandesvorstellungen bedarf. Obgleich durch die Abhängigkeit des Willens von dem Verstande das Unmittelbare im Wollen, die Freyheit, nicht aufgehoben wird, beruhet doch, nach dem Verfasser, die Stärke des Willens auf der Macht der Verstandesvorstellungen im Gemüthe. In der Verstandesthätigkeit erscheint der Wille, indem das Absichtliche im Wollen anfängt. Mit der Möglichkeit des Handelns nach Grundsätzen stellt sich nun das moralische Bedürfniß, so zu handeln, ein. Dieses Bedürfniß führt zum Streben nach moralischer Consequenz, und dadurch bildet sich der eigentliche Character. Unzertrennlich von dieser Entwicklung des moralischen Interesse ist aber das Bewußtseyn einer innern Nothwendigkeit, nach einem Gesetze zu handeln, dem der Verstand die logische Form eines Grundgesetzes zu geben strebt. Was das für ein Gesetz ist, dem der Wille Folge leisten soll, thut sich dem Gemüthe im Gefühle der Uneigennützigkeit kund. Daher die Nothwendigkeit einer Dämpfung der egoistischen Triebe. Der Verf. erklärt sich also gegen die aus der Kantischen Schule stammende Meinung,

daß die Sittlichkeit erst mit der Achtung vor dem Gesetze entstehe; und der Rec. stimmt ihm völlig bey. Die Vorstellung von einem moralischen Gesetze bildet sich erst im Bewußtseyn aus dem Gefühle, das sich vorher schon auf das Einzelne und Besondere im Handeln bezogen hat. Daher der Streit der Moralisten über die höchsten Grundsätze der Sittlichkeit, während das Gefühl, das den Grundsätzen zum Grunde liegt, im Besondern wieder zur Uebereinstimmung führt. Auch fordert das Gesetz nur Achtung. Das Gefühl der Uneigennützigkeit aber, das diesem Gesetze zum Grunde liegt, verwandelt sich auch in Liebe, die also auch nach dem Verf. nicht, wie in der Kantischen Schule, als ein blos sinnlicher oder pathologischer Zustand des Gemüths betrachtet werden darf. Es sey ein Hauptfehler der Kantischen Moral, daß sie nur Achtung vor dem Gesetze verlange, und deswegen überhaupt mehr zu einer strengen rechtlichen Denkart (weil ohne Achtung vor dem Gesetze kein Recht besteht), als zu einer vollkommen moralischen führe. Doch das System des Rec. ist dem des Verf. in allen diesen und den zunächst folgenden Punkten so nahe verwandt, daß er hier beynahe sich selbst anzuzeigen glaubt. Indessen unterscheiden sich beide in der Art, wie das Verhältniß des moralischen Gefühls zur Vernunft erläutert wird; denn nach dem Verfasser ist jenes Gefühl nicht, wie nach dem Rec., ein Erzeugniß der Vernunft selbst, sondern es erhält nur seine höhere Sanction durch die Vernunft in Beziehung auf die Idee eines übersinnlichen und über die Natur erhabenen Grundes der Dinge. Von dieser Idee leitet aber der Verf., auch hier mit dem Recensenten einverstanden, die Heiligkeit des moralischen Gesetzes und das Gefühl der Achtung ab, die wir vor dem Gesetze haben müssen, wenn der Wille sich ihm unterwerfen soll. Ein Gesetz, nur als solches, sey es auch ein Vernunftgesetz, und kündige es sich noch so gebieterisch an, kann keine

Achtung einflößen. Daher ist auch nach dem Verfasser die Religion nicht etwa bloß eine Stütze der wahren Sittlichkeit, sondern ursprünglich und unmittelbar mit den sittlichen Anlagen der menschlichen Natur verbunden, obgleich der Mensch, dem höheren Gefühle seines Daseyns folgend, nachdem es sich entwickelt hat, auch ohne Religion gut handeln kann. Am Ende bedarf also doch auch der philosophirende Verstand einer religiösen Beglaubigung der moralischen Ueberzeugung, oder, wie der Verfasser, der sonst nicht in Bildern spricht, es schon ausdrückt: "Durch die Vernunft fällt aus der höhern Region des Daseyns ein Strahl in des Menschen Seele, erweckt das höhere Selbstbewußtseyn, und wendet sich, verstärkt durch dieses, vollkommener zurück auf das Göttliche." — Hierauf folgt die Lehre vom höchsten Gute. Dieses, als das höchste Ziel alles vernünftigen Strebens, liegt, nach dieser Darstellung, in einem Leben vernünftiger Geister, wobey alle in gegenseitiger Achtung und Liebe selig in Gott sind." Den unmittelbar praktischen Begriff vom Guten im moralischen Sinne führt auch der Verfasser, wie der Recensent und Andre, auf das Gefühl und Bewußtseyn der Würde der menschlichen Natur, also auf dasjenige zurück, wodurch der Mensch in seinem Bewußtseyn über die thierische Natur erhaben ist. Auch läßt er keinen andern höchsten praktischen Grundsatz gelten außer diesem: "Handle der Würde der menschlichen Natur gemäß". In dem Kapitel von der Pflicht stimmt er ebenfalls nicht denen bey, die diesen Begriff an die Spitze der moralischen Wissenschaften stellen. In der Lehre von der Verschiedenheit der Pflichten verwirft er die Unterscheidung zwischen Rechtspflichten und Tugendpflichten aus bekannten Gründen, beschränkt aber den Begriff vom Recht, der mit dem Beariffe von Pflicht entspringt, ein wenig schnell auf die Erklärung: Die gemeinschaftliche Tendenz aller Berechtigungen gehe darauf

hinaus, das Vernunftwesen so zu behandeln, daß es als Wesen mit Selbstzweck handeln kann. Um über die bey dieser Gelegenheit, und auch schon in der Einleitung, vorläufig vom Verf. mitgetheilte Erklärung seines Begriffs vom Naturrechte im Verhältnisse zur Moral ein Urtheil zu fällen, ist wohl besser, erst das von ihm versprochene Naturrechtssystem abzuwarten. In der Lehre von der Collision der Pflichten ist ein neuer Versuch geliefert, die Aufgaben der Casustik auf sichere Entscheidungsgründe zurückzuführen. Ein besonderes Kapitel mit der Ueberschrift: "Von der Tugend" entwickelt vorzüglich den moralischen Begriff der Freyheit. Dem Determinismus widerfährt Gerechtigkeit. Der Indeterminismus wird gleichwohl in Schutz genommen, aber auf eine Art, die den Rec. nicht befriedigen kann, und die er auch in keinem Auszuge deutlich mitzutheilen sich getraut. — Doch wir glauben, dem Zwecke dieser Blätter gemäß, genug gethan zu haben, um aufmerksam auf ein Buch zu machen, das zu den vorzüglichsten in seiner Art gehört. Wir überlassen also die Beurtheilung des zweyten oder besonderen Theils, nehmlich der eigentlichen oder präceptiven Moral, die überdies kürzer, als der erste Theil, gefaßt ist, den Lesern, die auch hier mehreres dem Verfasser Eigens finden werden.

Paris.

Während wir des Herrn Barons Schvester de Cacy kritischer und exegetischer Ausgabe des ganzen Hariri, dessen erster Band bereits die Presse verlassen hat, noch entgegen sehen müssen, wollen wir doch einer Handausgabe desselben arabischen Schriftstellers gedenken: *مقامات الحريري*. Les cinquante séances du Hariri en Arabe, ou les Aventures d'Elhareth et d'Abouzeid de Seroudje par Abou Mohammed Elcasseem Elhariri de Basra; publiées par M.

Caussin de Perceval, chevalier de la legion d'honneur etc. Paris 1818. 253 S. in 8.

Zwar die unvollkommenste Ausgabe unter den drey Drucken, die wir seit kurzem von diesem berühmten Werke erhalten haben; aber dessen ohnerachtet dankenswerth, weil von ihr in Zukunft ihres kleinen Umfangs und ihrer Wohlfeilheit wegen beym Unterricht im Arabischen wird Gebrauch gemacht werden können: und sie dazu zu empfehlen, ist der Zweck dieser Anzeige. Die zu Calcutta von 1809 = 1814 in drey Bänden in Quart erschienene empfähle sich zwar dazu durch ihren richtigeren und correcten Text und das arabisch = persische Wörterbuch, welches ihren dritten Band ausmacht; aber wie selten sind alle zu Calcutta gedruckte Bücher zu haben, und wie hoch steht immer der Preis derselben? Die de Carvache wird, wenn erst der Text des Schriftstellers durch einen Lehrer dem Anfänger grammatisch verständlich gemacht worden, vortrefflich zum Privatstudium und dem Lehrer zu reichen Erläuterungen dienen. Noch müssen wir bemerken, daß der oben stehende Titel aus dem Journal des Savans 1819 S. 283 genommen worden, da Herr Caussin auch diesemahl seiner Gewohnheit treu geblieben ist, seinen Arabischen Drucken (nehmlich den Fabeln des Lofmann, und den drey ersten Kapiteln des Koran in 4.) keine Titel vorzusetzen.

Heidelberg.

Bey Groos: Novelas españolas. 1819. 43 Seiten in Octav.

Zwey spanische Novellen ohne Nahmen des Verfassers und des Herausgebers, auch ohne Vorrede; aber ganz gut erzählt; also vermuthlich bestimmt zum Spanisch lernen, und zu diesem Zwecke brauchbar.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 2. Junius 1821.

L o n d o n.

The life of William Lord Russell; with some account of the times, in which he lived. By Lord John Russel. Third edition, in two volumes. 1820. Vol. I. 275, Vol. II. 282 S. 8.

William Lord Russel, aus der Familie der Herzoge von Bedford, war bekanntlich ein Hauptvertreider der Freiheit und des Rechtes unter der schändlichen Regierung des leichtsinnigen Carl II. und seines die protestantische Religion gefährdenden Bruders. Und wenn die andern berühmten Männer, die sich zunächst an ihn angeschlossen und am bedeutendsten mitwirkten, L. Cavendish, Coventry; Birch, Powle und Littleton, an gelehrten Kenntnissen, oder Rednergaben ihn übertrafen: so übertraf ihn doch gewiß keiner an Reinheit der Zwecke, Edelmuth und Festigkeit der Gesinnungen. Dieß wurde fast ohne Ausnahme anerkannt; nach seinem Märtyrertode selbst von denen, die vorher gegen ihn waren. Um seine Verdienste um das Vaterland gehörig zu würdigen, schreibt der Verf. I. 55. stelle man sich nur vor,

was aus England geworden wäre, wenn man nicht kräftig entgegengewirkt hätte der Gefahr, daß, um seine und seines Bruders despotische Ideen durchzusetzen, eine französische Armee Ludw. XIV. von dem er auf die schimpflichste Art mit Simons Geldes sich für dessen Absichten in den Niederlanden erkaufen ließ, nach England gekommen, und dieses wie die Pfalz verwüstet hätte, *executing the designs of a native tyrant with the zeal of a foreign enemy*. Die Lebensgeschichte dieses gleich erwürdigten Mannes konnte nicht gegeben werden, ohne in die politische Geschichte der Zeit einzugehen; und der Verf. geht noch um etwas über das Leben des L. Russell hinaus; indem er Vol. II. chap. XIX. die ungerechte, grausame Behandlung der Mitbeschuldigten vorlegt. Aber sein Vortrag ist so gut, gedrängt und gründlich, daß man mit Vergnügen liest, auch wenn nichts Unbekanntes vorkommt. Es fehlt aber auch nicht an Bemertungen mancher Unrichtigkeiten anderer berühmten Bearbeiter dieser Geschichte, wie Hume's, der spätere Berichtigungen entweder noch nicht kannte, oder (I- 57.) sie nicht gehörig benutzte. Am öftesten und schärfsten wird Daltynple getadelt, der auch da, wo ihm die wahre Beschaffenheit der Sache bekannt seyn mußte, *as usual*, romanenhafte Vorstellungen einmischte II. 140; und dem, um von bösem Willen ihn freizusprechen, *an incredible confusion of head, and an uncommon want of reasoning powers* beygelegt werden II 161. Der Rec. zweifelt nicht, daß auch die eigentlichen Geschichts-Gelehrten noch Einiges finden werden, wodurch Manches genauer bestimmt oder mehr aufgeklärt wird. Auch für den Philosophen ist nicht nur überhaupt viel Stoff zum Nachdenken im Buche; sondern dasselbe hauptsächlich ergiebig an nughbaren Ansichten und Wendungen der, einen Hauptpunkt der damaligen Verhandlungen ausmachenden Frage, ob, wann und wie den Unternehmungen und Absich-

ten der Regenten gewaltsam widerstanden werden dürfe; und des Unterschiedes zwischen Erbrecht in Beziehung auf Privat = Güter und anderes unstreitiges Eigenthum, und dem gesetzlich bestimmten Rechte zur Thronfolge, (wobey man zwar einen Vertrag der Nation mit der regierenden Familie sich denken kann; aber doch den natürlichen Zweck in dem Besten des Staates, der Verhinderung bürgerlicher Kriege, wenn dieses Recht nicht da oder nicht genugsam bestimmt ist, vernünftigerweise voraussetzen muß). Sehr ehrwürdig erscheint L. Russell in seinen letztern Bekenntnissen und Erklärungen seiner Unschuld, die er vor seiner Hinrichtung, zu welcher ihn Tillotson und Burnet vorbereiteten, letzterer auch begleitete, schriftlich hinterließ; da er vorausah, daß zum mündlichen Vortrage es nicht ruhig genug seyn würde, und die bald gedruckt erschienen. Seine fromme, mit der unbefränktesten Zärtlichkeit ihn beglückende, und innigst von ihm geliebte Frau, zeigte bey den letzten Besuchen einen ausnehmenden, bewundernswürdigen Mut, um seiner zu schonen. Aber desto lebhafter ergriffen sie die Schmerzgefühle nachher; und die Schilderung, die sie davon in dem Briefe an einen Freund macht II. 126 ff, ist erschütternd. Als Anhang ist mitgetheilt ein Aufsatz des Waters, William Earl of Bedford an ihn und seinen ältern Bruder Francis, welcher die trefflichsten Lehren in Hinsicht auf sittliche und überhaupt weitere Ausbildung derselben enthält S. 185 = 217. Die übrigen Zugaben sind historische Belege.

Mit diesem Leben des L. Russell steht in genauester Verbindung, obgleich es nicht als ein Theil desselben erschienen ist: *Some account of the life of Rachael Wriothsley Lady Russell etc. followed by a series of letters from L. Russell to her husband etc. to which are added eleven letters from Dorothy Sidney, Countess of Sunderland to George Saville Marquis of Halli-*

fax published from the originals. The third edition. London 1820, 387 S. 8. Die Lebensbeschreibung vom Editor of Madame du Defland's letters, wie auf dem Titelblatte steht, ist schön geschrieben. Der Herausgeber sagt selbst daß der Werth der Briefe der Lady Russell nur auf ihren, auch darin hervorleuchtenden vortrefflichen religiösen und sittlichen Gesinnungen beruhe; nicht in der Schönheit der Einkleidung gesucht werden dürfe; selbst an Sprachrichtigkeit fehle es ihnen oft. Ungleich schöner, wüßig auch, sind die Briefe der Sydney, und enthalten die, meist politischen Neuigkeiten des Tages; aber so kurz, daß sie nur denen überall verständlich seyn können, die mit der Geschichte jener Zeit genau bekannt sind; für diese aber vielleicht hie und da belehrend. Der Name erinnert uns noch, zum Beschluß dieser Anzeige, daß auch der Verf. des Lebens des Lord Russell der Meinung, als wahrscheinlich, beypflichtet, daß der Herzog von Monmouth nicht der Sohn Carl II, sondern des schönen Robert Sydney sey. S. 208.

L e i p z i g.

Bey Götschen: Ansichten der Volkswirthschaft mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Von D. Karl Heinrich Rau, ordentl. öff. Prof. der Cameralw. und zweytem Universitätsbibl. in Erlangen. 1821. VIII. 250 S. 8.

Die erste Untersuchung über die altgriechischen Lehren von der Staatswirthschaft, 'Xenophon und Aristoteles' überschrieben, liegt unsern Sachen nicht so fern als unsern Zeiten. Vor allem Wirthschaften kommt man im Großen und Kleinen nicht zum Haushalten, nicht zum Leiten und Ordnen des Lebens, das sich seiner Empfindungen u d Gedanken bewußt und davon Rechenschaft schuldig ist. Man hat es, Zeuge der sämtlichen Ständerversammlungen, mit allerdings nothwendigen Sachen, mit dem Erdenkloß, seiner Düngung und Vertheilung, mit der Züchtung der Vieharten, mit namenlosen Disten

und Gaben, mit der Soldaten = Größe, Zahl und Ab-
 richtung zu thun, indem man fast ängstlich vermeinet,
 die Gemeinschaft der Hälften und Ordnungen, der Stif-
 tungen und Anstalten für die reinmenschlichen Sitten,
 oder nach Plato für das Göttliche in ihnen, für das Gemüth,
 den Geist zu verühren. So ist es denn nicht bloß eine ge-
 lehrte, sondern gemeinnützige Frage, welche Lehren das
 Alterthum vom Haushalten hatte? Und es soll aus der
 Untersuchung des Wf. nicht bemerkt werden, was der Ge-
 lehrte bloß sondern was Jedermann, wie es heißt, für das
 Haus brauchen kann. Reichthum ist nach Aristoteles Häu-
 le und Fülle der Betriebsmittel im Haus und Staat. Er
 ist ein Mittel für die Bedürfnisse derselben, und sein Er-
 weib bestimmt und beschränkt sich also nach ihrem Zweck.
 Es ist folglich eine Grenze, wo über man nicht erweiden
 soll. Die Haushaltungskunst umfaßt die vier Grund-
 verhältnisse: des Herrn und Dieners, der Ehegatten, der
 Eltern und Kinder, und des Erwerbes. Die Verwaltung
 des Hauses kann keine andere sein, als derentsitzige Ergän-
 zung und Ausübung seiner Mitglieder, wobei das Er-
 erwerben nur eine untergeordnete Stellung als Mittel er-
 hält. Die Lehre von der Wirthschaft bildet demnach nur
 einen Theil der Haushaltslehre oder gesammten Führung
 des Hauses. Die Erwerbkunst beschäftigt sich entweder
 mit der Natur, welche die Nahrung gibt, oder mit dem
 Verkehr, worin es auf Geld ankommt. Das Erwerben
 von der Natur hält sich leichter in jener Grenze, welche
 aus der Unterordnung des Reichthums unter ein höheres
 Ziel nehmlich das vollendete Leben entspringt. In dem
 Erwerb mittelst Geldverkehr ist die Sucht zu besitzen und
 zu genießen zu verführerisch, läßt die Geldmenge für Reich-
 thum halten, die Beziehung zu den Bedürfnissen des
 Hauses und die Schranken verkennen. Geschätzt das Er-
 erwerben durch bloßes Vertauschen, wodurch der eine ge-
 winnt was der andere verliert, und also kein eigentlicher
 Wirthschaftsgegenstand geliefert wird, so ist es unnatür-
 lich und tadelnswürdig; das unnatürlichste und zögäfs-
 tige aber ist der Zinswucher. Er hat d. s. W. ein für
 eben so schlimm als das Morden. Mit Recht bemerkt er
 Wf. daß die Alten das Leben von Goldzinsen ebenso anstän-
 dig als von Grundzinsen würden gehalten haben, wenn sie

es in seinen jetzigen Schranken gekannt hätten. Indes möchten sie doch wohl bey unserm Staatsschuldwesen angst geworden seyn, wenn auch nach unserm Begriffe die gepriesene Milde von Altiens gegen die Stadt Liden, seine Schuldner, noch sehr unarmherzig ist, und wenn auch nicht mehr den untergebenen Partyschatten nur ihren eignen Geldern wucherliche Darlehne gemacht werden. „Volkswirthschaft“. Es schließt alles, wie aus einem Gufe er folgt, zu sehr inemaneet, um etwas davon herausreißen zu können. Der letzte Schluß ist, da die Wissenschaft sich an dem Ziele unglücklicher Freyheit und Gemeinheit des Verfehrers der Freiheit überaus Erfahrung halt, welche keine Hoffnung gibt, bey die Menschen ein großes Hauswesen bilden werde, so muß sie sich an die Erfahrung halten, auf Land und Fracht zu nehmen, um die verfallene Erporschung des Zusammenhanges des Gewerbes, als einer verschiedenen Zweige und möglichen Gestaltungen zur Landeswohlthat mit den gleichfalls noch vernachlässigten Hülfsmitteln von Land und Leuten nachhole. Soll übrigens nicht ins Wilde erwirthschaftet werden, so muß eine Leuna vorher den seyn, und man ist zu berufen als die Richter. „Einfluß der Dertlichkeit auf die unprüngliche Constitution der Volkswirthschaft“, eine Hauptursacht in der vorerzählten Untersuchung, und hier noch betrachtet. Europa liegt besonders vor Augen, man sieht, wie es sich bey fort auf den Gebirgen, als gläser, in den Ebenen, in den Thälern, und wie sich nach der Dertlichkeit der Himmlis und des Bodens die Gewerbe vertheilen und gestalten. Das ist ganz etwas anders als Quessnays Verwandlungsgeschichte der Jäger in Hirten, der Hirten in Landbau, wie immer weitläufiger in unsern Lehrbüchern der Staatswirthschaft abgeschrieben worden. „In Europa konnten Nomaden nicht leicht bestehen, die Hütte des Winters forderte feste Wohnungen, die Strecken waren von Gemäthern und Bergen enger begränzt“. Bey Thafachen fuhr der V. nach alter guter Sitte seine Bewahrleute an. „Wortliche Entwicklung der Volkswirthschaft durch Lebendigkeit des Verfehrs“ scheint durch Unständigkeit hin und wie er zu verlieren. „Folgen für die Staatsverwaltung“. Die Thafachen, die Gestaltungen der Gewerbe sind zu verschiedenartig, um ohne Nachtheil eine gleichmäßige Beherrschung zu vertragen; ihre Verhältnisse sind zwar leicht in Gedanken, aber in der Wirklichkeit schwerer unter Hauptgattungen gebracht, als z. B. ein unabhängiges von Außen eingekauftes, selbstständiges Gewerwesen, vorherrschender Landbau, Gewerbe für das Ausland u. s. w. „Bücher wüßten in jedem Gegenstande der Wohlstandspflege,

Regeln nicht ohne Rücksicht auf diese Verschiedenheiten aufgestellt werden. Das erfordert aber eine Durcharbeitung der ganzen Wirthschaft". Als ein Beispiel wird der Getreidehandel genommen; ohne noch des Verfahrens wider die Wohlfeilheit des Getreides zu erwähnen, das vielleicht die deutsche Staatsverwaltung sehr ernsthaft beschättigen wird, damit die störrische Forderung sich auf Kosten der Ländlichkeit nicht vermehre und das Vermögen der Landwirthe nicht geschmälert werde durch das Mißverhältniß, ihre Früchte nach den Friedenspreisen zu verkaufen und ihre Steuer- und Pachtgelder nach den Kriegszeiten bezahlen zu müssen. "Ueber Handelsbilanz" ergibt die wissenschaftliche Forschung, daß ein Mittelweg sich erdecke, um mit dem Verhältniß der Einfuhr und Ausfuhr zurecht zu kommen, wenn man nur nicht vor dem Geld die Waaren, oder vor den Waaren das Geld übersehe. Das Streben Waaren durch Waaren zu decken, Einfuhr und Ausfuhr auszugleichen, sey wohl allgemein vorhanden, aber diese Umstände wirkten darauf bald nachtheilig bald vortreflich ein. Wider die Nachtheile, als da sind innerer Verbrauch fremder Gegenstände ohne Noth und Ziel, Handelsbeschränkung von Außen u. s. m. müßte von Staatswegen gethan werden. "Ohne auch die letzten Spuren des ehemaligen Wohlstandes in Deutschland zu verkennen, kann sein Zustand nicht fortbarnehen". Sehr beachtenswerth scheint die Bemerkung, daß es für ein Land schlimmer ist, geldarm zu werden als geldarm zu seyn. "Ueber große und kleine Landgüter in volkwirthschaftlicher Hinsicht". Schade daß ein Theil der Darstellung nur für Leser ist, welche sich auf die Buchstabenrechnung verstehen, und daß in dieser Sache noch die einfachste Rechnung nicht feststeht. Der Rohertrag wird aus guten Gründen desto größer angenommen je kleiner die Güter sind; aber für den Reinertrag gibt es eine Gütergröße, durchschnittsmäßig, worüber und worunter seine Minderung eintritt. Wider die Vergrößerung der Güter bedarf es jetziger Zeit des Einschreitens der Gesetzgebung nicht mehr; aber wider die unwirthschaftliche Zertheilung der Güter ist von Staatswegen Aussicht erforderlich. Vorgeschlagen wird: für jedes Amt diejenige Gütergröße auszumitteln, auf der sich ein Hauswesen, ohne Nebenverdienst noch gerade sicher ernähren kann; bis auf diese Größe die Zerstückung nach gemachter Anzeige zu gestatten; unter dieser Größe dagegen das Zertheilen nur nach Untersuchung wegen begünstigender Umstände zu bewilligen; die Verfügung über Wälder und Gärten völlig frey zu lassen. Beyläufig sollen hier zwey eben vorliegende Verzeichnisse von dem Wirthschaftsbestande desselben Gutes im Jahr

1582 und 1752 aufgezoogen werden. 1582 war das Winterfeld 197 1/2 Morgen das Sommerfeld 197 M. Die Brach 172 1/2, darunter 16 Morg. neues Kofland, die Biefen 45 1/2 M. darunter 5 M. neugemacht, die Gärten 15 M. Der Viehftamm 29 Akerpferde, 65 Zuchtpferde auf der Weide Sommer und Winter, 7 Efel, 138 St. Hornvieh, 765 Schaaf, 327 Schweine. 1752 war Winterfeld 233 M., Sommerfeld 231 M., Brach 87 M., Biefen 140 M., Gärten 10 M., Pferde 15, Hornvieh 123 St., Schweine 136 St., Schaaf 650 St. Es verlohnte fich wohl der Mühe folche Verzeihniffe aus einem Lande zu vergleichen, führten fie mit den obigen zu gleichm. Ergebniff, fo datte die neuere Wirthfchaft zwar mehr Papier in Schranke aber weniger Mühe im Stalle. "Beiträge zur Kenntniff des deutichen Gewerbewefens". Von deffen Gefaltung im nördlichen, mittlern und füblichen Deutchland. In keiner Mitte find 5 Hauptverbindungsstraßen, 4 Durch Gebirge fehr befchwerlich (und zum Theil noch in ihrem Urzande unter den Baumeiftern Wind und Wetter), Wafferbindung zwifchen der nördlichen und füblichen Hälfte ift nicht heraufzuziehen (oder verlohnte die Koften nicht, wegen der unüberwindlichen Naturbehinderung der Schiffahrt im Winter und auch gewöhnlich im Sommer); da aber beide durch regern Verkehr ungemein gewinnen würden, fo follte bittlich auf Verbeferung der Landwege alle Anftrengung gewendet werden, Landwirthfchaftliche Schilderungen aus mehreren Gegenden mit Bezug auf die obenangeführte Abhandlung über groÙe und kleine Güter. Diefes und das Folgende find "Bruchftück" aus dem Kefera gebuch des Vf. Verfchiedenheit der PfäÙe in Deutchland mit Zeichnungen derfelben Befchreibung des ineinander greifenden Betriebes, worin der Kaufmann Patuluffus die Bewirthfchaftung feiner Landgüter mit feinen Gewerfen und mit der ausgebreiteten Handlung gefezt hat, die er zu Maadeburg führt. Ein kleiner Gewerbsftaat; das Allgemeine diefer Form der Gewerke, fagt der Vf. würde dem Wohl der arbeitenden Claffe wenig zuragen, ift aber bey der Seltenheit des Talents (des oberherrlichen) auch nicht zu befürchten; fehr groÙe Fabriken haben wie groÙe Monarchien ein beftändiges Streben zum Zerfallen, und die Natur der Dinge vorat von felbft, daß das GieÙ des Gleichgewichts nicht häufig überschritten werde. — Das von läßt fich nochmals auf die Aristotelifche Grundlehre kommen: für das was bleiben und dauern foll, muß man fich an das Natürliche und an das Einfache, unverändert und in Allem an den Verftand halten, vor dem weder Künfteleyen noch Epifhincigkeiten befehen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1821.

G ö t t i n g e n .

Bey H. Dieterich: Apocalypsis Graece. Perpetua annotatione illustrata a Jo. Henr. Heinrichs, Theol. D. et Dioeceseos Burgdorfiensis Superintendente. Particula posterior cap. XIII - Fin continens. 343 S. in 8.

Mit diesem Bändchen hat der Verf. die Umgestaltung des einst hier erschienenen Commentarius in Apocalypsin in die Form des Koppischen Neuen Testaments vollendet. Wenn gleich bey dem Umstellen, Abkürzen und Erweitern eines Werks, das neue Bahnen zu brechen suchte, viel von seinem ursprünglichen Geiste verloren gehen muß, und Schriftsteller, mit deren Werk diese Arbeit vorgenommen wird, selten die ihm gegebene neue Gestalt gerne sehen, so wird dieß doch der Fall bey dem Verfasser des Commentarius in Apocalypsin nie seyn, wenn (wovon nur andere urtheilen können) das Auffassen des richtigen Sinns dieses schwierigsten Buchs aus der ganzen alten Litteratur dadurch bey denen erleichtert wird, die mit dem, was im Flug der Begeisterung geschrieben ist, nicht so leicht fertig werden können.

Q (4)

Da diese Erklärung der Apokalypse gerade jetzt bereits 30 Jahre vom Publicum gelesen, und von allen denen, die seitdem mit öffentlichem Beyfall über sie geschrieben haben, wiederholt worden; wozu könnte die neue Wiederholung von etwas allgemein Bekanntem, wofür man den Inhalt der von hier ausgegangenen Auslegung, die auch in dieser Umformung der zweyten Hälfte keine Abänderung im Wesentlichen gelitten hat, ansehen kann, hier dienen? Wir übergehen daher, in dieser zweyten Hälfte die Besiegung des Heidenthums, die Ausbreitung des Christenthums und das Reich der Seligen geschildert wird, als etwas Ueberflüssiges, so wie manches andere, was der Pedantismus in solchen Anzeigen erwartet. Von welchem Vortheil könnte es auch seyn, wenn der Recensent alle die Stellen ausheben wälte, wo nach seinem Dafürhalten die Entwicklung hätte gedrängter seyn können, oder manche der Sache fremde Idee hätte wegbleiben sollen; wo etwa die Möglichkeit zu sicher für die Wirklichkeit angenommen worden, oder die Abweichung des Verfassers von seinem Hauptautor, auf die er seine Leser aufmerksam macht, mehr in den Worten als in der Sache besteht; wo es fast scheint, daß er auf Dichtersfreiheit und poetische Ausschmückung mehr rechnet, als nach einer vorausgegangenen genauen Entwicklung dessen, was in der Natur von beydem gegründet ist, angenommen werden dürfte? Wozu fragen, warum zuweilen zwey, drey Erklärungen von einem Bilde? warum nicht bloß und sogleich die treffendste für den Zusammenhang, da doch der Dichter würde zu tadeln gewesen seyn, wenn er so unbestimmte Bilder gewählt hätte, daß sie mehrerer passender Deutungen fähig gewesen wären. Wozu bey den bösen Geistern, welche von dem Drachen, dem gehörnten Ungeheuer und dem falschen Propheten nach Bundesgenossen ausgeschiedt, und die mit Fröschen verglichen werden (16, 13), noch (was der Stelle ganz fremd ist) die Erwähnung der Frösche, als Ne-

gyptischer Plage, und das *ridiculus mus*, nachdem erwiesen worden, daß Frösche den Alten ein *signum praestigiarum et jactantiae* gewesen wären? wozu, ob es mehr als bloß möglich sey, daß die zum Kampf herbeigerufenen Könige deswegen vom Aufgang der Sonne herbeigeholt worden, weil die Hebräer Großes vom Orient könnten abgeleitet haben, ob es nicht, weil vom Austrocknen des Euphrats die Rede ist, viel näher liegt, daß die Könige vom Osten herbeigeführt werden, weil auch Cyrus, dem die Geschichte das Ableiten des Euphrats, oder, mit den höher stellenden Dichtern zu sprechen, ein Austrocknen desselben beylegt, den Propheten ein von Osten gerufener König ist? ob nicht der Verf. mit den Auslegern, die Kap. 18, 1 = 24 einen Trauer- und Todtengesang auf das versunkene Rom, und 19, 1 = 10 einen Jubel- und Triumphgesang und 19, 11 = 21 einen Triumphaufzug nennen, — ob der Verf. mit ihnen nicht dasselbe sage, wenn er in der ersten Stelle Beschreibung der verschiedenen Eindrücke findet, die der Sturz von Rom auf verschiedene Menschenklassen gemacht habe, und sie darüber klagen; und wenn der zweite Gesang die frohen Empfindungen des Himmels über den Untergang des heidnischen Roms ausdrückt, ob der Gesang dort nicht darstellt, was man sonst einen Trauergesang und hier, was man einen Jubel- und Triumphgesang nennt? Und wenn 19, 11 = 21 alles gefunden wird, was man in alten Zeiten in einem Triumphaufzug erwartete, den Feldherrn mit seinem Heer in Prachtkleidern und auf weißen Rossen, und eine Verherrlichung des Triumphs durch die Ausstellung der Besiegten zur Schau, um zum Schluß der Triumphfeierlichkeiten für die Verwegenheit ihres Kampfs abgestraft zu werden —, ob man die Beschreibung nicht Beschreibung eines Triumphaufzugs nennen dürfe? Gruppen, die ein Dichter hinstellt, können allerdings zusammengenommen nur zur Symbolisirung einer Idee hingestellt

seyn; ob man aber eine so deuten dürfe, wenn der Dichter späterhin ihre einzelnen Theile selbst deutet, wie der Verf. S. 23 bey 13, 3 und sonst noch öfter gethan hat? Wenn zur Erklärung einer Dichtung gesagt wird, quia poëtae ita libuit, ob das schon genug sey? ob nicht auch außerdem aus dem Gang der Dichtung und einzelnen Umständen gezeigt werden müsse, daß der Dichter Gründe gehabt habe so zu dichten? daß es ihm mit Recht ita libuit? Wozu solche Fragen? Sie betreffen im Grunde nur Einzelnes, die der Brauchbarkeit und Nützlichkeit eines Buchs keinen Eintrag thun können, und sind höchstens Mängel, vor denen sich der Erklärer eines alten Dichters selten ganz hüten kann. Hat ja auch der Verfasser die im Commentarius in Apocalypsin 16, 16 übergangene Erläuterung des *οὐρανὸν ἀνοίξει* ergänzt, wenn gleich auf eine andere Weise; als sein Verfasser gethan haben würde, hätte er es nicht übersehen. Er würde auch von ihm 14, 13 die vorgetragene Erklärung des *πνεύμα* durch *πνευματικόν* (1 Tim. 4, 1) annehmen, stünde ihm nicht immer noch im Wege, daß hinter der himmlischen Stimme, welche die verstorbenen Christen glücklich gepriesen hat, eine Bestätigung dieser Glückseligkeit durch Johannes selbst zu schwach scheint. Von größerem Belang ist der Mißgriff in der Deutung des gehörnten, siebenköpfigen und bärenfüßigen Ungeheuers, durch den dem Verf. die Deutung eines großen Theils der zweyten Hälfte der Apocalypse, da, wo er selbstständig seyn wollte, mißlungen ist. Darin ist er mit seinem Vorgänger einverstanden, daß dieses Ungeheuer das Römische Reich als Bild des Heidenthums darstelle, und daß das Ungeheuer mit solchen Attributen versehen sey, daß es auch ein Ungeheuer von Menschen ausdrücken könne. Besonders gehört dahin, daß eines seiner sieben Häupter tödlich verwundet, aber die Verwundung wieder geheilt worden sey. Dieser einzelne Mensch (sagt nun

der Verf.) sey der Proconsul von Ephesus, der Johannes nach Patmus verbannt habe. Er habe wohl späterhin die Gnade des Kaisers und sein früheres Ansehen verloren, sey aber in beydes wieder nach der Zeit zurückgekommen; folglich sey er tödlich verwundet worden, und seine tödliche Verwundung wieder geheilt. Aber weder sein Name, noch dieser Wechsel seines Schicksals sey historisch bekannt. Und ersterer sey auch entbehrlich; obgleich geglaubt werde, sein Name sey in $\chi\epsilon\varsigma$ durch Zahlen ausgedrückt; aber der Dichter habe eigentlich bey dem Zahlenmonogramm an Antichristianismus gedacht wissen wollen, und die Feindschaft gegen die Christen, das Heidenthum, in eine Art von Zeichnung gebracht, durch Christus Namen ($\chi\varsigma$), und dazwischen gestelltem Bild des Satans, der Schlange, des geschlängelten ξ ; der Namenszug bedeute also Christus potestate Satanae discerptus, res Christiana dilacerata. antichristianismus. Und wolle man der andern Lesart $\chi\epsilon\varsigma$ den Vorzug geben, so sey ja $\chi\varsigma$ auf ähnliche Weise durch ι getrennt, und behalte das Monogramm denselben Sinn; Christus discerptus, res christiana lacerata. Schade für den witzigen Einfall, daß Johannes nicht in spätern Jahrhunderten gelebt und geschrieben hat, wo ξ eine geschlängelte Figur hatte, um zuerst auf eine sich wälzende Schlange, und dann von Schlange auf Satan zu führen. Zu Johannes Zeit schrieb man noch mit Uncialbuchstaben, und Ξ hat keine Schlangengestalt. Und wäre denn ein Proconsul von Ephesus mit seiner auf einen kleinen Bezirk eingeschränkten Macht, die schickliche Person gewesen, die dem ganzen allmächtigen Heidenthum mittelst des Römischen Collossus zum Bilde hätte dienen können? Wer an Nero denkt, der hat in einem Römischen Kaiser eine Person mit einer Allmacht, die zur Darstellung des Heidenthums im allmächtigen Römischen Reich recht geschickt war. Und was kann der Grund gegen Ne-

to sagen, daß $\chi\epsilon\varsigma$ durch $\Lambda\alpha\tau\epsilon\iota\nu\omicron\varsigma$ erklärt kein *nomen proprium hominis* sey? Genug daß $\Lambda\alpha\tau\epsilon\iota\nu\omicron\varsigma$ ein *nomen hominis* ist, und auch $\delta\nu\omicron\mu\alpha \alpha\nu\delta\omega\tau\omicron\nu$ mehr nicht sagt. Sieht nicht der Verf. bey einer andern Gelegenheit S. 39 selbst zu, daß in $\delta\nu\omicron\mu\alpha$ nicht die Bedeutung eines *nominis proprii* liege? Doch wir kehren zu dem Proconsul zu Ephesus zurück. Die Schicksale desselben, von denen kein Mensch etwas weiß, sind von dem Verf. aus der Luft gegriffen und blos vermuthet: und doch gehören sie zu der Characterisirung des Ungeheuers, als Mensch betrachtet, wesentlich: Was dagegen der Characterisirung aus Nero's Geschichte untergelegt wird, ist umständlich bey Tacitus, Sueton und Dio Cassius zu lesen: kann eine auf nichts gegründete historische Vermuthung einer auf das Ansehen von solchen Hauptgeschichtschreibern gegründeten Erzählung vorgezogen werden? Und wäre das tödlich verwundete Haupt der Proconsul zu Ephesus, wie könnten die 7 Häupter des Ungeheuers die ersten 7 Römischen Kaiser seyn? Der Statthalter war und ward kein Kaiser. Dagegen passen die Attribute des Ungeheuers, als Mensch betrachtet, wieder auf das vollkommenste auf Nero, so vollkommen, daß der Verfasser selbst, so sehr ihm auch sein Proconsul am Herzen liegt, von der Deutung auf Nero sagen muß: *equidem nihil habeo, quod opponam, nisi quod doctiora haec omnia et exquisitoria mihi quidem videntur, quam a poeta Judaico poterant expectari* Gleich als ob die Gerüchte von Nero, die damals allgemein umhergingen, etwas Gelehrtes gewesen wären; gleich als ob nicht der Verf. der Apocalypse ein Mann von den mannichfaltigsten und reichsten Kenntnissen gewesen wäre, daß man bey der Erklärung seines Gedichts mit der Erläuterung der angebrachten Kenntnisse kaum fertig werden kann. Geht man zur Deutung des Engels im 17. Kap. über, so beginnt der Verf. mit Klagen

Über die Dunkelheit der von dem Engel gegebenen Deutungen. Aber wo wäre Dunkelheit? etwa darin, daß er nicht mit dürren Worten sagt, was das Ungeheuer bedeutet? daß er nur seine Schicksale beschreibt? So darf man ja nur seinen beschriebenen Schicksalen nachgehen, und forschen, bey wem sie zutreffen, so wird von selbst klar werden, wen das Ungeheuer bedeutet. Sein Proconsul von Ephesus macht nur dem Verf. den Tag zu Nacht. Obgleich das Ungeheuer durchweg Stellvertreter des Satans ist so muß es nun wider Dank und Willen der Satans selbst werden. Denn wenn das Ungeheuer, als Mensch betrachtet, der Proconsul zu Ephesus ist, und das verwundete und wiedergeheilte Haupt darauf anspielt, daß er aus des Kaisers Gnade gefallen, aber nach der Zeit wieder in dieselbe aufgenommen worden, so können die sieben Häupter nicht sieben Römische Kaiser seyn. Bloß dem argen Verstoß auszuweichen, verwandelt der Verf. den bisherigen Stellvertreter des Satans in den Satans selbst. Wollte man dieses, so sehr es auch gegen den ganzen Gang der Dichtung wäre, gelten lassen, so kommt die Deutung doch gleich darauf wieder ins Gedränge. Die 7 Häupter des Ungeheuers (des Satans) sollen die 7 ersten Römischen Kaiser seyn; sie werden gezählt; und wenn die Erzählung fortgeht, so soll *ὁ ὄγδοος καὶ ἐκ τῶν ἑπτά ἐστὶ* nicht heißen, der achte ist auch einer von den sieben, sondern der achte ist auch des Belichters der sieben (ein Christenverfolger vom Satans regiert). Wie ungleich im Gang, wie unnatürlich? Und wollte man auch dieses hingehen lassen, so fangen neue Schwierigkeiten bey den 10 Hörnern an, die genugthuend zu heben der Verf. selbst verzweifelt, und daher den Dichter beschuldigt, er habe sich selbst bey diesen Symbolen verwickelt, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn man ihn nicht erklären könne, ohne dem Text Gewalt anzuthun. Die Hörner sind ihm Römische Kaiser. Wenn

man bis Titus fortzähle, so habe man 10 Kaiser-
 namen für 10 Symbole der Macht. Davon aber
 nun abgesehen, daß einige dieser 10 nur das Kaiser-
 thum ambirten, ohne wirklich zu demselben zu gelan-
 gen, wie kann von den ersten 10 Kaisern gesagt werden,
βασιλείαν οὐκ ἔλαβον ἀλλὰ ἐξουσίαν ὡς
βασιλεῖς? Wäre das erste auch von Galba, Otho,
 Vitell wahr, galt es auch von den übrigen? Vor-
 ausgefetzt, daß man (mit Uebergang des *μίαν*
ᾠραν) sprachrichtig *μίαν ᾠραν λαμβάνουσι ἐξου-*
σίαν ὡς βασιλεῖς erklären konnte: "sie sind nur
 Schattenkönige", wären dies die 10 ersten Römischen
 Kaiser allesammt gewesen? Der Verf. fühlt selbst,
 wie wenig dieses Prädicat auf die 10 ersten R. Kai-
 ser passe, und will das Unschickliche davon dadurch
 wegschaffen, daß er zum Theil hineinsetzt — sie sind
 zum Theil nur Schattenkaiser —: aber wo steht die
 Einschränkung im Original? Und da sie es nicht alle
 wären, wie schwach ist es, wenn die Bemerkung al-
 les ausgleichen soll, daß die mächtigsten Kaiser gegen
 Gott und Christus bloß Schatten gewesen wären. —
 Indem wir von dem vom Proconsul zum Kaiser ver-
 wandelten Ungeheuer zu der Stelle von den Römi-
 schen Kaiser:n fortgezogen worden, sind wir von den
 Schwierigkeiten im Anfang des Kapitels ganz abge-
 kommen. Wenn das Ungeheuer (wie der Verf. will)
 im 17. Kapitel der Satan selbst ist, wie kann es
 von ihm heißen: *τὸ θεῖον ἦν καὶ οὐκ ἔστι*: "der
 Satan war, und ist nicht", wann hat der Satan
 aufgehört zu seyn? Wollte man *καὶ πάρεσται* auf
 20, 7 beziehen, daß der Satan aus dem Abgrund,
 seinem Kerker, losgelassen, einen neuen Kampf be-
 ginnen werde, so war er gegenwärtig doch noch da;
 er war besiegt, und wird erst später mit großen Ket-
 ten gebunden, in den Abgrund geworfen u. s. w.
 Doch wir brechen ab; indessen, wenn auch des Verf.
 Deutung dieser Stellen ein Mißgriff seyn sollte, so
 bringt dieß den Lesern seines Buchs keinen Schaden:

in einigen seiner Excursen hat, er andere Darstellungen dieser Kapitel beigebracht, daß jeder an die Stelle der seinigen, wenn sie nicht befriediget, eine andere setzen kann. Die Excurse sind: 1) über die 7 apocalypstischen Briefe. Dem Verf. ist der Name Briefe von diesen Aufsätzen in einer so bilderreichen Sprache anstößig: er möchte sie (ganz gegen den Augenschein) kleine Orakel nennen. Anstößig ist dem Verf. (mit andern) daß der Dichter seine Leser nicht sogleich zu seinem Hauptthema führt (*rapit in mediam rem*), sondern sie durch 7 Briefe lange hinhält, bis er sie zu demselben kommen läßt. Um dieser Unbequemlichkeit abzuweichen, möchte der Verf. sich denken, daß Johannes von seinem Gesang sieben Abschriften habe machen und jedem nur einen von den 7 Briefen voranstellen lassen. Wie wären sie aber nun alle zusammengekommen? wie geht es zu, daß alle Handschriften in der Zahl der Briefe übereinstimmen? Doch, wozu viel fragen, da Offenb. 1, 3 diese Vermuthungen schon niederschlägt. 2) über die runden Zahlen in der Apocalypse. 3) über die Auslassung des Stammes Dan. 7, 5 = 8. 4) über das Meerungeheuer Kap. 13. 5) über Kap. 17, 8 ff. 6) vom tausendjährigen Reich Kap. 20. 7) über einige historische Auslegungen der Apocalypse, eigentlich nur über die Bengelsche, Wetsteinische und Herdersche, zuletzt auch noch über die neueste, in dem Beweis des göttlichen Ursprungs der Apocalypse, die bis zur französischen Revolution in ihren Erläuterungen herabsteigt, und über Opizens kurze Uebersicht der Offenbarung Johannes. 8) Einige Nachträge zu dem ersten Bändchen.

Stuttgart und Tübingen.

Handbuch über das Staats-Rechnungs- und Casen-Wesen, nebst einem Anhang über Haushalts-Landwirthschafts- und Kaufmännische Rechnungen,

sammt Hülfstabellen zu Zeit- und Zinsberechnungen. Von J. G. H. Feder, Königl. Württemb. Geheimen Ober-Finanz-Rath. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Auf XIV und 132 C. Text u. 244 C. Formularen.

Dieses Werk des Hrn. G. O. F. Raths hat das unverkennbare Verdienst, daß es das Staats-Rechnungs-Wesen von den ersten Elementen bis zu den letzten Resultaten und überhaupt sehr vollständig erklärt; daß es viele Punkte, die bisher im Dunkeln lagen, in ein helles Licht setzt, und daß es eine Menge von Formularen mittheilt, die — wie es scheint — aus dem Leben genommen, und deswegen zur Anwendung mehr geeignet sind, als diejenigen, welche die Schriftsteller zur Versinnlichung ihrer Lehren sonst nur fingiren. Dagegen dünkt uns aber, daß darin die beide, an sich so sehr von einander verschiedene Dinge — die Verwaltung und die Berechnung nicht genug von einander geschieden sind; daß in dem theoretischen Theile, der hier vermuthlich in Beziehung auf die Formulare Text genannt wird, der Vortrag für ein Lehrbuch nicht zweckmäßig genug ist; daß gegen manche Vorschriften des W. sich noch sehr bedeutende Einwendungen machen lassen; und daß endlich mehr Formulare nicht von der Beschaffenheit sind, daß sie als Muster hätten aufgestellt werden sollen; oder daß der Leser wenigstens keinen Gebrauch davon wird zu machen wissen, weil der W. auf das nicht hinweist, was dadurch versinnlicht werden soll. 1. Der Rechnungsführer hat zwar Resultate der Verwaltung zu berechnen; aber diese müssen ihm so, wie er sie berechnen soll, gegeben seyn: die Richtigkeit derselben erst zu untersuchen, ist so wenig sein Beruf, als die Revisions-Behörde sich anmaßen könnte, über seine Untersuchung zu urtheilen. Der Gesichtspunct der Berechnung wird also durch die Einmischung des Verwaltungs-Wesens ganz verrückt. Gibt es hier und da

Rechnungs = Aemter, die die Verwaltung und Berechnung mit einander verbinden müssen; so sind diese Ausnahmen von der Regel, die allein durch die besondere Verhältnisse, worinn die Revisions = Behörde zu dem Rechnungs = Amte steht, unschädlich gemacht werden können. 2. Der Vortrag würde unfers Erachtens deutlicher, verständlicher und auch wirklich viel lehrreicher geworden seyn, wenn es dem B. gefallen hätte, ihn so, daß der Leser das Ganze bald hätte übersehen können, zu ordnen; dann aber auch das Allgemeine von dem Besondern, das Wesentliche von der Form mehr zu trennen, und auf die Verschiedenheit der Rechnungen selbst einige Rücksicht zu nehmen. Viele einzelne Erklärungen sind auch schon nicht so genau und vollständig, daß man sich daraus einen Begriff von der Sache machen könnte. Wenn es z. B. S. 55. von den Spalten heißt, daß die Zwischenräume darunter verstanden werden, welche durch gerade Linien eingeschlossen seyen; so mag der Leser daran wohl ihre Form erkennen lernen, ihr Wesen aber gewiß nicht; und dieses wird er auch nicht einmahl aus dem Nachsaze völlig übersehen, daß sie in Absicht auf den Inhalt in Betrags = und Berufungs = Spalten; in Absicht auf die Form aber in verticale und Queer (horizontale) zerfallen. Oder wenn S. 57 das Rubriken = System so erklärt wird, daß es dasjenige sey, aus welchem die Gesichtspuncte der Verwaltung klar hervortreten, die gefertigte Darstellung, so wie ihre Ergebnisse beurtheilt werden müssen. 3. Von den Vorschriften, denen wir unsern Beyfall nicht geben können, wollen wir nur einige anführen. So heißt es z. B. S. 51. ganz richtig „so wie man sich in Rechnungs = Sachen überhaupt der Kürze zu befeßigen hat; so muß es auch in Ansehung der Maas = Theile der Rechnungs = Artikel geschehen.“ Nun fährt der B. aber fort: bey Geld = Rechnungen muß man also statt nach Rthl. Gr. Pf. nach Gulden und Kreuzern rechnen — selbst da, wo

jene Münzsorten vorherrschend im Umlaufe sind. Wie könnte man doch diese Vorschrift befolgen, ohne sich in ewige Reductionen, und damit in tausenderley Verwirrung zu stürzen! Nach S. 90 sollen für sämmtliche Naturalien, welche behuf der Etats = Rechnungen zu Gelde angeschlagen werden, ständige Preise für jedes Bezirks = Amt angenommen werden. Wie könnte aber doch bey Befolgung dieser Vorschrift der Verwaltungs = Etat richtig werden? S. 133. Die Erklärung des Rechnungs = Styls "daß er die Art sey, wie und in welcher Ordnung die Einnahmen und Ausgaben dargestellt werden", scheint uns auch viel zu enge: indem nach unserer Meinung der ganze Inbegriff der Grundsätze, nach welchen die Rechnung in Absicht auf die Form zu führen ist, darunter verstanden werden muß. 4. Unter den Formularen, die unsern Beyfall nicht haben, nennen wir hier nur Beyspielsweise Nr. 60, weil der Geldwerth der Forst = Frevel nicht mit angegeben ist, da es doch bey der Strafe darauf ankömmt; Nr. 65. weil bey einer andern Anordnung weniger Rechnungs = Arbeit nöthig gewesen wäre. Nr. 9. weil hier die tabellarische Form nicht die größte Kürze gewährt. Unter den Formularen, die einer weitem Erklärung oder Nachweisung bedurft hätten, führen wir nur Nr. 2. 42 u. an. Diese unsere wenige Erinnerungen gegen das, sonst sehr schätzbare Werk haben jedoch keinen andern Zweck, als den scharfsinnigen Verfasser zu veranlassen, dem Gegenstande sein Nachdenken noch weiter zu widmen, und seinem Werke immer noch mehr Vollkommenheit zu geben. Wie sehr das Publicum durch Verbesserung des Rechnungswesens gewinnt, erhellt schon aus der einzigen von dem V. in der Vorrede gemachten Bemerkung, daß wenn ein Land 400 Rechnungs = Aemter hätte; und bey jedem die Rechnungs = Führung durch Verbesserung der Methode nur um 1000 Bogen abkürzen könnte, dadurch — den Bogen zu concipiren, mundiren, revidiren, refe-

riren, und reponiren nur zu dem niedrigen Betrage von 30 Kreuzern gerechnet — 200000 fl. erspart werden würden. Welch ein Gewinn; und könnte es wohl einen geben, der zugleich allen Betheiligten mehr Freude machen möchte?

L e i p z i g.

Von Lauffer auf 318 S. gr. 8.: Gallerie aller juristischen Auctoren, von der ältesten bis auf die jetzige Zeit, mit ihren vorzüglichsten Schriften, nach alphab. Ordnung aufgestellt von Joh. Heinr. Stepf, k. b. (wohl Romal. Bairischen) Obersterjustizrath. Erster Band. N. B.

Wochte diese Anzeige dazu beitragen, daß ein so gar so ichtes, aus den gewöhnlichsten Handbüchern gar nachlässig zusammen-geschriebenes und doch auf ein halbes Duzend Bände angelegtes Werk nicht fortgesetzt würde, so wäre Dec. für den unangenehme Geschäft, davor zu warnen, belohnt. Der Verer 6 mag zur Probe dienen, und er ist auf gut Glück gewählt. Mehrere Doctoren, von denen Nichts, als die Dissertation angeführt werden konnte. Ein Artikel von drey Zeilen, die erste: Assaldus, die zweyte: Schr. Singularia etc (so steht nehmlich im Buche) die dritte eine Verweisung auf Jöcher. Ashburton (so ist geschrieben), als Verfasser der letters of Junius, d'Avaur, der Kirchenvater Augustinus mit der Schrift de adulterinis conjugis, von deren Un-echtheit kein Wort vorkommt ("wurde Bischof zu Hippo und Kirchenvater, starb aber 430"). Von Anton Augustinus heißt es, er sey nach Florenz gegangen, wo zu der Zeit Pál. Laurellus und Pet. Victorius die Florentin. Pandecten einfahen und sie zur Aufnahme der röm. Provinz (?) verbesserten. Der Pabst habe ihn zum Palast = Richter ernannt. Unter seinen Schriften kein Wort von de nominibus propriis pandectarum, Nuthenrieth, der Cameralist,

sey bis zum Vice-Kanzler in Stuttgart hinaufgestiegen. Auch scheint es, der V. glaubt, er sey noch am Leben. Die Wendung "er hatte das Glück" kommt oft und nicht immer passend vor, so z. B. D'Abaur hatte das Glück, Rath bey dem grand - conseil in Paris zu werden. Auch an Druckfehlern ist kein Mangel.

Hugo.

Gießen.

Die 1820 auf XXXII u. 703 S. erschienene dritte Auflage von dem Lehrbuche des heutigen Römischen Rechts von Herrn Prof. Mackel bey in Bonn bedarf eigentlich um so weniger einer, ohnehin etwas verspäteten, Anzeige als der schnelle Absatz der zweyten Ausgabe genug beweiset, wie bekannt dieses Buch geworden ist. Der V. ist aber auch so weit entfernt, auf diesen Lorbeeren eines Compendiumschreibers einzuschlafen, daß er sich vielmehr entschuldigt, die Kürze der Zeit habe ihn gehindert, das Buch dießmal so ganz neu zu bearbeiten, als es sein Vorsatz gewesen sey. Sehr Vieles ist aber doch geändert, wie Rec. aus Vergleichung nicht nur der als verbessert angegebenen Paragraphen, sondern auch der Stellen, die er sich in der zweyten Ausgabe angestrichen hatte, bezeugen kann, wodurch er zugleich von Neuem überzeugt worden ist, seine handschriftlichen Bemerkungen wirkten wenigstens eben so viel, als wenn er sie in einer Anzeige drucken ließe. So will er denn auch dießmahl, was ihm bedenklich erschienen hat, besonders bey S. 431, wo man fast nothwendig einen Schreib- oder Druckfehler annehmen muß, lieber hier nicht erwähnen und nur noch anführen, daß die Uebereinstimmung des V. mit ihm sich auch in dem zeigt, was hier von dem Nutzen der nicht stille stehenden Lehrbücher gesagt ist.

Die Ansichten sind freylich verschieden, Manche sehen ein Lehrbuch für Etwas an, was höchstens dem Verfasser, dem Verleger und den Zuhörern von Nutzen seyn könne, der Wissenschaft aber auf keinen Fall; Andere nehmen wohl, was sie im Lehrbuche gesagt haben und wogegen ihnen Einwendungen gemacht worden sind, zwar bey Gelegenheit in einem andern Buche ganz zurück, die Stelle im Lehrbuche lassen sie aber so unverändert, sie führen ihre eigenen entgegengesetzten Aeußerungen so gar nicht an, daß man wirklich zweifelhaft werden kann, ob diese nicht bloßer Spott seyen, wenn man nicht weiß, wie fremd manchem Lehrer, bey seinem Vortrage, das Buch wird, über welches er ihn hält. Eine Vertheidigung von Lehrbüchern aus dem Munde eines Mannes, der nie ein Lehrbuch geschrieben hatte und der mit Leuten lebte, die eher auf Lehrbücher stichelten, hat Rec. neulich in Blessig's Leben, als Aeußerungen von Wendelssohn, mit Vergnügen gelesen. Nur in einem Puncte geht Herr Prof. M. weiter, als ihm des Rec. Erfahrungen, wenn gleich nicht weiter, als ihm seine Wünsche, folgen können. Selbst bey juristischen Geschäftsmännern, bey Praktikern, sollen durch Lehrbücher neue Entdeckungen und Aufklärungen recht schnell und recht allgemein in Umlauf gebracht, und soll der Uebergang ererbter und verjährter Irrthümer auf die folgenden Generationen verhütet werden. Also wäre es nicht wahr, daß, bis auf seltene Ausnahmen, fast jeder Geschäftsmann bey dem stehen bleibt, was er auf der hohen Schule gelernt hat, folglich bey den Lehrbüchern, über die er selbst gehört hatte, und daß das Einzige, worin dem nicht so ist, in der Ueberzeugung besteht, die Bücher insgesammt wüßten gar Vieles nicht so gut, wie man es im wirklichen Leben einsehen lerne.

Leipzig.

1
 Bey Müller: Censura rei judicialis Europae liberae, praesertim Germaniae, novis legum exemplis illustrata. Auctore Joanne Ernesto a Globig, Equite et Jcto Saxoniae. Pars generalis I. 1820. LXXX u. 192 Seiten in Octav.

Gewiß ist dieses Werk eines hochverdienten Staatsmanns (bekanntlich ist der Verf. Königlich Sächsischer Conferenzzminister in Dresden), und zugleich die Frucht einer vierzigjährigen Erfahrung, der Aufmerksamkeit aller derjenigen würdig, denen der Beruf obliegt, im Fache der Gesetzgebung und namentlich, insofern sie die Rechtspflege betrifft, zu arbeiten. Die neuern Gesetzgebungen der Völker Europa's, namentlich aber der einzelnen deutschen Staaten, über Verbesserung der Rechtspflege, werden in demselben einer billigen aber auch freymüthigen Kritik unterzogen; es ist nur hierbey das einzige zu beklagen, daß der Verf. nicht sowohl erschöpfend, als vielmehr nur skizzirend zu Werke geht. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich mit den allgemeinem Grundsätzen über die Rechtspflege überhaupt; in Hinsicht der beiden berühmten Streitfragen unserer Zeit, über die Nothwendigkeit eines neuen umfassenden Civilgesetzbuchs, und über die Einführung der öffentlichen Rechtspflege und der Geschwornengerichte, erklärt sich der Verf. eben so bejahend für die erstere, als verneinend gegen die letztern. Eine vorzügliche Zierde des Werks ist der — einige Flecken abgerechnet — classische lateinische Styl; der Verf. zog ihn vor, tum, ut facilius sit minusque odiosa veritati via, tum brevitate et lingua nunc neglectae studio; et ut melius intelligar Europae jurisconsultis. Ref. sieht mit großer Erwartung den versprochenen folgenden Bänden dieses schätzbaren Werks entgegen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1821.

M e i n i n g e n.

Die Hieroglyphen in dem Mythus des Aesculapius. Nebst zwey Abhandlungen über Dädalus und die Plastik unter den Chanaanern, von Dr. F. C. L. Sickler. Mit einer Hieroglyphentafel in Steindruck. 1819. 93 S. in 4.

Daß man den Ursprung und die Anfänge mancher griechischer Mythen, Bilder, Religionsideen und Gebräuche im Orient suchen müsse, ist schon von mehreren eingesehen worden. Hr. S. hat dieses in einem viel weitern Umfange in mehrern Schriften, besonders seinem Kadmus, auszuführen gesucht, indem er sämtliche mythologische Namen aus dem Semitischen erklären zu können glaubt. Außerdem stellt er die ihm eigene Hypothese auf; daß man die Hieroglyphen und Symbole nicht als Bezeichnungen von Sachen und Gedanken, sondern als Schriftworte betrachten und aus dem Laut der Namen, den sie in der semitisch-hebräischen Sprache haben, erklären müsse. Nach diesen Annahmen, ist hier der Mythus vom Aesculap behandelt, den H. S. nach der Stelle des Pausanias II. 132 flg. für ursprünglich phöni-

R (4)

cisch hält. Die darin vorkommenden Namen werden alle aus dem Hebräischen aufgeklärt. Der Vater, Apollo Helios ist אלל ארן trennende, absondernde Kraft, und אלל ע Licht machende Kraft, also der Lichtgott, der Tags- und Jahresabschnitte bestimmt; die Mutter Koronis, קן קרן Berggipfel, mit angefügter weibl. Endung ית Asclepios ist von אן wallen, אלק glücken, קן schrauben und ע Kraft; also ע-קן-אלק-ית die wallende Glutluft, der wallende Gluthauch, der vom Feuerstrahl umgeben ist. Seine Gattin Epione, die Siedekraft, von ען ען mit der weibl. Endung ית . So werden nun auch die Namen der Söhne und Töchter, Machaon, Podalirios, Hygieia, Aegle, Panakeia, Jaso erklärt, und der Inhalt dieser "symbolischen, so oft mißverständenen Sprache" ist nun folgender: Die Sonne, als das Urprincip aller Lebenserhaltung, schwängert mit Heilkraft das Gewässer des Hochgebirgs. Dieses ist ein fließender, strahlender Quell, der aber verborgen über einen entzündeten Boden sich ergießt. Hier wird alles Unreine von ihm durch die Verdampfung ausgeschieden, und so kommt er zu Tage als ein warmsprudelnder Hauch, der im ewigen Sieden und Kochen sich befindet u. Der Urbegriff des Asclepios ist also die, vorzüglich in warmsprudelnden Quellen sich äussernde, Heilluft, die von der Sonne ausgeht und mit dem Gewässer der Hochgebirge sich verbindet. Daher waren die Tempel desselben neben warmen oder andern Heilbädern und Quellen angelegt. Nun erklärt der B. die vom Pausanias beschriebene Statue des Asclepios oder Aesculap (denn beide Formen sind alt) zu Epidaurus nebst den daran befindlichen Symbolen nach seiner Manier. 1) Der Gott selbst und der Stab in seiner Hand, der von einem Lorbeerbaum oder einer Palme gewesen seyn muß, ist ען ען ען Zweig, Vater, Erhalter. 2) der durch

den Stab als ein erhabenes, hochweises Wesen ange- deutete Gott ist auch Aschelab, der weise Vater, von לשׁב mit dem N praef. 3) Er legt einer Schlange die Hand auf den Kopf, und theilt ihr dadurch seine Weisheit mit; dadurch entsteht Aschalaephe, אשׁלפנא , die fluge Schlange. 4) Stab und Schlange ist durch den sitzenden Gott gehalten; hiedurch entsteht Aescholap lârne Stabschlange. 5) Der Hund zu seinen Füßen ist כלב אשׁ Feuerhund. 6) Am Fuß des Thrones war Bellerophon der die Chimära tödtet, das ist die Ziege, die den jungen Aesculap nährte, Aeschalab כלב עז "denn Aes heißt Ziege und Chalab Wüch". 7) Perseus, der Meduse den Kopf abschneid, ist Aschclâphe der Vertilger der Schlange, von לשׁב und אשׁלפנא . Sämmtliche Symbole sprechen als, im Sinn und in der Art der alten heiligen Tempelschrift, den ur- sprünglichen Namen des Wortes אשׁלפנא , Asklap, wallender Blutyauch, aus; sie haben aber ausserdem noch eine sachliche Beziehung. Die Schlange liebt Wärme und Wasser; man bemerkte sie um warme Quellen, so ward sie Symbol des verjüngten Lebens und der Gesundheitsquelle, und Attribut des Aesculap und der Hygiea. Epidaurus hat davon den Na- men Schlangenwohnung אשׁלפנא - עיר Epheidur, grä- cisiert Epid. — Den Stab führt Aesculap, die aus den Quellen entsteigende Kraft, weil der Lorbeer am schönsten an warmen Quellen wächst, und sie an- zeigt; daher heißt er δαφν , der Verbergende von קבר . (Man erwartete: der entdeckende.) Also ist der Stab von einem Lorbeerzweige hier noch Symbol der verborgenen Quelle. Der Feuerhund bezeichnet das Getöse des Erdbrands in der Tiefe, über der die warme Quelle sich bildet; die drengestalt'ge Chimäre die Entstehungsursachen der Quelle, Erdstöße (die Ziege), Gebrüll (der Löwe), Blut des ehemaligen Vultans, (die mit giftigem Hauch versehene Dra-

chenschlange). Perseus endlich bedeutet den Blitz und Gewitterregen und der die Heilquelle nährt. So dürften also diese Symbole siebenfach, als Schriftworte, den Namen, und fünflich, als Natursymbole, das Wesen des heilenden Gottes (der Heilquelle) aus. Das sey, bemerkt der W. der *ispos logos*, der fast durchgängig den griechischen Mythen zum Grunde lag, und nur durch die heilige Sprache und eine darauf gegründete Auslegung erklärt werden könne. — Rec. zweifelt daß sich diese Deutung, so wie sie hier in kurzen aber treuen Unwissen vorgelegt ist, dem Leser werde empfohlen haben. Wenn man aber den W. selbst liest, so wird man durch die Sicherheit und Gewandtheit mit der H. S. seine neue Waffe zu handhaben weiß, durch die sinnreichen Combinationen, durch die künstliche Verflechtung mit eigenen Beobachtungen überrascht und zum Beyfall hingezogen. Eben aus dieser Ursache, und weil Rec. den W. als einen kenntnisreichen und vielseitigen Gelehrten ansichtig schätzt, hält er es für Pflicht über diese neue Erklärungsmethode sich hier zu äußern, wozu ihm eine vieljährige Bekanntschaft mit dem Alterthum und dem Orient wohl einiges Recht gibt. Die Hypothese von einer semitischen heiligen Sprache der Griechen beruht auf gar keinem historischen Grunde. Hätte der W. sie auf Theben beschränkt, so ließe sich doch einiges dafür sagen; daß aber die Sprache der Griechen überhaupt zu einem ganz andern Stamme gehöre, daß sie mit dem Indischen, Persischen, Germanischen, Slavischen, nicht aber mit den Semitischen Dialecten verwandt sey, ist von den Sprachforschern längst anerkannt. Es kann also zu keiner Zeit das Hebräisch-rhönische die Sprache der Griechen gewesen seyn. Einige ähnliche Wörter beweisen hier nichts. Wollte aber der W. seine heilige Sprache auf die Priester einschränken; so müßte er zeigen daß im alten Griechenland alle Priester und Weisen ein eigener aus Vorderasien eingewandter

Stamm gewesen seyn. Wenn man aber auch dem B. dieses durchaus unerweisbare zugeben wollte, so ist die Art, wie er die griechischen Wörter aus dem Hebräischen erläutert, völlig unstatthaft. Das Hebräische des B. ist oft gar kein hebräisch, und man möchte glauben, daß der B. die Natur der semitischen Sprachen nicht grammatisch kenne. Bald werden Wörter erfunden, die keine semitische Sprache kennt, wie מין Wasser, S. 16. bald den Wörtern Bedeutungen beygelegt, die sie gar nicht haben z. B. מרה stillen (S. 8.), מלק schmelzen (51), שכל vertilgen (19), מריך die Zeit (83), משרב der Zweig S. 17. Bald werden Zusammensetzungen angenommen, die ganz wider die Natur der Semitischen Sprache sind, wie Epidaurus מטה דור Schlangenzwohnung, Serapis משרף das brennende Feuer, Osiris מן מן das bindende Feuer u. die alle umgekehrt stehen müßten, um semitisch zu seyn. So wie sie der B. stellt würden sie bedeuten Wohnungsschlange, Feuer Schlange, Feuerbinder; und aus dem Feuerhunde (s. oben) wird ein Hundesfeuer. Das oben angeführte Wort, wodurch der Name des Asclepios ausgedrückt wird, ist gar aus 4 Wörtern auf eine sehr seltsame Art zusammengesetzt, die kein Hebräer verstehen würde; der sprachwidrigen Uebertragung der griech. Ἐ. durch os und oy nicht zu gedenken. Endlich muß Nec. die Erfindung, die der Verf. Paronomasie nennt, noch welcher die Symbole nicht gedeutet, sondern als hebräische Worte ausgesprochen werden sollten, wodurch eine Pyramide (S. 90) Brandhoden und Eyer das Licht bedeuten, für eine unglückliche, merkwürdige Idee halten, die an die Spielerey, die man Nebus nennt, erinnert, und dem ganzen Geist des Alterthums zuwider ist. Was kann seltsamer seyn, als die siebenfache Wiederholung des Namens Asclepios und Aesculap, den der B. auch aus den Hebräischen am Throne des Gottes beym Parfanias herausliefert. Wie konnte er übersehen, daß der Bild-

hauer hier, nach beständiger Künstlerfitt, einheimische arytische Heldenfabeln angebracht hatte? Wenn nicht in Achaia, wie es S. 14 heißt, sondern in Argolis lag Epidaurus. Die obige Theorie der Heilquellen, die der V. als Ergebnis der Genealogie des Aesculap aufstellt, mag er bey den Naturforschern rechtfertigen; aber kaum begreiflich ist es, wie er die rein griechischen Namen der Töchter Aesculaps Hygieia, Aegle ic. durch gezwungene Hebraisirung entgriechet und so die schöne Dichtung entstellen mochte. Gewiß solche Deutungen des Alterthums können nicht verfehlen, unser antiquarisches Studium bey Männern von Geist zum Gespött zu machen. Doch den V. selbst mahnte sein guter Genius auch die symbolische Deutung beyzufügen. Nur ist diese auch mit Subtilitäten und Etymologieen durchwebt; auch stimmt der V. nicht recht mit sich selbst überein, indem er die Schlange bald als Bild der Gesundheit (S. 21), bald als Bild der glühenden Heilquelle (86) oder des Blutodem des ehemaligen Vultans betrachtet. — Mehr kann man dem V. bestimmen, in den beiden angehängten Abhandlungen über Dädalos, die Dädalenfeste der alten Böotier, Smilis und die Telchinen, S. 34 und über die Plastik bey den Chananiern, besonders bey den Phöniciern. S. 53. Jene ist auch von hebräischen Etymologieen nicht frey; Dädalus wird zu einer im feyerlichen Zuge einherwandelnden Eiche, אלל - אלה; die letztere ist mit Fleiß gearbeitet, und ein brauchbarer Beytrag zur Winkelmannschen Kunstgeschichte, obgleich der V. nicht der Zeitordnung folgt und sich nicht auf Phönicier beschränkt, auch in dem, was aus Herodot von den Geschenken des Crösus an Delphi gesagt wird, mehr Genauigkeit hätte gezeigt werden können. Zu der Steindrucktafel mit Bildern zum Mythos des Aesculap, auf welcher der V. selbst die Statue des Gottes zu Epidaurus nach dem Pausanias entworfen hat, ist eine gelehrte Erklärung S. 80 = 93 angehängt.

Paris.

De l'imprimerie de Nouzou 1820. Runakelli le runic rim - stoc, ou calendrier runique, avec l'explication des divers caractères, fêtes etc qui sont gravés sur ces anciens bâtons, auquel est ajoutée une ode tirée de Edda saemundar, appelée Thryms - quida ou le rapt du marteau de Thor, composée dans le 11^e siècle; traduit en français de la langue islandaise, suivi de quelques remarques sur la mythologie du Nord. — On y a joint quelques Planches représentant des monumens runiques dont on donne l'explication. Par Jens Wolff, cidevant consul de Danemark et de Norwège à Londres, membre de la société de la litt. d'Island à Copenhague. 59 S. in 8.

Voran geht die profaische Uebersetzung der Thrymsquida, dann kommen die Anmerkungen, die Urschrift zuletzt. Wer in der Vorrede schon die Genit. Sturla, Froda, Sámundar für die Nominat. Sturli, Fródi, Sámundur und Skaldatal für Skaldatal bemerkt hat, auch den Dichter Olafur Hvítaskáld als eige doppelte Person: Olaf und Hvitaskald gefunden, der ist schon im Voraus überzeugt, was sich auch bald ausweist, daß der Verfasser bloß nach der lateinischen Uebersetzung in der Kopenhag. Ausgabe der Edda die seinige verfertigt hat. Die zugefügten Anmerkungen sind ohne Sachkenntniß auf gelesen und völlig werthlos. Bey Heimdallr (es steht, Heimdallr da) wird bemerkt: "litteralement le plus blanc des Asi" (so findet man auch Alfi, Thurssi, Birfibeini, das bedeuten aber im Text die Worte "Hvítasir Asa" und Heimdallr heißt vielleicht so viel als Weltlicht, Weltbestrahler. Die einzige Note unter dem Text: "dazumal scheine das Silber mehr Werth gehabt zu haben als das Gold", wozu nur die oberflächlichste Ansicht verleiten konnte, würde ein

anderer auch ohne Kenntniß der Edda weggelassen haben. Die Hauptsache kommt S. 30: Erklärung und Abbildung eines runisgen Kalenders auf einem Holzstab, welcher dann das rúnakéfli seyn soll. Man findet alles besser, genauer, reichhaltiger, mit Abbildungen der verschiedenartigen Runen = Kalender in einem besondern Werk des Olaus Worm, *Fasti Danici* (Hafniae 1643), welches hier nicht einmal genannt wird. Zum Schluß sind fünf Runensteine aus Ol. Worms monum. dan. wiederholt und bey einem macht der V. sogar den Versuch, die Auslegung von Worm zu bessern. Wir können versichern, daß alles, was er vorbringt, völlig grundlos ist, und wollen uns nicht mit einer Wiederlegung aufhalten. Die ganze Schrift wäre ohne Nachtheil ungedruckt geblieben, in keinem Falle aber hätte der Vf. Ciceros Worte auf den Titel setzen sollen: haec studia — pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.

Marburg und Cassel.

Bey Krieger: Die Vorzeit, ein Taschenbuch für das Jahr 1820. 276 S. für das Jahr 1821. von K. W. Justi, 324 S. 8.

Jeder Jahrgang mit einigen Kupfern. Taschenbücher können selten einen Platz in unsern Anzeigern erhalten, da ihr Raum kaum für die wichtigsten Erzeugnisse der in- und ausländischen Litteratur hinreichen will. Aber die diesmalige Ausnahme rechtfertiget der ernstlich = historische und gut ausgearbeitete Inhalt, der selbst wissenschaftliche Männer ansprechen wird, wie schon ein Herausgeber, wie Justi erwarten ließ. Zum Belag davon führen wir an: die Schilderung des deutschen Ordensstaates in Preussen im ersten Jahrgang, (wozu im zweiten eine vollständige Reihenfolge aller Hoch- und Deutschmeister von 1190 bis auf die neuesten Zeiten hinzugekommen ist), d. historische Darstellung des Ordens der Templerherren, Leben Philipp's der Graßmüthigen und Heinrich's I. Landgrafen von Hessen, Verlobungs-Dinmahl Landgrafs Wilhelm III. des Jüngern in der Elisabethkirche zu Marburg u. s. w.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 7. Junius 1821.

P a r i s.

Bey Mageriet, Arselin und Pochard 1819: Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814, accompagnés de Plans d'ordres de batailles et de situations. Par F. Koch, Chef de Bataillon d'Etat - Major. Tome 1. 448. S. Tome 2. Partie 1. 2. 696 S. in 8.

Der merkwürdige Feldzug von 1812, hat bereits in Frankreich, Deutschland und England, viele Federn in Bewegung gesetzt. Unter den vielen über selbigen erschienenen Schriften, verdient das angezeigte Werk Aufmerksamkeit. Wer zuletzt redet, hat, durch den ihm zu Gebote stehenden Gebrauch der bereits vorhandenen Materialien, immer schon Vortheile vor seinen Vorgängern. Es geht nirgends hervor, welchen Antheil der Verf. an den Ereignissen dieses Feldzugs selbst hatte, und er gesteht, keinen Zutritt zu den öffentlichen Archiven gehabt zu haben; allein durch die Mittheilungen von Tagebüchern und Memoiren der vorzüglichsten französischen Generale, welche in selbigem eine Rolle spielten, und die er namentlich anführt, ward er in den Stand gesetzt, über die Pläne

S (4)

des französischen Heerführers und die Ausführung derselben, nicht nur vollständige Nachrichten, sondern selbst bis dahin unbekannt gewesene Aufschlüsse zu liefern. Der Zweck des Verf. ist, die französische Armee gegen den Tadel, den mehrere Erzsetzsteller, namentlich Beauharnay, Sarazin, Laturmi u. a. m. sich erlaubt haben, zu rechtfertigen; er will seiner Nation die Ueberzeugung geben, daß diese Armee sich niemals mehr, als gerade in diesem Feldzuge, verdient gemacht habe. Der Geist der Voire-Armee spricht sich auf jeder Seite aus. In diesem Geiste beleuchtet er die Unternehmungen der Alliirten mit der Facet einer Critik, welche die Fecquierische noch an Strenge übertrifft. Die Anführer der Franzosen werden auch nicht ganz geschont, insbesondere der ehemals so allgewaltige Buonaparte nicht. Allein die Farben sind doch weniger grell aufgetragen. Und wenn von den noch am Ruder seyenden Marschallen die Rede ist, so folgt der Critik irgend eine mildernde Entschuldigung. Dieß alles liegt in der Natur der Sache. Durch eine Vergleichung mit den Schriften der Gegenpartey, kommt man erst der Wahrheit näher. Nach Angabe des Verf., die er mit Ordres de Bataille belegt, war die Stärke der Alliirten, als sie über den Rhein gingen 300,000 M., während ihnen Buonaparte nur 60,000 Inf. und 8000 M. Cavallerie entgegenstellen konnte. Dieß Unverhältniß zwischen den Kräften der beiden Parteyen, blieb während des ganzen Feldzugs, das Material der französischen Armee, befand sich in den traurigsten Umständen. Die Cavallerie war eben so schlecht beritten, als der Train schlecht bespannt war; es fehlte an Waffen und Munition. Der Geist der Armee war, seit dem russischen Feldzuge, dahin. Der Soldat war muthlos, der Offizier nie zufrieden. Selbst Beförderungen und Auszeichnungen hatten keinen Werth mehr. Alle sahen einen unglücklichen Ausgang des unverhältnißmäßigen Kampfs voraus.

Der Sold war in sechs Monaten nicht verabfolat. Unter den Marschällen herrschte Uneinigkeit und Eifersucht. Buonaparte sah sich, allen militairischen Bezügen zuwider, genöthigt, den vorzüglichsten unter ihnen, besondere Commandos zu geben. Dadurch entstand, daß keine detafchirte Corps, oft unter zwey und selbst drey Marschällen standen, die nicht einer dem andern subordinirt waren, sondern nach ihrem Ermessen mit einander cooperiren mußten. Vergebens bot Buonaparte alles auf, die Armee zu ergänzen und das Material herzustellen. Die Nation war gegen ihn. Dieses zeigte sich auffallend durch die ungläublich schnelle Desertion der eingestellten Conscripten. Die Magazine waren nicht angefüllt. Der Soldat litt Mangel an Kleidung und selbst an den unentbehrlichsten Lebensmitteln. Der Senat und das gesetzgebende Corps in Paris, lähmte alle Schritte Buonaparte's, der den Geist der Pariser eben so sehr als seine auswärtigen Feinde fürchtete. Dieß war die Lage Buonapartes als er zu Chalons sein kleines Heer sammelte, und nun den lange entworfenen Plan, mit selbigen zwischen beiden großen feindlichen Heeren zu operiren, und beide einzeln zu schlagen, ausführen wollte. Ein Plan der ihm, durch die Fehler der Allirten, beynah gelang. Buonaparte schlug sich als ein Verzweifelnder, der sein letztes aufs Spiel setzt, um entweder alles wieder zu gewinnen, oder alles auf immer zu verlieren. Es zeigten sich dann und wann noch Spuren von jenem strategischen Geiste, der ihm einen der ersten Plätze unter den großen Feldherren in der Geschichte anweist; allein im Allgemeinen waren seine Unternehmungen zu gewagt, als daß sie hätten gelingen können. Er wollte das Unmögliche möglich machen, und da alles in der Welt seine Gränzen hat, so unterlag er dem Schicksal, aber nicht ohne Ruhm. Sein kleines Heer that Wunder der Tapferkeit; es war eines bessern Schicksals würdig. In der Lage, in der sich

die französische Armee befand, war es für die Allirten ziemlich gleichgültig, welchen Operationsplan sie befolgten, genug, wenn sie nur auf dem kürzesten Wege und so schnell als möglich auf Paris vordrangen, um die Organisation neuer Streitkräfte zu verhindern. Statt dessen glaubte der Fürst von Schwarzenberg möglichst methodisch verfahren zu müssen, und, um die Seten seiner vorgehenden Armeecolonnen, wie auf dem Exercierplatze in gleicher Richtung zu behalten, verstattete er gleich, nachdem sein Heer in Frankreich eingerückt war, den so weit vorgeschobenen isolirten französischen Corps, die bey einer größeren Thätigkeit von Seiten der Allirten, mit leichter Mühe hätten abgeschnitten werden können, sich ungehindert zurückzuziehen. Wenn die große Armee, anstatt ängstlich und ausgedehnt, in gleicher Höhe mit der schlesischen Armee vorzurücken, sich in drey Colonnen theilte, und von diesen zwey auf dem Wege nach Dijon, und die dritte über Chaumont vorgehen ließ, so stand ihr nichts im Wege, schon gleich Anfangs zu dem Besitze von Paris zu gelangen, und den Krieg mit einer Schlacht zu endigen. Allein Langsamkeit, wozu sich große Ängstlichkeit vor Buonaparte's Unternehmungen gesellten, war ein herrschender Zug in dem Character des Generalissimus der Allirten. Obwohl oftmals dem Buonaparte ums doppelte und dreyfache überlegen, wagte er doch keinen offensiven Angriff, wenn dieser ihm geaenüberstand, sondern concentrirte seine große Macht und suchte hinter Flüssen und andern Naturhindernissen Schutz. Nur dann, wenn Buonaparte sich gegen die schlesische Armee wenden mußte, setzte er seinen Schneckengang fort, zog aber, sobald jener sich ihm nur etwas näherte, bald die Hörner wieder ein. Der Verf. glaubt aber für den von ihm hart getadelten Feldherrn in dem Umstande eine Entschuldigung zu finden, daß er durch den Wunsch seines Kaisers, der seinen Schwiegersohn nicht vom Throne

stossen wollte, in allen Unternehmungen gelähmt war. Unter den gekrönten Häuptern sagt der Vf., zeigte sich schon frühzeitig der Geist der Eifersucht und Zwietracht. Schon als sich die hohen Herrschaften zu Langres befanden, sah der russische Kaiser vollkommen ein, daß der Untergang von Frankreich nur für England und Oesterreich vortheilhaft sey. Bis dahin waren die Fürsten über den unerhörten glücklichen Fortgang ihrer Waffen, gleichsam betäubt worden; jetzt war der Entousiasmus verraucht, man schauete näher, und die Politik fieng wieder an, ihr Haupt zu erheben. Dazu war Buonaparte noch nicht ganz zu Boden gedrückt; immer fürchtete man, der verwundete Löwe würde sein Haupt wieder erheben. Es läßt sich nicht sagen, wohin diese Stimmung geführt haben würde, wenn nicht gerade in diesem critischen Zeitpuncte La Harpe, der ehemalige Lehrer des Kaisers Alexanders, auf seiner Rückreise von Paris in Langres eintraf. Dieser führte laut die Sprache: "der Fall Napoleons sey nahe; der größte Theil des gesetzgebenden Corps und des Senats erwarte nur den Augenblick, um sich gegen ihn zu erklären". La Harpe's Einfluß auf die schon wankenden Beschlüsse Alexanders war sichtbar, obwohl der russische Kaiser sich späterhin wieder dem früher gehegten Mißtrauen gegen England und Oesterreich näherte. Bestimmt verfolgte der König von Preußen den Plan, Frankreich den Untergang zu bereiten, und in diesem Geiste handelte sein Feldherr und die preussischen Truppen. Allein Blücher selbst, hat unter allen Feldherrn am wenigsten das Glück, den Verfall des Feind. zu finden. Wer verkennet hier den Geist der Loree Armee! Alles was Blücher thut, wird der bittersten Critik unterzogen; bald thut er zu viel, bald zu wenig; er weiß von seinen Streitkräften weder vor der Schlacht, noch nachdem er einen Sieg ersehnen hat, Gebrauch zu machen. Nur den Rückzug der preussischen Armee nach Wauxchamps

nennt er meisterhaft geführt. — Bey den Unternehmungen der Engländer, legt der Verf. immer der Absicht, die Schifffarth und den Handel aller europäischen Nationen zu zerstören, zum Grunde. Die mißlungenen Unternehmungen der Engländer auf Antwerpen und Berg op zoom geben seiner Critik ein weites Feld. Auch der Herzog von Wellington entgeht einer strengen Beurtheilung nicht. Er verdankte im Allgemeinen den glücklichen Erf lz seiner Unternehmungen gegen den Herzog von Dalmatien, mehr dem Glücke, als der Klugheit; die Schlacht bey Toulouse gewann er, ohne daß er selbst wußte, er sey Sieger, durch die Verwegenheit eines seiner Unterfeldherrn, (Lord Beresford). Der Herzog von Dalmatien, verließ das Schlachtfeld ohne Noth, er war der eigentliche Sieger. — Wir haben aus diesem Werke nur einige allgemeine Züge ausgehoben, um das Characteristische desselben zu bezeichnen. Den interessantesten Theil, nemlich die ausführliche Beschreibung der Operations = Plane, Schlachten, Treffen und Belagerungen, müssen wir übergehen, der Alles enthält, auffer vielen, sehr ausführlichen Schlachtordnungen: die Pläne von der Schlacht am Mincio, von den Treffen bey Fere Champnoisse, von der umliegenden Gegend von Paris, und der Schlacht bey Toulouse. Ueber die Unterhandlungen auf dem Friedenscongresse zu Chatillon und die Ursachen, daß solche keinen glücklichen Ausgang hatten, finden sich in diesem Werke umständliche Nachrichten.

Cadix.

Pasatiempo critico, en que se ventilan los méritos de Calderon y el talento de su detractor en la cronica científica de Madrid, por el autor de las noticias literarias en el Diario de Cadiz. 112 S. Segunda parte, 94 S. Apendice

74 S. Octav, Ohne Jahrzahl, aber laut dem Inhalte von den Jahren 1817 und 1818.

Actensücke zu einer ganz eigenen Art von ästhetischem Pricesse, betreffend den poetischen Werth der Schauspiele des spanischen Dichters Calderon. Kläger ist ein spanisch schreibender Deutscher, der Consul der hanseatischen Städte zu Cadix. Da er selbst seinen Namen zurückbehalten hat, sind wir auch nicht befugt, ihn unsern Lesern zu verräthen. Beklagter ist ein Spanier, der ebenfalls ungenannte Herausgeber und Verfasser einer critischen, zu Madrid erscheinenden Zeitschrift, die sich wissenschaftliche Chronik betitelt. Das Merkwürdigste bey diesem Rechtshandel ist, daß der Deutsche den Spanier als einen Mann angreift, der sich gegen die Ehre der spanischen Nation nicht weniger, als gegen die Grundsätze der gesunden Critik verfühndige; und daß der Spanier nach der französischen Dramaturgie das alte Theater seiner eigenen Nation herabwürdigt. Aber auch wir andern Deutschen kommen bey diesem Streite in Betracht. Der spanische Critiker hat etwas vernommen vom neuesten Zustande des Theaterwesens und der Critik in Deutschland. Es hat ihm keine günstige Meinung von unserm Geschmacke beygebracht, daß sein Landsmann Calderon, dessen Stücke auf den Theateru zu Madrid sich längst nicht mehr sehen lassen dürfen, in Deutschland bewundert wird. Auch ist ihm einiges von der bey uns üblich gewordenen Unterscheidung der romantischen Poesie (poesia romancesca) von der alten griechischen bekannt geworden. Alle diese Notizen scheint er aus französischen Quellen geschöpft zu haben. Und über alle diese Dinge sucht ihm nun sein deutscher Gegner, in einen Spanier verkleidet, andre Begriffe beizubringen. Ein Auszug aus diesen Acten stände hier ganz am unrechten Orte. Man muß bewundern, wie sehr der deutsche Vertheidiger des Calderon und des romantischen Geschmacks der castilianischen Sprache mächtig ist. Ci-

ne Belesenheit in der schönen Litteratur mehrerer Nationen hat er auch hinlanglich bewiesen. Wie er aber durchgängig seinen Gegner lächerlich zu machen sucht, muß man bey ihm selbst nachlesen. Mehrere deutsche Schriftsteller werden bey dieser Gelegenheit dem spanischen Publicum vorgeführt. Was weiter aus diesem litterarischen Streite geworden, seitdem in Spanien die große politische Veränderung vorgefallen ist, die dem dortigen Publicum ganz andre Dinge wichtig gemacht hat, ist uns nicht bekannt.

H a n n o v e r.

Hey Helwing: Lehrbuch der Encyclopädie, Methodologie und Geschichte der theologischen Wissenschaften von D. E. F. Stäudlin. 391 S. 8. 1821.

In diesem Lehrbuche hat sich der Verfasser bemüht, das eigentlich Encyclopädische und Methodologische der theologischen Wissenschaften scharf von demjenigen zu trennen, was diesen selbst und anderen Wissenschaften angehört, fremde Ausführungen und Digressionen, die in Büchern dieser Art so häufig sind, zu vermeiden, den Plan des Ganzen zu vereinfachen, Kürze und Auswahl mit Fruchtbarkeit zu verbinden und dem Vortrage Klarheit und Einfachheit zu geben. Ein Entwurf der Geschichte aller theologischen Wissenschaften und mit ihr zugleich eine ausgewählte theologische Litteratur ist aus Gründen, die man sich leicht vorstellen kann, mit dem Hauptinhalte verknüpft. Was von dem Inhalte dieses Lehrbuchs schon in anderen Schriften des Verfassers vorkommt, ist hier neu und zu encyclopädischem und methodologischem Zwecke ausgearbeitet, zum Theil stillschweigend berichtigt und fortgesetzt. Die Geschichte der theologischen Dogmatik und Moral ist absichtlich in Ein Ganzes gebracht worden.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 9. Junius 1821.

D u b l i n .

The Transactions of the Royal Irish Academy Vol. XII. 1815. Vol. XIII. 1818.

Zur Mathematik und Physik gehörige Abhandlungen in Vol. XI. Unter der Abtheilung Science. I. An explanation of the method of adjustment of the back horizon glass of Hadley's Quadrant by two near Objects, also a description of a projected addition to the Quadrant for reflecting that adjustment according to the method of Mr Blair, by the R. James Little. Von diesem Verfahren das Horizont-Glas an dem Hadley'schen Quadranten, durch Beyhülfe zwey nahe liegender Objecte zu adjustiren, wie solches Hr. Ludlam, jedoch ohne Beweis mitgetheilt habe, wird hier der gehörige Beweis, so wie auch die Beschreibung eines noch nützlichen Zusatzes von einem kleinen Indexspiegel gegeben, so daß jene Justification um so mehr soll erleichtert werden können. II. Two Profs of the Binomial theorem by the R. Samuel Vince Wenn in $(1 + x)^n$ der zur Potenz x^r gehörige allgemeine $\mathfrak{E} (4)$

$$\text{Coefficient} \frac{n(n-1)(n-2)\dots(n-r+1)}{1 \cdot 2 \cdot 3 \dots r}$$

nicht auch statt fände für $n =$ einem Bruche, so
 setze man den Coefficienten überhaupt $T = C +$
 $\frac{n(n-1)\dots(n-r+1)}{1 \cdot 2 \cdot 3 \dots r}$ was auch n für einen

Werth haben mag. Dann muß also dieser Werth
 T des Coefficienten, als der vorausgesetzte wahre,
 jedesmal $= 0$ werden, so oft für n eine der ganzen
 (bejahren) Zahlen, von $n = 1$ bis $n = \infty$ gesetzt
 würde. Dies könne nun nicht anders geschehen, als
 unter der Bedingung, daß C folgende Form
 $a \cdot n(n-1)(n-2)\dots(n-\infty)$ habe. Aber
 wenn nun n ein Bruch sey, so würde der Werth
 von C mithin auch von T jedesmal unendlich, und
 dies könne doch auch wieder nicht seyn. Demnach
 bleibe nichts übrig als $a = 0$, mithin auch $C = 0$
 zu setzen, n sey eine ganze Zahl oder ein Bruch,
 und der Ausdruck $T = \frac{n(n-1)\dots(n-r+1)}{1 \cdot 2 \cdot 3 \dots r}$

für das allgemeine Glied müsse demnach auch für
 den Fall daß n ein Bruch ist, seine Richtigkeit ha-
 ben. Ob sich die Leser mit diesem Beweise befriedi-
 gen werden, müssen wir dahin gestedt seyn lassen.
 Ihm ist noch ein zweyter beygefügt, den wir hier
 aber nicht gut auszeichnen können. III. On certain
 properties of numbers by the R. Sam. Vince.
 Beschäftigt sich mit einem neuen einfachen Beweise,
 daß aus den Gliedern der geometrischen Reihe 1;
 2; 4; 8; u. oder auch 1; 3; 9; u. durch Addi-
 tion oder Subtraction, eine jede ganze Zahl ge-
 bildet werden könne. (Vt. s. auch Euleri introd. in
 An. inf. Am Ende des Kapitels de partitione nu-
 merorum). VI. An account of a very remark-
 able Waterspout, which appeared at Rams-
 gate Jul. 16. 1810. von Demselben. Eine Wasser-
 hofe, die einen rechten Winkel bildete, dessen einer

Eckenfel vertikal, der andere horizontal war. Sie erzeugte sich kurz nach einem Gewitter, hatte häufig einen Durchmesser von 6 Fuß und eine Dauer von 5 Minuten. V. An account of observations made at the Observatory of Trinity College Dublin etc. by John Brinkley. Enthält das umständliche Detail der Beobachtungen mit einem 8 füssigen Vollkreise, woraus Hr. B. eine jährliche Declinationsparallaxe von einigen Fixsternen folgern zu können glaubt, und aus welchen sich ergibt, daß die für jene Parallaxen gefundenen Werthe viel zu groß sind, als daß sie, nach der von ihm gewählten Beobachtungsmethode, von Fehlern des Werkzeugs oder auch von den angewandten Refractions- = Aberrations- und Nutationsconstanten ic. herrühren könnten. Noch fügt er auch eine Liste von beobachteten Nordpoldistanzen von 47 der vorzüglichsten Fixsterne hinzu, nebst Bemerkungen in Rücksicht der hieher gehörigen Beobachtungen des Hrn. Pond in Greenwich VI. Analytical investigations respecting astronomical refractions etc. von Demselben. Eine Entwicklung der Fundamentalformel für das Differenzial der astronomischen Refraction, nach den wahrscheinlichsten Hypothesen, welche für die Abnahme der Wärme von unten nach oben angenommen werden können; Integral jenes Differenzials nach diesen verschiedenen Hypothesen, und daraus abgeleitete möglichst bequeme Ausdrücke für die Berechnung der Refractionen, nebst deren Vergleichung mit Beobachtungen, um unter andern auch die Gränzen zu bestimmen, innerhalb deren die Refractionstafeln ohne erhebliche Fehler gebraucht werden können. Zuletzt von demselben noch mehrere Beobachtungen, zur Bestätigung der von ihm gefundenen Fixsternparallaxen.

Vol. XIII. Science. I. An account of a new Mineral substance discovered at Killiney in the vicinity of Dublin by Thomas Taylor. Es findet sich dieses Fossil welches der Verf. Killinit

nennt, in dem in der südwestlichen Seite des Hü-
gels von Killney in der Nachbarschaft von Dublin
vorkommenden Granit, in einzeln durch denselben
laufenden Adern, welche auch schöne Exemplare von
der bis jetzt nur in Schweden vorgefundenen Spo-
dumene mit sich führen, mit welcher der Killinit am
nächsten übereinzukommen scheine, wiewohl er in Rück-
sicht der Bestandtheile auch viel Aehnlichkeit mit dem
Scapolit, Serpentin, und Nephrit habe, deren Be-
standtheile nach ihrem quantitativen Verhältniß zur
Vergleichung mit beygefügt werden. Zufolge der
von dem Hrn. Dr. Barcker mitgetheilten Analyse
enthält der Killinit 50,0 Kieselerde; 24,69 Alaun-
erde; 0,25 Kalk; 0,25 Magnesia; 5,0 Pottasche;
2,49 Eisenoxyd; 0,75 Manganoxyd und 5,0 Wasser.

II Observations on the curvatures of the
Spine, by James Macartney. Nachdem der Verf.
die verschiedenen Ursachen, welche eine Krümmung
der Spina dorsi hervorbringen können, erörtert hat,
beschäftiget er sich mit den brauchbarsten Mitteln die-
sem Uebel vorzubeugen und abzuhelfen, und empfiehlt
die Vorrichtungen, welche bey der Anwendung von Ban-
dagen und andern Druckkörpern erforderlich sind, um
andere nachtheilige Würkungen zu verhüten.

III. In-
vestigations in Physical Astronomy principally
relative to the mean motion of the Lunar Pe-
rigee, by John Brinkley. Der Verf. entwickelt
hier eine eigenthümliche Methode, die Gleichungen für
die Bewegung der Absidenlinie der Mondbahn, für
sich allein, ohne Verbindung mit den übrigen Aequa-
tionen, welche bey der allgemeinsten Behandlung der
Mondstheorie zum Vorschein kommen, auszumitteln,
und bedient sich zur Bestimmung der hiebey vorkom-
menden constanten Größen und Argumente einer An-
näherungsmethode, welche auf eine im IVten Bande
dieser Transact. von ihm gegebenen Integrations-
methode durch Anwendung partieller Differenziale, ge-
gründet ist.

IV. Observations relative to the

form of the arbitrary constant Quantities, that occur in the integration of certain differential aequations etc. von Demselben. Die Integration der Differenzialgleichung

$$A y + B \frac{dy}{dx} + \frac{C ddy}{dx^2} \dots + \frac{K dn y}{d xn} = 0, \text{ wo } A,$$

B, C ic. gegebene Größen bezeichnen, hängt bekanntlich von der Bestimmung der Factoren, in welche sich eine Gleichung von der Form

$A + Bz + Cz^2 \dots + Kzn = 0$ zerfallen läßt, ab. Ist $(1 - \alpha z)^2 + \beta^2 z^2$ allgemein ein quadratischer Factor derselben, so ist der daraus hervorgehende Integraltheil jener Differenzialgleichung

$$= e^{\alpha x} (A \cos(\beta x) + B \sin(\beta x)).$$

Diesem allgemeinen Ausdrucke zufolge, sollte also für $\beta = 0$, der bloß aus einem Factor von der Form

$(1 - \alpha z)^2$ resultirende Integraltheil $= e^{\alpha x} A$ seyn, welches aber falsch ist, indem für diesen Fall der

Integraltheil vielmehr $e^{\alpha x} (A + Bx)$ heißen muß. Dieser Widerspruch rühre bloß daher, daß man der in $\sin(\beta x)$ multiplicirten von der Integration abhängigen constanten Größe B nicht die richtige Form gegeben habe. Statt sie schlechtweg mit B zu bezeichnen, müsse man sie vielmehr unter der Form $\frac{B}{\beta}$ hinschreiben. Denn da erhellet daß für $\beta = 0$, der allgemeine Integraltheil

$$e^{\alpha x} \left(A \cos(\beta x) + \frac{B}{\beta} \sin(\beta x) \right)$$

sich in den wahren Werth $e^{\alpha x} (A + Bx)$ verwandele, weil für $\beta = 0$ der Quotient $\frac{\sin(\beta x)}{\beta} = x$ werde.

Der Verf. zeigt wie ähnliche Widersprüche bey andern Integralen vorkommen, und durch eine gehörige Form der von der Integration abhängigen Constanten gehoben werden können, worüber Euler, La Croix u. a. nicht befriedigende Aufschlüsse gegeben hätten. On the Construction of furnaces for high Heats, and the Theory of their Operations by T. R. Robinson. Der Verf. hat die von verschiedenen Chemikern in Vorschlag gebrachten Einrichtungen von Oefen, um die möglichst größte Hitze in denselben zu bewirken, historisch zusammengestellt, und die dabey zum Grunde liegenden Theorien, wo sie ihm mangelhaft schienen, einer Prüfung und Berechnung zu unterwerfen gesucht, so weit als solche nach unsern gegenwärtigen Kenntnissen der specifischen Wärme der mit dem Brennmaterial in Conflict kommenden, und während des Verbrennungsprocesses selbst sich bildenden Gasarten und Dämpfe, der Wärmeleitungsfähigkeit der Materialien, woraus die Oefen gebaut sind, des Gefäßes, nach welchem die erhitzten Gasarten aus Abzugsröhren entweichen, um neu hinzuströmender atmosphärischer Luft Platz zu machen u. d. gl., nur irgend im Allgemeinen ausgeführt werden kann, ohne daß jedoch der Verf. von der andern Seite auch wieder großen Werth auf solche Berechnungen legte, zu welchen die erforderlichen Data bey weiten noch nicht mit einer solchen Genauigkeit bestimmt sind, als zu einer vollständigen Theorie der Oefen, und der durch sie zu erhaltenden möglichst größten Hitze erforderlich ist. Daher denn der Verf. nur wünscht, daß seine Bemerkungen Veranlassung zu weitern Versuchen geben möchten. VI, Derselbe On the means of producing an intense Heat by the Combustion of Oxygen - and Hydrogen - gases. Um gefährliche Explosionen bey dem Gebrauche des Steumannischen Gebläses mit Knallgas zu verhüten, hat der Verf. an demselben eine Art von Welkerischer Sicherungs-

röhre angebracht, und noch überdem die Einrichtung getroffen, daß die beiden in besondern Gefäßen enthaltenen Gasarten sich erst kurz vor ihrem Ausströmen aus dem Blaserohr, mischen können (ohngefähr wie bey Hrn. Prof. Schmidts Vorrichtung in Gilb. Ann. B. 66. S. 84). Daß dennoch die Wirkung sehr stark war, wird durch einige Versuche bestätigt.

VII. Description of a new Air - pump by George Kiernan. Außer zweckmäßigen Vorrichtungen die Ventile erforderlichen Falles von außen zu öffnen, ist diese Luftpumpe auch so eingerichtet, daß wenn sie gleich nur aus einem Stiefel besteht, sie doch die Luft unablässig verdünnt, und daher die Stelle einer Pumpe mit zwey Stiefeln vertritt. VIII. On the manner in which Algebraic functions of the principal variable are in certain cases introduced into the integrals of linear differential equations that have constant Coefficients, by Eduard Hirscks. Diese Abhandlung enthält Erläuterungen über die Fälle wenn das Integral der Gleichung

$$\varphi x + A \frac{d(\varphi x)}{dx} + \frac{B dd(\varphi x)}{dx^2} \text{ etc.} = 0, \text{ worin}$$

φx oder die gesuchte Function von x bekanntlich unter der Form eines Ausdrucks durch bloße Exponentialgrößen erscheint, auch Glieder von der Form $e^{ax} x^n$ darbietet. (Man vergleiche hiemit die obige Abhandlung (IV.)).

St. Petersburg.

Fin nische Sprachlehre für Finnen und Nichtfinnen, mit Beziehung auf die Aehnlichkeit der Finnischen Sprache mit der Ungarischen, und einem Anhang von finnischen Idiotismen und Vergleichung der finnischen und ungarischen Etymologie, mit einem Auszuge in diesen Sprachen verwandter Wörter. Verfaßt von Johann Strahlman, Probst der südlichen, holmschen Probstei, Oberpastor zu Walkjärwi ic. 1816. 252 S. 8.

Die finnische Sprache zeichnet sich bekanntlich, außer ihrem Wohlklang und Vocalenreichtum, durch eine reiche Anlage und Bildsamkeit aus. Außer den gewöhnlichen 6 Casus kann sie noch durch angehängte Präpositionen die Bestimmungen womit, wozu, wofür ic. bey den Substantiven ausdrücken, wodurch die Zahl der Casus bis auf 14 steigt. In den Verbis hat sie eine frequentative, causative, verkleinernde Form ic. Der Verf. verdient daher Dank, daß er durch diese Sprachlehre das Finnische auch deutschen Sprachforschern zugänglich gemacht hat, da man bisher nur in Schweden geschriebene Grammatiken hatte. Er hat den Dialect seines Pfarrorts, als den reinsten, und weil er ihn am besten kannte, zum Grunde gelegt, scheint aber seine Vorgänger nicht genug benützt, ja nicht einmal genannt zu haben, da in dem Vorbericht Vhaels *grammatica unica Abo 1733*, als die einzige vorhandene genannt wird. Die von Peträus 1649. Martini *hodogus finnicus 1689* u. Anv. *sn. til Finske Sproget Stockh. 1772*, scheinen ihm unbekannt geblieben zu seyn. Hätte der V. diese benützt, so würde seine Grammatik nicht nur an Vollständigkeit, sondern auch wohl an Deutlichkeit gewonnen haben. An letzterer fehlt es ihr gar oft z. B. bey den Zahlwörtern S. 57, und der V. hat diese Undeutlichkeit noch dadurch vermehrt, daß er die technischen Ausdrücke die man doch in Grammatiken beybehalten sollte, übersezt, und z. B. unbeschränkte Abänderung, hauptwörtliches Mittelwort u. dgl. gebraucht, an die man sich erst gewöhnen muß. Es fehlt auch an Stücken zum Lesen, mit erläuternden Anmerkungen. Die S. 223 29 angehängten finnischen Sprachwörter und Gleichnißreden, obgleich sonst interessant, sind dazu nicht brauchbar, und öfter ist die Uebersetzung selbst unverständlich, wie S. 224, im Holze ist fremder Charakter. Tollen zergehen, russen Baum schütteln. S. 227. die Hummern berühren sich. Diese Grammatik scheint daher mehr für Sinnen, als darnach ihre Sprache regeln können, als für Nichtsinnen berechnet zu seyn. Die Vergleichung des Finnischen mit dem Ungarischen, theils in einzelnen Anmerkungen, theils in einem Anhange S. 229 ist, obgleich die Ähnlichkeit beider Sprachen schon bekannt war, dieser Sprachlehre eigentümlich.

— —

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Junius 1821.

New York.

Printed and Sold by Collins et Co.: Transactions of the physico - medical Society of New York. Vol. I. 1817. in gr. 8. S. XIII u. 438.

Im August 1815 vereinigten sich mehrere junge Aerzte in New York zu einer Societät, deren Constitution hauptsächlich Originalausarbeitungen über alle Zweige der Medicin, die entweder neue Beobachtungen, Entdeckungen oder auch Abhülfe von Mißbräuchen und Irrthümern in sich vereinigten, als für ihr Forum gehörig bedingt: im vorliegenden ersten Bande sind solche Abhandlungen, die der Societät seit ihrer Entstehung vorgelesen worden, niedergelegt. Voran gehn die Verpflichtungen, die die Societät ihren Mitgliedern und Correspondenten auflegt, die Constitution selbst in zwölf Artikeln, und die Mitglieder der Gesellschaft, welche die Herrn Valentin Rott und Samuel Moore zu ihren Präsidenten wählte. Als Einleitung beginnt dann diese Zeitschrift mit einer Rede von Elias Marks über Theorie und Hypothese in der Medicin, mit Hin

deutung auf den eigentlichen Zweck der Zeitschrift, als bloß auf Facta, Inducti n und Wahrheiten sich beschränkend. Bemerkungen über das in Hartford im Jahr 1801 herrschende Fleckfieber, von Henry Fish. Beschreibung eines epidemischen typhösen oder vielmehr paratyphösen sehr bösartigen Fiebers, welches der Verf. selbst beobachtete, und für welches er den Namen Petechialfieber, worunter es gewöhnlich bekannt ist, unpassend findet, indem weder Fieber noch petechiae im eigentlichen Verstande zugegen waren, und letztere nur als petechiae secundariae kurz vor oder nach dem Tode wahrnehmbar waren. Der Tod erfolgte meistens zwischen 18 Stunden und sieben Tagen, und nie sah man deutliche Crisen, noch deutlichen und geschiedenen Anfang der Convalescenz, und die Krankheit befiel vorzugsweise schwache Constitutionen, Kinder und Weiber mehr als starke Menschen. — Der Verf. beschreibt die Symptome, Krankheitsverlauf und Ursachen sehr genau, doch scheint dem Ref. die aufgestellte Diagnose zwischen febrilen und cynanche maligna und typhus nicht genügend. — Der Heilplan war der incitirende im ausgedehntesten Grade. — Botanische, chemische Beschreibung und arzneiliche Kräfte des *Erigeron canadense*, von Cornelius de Puy. Diese wuchernde Pflanze findet sich in großer Menge bey New York, und ist in der Mitte des 17ten Jahrhunderts auch über das Mittelländische Meer nach dem südlichen Europa verpflanzt. Die chemischen Untersuchungen zeigten Extractivstoff, Gallussäure, adstringirende Theile, etwas narcotisches Princip und ein essentielles Oel. Die Saamen sind der wirksamste Theil, nächstdem Blüten, Blätter und Wurzel. D. Smith wandte sie zuerst 1812 gegen Durchfälle an. Der Verf. rühmt besonders die Tinctur und das Extract, zumal gegen galligte Diarrhöen und Ruhrten, doch paßt dieß Mittel nicht bey frischen Ruhrten und chronischen Diarrhöen mit blutigem Schleimabgang. —

Beobachtungen über das Clima und die herrschenden Krankheiten der Stadt Dersfield in Massachusetts, von Williams. Gegen Scropheln und diabetes fand der Verf. phosphas ferri zu 15 bis 20 Gran, selbst bis zu einer Drachme 3 Mal des Tages gestiegen sehr nützlich. — Interessant ist der Fall einer permanenten Stricture des Schlundes bey einem zweyjährigen Kinde in Folge des Genusses einer Quantität Aschenlauge, welche durch Auszehrung nach neun Monaten den Tod herbeysuführte. Man fand die Passage sehr gekrümmt, eng, zusammengeschrumpft, und in der Krümmung hatte sich eine silberne Sonde, die ein Arzt glaubte in den Magen gedrückt zu haben, den Weg in die Brusthöhle, welche rechter Seite eine halbe Punte Euer und Serum enthielt, gewahrt. — Eine Taubheit entstand durch starkes Schrauben, hielt einen Monat lang unerachtet aller Mittel an, und verschwand plötzlich durch eine Erschütterung durch Fall. — Heilung eines Wasserkopfes durch Druck, Gebrauch einer ledernen Kappe und Waschungen mit Ammoniakwasser; bey einem zweyten Kinde war gleichfalls viel Heilung. — Gegen Gesichtsschmerz zeigte sich *alcali volatile causticum liquidum* zu 35 Tropfen 3 Mal täglich wirksam. — Fall einer Schußwunde beym General Major Ripley, von G. L. Allen. Die Kugel war unter dem Winkel der Kinnlade rechts eingedrungen, hatte die *carotis* bloßgelegt, wahrscheinlich die *thyreoidea superior* durchrissen, den untern Theil des *larynx* verletzt und war hinter dem *processus mastoideus* und *carotis* linker Seite wieder hervorgekommen: wahrscheinlich waren Cerebralnerven verletzt, da höchste Empfindlichkeit des Armes und Steifheit des Nackens zurückblieb. — Beobachtungen über gewisse Ursachen, welche die decarbonisirende Junction der Lunge ändern, von Ch. C. Pearson. Nach Erwähnung von Allen und Peppys, Crawford's und Laumonier's Ansichten über die Veränderungen der eur-

und ausgeathmeten Luft und thierischen Wärmeentwicklung, sucht der Verf. den Satz zu unterstützen, daß es gewisse Umstände gebe, welche die Respiration afficiren, die das System einer krankhaften Retention von Kohlenstoff des Blutes unterwerfen, und dadurch Krankheit erzeugen (ohne Rücksicht auf asphyxia und suffocatio). Die vollkommene oder unvollkommene Decarbonisation des Blutes hängt von drey Umständen ab, von der Schnelligkeit der Circulation, Zustand der eingeathmeten Atmosphäre und der Freyheit, mit welcher Luft zu den äußersten Pulmonar-Gefäßen gelangt. Der Verf. untersucht dann 1) die Effecte unterlassener Activitat des Körpers auf die Ausscheidung des Kohlenstoffes aus dem Blut, welche ein minus Kohlenäure von 1856 Cub. Zoll, im Verhältniß zu der bey Anstrengung des Körpers ausgeschiedenen, innerhalb einer Stunde geben. Das Blut inactiver Menschen sey dunkler, sie leiden mehr an allgemeiner Schwäche, Dispepsie, Obstructionen der Eingeweide, Fettheit: selbst geben die besten Chirurgen zu, daß Anstrengung, mit Schonung des Sitzes der Krankheit, bey Geschwüren ein seyßbares Mittel zur Beförderung der Heilung sey. — 2) Effecte einer verdünnten Luft auf die Quantität des circulirenden Kohlenstoffes. Der verdünnte Zustand der Luft hängt ab von erhöhter Temperatur oder vermindertem Gewicht der atmosphärischen Säule.

a) Wirkungen erhöhter Temperatur. Ein Mensch, der in einer Temperatur von 54° F. athmet, consumirt 1344 Cub. Zoll Oxygen in einer Stunde, in 79° F. Wärme aber nur 1210 Cub. Zoll, mithin 134 Cub. Zoll weniger. Nach diesem Crawford'schen Satz entwickelt der Verf. die Häufigkeit galliger Krankheiten in heißen Climates, die Junction der Leber als decarbonisirendes Organ und Stellvertreter der Lungen, selbst im Fötus, da das Mæconium nach ihm nur Product der Lebersecretion sey (?), und die schwarze Hautfarbe der Tropenbewohner, die eine

Ausscheidung von Kohlenstoff aus dem Blute, nicht aber eine Folge der Action der Hitze aufs Fett sey, wie einige Physiologen (Wiumenbach) behaupten. — b) vermindertes Gewicht der Luftsäule. In höhern Luftregionen empfindet man Schwierigkeit im Athmen und große Schwäche (Hamilton, Saussure), auch bey Veränderungen des Barometers fühlen wir bedeutende Veränderungen unsers Wohlbesindens; alle diese Effecte sind dem Mangel an Luftdruck zugeschrieben, obgleich es nicht wahrscheinlich ist, daß dieser alleinige Ursache ist. Der Verf. führt alles auf das Experiment zurück, daß ein Thier unter der Luftpumpe, worunter die Luft bloß so verdünnt ist, wie die gewöhnlichen Veränderungen des Wetters ergeben, um die Hälfte weniger Oxygen, als bey der gewöhnlichen größten Dichtigkeit der Atmosphäre consumirt: hieraus folgt, daß bey 28° Barometerhöhe das Blut um die Hälfte weniger Kohlenstoff verliert als bey 31° Bar. Höhe. — Es erklären hierdurch sich asthmatische Zufälle bey niedrigem Barometerstande u. s. w. 3) Unvollkommene Decarbonisation des Blutes wegen Schleimobstruction in den Lungen. — Beobachtungen über die Cynanche laryngea, von James C. Blis: enthält manches Neue. Ihr Verlauf, was im Allgemeinen von allen inflammatorischen Krankheiten gilt, ist in America weit rascher und schneller, als in Europa. Der Verf. beschreibt die Symptome genau, und gibt an, daß die Sectionen eine Verdickung und Entzündung der Schleimhaut des larynx und der epiglottis, nebst einer Lymphergießung unter selber zeigten, wodurch die rima glottidis verengt und verschlossen werde. Die tracheotomie, die in einigen Fällen offenbar das Leben verlängerte, empfiehlt er nun frühzeitig zu machen, ehe die Krankheit sich auf die trachea und Bronchien ausgedehnt habe, und die Kräfte des Kranken zu sehr gesunken seyen. — Beobachtungen über die Wirksamkeit der Brechmittel in spas-

modischen Krankheiten, von Joseph M. Smith. Der Verf. sucht 1) die Unwirksamkeit der gewöhnlichen Behandlungsmethode spasmodischer Symptome, mit asa foetida, castoreum; aether u. s. w. zu zeigen. 2) die Vorzüge der Brechmittel als Antispasmodica in Hysterie, Epilepsie darzuthun, 3) zu untersuchen ob nicht der Nutzen auf den Gesetzen der thierischen Oeconomie beruht, und 4) endlich einige Krankheiten zu bezeichnen, in welchen sie völlig mit Nutzen anzuwenden sind. Außer Hysterie und Epilepsie erwähnt er besonders retentio urinae durch eine krampfhaft e Stricture der urethra, Krämpfe der Wöchnerinnen, Convulsionen der Kinder und tetanus — Möglicher Todesfall durch Verstopfung der linken Herzkammer nebst Bemerkungen von Val. Mott. Der Fall ereignete sich bey einer zwey und zwanzigjährigen Frau, die ein dissolutes Leben geführt hatte, in Folge eines Abscesses des Herzens, und bewies, daß eine beträchtliche Krankheit im Herzen existiren könne, und dennoch lange unbekannt bleibe. — Der Verf. zeigt, daß der linke Ventrikel häufiger und mehr nachgibt, als irgend ein anderer Theil des Herzens, und daß Perforationen desselben durch Wunden weniger augenblicklich tödlich sind, als spontane Lacerationen. — Fall von phlegmasia dolens bey einem Manne, von G. Purdy und mit Anmerk. von W. Jves. — Beschreibung der im Herbst 1815 in dem nördlichen und östlichen Theile der vereinigten Staaten herrschenden Influenza, von Ansel W. Jves. — Abhandlung über die gleichförmige Thätigkeit der absorbirenden Gefäße, von Cornelius E. de Puy. Der Verf. bemüht sich zu beweisen, daß die Action der resorbirenden Gefäße in den verschiedenen Lebensaltern, wie auch in allen Krankheiten, deren Ursache man zum Theil in gestörten Thätigkeiten derselben suchte, wie in der Wassersucht, ungekrübt dieselbe, und letztere Krankheiten nur in veränderter Function der einzelnen Organe, und des exhalirenden Systems begründet seyen. — Valent. Mott

Abhandlung über die Nachbehandlung der Kopfverletzungen. Der Verf. sucht nach jeder Kopfverletzung und den dabey nöthigen Operationen Vereinigung durch adhäſive Entzündung wenigstens größtentheils noch zu eilaſſen, und verlangt daß der erſte Verband, der in Zuſammenziehen der Wundränder durch Heftpflaſter ſiſtiren, einer einfachen Compreſſe und Nachtränke beſteht, nicht vor dem vierzehnten bis ſechszehnten Tage abgenommen werde, als zu welcher Zeit die Gefahr der Entzündung vorüber ſey. Es werden als Belege für dieſe Behandlung drey lehrreiche glücklich endende Fälle von beträchtlichen Kopfverletzungen, mit Depressionen und Fracturen, die ſelbſt die mehrmalige Anwendung des Trepanns erheiſchten, angeführt. — Ueber den Nutzen der *Natura stramonium* in gewiſſen Krankheiten, von Alex. Read. Zumal gegen den Geſichtſchmerz. — Ueber die Vegetkräfte vegetabil. ſcher Säuren gegen *narcotica*, von George Purdr. — Verſuche und Beſtätigung der die Wirkung und narcotiſche Eigenſchaften des Opii, und anderer narcotiſcher Mittel zerſtörenden Kräfte des Eſſigs, der Zitronensäure, des organiſirt ſalzſauren und Chlorin - Gaſes, welche den Verf. der Girtannerſchen Theorie bezupflachten veranlaſſten, daß die ſchädlichen Wirkungen des Opii auf Entziehung von Oryaen beruhen. — Ueber die Epidemie, welche in der Nord - Armee im Herbſt und Winter 1812-13 herrſchte, von Withridge. Ein epidemiſches Fieber mit Pneumonie begleitet. — Fall einer Vergiftung durch *Tinctura opii*, von Joſ. Smith. Ein 16jähriges Mädchen hatte zwey Unzen verſchluckt, und wurde durch Flarellation zwiſchen die Schultern, und Einſtößeln von *Liquor ammonii carbonici* wieder hergeſtellt. — Fall eines künstlichen Gelenks durch Friction geheilt, von John Meeker. Eine *fractura radii* bey einer 28jährigen Dame war verkannt, und wandelte ſich in ein künstliches Gelenk um, welches die Pronation und Supination behinderte: auf einem Ball wird ihr von einem Bekannten die

Hand stark geschüttelt, sie empfindet plöglichen Schmerz, und nach einiger Zeit bemerkt sie, daß sie den Arm völlig wieder gebrauchen kann. — Veränderung der Hautfarbe eines amerikanischen Indianers, von Emery Bissell, und communicirt durch D. Knight. Ein 90 Jahr alter Indianer jung in seinem 60sten Jahre an, weiß zu werden; zuerst zeigte sich ein kleiner Fleck im scrobiculo cordis, dann mehrere auf andern Stellen des Körpers, die an Zahl und Umfang zunahmten, so daß jetzt nur noch Stirn und Hals, und einzelne kleine Stellen an den Armen die Originalfarbe behalten haben. Außer einem acuten Rheumatismus, und einigen Malen Krätze ging keine Krankheit vorher, er befand sich wohl und kräftig, die weiße Haut war weich, schmeidig, sehr fein, transpirirte nicht so, wie die übrigen Stellen, und war empfindlicher gegen Kälte und Wärme. — Geschichte einer erblichen Prädisposition zu Blutungen, von Samuel Buel communicirt. Sie erbte sich bloß auf die männlichen Nachkommen fort, und zeigte sich zuerst bey dem ersten Sohne des Predigers Timotheus Collins zu Litchfield: mehrere Glieder derselben Familie bluteten zu Tode, meist auf unbedeutende Verwundungen. Man fand weder Mißbildung noch ungewöhnliche Vertheilung der Blutgefäße, noch auch Mißbildung in den Klappen der Venen. — Fälle von Pneumonia typhoides mit Bemerkungen vom D. William Sully. — Tod durch Onanie, von Ebendemselben. Der Verf. zeigt daß zuerst der Magen leide, und Hirn und Rückenmark, wie das Nervensystem erst späterhin in Mitleidenschaft gezogen werde; der Tod war, nach vorgängigen Delirien, comatös. — Fälle von Retentio placentae mit Blutung, nebst Bemerkungen von Fr. Berger. In einem Falle ging placenta am 43. Tage, im zweyten am 17. Tage, im dritten am 7. Tage nach Geburt des Fötus weg, als Beweis, daß retentio placentae nicht so gefährlich sey, als man gewöhnlich

glaubt, und daß die Natur selbe öfters von selbst austreibt. — Reflexionen über die Pulsationen im epigastrio, nebst Untersuchung deren Ursachen, von Valent. Mott. — Die Ursachen sind 1) Aneurisma arteriae aortae, coeliacae, oder mesentericae superioris: man findet hier Zufälle der Stricture des pylori, Uebelleit nach Genuß von Speisen, oder einen außerordentlichen Heißhunger; synchronischen Schlag des Herzens mit der pulsatio epigastrii. 2) Krankheiten des pancreas, Scirrhus, der auf aorta drückt. 3) Scirrhus des Magens erregt seltener, als die vorige Ursache pulsatio epigastrii. — 4) sarkomatöse und steinigte Verhärtungen und Vergrößerungen der Milch- und Lymphdrüsen an der Wurzel des mesenterii; hier liegt die Pulsation tiefer im Unterleibe oder in der Nabelgegend und ist isochronisch mit dem Pulse. — 5) Nervöse Irritation, bey hysterischen, hypochondrischen Menschen. Hier ist diagnostisch das plötzliche Entstehen der Pulsation, und deren Dauer ohne Veränderung auf mehrere Jahre, selbst das ganze Leben hindurch. — 6) Ausdehnungen der vena cava inferior: diese gibt eine undulirende Bewegung vom Rückstoß des Bluts vom Herzen her. — 7) Weißbildungen des rechten Herzens, der valvulae tricuspidales oder Erweiterung des Herzens im Allgemeinen: es wird hier der linke Leberlappen nach vorn getrieben, und veranlaßt die pulsatio epigastrii. 8) Verhärtungen, Hepatisation der Lungen, zumal des untern linken Lappens. — 9) Abhassionen des Herzens am pericardio. Pulsation ist hier sehr heftig und isochronisch mit dem Pulse der Arterien. — Aneurisma carotidis durch Unterbindung geheilt von Whright Post, communicirt durch V. Mott, Weye ner 32 jährigen Frau: es wurden zwey Ligaturen angelegt, und die Arterie zwischen beiden durchschnitten. — Krankheiten, die der Siphylis ähneln, mit Bemerkungen von J. Blas: Aufzählung mehrerer tödlich endender Fälle, die der Siphylis ähnlich waren. — Aneurisma brachiale durch Unterbindung der art. subcla.

via oberhalb der clavicula geheilt, von Whright Post, comm. von J. C. Bliß. — Merkwürdiger Fall einer religiösen Schlafrednerinn, von Ansel W. Jves. Bey einem jungen Mädchen, die sehr religiös war, stellten sich jeden Abend, so wie sie einschlief, Paroxysmen ein, wo sie in ununterbrochener Rede, und ohne nachher Bewußtseyn davon zu haben, Gebete, Danksayungen und Reden hielt, welche mehrere Jahre anhielten: sie wurde vom D. Sears in kurzer Zeit durch starke Baden Opium vor, und kalte Besprizungen des Gesichts während der Anfälle geheilt. — Fall einer merkwürdigen Krankheit des larynx und trachea von John Cheesmann, mitgetheilt von J. Bliß. — Warzenartige Auswüchse an der untern Fläche der epiglottis, an den cartilag. arytenoideis und trachea, w von erstere Suffocation des 4 jährigen Knaben, der stets an sehr erschwertem Athem litt, herbeysführten. Ausserordentlicher Fall von obstructio coli, von Whright Post, mitgetheilt von J. Bliß. Ein Mann wurde plötzlich von heftigen Schmerzen in der Nabelgegend befallen und starb unerachtet aller angewandten Mittel 16 Stunden darauf. Das ganze Colon war schwarz, und sehr ausgedehnt, und es fand sich eine Stelle durch Umschlingen und Herübersinkung der ganzen Masse der dünnen Därme von dem mesenterio so stark zusammengeschnürt, daß nicht das Geringste durchgehen konnte. — Bemerkungen über die Wirksamkeit der Reibungen bey Lähmungen und Schlagfluß von Cornel. C. de Puy. Der Verf. bediente sich in vielen hier erzählten Fällen zur Wiederbelebung der Theile mit großem Nutzen des Reibens mit gewöhnlichen nicht zu harten Kleiderbütsten, die mit Senfessig, aqua ammoniacae, oder Tinctura capsici annui stets feucht erhalten wurden. — Botanische Beschreibung zweyer neuer Pflanzen, der Tillaea connata und Limosella subulata, von Eli Jves, mitgetheilt von A. W. Jves. — Biographie des verstorbenen Edward Post, Lehrer der Anatomie zu New York von Guy C. Bayley.

B e r l i n.

Auf Kosten des Verfassers: Alte Malerkunst, und Johann Gottlieb Walter's Leben und Werke, von Friedrich August Walter. S. XVI. 334 und CXXXVI S. nebst zwei Kupfern. 1821.

Die großen anerkannten Verdienste der Hrn. Walter, Vater und Sohn, hier von neuem zu berühren, wäre wohl eine vergebliche Wiederholung. Wer kennt nicht von Ansicht, oder durch Beschreibung das anatomische Museum zu Berlin vom Vater mit Hülfe des Sohns angelegt und ausgeschmückt. Wir werden daher bloß die Malerkunst der Alten berühren. Der Verf. hatte sich schon im Jahre 1810 genommen, ganz seine anatomischen und andere Studien zu verlassen, sich so zu sagen aus der litterarischen Welt zurückzuziehen, und auf die Wiederherstellung der Malerkunst der Alten sein einziges Augenmerk zu richten. Im Jahr 1817, und darauf im Jahr 1820 erschienen von ihm zwey Broschüren, beide hatten denselbigen Titel: Die wiederhergestellte Malerkunst der Alten. Ihr Inhalt kommt in dem gegenwärtigen Werk von Neuem vor; auf ihn wird sich auch gegenwärtiger Rec. einschränken, mit Uebergang alles dessen, was auf das anatomische Museum und den Lebenslauf des J. G. Walter Bezug hat. Durch die vielen Versuche bey Einsprizung der anatomischen Präparate mit gefärbtem Wachs ist der Verf. auf die Hauptideen seines Werks gerathen. Er giebt nun sogleich von S. 2 bis 97. für das Studium der Anatomie mehrere sehr nützliche Anweisungen und Bemerkungen, die selbst der Laie mit Vergnügen lesen kann. S. 98 kommt der Verf. auf den Maler Benjamin Calau, und sein punisches oder eleodorisches Wachs. Walter der ältere soll das Geheimniß der Präparation des Wachses eben so wie Calau gekannt, und zu seinen anatomischen Arbeiten gebraucht haben. Rec. hat Calau selbst gekannt, und mehrere Versuche seiner Wachsmalereien, auf Leinen,

Holz- und Gypsplatten gesehen, und in Rücksicht der Kunst nichts Vorzügliches, und in Rücksicht des Mechanischen ebenfalls nicht den geringsten Beweis gefunden, daß die Alten auf seine Weise gemahlt hätten. Er, so wie alle seine Vorgänger, Caslus, Bachelier, Laubenheim und die große Schaar von Italiänern, die darauf folgten, brachten zwar Mahlereyen mit Wachs hervor, aber keine einzige ist so beschaffen, daß man mit Gewißheit sagen könnte, auf diese Weise mahlten die Alten. S. 112. kommt der Verf. auf die berühmten griechischen Mahler, und glaubt mit vollkommener Ueberzeugung "daß die alten Griechen die Mahlerkunst erst wissenschaftlich erlernten, um sie dann practisch ausüben zu können" u. s. w. Leider hat sich aber nicht das Geringste von den Schriften über die Kunst eines Apollodorus, Pamphilus, Apelles, Euphranor &c. und noch weniger ein wirkliches Kunstwerk aus diesen Zeiten, ich meine ein enkauftisches Gemähde, erhalten. Denn alle Neuere von Caslus bis auf den Marchese Haus [ein sonst mir schätzbarer Gelehrter] geben, nach meiner völligen Ueberzeugung weiter nichts als mehrere Methoden mit Wachs zu mahlen an, von deren keiner, man mit Grund sagen kann, So haben die Alten gemahlt. "Keiner hatte einen richtigen Begriff von Enkaustik, und Schattirung der Farben aufgestellt, und eben so wenig Grundsätze bestimmt, mit und nach welchen die alten Griechen gemahlt haben, alles sehr nöthige und wichtige Dinge, ohne deren Zusammenhang und innige Verbindung die alten Mahlerwerke (welche?) weder herzustellen sind, noch erklärt werden können &c." Und der Verf. glaubt nun dieses alles entdeckt und gefunden zu haben, und doch auf keine andere Art als durch Einsprizung anatomischer Präparate. Hr. Walter hat wirklich mit einer forschenden Bemühung, welche Bewunderung verdient, alle kleine Bruchstücke, die sich zerstreut bey den Classikern finden, und von Anderen auch schon gesammelt

waren, selbst wo nur öfters ein hingeworfenes Wort sich auf Malhercy bezieht, aufgesucht; aber da wir kein einziges Bild oder Fragment eines solchen Kunstwerks besitzen, an welchem wir den practischen Theil genau untersuchen könnten, so scheint es beynahe unmöglich, auf etwas Sicheres schließen zu können. Denn die wenigen Bilder, die im Perculanum gefunden worden sind, und die mit Leimfarben, Pittura a Colla, oder a Tempera, auf einem sogenannten ertkaustischen Grund gemahlt sind, das heißt auf einer Grundfarbe, die nachher, ehe das darauf gemahlt wurde, mit Wachs etwa durch Hitze eingedrungen, können hier nicht in Betrachtung kommen. Um dem Verf. von Satz zu Satz folgen zu können, müßte man noch ein größeres Werk schreiben, als das Seinige selbst ist. Aber ich will nur einige Behauptungen berühren. S. 118. heißt es "in der alten griechischen Kunst ist die weiße Farbe nicht Licht, und die schwarze nicht Schatten &c." Licht und Schatten, eigentlich totale Privation von Licht, denn Schatten hat immer etwas reverberirtes Licht, also Licht und Finsterniß, waren gewiß bey den Griechen eben so unvollkommen als bey den Neuern, denn so lange wie wirklich ursprüngliches Licht auf das Gemälde fällt, scheint das gemahlte Licht, Licht, ist aber Privation des wirklichen Lichtes da, so ist es mit dem gemahlten Lichte auch vorbei, und gemachte Finsterniß ist niemals vollkommene totale Privation von Licht, denn das wirkliche Licht fällt ja auf die gemahlte Finsterniß; und wäre die Rede von Schatten, so hätte sie in der Natur reverberirtes Licht, aber die gemahlten Schatten bekommen ja das wirkliche Licht wie die Lichter selbst. Auch muß ich gestehen, daß der Verf. selbst für den Theoretiker nicht deutlich ist, und noch weniger für den practischen Künstler. Die Kunstsprache ist ihm nicht eigen, und trennt nicht Coloriren und Colorit von Helldunkel Chiaroscuro, was er Schattirkunst nennt, und dann wiederum dem zum

Mahlen nöthigen Material und Werkzeuge. S. 121. "Der Unterschied zwischen Schattirkunst der alten und neuern Zeiten ist der wichtige Punkt, um den sich alles drehte ic.". Zuletzt giebt es unzählige Arten der Schattirung, selbst unter den größten Künstlern. Tizian schattirt anders als Correggio und Raphael. Und zweitens haben wir denn ein Werk, ein Gemälde von Protoginas, Apelles, Zeuxis, um eine solche Parallele anstellen zu können? Ich übergehe, was der Verf. von Webbs und Wiengs Schriften sagt, als schon längst bekannte Sachen, und füge nur in Betreff Webbs hinzu, daß alles, was in seinen Werken gutes vorkommt, aus Wiengs Quelle herrühret. S. 134. gestehet der Verf. er habe in Hogarths Analysis of Beauty die Quellen seines Jochenanges gefunden ic. Hogarth war ein Mann voll Geist. Seine Schrift hat viele falsche Ideen, aber verdient gelesen zu werden. Seine Hauptidee betraf die Wellenlinie, welche aus Lomazzo Trattato della Pittura hergenommen ist; aber bey allem seinem Geist, Wis und Satyre, war er kein großer Maler. S. 139. fgg. ist die ganze Stelle aus Hogarth beygefügt, und mehrere andere sowohl alte als neue Schriftsteller werden erwähnt. S. 146. Inhalts-Anzeige der theoretischen Ausarbeitungen des Verf. Ich kann diese Anzeige nicht mittheilen, indem ich sie nicht recht verstehe, und müßte mich erst von dem Verf. selbst belehren lassen. Artikel XXI bis XXVIII. soll eigentlich das praktische Mahlen der Alten enthalten, was aber der Verf. noch immer in petto behält. S. 149. kommen unbedeutende Stellen aus Plinius und Pollux vor. Der Verf. fängt aufs neue an, und indem man nun glaubt das Ziel erreicht zu haben, wird man wieder S. 2. auf die Frage zurückgeworfen: Was ist Malerkunst, und wer ist ein Maler? Aufs neue eine Menge von Stellen der Classiker ic. und darauf der Schluß "daß diese alle sämtliche Beweise sind, daß die Alten wirklich mit Wachs mahlten ic.". Dagegen hat

ja niemand etwas. Aber wie verfahren sie bey ihrem Mahlen, vorzüglich vor dem Gebrauch des Pinsels, dessen Erfindung man dem Apollodorus zuschreibet? Dieses möchte man aus gründlichen Beweisen wissen; aber ich fürchte, daß der Vf. uns in derselbigen Lage lassen wird, wie mehrere andere, das heißt, daß zu den vielen Versuchen noch ein neuer mit Wachs zu mahlen, hinzukommen wird. Indem wir wieder zu dem Ursprung der Malerei zurückverweisen, glaubt der Verf. nach Fabbroni *Antichita vantaggi, e methodo della pittura encausta etc.* "daß die erste enkaustifste Wachsmalerey in Egypten entstanden, und hierauf später nach Griechenland verpflanzt worden sey". Man pflegt . . . einer ordentlichen Theorie weiß und schwarz nicht als Farbe anzusehen, ob zwar der Maler sich ihrer bedienen muß, um Chiaroscuro, helldunkel, Licht und Schatten darzustellen. Der Verf. erkennt sie aber für Farben. Wir wollen ihm gern diese Benennung lassen, aber man kann doch nicht läugnen, daß beide unvollkommen sind, wie oben schon bemerkt worden ist. Um aber die Ideen des Verf. genauer einzusehen, vorzüglich weiß, schwarz und die übrigen Farben überhaupt betreffend, muß ich den Leser auf das Werk selbst von S. 29. bis zum Schluß verweisen. Vieles kann deutlicher werden, wenn man seine gemachten Versuche dabey vergleichen könnte. Er sagt selbst: "Um einen anschaulichen Begriff von der Malerey alter Griechen geben zu können, habe ich folgende Stücke verfertigt". Es bleiben mir viele Stellen bey ernstlichem Nachdenken und wiederholter Durchlesung doch noch immer dunkel und unverständlich. So will ich z. B. nur eine anführen. S. 198. heißt es: "Roth zu Weiß gemischt, wird nicht Blau oder Hellroth, sondern nach dem Verhältniß der Menge des zum Weiß hinzugemischten Roth, entsteht entweder Rothweiß oder Weißroth"! Da sich nun in Berlin so viele berühmte Künstler befinden, die die Gelegenheit haben, die practischen Versuche mit den angegebenen Theorien zu

vergleichen; so müssen wir von dort aus ein bestimmtes Resultat erwarten, wie über das Ganze zu entscheiden sey.

F — o.

Greifswald.

Dietrich Hermann Biederstedt's D. Th. Consist. Raths. und Archidiaconus der Kirche zu Greifswald, Nachlese zu den Beyträgen zu einer Geschichte der Kirchen und Prediger in Neu Vorpommern. Zweyte und letzte Sammlung. 1820. S. 79. in 4. mit 3 Reg. S. 26.

Mit Vergnügen zeigen wir die Vollendung eines Werks an, das nicht nur für die Pommerische Kirchen- und Religions-Geschichte, sondern auch für die Pommerische Gelehrten- und Familien-Geschichte eben so viel Interesse als Werth hat. Das Streben des Verf. ihm die höchste Vollendung zu geben, die es allein durch die mögliche größte Genauigkeit und Vollständigkeit erhalten konnte, läßt sich gerade in diesen Nachlesen am sichtbarsten erkennen, so wie sich die Größe des unermüdbaren von ihm darauf verwandten Fleißes am besten aus den Bemühungen schätzen läßt, die es ihn kosten mußte, sie zusammen zu bringen. Doch werden Hrn. D. auch nur aus seinen Schriften kennt, dem ist es lange bekannt, daß er eigentl. nur in dem Sammeln für seine vaterländischen Kirchen lebt, und dadurch auch für jede einzelne ein Interesse bekommen hat, das ihn zu jeder Anstrengung fähig macht, so bald dadurch etwas für sie nützlich oder angenehmes ausgewirkt werden kann. Auf einen schönen Beweis davon stößt man auch in dieser Sammlung S. 68. 69. in der kleinen Geschichte der freundlichen Verhandlungen, durch welche er erst im vorigen Jahre der Kirche zu Lüssan dazu verhalf, daß sie ein Bild ihres ehmaligen unvergeßlichen Lehrers des ehrwürdigen Spalding, durch die Güte seiner hinterlassenen edlen Angehörigen erhielt. — Durch drey dieser letzten Sammlung angehängte Register über die sämtlichen Prediger, Kirchen und Capellen, die in den ganzen Werke vorkommen, ist nun auch für die Bequemlichkeit seines Gebrauches hinreichend gesorgt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 11. Junius 1821.

P r a g.

Beyträge zur Kenntnifs des Sehens, in subjectiver Hinsicht. von Johann Purkinje, D. d. Med. 1819. 176 S. in kl. Octav, nebst einer niedlichen, vom Verf. gezeichneten Kupfertafel. Eine ganz eigene, durchaus originelle zunächst an Elliot's von uns (Anz. 1780 Stück 86 Seite 697) angezeigtes Werk anzureichende Schrift. Einleitung. Der einzige Weg, die Specificität, das zugleich Fremde und Eigene in den Empfindungen zu erforschen, sey strenge Abstraction und Experiment am eigenen Organismus, beide forderten eine eigene Richtung und methodische Folge von Abhärtungen, Uebungen und Fertigkeiten. Es gäbe Gegenstände der Naturforschung, die nur auf diesem Wege eruiert werden können, von denen wir außerdem kaum eine Ahnung haben. Das von dem Verf. gefundene hieher gehörige, den Gesichtssinn betreffende Neue wird genau beschrieben und so weit sich thun läßt, durch Zeichnungen veranschaulicht. I. Die Lichtschattenfigur des Auges. Stellte sich der Verf. mit geschlossenen Augen in hellen Sonnenschein und fuhr mit gestreckten

K (4)

auseinander gehaltenen Fingern vor den Augen hin und her, daß sie abwechselnd beschattet und beleuchtet wurden, so erschien auf dem gelbrothen Gesichtsfelde eine schöne regelmäßige Figur, die im Fortgange der Fingerbewegung sich vom Einfachen zum Mannigfaltigen immer mehr zusammensetzt und das ganze Gesichtsfeld erfüllt. Diese ohne Figuren nicht füglich deutlich zu beschreibende Erscheinungen, schildert der Verf. aufs genaueste, indem er primäre und secundäre Figuren unterscheidet. II. Die Druckfigur des Auges. Wird durch einen etwas anhaltenden Druck des Augapfels hervorgebracht. Erscheint im Ganzen rautenförmig, da die vorhergehende sternförmig sich zeigt. Die Lichtquelle liege hier ganz innerhalb der Gränzen des Organismus, dort in den allgemeinen Lichtmotoren der Außenwelt. Die verschiedene Reihenfolge, der mit der Vermehrung des Druckes eintretenden Phänomene, werden sehr anschaulich durch die Figuren verfinnlicht. III. Erscheinung der vorigen Figur unter andern Verhältnissen. Erklärungsversuch. Nahe vor dem Einschlummern, bey Hinderung des Blutumlauts des Kopfes durch einen Druck auf die Carotiden, vor Anwandlung einer Ohnmacht: durch Schwächung des Nervensystems, nach dem Genuße narcotischer Substanzen, bey starkem Winterfroste und bey galvanischen Lichtphänomenen werden diese Erscheinungen modificirt. Die beschriebenen Figuren im Inneren des Auges wecken im Verfasser unwiderstehlich die Erinnerungen an die Chladnischen Klangfiguren und zwar vorzüglich an ihre primäre Form, und er unterscheidet deshalb ebenfalls primäre und secundäre Figuren. Die primären werden durch die bewegten Stellen des tönenden Körpers, die secundären, mit denen sich Chladni vorzüglich beschäftigte, durch die ruhenden constituirt. Die primären Klangfiguren erscheinen, wenn man auf die horizontale Glascheibe, eine schlichte Flüssigkeit ausgießt und nun durch Bogenstrich einen Ton hervorbringt; sogleich

werden die sonst beym Versuche mit Sande, leeren Stellen, mit den schönsten wechselweise erhabenen und vertieften viereckiaen Wellen bedeckt erscheinen, die nach der Höhe oder Tiefe des Tones kleiner oder größer sind, sich in verschiedenen Richtunaen gegen einander bewegen und durch ihre Begrenzungsstellen secundäre Figuren bilden, wo sich die Flüssigkeit häuft, und wo beym Sandversuche, der von den bewegten leeren Glasstellen hingeworfene Sand sich sammelt. Die Aehnlichkeit der Viereckfelder im Auge mit dem Tonwellen drang sich endlich dem Verf. von selbst auf, und neigte ihn zu dem Glauben, daß beide Phänomene, ihren objectiven Bedingungen nach, identisch seyen. Dieses wird nun genauer mit großer Bescheidenheit erörtert. IV. Die galvanische Lichterscheinung. V. Wandelnde Nebelstreifen. VI. Lichterscheinung im verdunkelten Gesichtsfelde meines rechten Auges bey vermehrter Thätigkeit des linken. VII. Auffspringende Lichtpünctchen beym Anschauen einer hellen Flamme. Von selbst entstehende Lichtflecke im Gesichtsfelde. Hieher gehörten wohl nach dem Verf., die Flecke bey dem sich bildenden schwarzen Staare, und scheinen ihm den electrischen analog. VIII. Die Eintrittsstelle des Sehnerven. Durch öfteres Wiederholen des Mariotteschen Versuches, habe er sich erst im inneren Sehraume des Auges orientirt. Er gibt eine durch eine Figur erläuterte bequeme Weise ihn zu wiederholen an. IX Verschwinden der Objecte außerhalb der Eintrittsstelle des Gesichtsnerven. X. Die Eintrittsstelle des Gesichtsnerven als feuriaeer Kreis sichtbar. XI. Der Lichtschein an der Eintrittsstelle des Gesichtsnerven. XII. Lichthöfe. XIII. Die Aderfigur des Auges. Die eben erwähnten Lichthöfe dienten dem Verf., um im Innern des Auges eine Figur zu entdecken, die er ihrer Confirmation wegen, Aderfigur nennt. Vergleicht man Fig. 23 und 24 des Hrn. Verfassers mit der Edmerringschen Fig. 1 und 2 im Vol. XIII.

unserer Societäts = Commentationen 1799, so zeigen sie mit einander eine so auffallende Aehnlichkeit, daß man nicht zweifeln kann, beide Männer versinnlichen die gleichen Sachen, nur mit dem Unterschiede, daß der Verf. das Verdienst hat, seine unseres Wissens ganz neue Entdeckung nach Wahrnehmungen in seinen eigenen Augen, folglich ganz nach dem Leben zu schildern, welche Eg. nur nach anatomischen Präparaten, folglich nur nach dem Tode beschrieb und abbildete. Da aber des foraminis centralis retinae nirgends vom Verf. gedacht wird, so dürfte es vielleicht die Frage seyn, ob nicht des Verf. Abschnitte VII. VIII. IX. X. XI. und XIII. füglich auf das foramen centrale als die Eintrittsstelle des Sehnerven passen. Mariotte, welcher, vor mehr als hundert Jahren 1668 schon, ein überaus nettes, vollkommen wahres, von Schimmerring nicht übertroffenes Bild in seinen Oeuvres Tome 2. Leide 1717 in 4., von eben dieser "Aderfigur des Auges darstellte" würde vielleicht das Centralloch entdeckt haben, wenn er nicht gerade durch dieses Centralloch der Markhaut eine Nadel gesteckt hätte.) XIV. Die Blendungsbilder. Es wäre allerdings erlaubt, die Geseze des Lichtes, an den Phänomenen innerhalb des Lichtorgans selbst zu studiren, wie wir es an denen der Außenwelt thun; und wie wir das im physicalischen Bereich gefundene wieder im Sinnesorgane selbst suchen und finden, eben so das in diesem sich ergebende im Objectiven vorauszusetzen und zu erwarten. Es könnte scheinen, als wirkte der gelbe Lichtpol nur dadurch blendend und beleidigend auf das Auge, weil er das Licht nach Innen treibt und anhäuft, der blaue schonend und besänftigend, weil ers nach Außen erbtindet, und den Sinn davon befreyt. XV. Trübe Streifen beim Anschauen paralleler Linien. Es lasse sich vermuthen, daß die Schichten der Crystallinse auf diese Phänomene Einfluß haben. (In einer lebendigen, gesunden Linse lassen sich so wenig Schichten

als nur circulirende Blut = Gerinnungen statuiren, sondern diese Schichten sind erst Folge des Todes, gerade wie die Gerinnungen.) XVI. Ziggagförmiges Gewimmel nach Anschauung von Parallellinien. XVII. Verwandlungen paralleler gerader Linien in wellenförmige. XVIII Willkürliche Bewegung der Pupille. Der Verfasser beschreibt eine Methode, wodurch es ihm gelang, auch ohne bestimmten Gegenstand ins Leere hinsehend, die Bewegungen der Pupille hervorzubringen. XIX. Fleck in der Mitte des Gesichtsfeldes beim angestrenzten Nahesehen. XX. Sichtbarkeit des Blutumlaufs im Auge. Mit Steinbuch übereinstimmend. XXI. Fliegende Mücken. Ist der Verf. geneigt ebenfalls für sichtbare Blutkügelchen zu halten. XXII. Krummliniger Strahlenkreis. Dieser werde durch Reibung der Hornhaut bedingt, und habe seinen Sitz in der Hornhaut selbst. XXIII. Pulsirende Figur. Erscheine nach heftiger Leibsbewegung oder angestrengetem Husten. Die pulsirenden Gefäßbilder hält der Verf. für die Erscheinung der sich an der hintern Wand der Crystallkapsel verbreitenden Centralarterie. (Sollte diese wohl im Erwachsenen noch wahrnehmbar existiren?) XXIV. Die feurigen Ringe. Eichel's und Elliot's Versuche werden näher betrachtet, und erörtert, und die Art beschrieben, wie man sich mittelst der feurigen Kreise von der wechselseitigen Deckung beider Gesichtsfelder überzeugen kann. XXV. Einheit beider Gesichtsfelder. Doppelsehen. Einigemal dauerte die Doppelsichtigkeit, aber nur eines einzelnen Auges, bey dem Verf. mehrere Stunden lang, nachdem er den Augapfel über Nacht mit einem Säckchen Eisenfeilspäne beschwert hatte, vielleicht weil das Licht einfach brechende Substanzen durch Druck und Spannung nach Brewster doppelbrechend würde. XXVI. Das unbestimmte Vorfichinstarren. XXVII. Das Nachbild. Imagination, Gedächtniß des Gesichtsinnes. So wie das Urbild so habe auch das Nachbild sei

nen Sig in der Retina. Die Versuche des Verf. sind zu interessant, als daß sie nicht die ihnen schuldige Aufmerksamkeit erregen sollten.

L e i p z i g.

Bey Ambrosius Barth; Nahum. Nen übersetzt und erläutert, von D. Karl Wilhelm Justi. 1820. 116 S. in 8. Habakuk N. ü. u. e. von D. K. W. Justi, 1821. 169 S. 8.

Mit diesen beiden Bändchen schließt der Verfasser seine Versuche über die kleinen Propheten; und er kann es mit allen Ehren. Zur Zeit seiner gelehrten Bildung war echte Prophetenauslegung noch ein Geheimniß nur von Beniaen; er selbst begriff die neue Manier ihrer Behandlung bald; und seitdem hat er treulich und auf seine Weise mitgeholfen, sie durch allerley Versuche über die Propheten bekannter zu machen und zu verbreiten. Damahls verzweifelte mancher, ob sie sich durch die Flüche, die über sie ausgesprochen wurden, würde hindurcharbeiten können; sie hat es; ein ganz anderer Geist weht nun in den Schriften, die Propheten behandeln, und ihren Antheil daran erkennen wir des Verfassers prophetischer Anthologie und seiner Bearbeitung mehrerer kleiner Propheten mit Vergnügen zu. So weit zu kommen, hat allerdings Mühe gekostet, von der freylich die, denen jetzt alles so leicht gemacht ist, gar keinen Begriff haben, und desto leicht. er in den süßen Träumen von ihrer Genialität mit verächtlichen Blicken künftig auf die herabsehen werden, die den neuen Tag geschaffen haben. Der Recensent kann sich noch wohl erinnern, wie derselbe mit einem schwachen dämmernden Strahl angefangen; wie sein Licht lange nicht weiter rücken wollte; wie es einmahl nach dem andern in die alte Finsterniß wieder zurückzufallen drohte; sich aber endlich doch wieder durch seine innere Kraft aus ihr hervorgedrängt hat,

und zuletzt zu der Stärke gelangt ist, daß es auch manche Augen wider ihren Willen erleuchtete. Noch aber ist es nicht bis zu seinem Scheitelpunct hinaufgerückt. Selbst der Verfasser bekennt noch S. 3 des Habakuk: "die bestimmte Angabe der einzelnen Jahre, worin der Prophet seine Orakel abfaßte, wird jedoch kein Ausleger wagen, der mit der Ungewißheit der alten Chronologie bekannt ist". Und so lange der Ausleger dieß, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nicht vermag, so lange kann die Theologie nicht die vollen Früchte seiner Anstrengungen erndten. Aber sollte er es wegen der bekannten Ungewißheit der alten Chronologie wirklich nicht vermögen? Es ist wahr, die meisten Orakel fallen in die Zeit vor Cyrus, mit dem es erst in der Chronologie zu dämmern anfängt; und die Chronologen haben sich bis dahin nicht selten verrechnet. Aber, wenn man Weissagungen nach Jahren bestimmt, so kommt es gar nicht darauf an, ob sich die Chronologen in der Berechnung der Jahre nicht geirrt haben: denn man bestimmt die Zeit der Abfassung einer Weissagung nur nach den zum Grunde liegenden Thatsachen, unbekümmert, ob der Chronolog ihr Jahr recht berechnet habe, oder nicht: man setzt nur als conventionellen Zeitmaßstab das Jahr bey, in das die Chronologie die Facta zu stellen pflegt: eigentlich vergleicht man bloß Thatsachen mit Thatsachen. Wenn die Stadtuhr auch unrichtig geht, so bestimmt man doch darnach die Zeit einer gehaltenen Zusammenkunft, ohne darüber zu grübeln, daß sie nach der Sonne eigentlich etwas früher oder später hätte angefaßt werden sollen. Wie hier die gehaltene Zusammenkunft, so ist dort das in der Weissagung berührte Factum die Hauptsache.

Uebrigens ist der Verf. seiner Manier in der Bearbeitung der kleinen Propheten auch bey Nahum und Habakuk vollkommen treu geblieben: eine mit Fleiß ausgefeilte Uebersetzung ist durch einen Ueber-

blick der zum Grunde gelegten Dichtung, und durch umständliche Sprach- und Sachanmerkungen erläutert. So rühmlich das Bestreben nach dem möglichsten Wohlklang der Sprache ist, und so wohl er dem Ohre thun mag, so kann man sich doch oft der Frage nicht erwehren, ob man bey einem zu eifrigen Anstreben darnach des Guten nicht zu viel thut? Davon abgesehen, daß es häufig zur Wahl entweder zu gemeiner oder zu exquisiter Worte als wozu das Original berechtigt, verleitet, paßt auch ein solches *os rotundum* zur Darstellung uralter Naturpoesien? sollten nicht manche eingemischte Härten der Sprache der Stärke des Originals auch im Aeußern besser entsprechen? sollte nicht ein alter Firniß, der Kost der Jahrhunderte, dieselben oft besser kleiden, als ein noch so wohlklingender Vers? Kunst im Ausdruck wecket in jedem Naturdichter unangenehme Empfindungen; es drängt sich in er der Gedanke ein, so raffinirt, so gelect möchte ein so alter Dichter nicht gesprochen haben. Wir erkennen aber dabey, daß es schwer ist die Gränzen zu bestimmen, in denen sich ein Uebersetzer in der Nachahmung der erhabenen Unregelmäßigkeiten seiner Originale halten sollte. Bey solchen Ungewisheiten wäre es nicht schwer, an einer noch so gelungenen Uebersetzung dieser Art Ausstellungen zu machen, wenn so etwas überhaupt ein verdienstliches Werk wäre. Denn der Uebersetzer und Erklärer eines alten Dichters müßte noch geboren werden, dem alles aufs unverbesserlichste gelungen wäre; es ist genug, wenn es, wie bey dem Verfasser, das Ganze ist. Am wenigsten würden solche Ausstellungen den Recensenten kleiden, den eine ähnliche, obgleich umfassendere, und nach einem andern Plan ausgeführte Arbeit ehemals beschäftigt hat. Lieber will er sich freuen, daß der Verf. manchen seiner Ansichten begetreten ist, und ihm zur Vollendung seines Prophetenlaufes Glück wünschen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 14. Junius 1821.

H e i d e l b e r g.

Bey Mohr und Winter 1819, auf XII u. 213
S. gr. 8.: Ueber Römisches Obligationen-
Recht, insbesondere über die Lehre von den In-
nominat-Contracten und dem jus poeni-
tendi. Drey civilistische Abhandlungen von D.
Eduard Gans, und

B e r l i n

bey Dümmler 1821, auf X und 445 S. derselben
Höhe Scholien zum Gajus von D. E. Gans.

Es ist fürwahr kein angenehmes Geschäft, Bücher
anzuzeigen, bey denen fast nothwendig von ihrem
Verfasser und gar auch von dem Verhältnisse dessel-
ben zum Recensenten die Rede seyn muß. Herr D.
Gans hat, nach einer andern hohen Schule und ehe
er eine dritte bezog, auch die unsrige besucht; er ist
also nach dem Ausdrücke, der wenigstens eine Zeit
lang so natürlich war und den man doch so gar selbst-
lobend gefunden hat, "unser ehemaliger gelehrter Mit-
bürger", und Rec. erinnert sich nicht nur aus seinen
Vorlesungen seiner mit Vergnügen, sondern bey der

Preisvertheilung von 1818 erhielt dieser auch das Accessit bey einer Frage aus der alten Geschichte, deren Beantwortung versucht zu haben einem Juristen immer zur Ehre gereichen muß. Nun tritt er aber in dem Fache, dem er sich eigentlich gewidmet hatte, als Schriftsteller auf und so, daß wer es gut mit ihm meint, sich unmöglich darüber freuen kann. Es mag hingehen, daß Jemand seine Kräfte überschätzt, daß er lieber Etwas selbst entdeckt, als von Andern gelernt haben, auch wohl seine Waare lieber für neu als für alt ausgeben will, und daß, wenn er Widerstand findet, er dadurch noch mehr angereizt wird, sich geltend zu machen; aber eine solche ungeheure Anmaßung, wie sie sich hier zeigt, kann nicht neben wahrer Liebe zu der Wissenschaft bestehen und es läßt sich vorhersehen, daß wer so anfängt, sich gänzlich ändern müßte; oder es ist nie Etwas von ihm zu erwarten. Der Verf. und vielleicht auch irgend ein Gönner von ihm wird in diesem Urtheile sogleich die Empfindlichkeit des Rec. darüber, daß ihm und seinen Freunden in diesen Büchern gar nicht geschmeichelt werde, erkennen. Und allerdings mißfällt Diesem auch der Ton, der gegen ihn und gegen Schriftsteller, die er hoch schätzt, angenommen ist. Aber das offenerzige Betencontrair dieses Umstandes wird doch wohl Etwas dazu beitragen, daß man um so eher glaubt, wenn dieß der einzige Fehler des Verf. wäre, so könnte er auf diesen noch weit mehr halten, als es nun geschieht.

In der ersten der beiden hier anzuzeigenden Schriften ist die Lehre von den s. g. *contractus innominati* die "durch die Schriften aller Juristen bis auf unsere Zeit gegangen, in 1 ren Grundzügen unangefochten und nur in Kleinigkeiten bisweilen bestritten (S. 169)" genannt wird, von dem Verf. "auf ihren wahren Gesichtspunct zurückgebracht" und damit der Nutzen, "das" (den) das von ihm aufgestellte "in sich zugleich wahre System für das "Verständniß

des Ganzen überhaupt habe" bewiesen. Die Eintheilung in Contracte, Delicte, Quasicontracte und Quasidelicte (nanz in dieser Ordnung steht sie wohl nirgends) und der Contracte in Real-, Verbal-, Consensual- und Literal-Contracte (auch hier ist die Ordnung nicht genau und die Ausdrücke sind nicht echt, so gewöhnlich sie bey den Neuern sind und so wenig man es einem ältern Manne unsers Faches übelnehmen kann, bey dem zu bleiben, was er in seiner Jugend nie anders gehört hat) ist die Wurzel alles Uebels. Ohne, wie der Verf., den Unterschied zwischen "actiones stricti juris und bonae fidei" zum Grunde zu legen und Alles daraus zu erklären, ohne ihm also in der Entdeckung, die er für so wichtig hält, vorzugreifen, freylich aber auch auf der andern Seite ohne seiner Sache so gewiß zu seyn, wie man es bey der Beschaffenheit unsrer Quellen nicht wohl seyn kann, wenn man nicht den Muth unsers Verf. besitzt, hat man doch schon ziemlich lange vor ihm von der bey einer Verabredung angeblich Statt findenden Neue dessen, der nicht mehr gethan hat, als er thun sollte, ziemlich zweifelhaft gesprochen, wie er aus einem Lehrbuche, über das er gehört hat, wissen könnte. Wie wenig es aber des Verf. Sache ist, seine Vorgänger so zu nennen, daß er zugibt, er wisse Etwas nur von ihnen, zeigt ein in der That lächerliches Beyspiel S. 139 Anm. 5, wo er Stellen anführet für utilis bey einer actio als wirksam: "mir fallen nur noch... sogleich ein" und es sind gerade die, in dem Buche, das Jeder zuerst nachschlagen wird, angeführten, nehmlich in Brissou, mit Weglassung einer allerdings nicht dahin gehörigen.

Von den Scholien, das Wort in einer neuen Bedeutung genommen, denn daß "eine Scholie" (σχολιον), wie hier, hundert Seiten einnimmt, ist doch bisher noch nicht vorgekommen, sey, um die Neugierde der Leser zu reizen, nur das gesagt, der Verf.

ist so unpartheyisch, so wenig blind für seinen Schriftsteller eingenommen, daß er vielmehr der erste ist, zu bemerken, Ulpian's Bücher ad edictum wären doch wohl noch eine wichtigere Entdeckung gewesen als Gajus. Die angeführten Gründe sind vielleicht nicht ganz beweisend; denn, wenn Gajus großen Theils in die Institutionen übergegangen ist, so haben wir dagegen doch auch eine schöne Anzahl Stellen aus Ulpian ad edictum in den Pandecten; wenn er bis zum "Obligationen-Recht" Ulpian's Fragmente zum Begleiter hat, so sind dagegen beide nichts weniger als unzertrennlich, von gar Manchem in den Fragmenten steht in Gajus Nichts, und noch mehr umgekehrt; aber die Lehre von den Obligationen an, bey Gajus zwey Fünftheile des Ganzen, wäre doch fürwahr auch schon bey dem weit kürzern Ulpian viel werth gewesen, wie denn schon lange vor Entdeckung der Handschrift zu Verona Jemand, der nicht reich war, tausend Thaler geboten haben soll, wenn man das Uebrige von Ulpian finde, und was endlich die Absicht des Gajus, Nichts als compendiarisch abgefaßte Grundzüge zu liefern, betrifft, so gibt es ja Compendien von verschiedener Größe und wenn man Gajus mit dem, was jetzt ein Compendium ziert, mit immer von Neuem abgesetzten Paragraphen und mit Anmerkungen und Verweisungen ausstattete, so wäre er keines von den dürftigen, nun aber gerade ein Buch über das Ganze einer Art von Kenntnissen, wovon man nur Bruchstücke hat, ist kein übler Fund. Hingegen worin der Verf. Recht hat, was man nur Recht haben kann, ist das von ihm aus Schonung ohne Zweifel übergangene Verhältniß der Größe zwischen den Institutionen von Gajus und Ulpian ad edictum, wie es sich aus der Zahl der Bücher schätzen läßt, dort vier und hier über achtzig. Wer das leugnen wollte, Jenes sey demnach nur der zwanzigste Theil so viel als Dieses, der leugnet eben so gut daß zwey Mal zwey vier sey und solche un-

widerlegliche Gründe hat doch selbst unser B. selten, so gern er sonst auch versichert "diese Controverse muß wie so viele andere verschwinden, sobald man sie näher beleuchtet". Ernsthaft von der Sache gesprochen, wer kann sich des Unwillens über einen Schriftsteller enthalten, der um das, was Andere schätzen, wie es gewiß von unsern Lehrern gesagt worden wäre und es die Nachwelt schätzen wird, ihnen zu Bemüthe fährt, es würde doch noch mehr seyn, wenn es zwanzig Mal so viel wäre? Bey was in der Welt, es seyen divinae oder humanae res läßt sich dieser Verkleinerungs = Maßstab nicht anlegen? Wellington hat viele Schlachten gewonnen, wenn er aber zwanzig Mal mehr gewonnen hätte, das wäre doch ganz etwas Anderes! — Mit einem Schriftsteller, der so denkt, läßt sich nicht ins Einzelne gehen, sonst wäre es ein Spaß, gleich an der ersten halben Seite des Buchs zu zeigen, was dabey herauskomme. Der Gedanke ist, die Institutionen fingen mit *de justitia et jure* an, auch die Pandecten, und so auch Gajus, es helfe aber nicht viel. Das ist nun geradezu falsch. Gajus hat keinen solchen Titel, wie auch Theophilus keinen hat (s. oben S. 14); aber *de jure nat. gent. et civ.* ist für den Verf. einerley. Nur der Codex macht hierin eine Ausnahme, sagt er, er ersetzt den Titel *de j. et. j.* durch den andern *de summa trinitate et f. c.* Der Verf. hat seine Gründe, diesem Titel nicht hold zu seyn, spricht er doch auch S. 178. von "der Diffarreation der Nicänschen Kirche", die an die Stelle der Confarreation getreten sey! Es ist nun aber wieder nicht wahr, daß der erste Titel im Codex, den ersten in den Pandecten ersetze, als in so fern er denn freylich auch der erste ist, sondern bekanntlich kommen hinter den dreizehn ersten Titeln, die von dem Kirchenrechte handeln, die in "allen Römischen Rechtssystemen, so weit sie bis zu uns gekommen sind, mit Ausschluß des Codex" vorne stehenden Lehren, versteht

sich jedoch nur so weit es Constitutionen darüber gab, da z. B. kein Kaiser auf eine Anfrage geantwortet haben wird, wie man die Dichtswissenschaft bezeichnen sollte und auch keiner eine eigene Verordnung darüber erließ.

Hugo

Bologna.

Opuscoli letterarj. Tomo I. 1818. 348 Seiten, nebst einem Register, in 4.

Dieser erste Band einer neuen Sammlung von Abhandlungen eines Vereins italienischer Gelehrten, die, wie es scheint, keine besondere Gesellschaft unter dem Titel einer Academie bilden wollen, wie es sonst in Italien üblich ist, hat zum Gegenstande die Alterthumskunde, die schönen Künste, die Biographie, die Critik, die Beredsamkeit, und die Poesie. In dieser Folge der Abtheilungen ist der Inhalt nach den Fächern zum Beschlusse des Bandes geordnet. In der Sammlung selbst ist keine Abtheilung der Fächer beliebt worden. Der Herausgeber sind in dem vorangeschickten alphabetischen Namenverzeichnisse ein und zwanzig genannt, acht Professoren zu Bologna, ein Repetent (repetitore), mehrere bey der dortigen Universitätsbibliothek angestellte Gelehrte, außerdem Marchesen, Grafen und Ritter. Eine ausführlichere und critische Anzeige der einzelnen Abhandlungen, würde das Werk mehrerer Recensenten seyn müssen, und den öffentlichen Beweis der Aufmerksamkeit, die wir den Bemühungen der italiänischen Gelehrten schuldig sind, noch länger verspäten. Wir müssen uns also darauf beschränken, wenigstens die Inhaltsanzeige unsern Lesern nicht vorzuenthalten. Die Alterthumskunde betreffen: Bianconi, Custos des numismatischen Museums zu Bologna, über einige städtische Münzen. Bruni, Vicebibliothekar an der Universität, über Großgriechenland und die italische Philosophenschule; ferner, über die Staatsverfassung der carthagischen Republik. Orioli, über

zwey toscanische Denkmäler dorischer Ordnung; über den Ursprung der etruskischen und römischen Zahlen, und über das jährliche Nagelzinschlagen an den Tempeln in Rom und Etrurien; ferner über die etruskische Göttinn Voltuana und einige andre zur Religion der alter Etrusker gehörende Gegenstände. Professor *Ciassi* über eine *cista mystica*, und über die *patera Caspiana* Di schönen Künste betreffend: *Fava*, über den Zustand der schönen Künste im homerischen Zeitalter. *Luzama*, Beschreibung des farnesischen Theaters zu Parma. *Tognetti*, über die Fortschritte der Musik in Belgina. Zur Biographie: *Strocchi*, über das Leben und die Schriften des *Varatoni* (lateinisch). Zur Critik: *Marcipse Angelelli*, über eine Stelle in der *Antigone*, und über eine andre in der *Electra* des *Cephocles*. *Varatoni*, *Excursus* in *Verrinas*. *Pazzana*, über des verstorbenen *Willin* Urtheile und Nachrichten über Parma. *Salino*, über die *Lex Aelia* und *Fusia*. — Zur Beredsamkeit: *Bajatti*, eine Lobrede auf die Poesie. *Rugajo*, *de vi poëseos in sacram praesertim eloquentiam*. *Zanotti*, Briefe. Zur Poesie: *Costa* und Graf *Marchetti*, Versuch einer neuen Uebersetzung des *Anacreon*. Und ein Paar Sonette von *Zanotti*.

Altensburg und Leipzig.

Bey *Brockhaus*: *Francesco Petrarca*, dargestellt von *C. E. Fernow*. Nebst dem Leben des Dichters und ausführl. Ausgabenverzeichnissen herausgegeben von *Ludwig Hain*. 1818. 352 S. in 8.

Man kann dieses Buch, so weit es dem feinen und verständigen, den Wissenschaften zu früh entrissenen *Fernow* angehört, als einen Nachtrag zu dessen Römischen Studien ansehen, die so manche schätzbare Bemerkung über italiänische Künste und Litteratur enthalten. Ueber einen Mann, wie *Petrarch*, den man sehr einseitig würdigt, wenn man ihn nur als Dichter betrachtet, liefert man sich allem, was schon über ihn gesagt ist, um er noch gern etwas Neues. Der Vf. hat aber nur die längst bekannten Notizen benutzt,

und besonders die italienischen Gedichte Petrarch's von neuem gemustert, um in einer anziehenden, durch eine Menge von angeführten Stellen aus diesen Gedichten bestehenden Zusammenstellung zu zeigen, welchen Antheil erstens des Dichters Liebe zu seiner Laura, zweitens seine Frömmigkeit, und drittens seine Philosophie an der Entwicklung seines Genies und der Bildung seines Geschmacks und seiner seltenen Talente gehabt haben. Wer über Manches anders urtheilen möchte, als der V., wird doch das Uebrige fein aufgefaßt und gut ausgeführt finden. Die sonderbare Selbsttäuschung, in welcher Petrarch befangen war, als er in seinem reiferen Alter die italiänischen Gedichte, denen er vorzugsweise seinen unvergänglichen Ruhm verdankt, tief unter seine trockenen lateinischen Verse stellt, erklärt der V. recht gut aus dem Geiste des Zeitalters. Für Leser, die kein Italiänisch verstehen, sind von dem Herausgeber metrische Uebersetzungen der von Fernow aus Petrarch's Gedichten angeführten Stellen beygefügt. Der Vf. dieser Uebersetzungen ist Hr. Prof. Forster in Dresden, von dem wir eine vollständige Uebersetzung aller italiänischen Gedichte Petrarch's zu erwarten haben. — Das angehängte Leben des Dichters, vermuthlich vom Herausg. selbst, enthält für Kenner der italiänischen Litteratur nichts Neues, ist aber aus den besten Quellen geschöpft, und gut geschrieben. Manches wird freylich berichtigt werden müssen, wenn die kürzlich als eine neue Entdeckung ausgesprochene Nachricht, daß die berühmte Laura eine ganz andre Person sey, als die Madame de Sade, die nach dem bekannten Buche des Abbé de Cadé allgemein für Petrarch's Laura gilt, sich bestätigen sollte. — Der Litterator vom Fache ist dem Herausgeber besonders Dank schuldig für das aus den Papieren des Hrn. Bibliotheksecretair Ebert zu Dresden mitgetheilte vollständige Verzeichniß der Ausgaben von Petrarch's italiänischen Gedichten. Die muthmaßlich erste Ausgabe ist schon vor 1470 gedruckt. Der sämmtlichen Ausgaben sind nicht weniger als z'w'ey hundert und vier, die meistens aus dem sechszehnten Jahrhundert.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 16. Junius 1821.

Züllichau und Freystadt.

Darnmann: Archiv für die Pastoral- Wissenschaft theoretischen und practischen Inhalts von Joh. Sam. Bail. I. Theil 1819. 352 S. II. 1820. 431 S. 8.

Die Veranlassung zu diesem Archive, welches mehrere Mitarbeiter hat, liegt nach der Versicherung des Herausgebers in der Anforderung, welche die gegenwärtige Zeit an die Diener der Religion macht, und in der Erneuerung des kirchlichen Lebens, welches vorzüglich durch sie bewirkt werden soll. Es soll Abhandlungen und Briefe, die zur Pastoral- Wissenschaft und anderen Theilen der Theologie gehören, Predigten, Predigtauszüge und - Entwürfe, Casualreden, liturgische Formulare, Catechesen und unter dem Titel von Miscellen, Lesefrüchte aus gehaltreichen Schriften, Anzeigen von gedruckten Predigten und wichtigen theologischen Büchern, Amtserfahrungen u. liefern, Candidaten und angehenden Predigern zur Belehrung und zum Gebrauche dienen und Beweise von der öffentlichen Thätigkeit und dem Privatfleiß der Mitarbeiter ablegen und der öffentlichen Critik unterwerfen. An diesem Plane ist nichts zu tadeln, auch das, was nicht zum Hauptzwecke des Archivs gehört, ist so ausgewählt und nimmt einen so kleinen Raum ein, daß man es gerne hier

liefert. Den ersten Theil eröffnet eine Abhandlung des Herausgebers über das Verdienst, welches sich der Stifter des Christenthums um die religiöse und sittliche Bildung der Menschheit erworben hat. Wir hätten gewünscht, daß der Anfang nicht mit einer so allgemeinen, sondern mit einer sich mehr auf den besondern Zweck des Archivs beziehenden Materie gemacht worden wäre. Es konnte doch auch hier nicht leicht etwas Neues gesagt werden. Am Ende der Abhandlung heißt es, daß sich die Fortsetzung im folgenden Theile mit der Beantwortung der Fragen beschäftigen werde: Ob und wie weit der Zweck Jesu bisher erreicht worden sey, welche Hindernisse der allgemeinen Wirksamkeit seiner Religion entgegengestanden haben und noch stehen, wie sie am sichersten gehoben werden können, welche Anforderungen deshalb die gegenwärtige Zeit und das Bedürfnis der Kirche an die christliche Religionslehrer mache? Diese Fortsetzung aber ist auch im zweyten Theile nicht erschienen und der V. entschuldigt sich damit, daß er dadurch Raum für die ihm reichlich mitgetheilte Beyträge habe gewinnen wollen, zumal da er bey der Anlegung dieses Archivs alle diejenigen Amtsbrüder, welche Kenntniß, Erfahrung, Zeit und Neigung dazu besäßen, für den angegebenen Zweck habe vereinigen wollen. Die Fragen: welche er sich noch zu beantworten vorgenommen hat, sind eigentlich nicht unter dem Titel der Abhandlung begriffen. Wir hätten sie, da sie sich nahe auf den Zweck des Archivs beziehen, zur Hauptsache gemacht und nach einer kurzen Darstellung der Verdienste Jesu um die Menschheit sogleich beantwortet. Die zweyte Abhandlung betrifft die Verpflichtung des Geistlichen, seine Predigten jedesmal selbst und sorgfältig auszuarbeiten, sie ist von D. L. Kbhler, Pastor zu Großglogau, und vom Herausgeber mit Anmerkungen begleitet. Die Abhandlung ist auch wider die Gewohnheit gerichtet, eigene ältere Predigten zu widerholen. Uebrigens werden, wie man vermuthen kann, doch Ausnahmen gestattet, wo das Benutzen fremder Predigten, das Extempo-

riten und Wiederholen erlaubt seyn soll, alle wichtige Vorwände dazu aber zurückgewiesen. Dritte Abhandlung: Ueber die Ertheilung des Religionsunterrichts in Volksschulen durch die Geistlichen, von G. Köhler, mit einer Nachschrift des Herausgebers, Daß dieß sehr nützlich und wohlthätig für die Lehrlinge und Prediger selbst seyn würde, wird wohl nicht leicht jemand leugnen. Der Ausführung aber stehen allerdings zuweilen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Uebrigens wird es doch wohl dem Geistlichen immer möglich seyn, wenigstens einen Theil des Religionsunterrichts in der Schule mit den älteren Kindern und während der Zeit, wo er keinen Religionsunterricht ertheilt, zu übernehmen. Bey dieser Abhandlung hätte jedoch auch an Länder gedacht werden müssen, wo durch Seminarier treffliche Schullehrer gebildet sind. Aus der Nachschrift erfahren wir, daß die Prediger der Glogauschen Superintendentur den einmüthigen Beschluß auf einer Synode gefaßt haben, den Religionsunterricht der Jugend selbst zu ertheilen. Es folgen viertens: Briefe über die Kirchen-Disciplin, vom Herausg. Anfangs war er wider diese Disciplin, später aber hat er sich für dieselbe entschieden und führt in diesen Briefen die Gründe und die Art, wie sie eingerichtet werden soll, an. Wir geben dem B. zwar recht und können den Eifer, mit welchem er diese Sache vertheidiget, nur rühmen. Eine Disciplin geht von selbst und nothwendig aus dem Wesen einer Gesellschaft, wie die Kirche, hervor, allein — darauf hat er keine Rücksicht genommen — sie ist ohne Kraft und Wirkung, wenn nicht die Mitglieder es für Wohlthat und Segen halten, am kirchlichen Verein Antheil zu nehmen, wenn nicht ein echter kirchlicher Geist da ist, dieser muß also vor allen Dingen wieder belebt werden. Im zweyten Theile finden sich folgende Abhandlungen und Briefe: 1) daß die Geistlichen am meisten von der innern Veredlung ihres Standes zu erwarten haben. Von Pastor Bobertag zu Lebendau in Schlesien. Dieß ist ein trefflicher Aufsatz, in welchem eine hohe, umfassende und wahre Idee der

Beredlung des geistlichen Standes aufgestellt ist. 2) Noch ein Wort über die Kirchenzucht, von Superint. Morbs in Priebus, gleichfalls für dieselbe. Der Herausgeber hat eine Nachschrift beygefügt und die Gründe des D. Bretschneider wider dieselbe widerlegt. 3) Einige Vorschläge zur Handhabung der Kirchenzucht unter den Geistlichen, von D. L. Köhler, nebst einer Nachschrift des Herausgebers. Es werden theils die Fehler und Vergehungen der Geistlichen, welche hier zu berücksichtigen sind, theils die Strafen, welche darauf gesetzt werden sollten, bestimmt. 4) Einige Briefe über protestantisches Gesangbuchswesen, von Past. Gründler in Quatz. Der B. wünscht verbesserte protestantische Gesangbücher und zwar besondere für jede Kirchenprovinz und macht Vorschläge, wie sie namentlich im Preussischen durch die Synoden und die höhern Behörden zu Stande gebracht werden sollen. Um zu bestimmen, was zu einem guten protestantischen Gesangbuche gehöre, untersucht er überhaupt die Forderungen an das geistliche Lied, zeigt die Quellen an, aus welchen das Gesangbuch geschöpft werden müsse, und die Grundsätze, nach welchen bey der Sammlung und Herausgabe desselben verfahren werden müßte. Wir haben diese Briefe mit viel Theilnehmung und Zustimmung gelesen. Ueber die vielen in diesem Archive gelieferten Predigten, Reden und Formulare Urtheile zu fällen, ist hier der Raum nicht. In den Miscellen haben wir besonders einen reinen Eifer für die Wahrheit des positiven Christenthums mit Vergnügen bemerkt. Wir wünschen diesem nützlichen Archive einen glücklichen Fortgang.

Leipzig und Darmstadt.

Wey Feyer und Leske: Friedrich Creuzer's Symbolik und Mythologie. Mit einem Heft Abbildungen zum ganzen Werk auf 60 Tafeln und mit mehreren eingedruckten Holzschnitten. 1819. Zweyte völlig umgearbeitete Ausgabe. Th. I. G. IV u. 799. II, 1006. in 8.

Unverhohlen und ungeheuchelt spricht Ref. bey der Anzeige dieses Werks den lebhaftesten Dank und die größte Verehrung gegen den Mann aus, der mit eben so edler Gesinnung

nung als rastlosem Eifer eine Wissenschaft auszubilden nicht müde wird, die er besonders zu der hohen Stufe, auf der sie steht, erhoben hat. Denn da es unbestreitbar ist, daß der Götterglaube Basis aller Mythologie und das Eingreifen religiöser Ideen in alle Verhältnisse und Lagen Hauptprincip der Mythenbildung ist: so hat doch noch Niemand diese religiösen Ideen aus der Umhüllung der Mythen aufzufinden sich mit solchem Eifer und Erfolge bestrebt als der Vf. Niemand wird nach gründlicher Lesung des Werks leugnen wollen, daß sich bey den bekannten Völkern des geschichtlichen Menschenstamms verwandte Ideen und Erkenntnisse von der Gottheit wiederfinden, die gleich den Elementen der Sprache als ein Erbe aus vorgehlicher Zeit anzusehen sind, Ideen, die sich sehr früh in bedeutungsvolle Symbole verkörpert haben, welche eine späte Zeit, jener Naturanschauung entwachsen, meist unverstanden mit einer gewissen heiligen Echeu fortpflanzte. Diese Ueberzeugung hatten im Ganzen schon mehrere frühere Gelehrte, nur daß sie, denen noch ganz der Ueberblick über eine große Anzahl von Mythologien fehlte, alles bloß auf Personen und Begebenheiten des Alten Testaments deuteten: durch Herrn Creuzer dagegen ist es zum Thema der Mythologie geworden, die Verpflanzung der Ideen und Symbole von einem Volke zum andern, und die daraus hervorgehende nähere oder entferntere Verwandtschaft der Religionen im weitesten Umkreise von Indien bis Etrurien, aufzusuchen und zu erforschen. Nach der Natur der Sache kann es nicht anders seyn, als daß in Untersuchungen, deren Gegenstand so umfassend, Vieles schwankend, unsicher, willkürlich bleibt, wie denn überhaupt in historischen und philologischen Wissenschaften nur eine freiwillige Beschränkung eine feste Sicherheit gibt: dazu kommt, daß die asiatischen Religionen noch so dunkel sind, und die griechische Mythologie eine eigne sehr verwickelte Geschichte hat, die man aufgehell't haben muß, um auf das Ursprüngliche zu kommen: kurz es sieht ein Jeder, welcher unermesslichen Arbeit, und welcher Verantwortung zugleich dieser verdienstvolle Gelehrte sich unterzogen hat, zumal in Deutschland, wo man in wissenschaftlicher Beurtheilung zwar meist gerecht aber selten billig ist, und von dem V. fordert, daß er alle Widersprüche und Collisionen, in welche

diese allgemeine Mythologie theils mit der Erklärung der ältesten griechischen Dichter, theils mit der Geschichte der griechischen Völkerstämme und womit irgend sonst noch geräth, befriedigend auflöse. Vergleicht man diese neue Auflage mit der ersten: so findet man dieselben Hauptsätze durchgeführt und den Vf. sich selbst treu: dagegen ist der Schatz vielseitiger Belehrsamkeit bedeutend angewachsen, daher der Umfang beider Bände den engern Druck eingerechnet, mehr als um das Doppelte angeschwollen ist. Wir wollen daher bey dieser Anzeige nicht bloß das erwähnen, was neu hinzugekommen, da sich Altes vom Neuen nicht einmal genau trennen läßt, sondern unsern Lesern lieber den Hauptinhalt des Ganzen mit Verweisung auf die Anzeigen in diesen Blättern 1811 St. 5 = 7. 128. 129 theils in Erinnerung bringen, theils als etwas Neues darlegen. Die ersten Capitel „Lehrbedürfnisse und Lehrart der Vorkwelt, Grammatische Grundlegung, Ideen zu einer Physik des Symbols und Mythos, von den Arten und Stufen der Symbole und Allegorien“ waren auch in der frühern Auflage dieselben, schon die Ueberschriften verrathen die Hauptidee dieser Abschnitte. Der V. stellt überall Priester „einem spracharmen Volke ohne großen Vorrath von Begriffen“ entgegen; jene können daher keine directe Mittheilung, keine Demonstration brauchen; nur das Imposante kann dieses aus dem Schummer halbthierischer Dumpfheit wecken, darum lehren die Priester durch Bilder. — Es gemahnt uns hier fast, als kämen, Missionare zu Grönländern. Aber woher schöpft der Vf. diese Ansicht? Gewiß nur aus der Analogie der Verfassungen Aegyptens und Indiens, welches rein künstliche Zustände sind, welche doch wahrscheinlich auf Unterdrückung beruhen. In Griechenland ist kaum eine Spur einer so krassen Gegenüberstellung, so wenig als im Alten Testamente, der Hauptquelle aller Religionsgeschichte. Und wann wären die Griechen ein spracharmes Volk gewesen, da gerade in dem ältesten Denkmal ihrer Sprache, bey Homer, dieselbe in einer Vollendung erscheint, gegen die die Attische in mancher Rücksicht schon verkümmert erscheint. Wer hat denn den Griechen diese feinen Unterscheidungen der Syntax, wer den weisen Gebrauch ihrer Partikeln, wer die kunstreichste aller Künste, die Sprache gelehrt, wenn nicht der eigne Genius des

Volks. Und wenn nun erwiesen wird, daß diese Vollkommenheit der Sprache, insoweit sie in den Bildungen und Flexionen sich zeigt, uralt seyn müsse, da sie dieselbe mit der ältern Schwester, dem Sanscrit, gemein hat, wo hinaus wird man sich da mit jener thierischen Dumpfheit flüchten müssen. Nun wird man freylich jene Vortreflichkeit der Sprache nicht aus Reflexion und Verstand ableiten dürfen, sondern man wird in der Aufbeziehung und organischen Fortbildung derselben eben jene instinctartige Naturthätigkeit erkennen müssen, welche überall die Schritte der ältesten Nationen leitete, und bey edelgearteten Völkern das Herrlichste hervorbrachte. Und sollte nun nicht derselbe Geist, der die Sprache fortbildete, auch die Zeichensprache für religiöse Ideen geschaffen haben, die Symbolit, indem er die beständige Analogie zwischen geistigem Thun und Naturgegenständen in Augen behielt. Nach Hr. Creuzer wählt dagegen der Priester mit Absicht, und weil er der rohen Menge nicht anders beykommen kann, Zeichen zur Versinnlichung seiner Lehren. Aber entweder müssen doch die Ideen schon in der Seele der Schauenden liegen, und bloß durch das Zeichen hervorgerufen und zur Erinnerung gebracht werden; oder der Priester bedarf neben den Zeichen eines ausdrücklichen Lehrvortrags, um den Sinn des Zeichens anzugeben: in beiden Fällen wird ein anderes Verhältniß angenommen, als welches Hr. Creuzer festzusetzen bemüht ist. Sehr ausführlich werden alsdann die Begriffe *σύμβολον* und *μῦθος* lexicalisch erörtert. *Συμβολον* ist das Zeichen einer Verbindung, das Erkennungszeichen, woraus sich das meiste Andre mit Leichtigkeit herleiten läßt; *μῦθος* ist von Ursprung jede Rede, von welcher Art sie sey. Die Spartaner nannten den Herold *μυθοαἴτης* d. i. *μυθαἴτης*. (Walckenaer Adoniaz. S. 279. was vielleicht der Vf. neben dem Kyprischen *μύθα*, Stimme, hätte anführen können; und so ist bey Homer *μῦθος* eine jede Rede, von allerley Art. Als nun aber das Wort *λόγος* die Oberhand erhielt, blieb das erste nur für die alterthümliche Rede, die Tradition aus der Vorzeit, kurz für den Mythos. Die Ideen zu einer Physik des Symbols und des Mythos sind ohne Zweifel eben so geistreich als wahr. Daß die Symbole nothwendige Ausdrucksart des Denkens und Dia-

ten's sind, daß sie zwischen Form und Wesen schwebend das Wesen oft nur dunkel andeuten u. s. w. ist nicht zu bezweifeln. Diejenigen Symbole, welche das Unausprechliche und Unendliche bezeichnen sollend alle Schranken der Form überschreiten, werden mit Recht als die mystischen genannt; man erkennt sie an der grellen Zusammensetzung, sie streifen oft in die Unform hinüber, und sind für die Kunst selten anwendbar. S. z. B. die Indischen Gottheiten. Versucht dagegen der Mensch, die Gottheit in seine Sphäre herabzuziehen, und sich zu nähern indem er sie menschlich faßt, so entsteht das plastische Symbol, in welchem Form und Idee nicht mehr im Widerspruche sind sondern im schönsten Gleichgewicht; so war es ohne Zweifel im Olympischen Jupiter des Phidias; wie leicht aber hier die Form die Oberhand gewinnt und die Idee in Vergessenheit bringt, lehrt die Geschichte jedes Bilderdienstes. Auch der Unterschied von Symbol und Allegorie ist schön entwickelt. Ein Hauptpunct scheint dem Ref., daß man von dem Symbol nie sagen kann, wer es dazu gemacht habe, weil eine nothwendige in alter Anschauung begründete Verknüpfung desselben mit seinem Gegenstande da ist; in der Allegorie dagegen waltet der Scharfsinn und Verstand eines Einzelnen. Auf die Auseinandersetzung der verwandten Beariffe, Fabel, Parabel, Aenos u. s. w. und auf den Abschnitt über die Arten und Stufen der Symbole und Allegorien kann Ref. nur im Allgemeinen verweisen, da ein Herausheben des Einzelnen der Raum nicht gestattet. Wie in dem Mythos die zwen Hauptelemente, alte Begebenheit und alter Glaube, factisches und symbolisches, sich miteinander auf die verschiedenste Weise vermischen, legt der Vf. so dar, daß man auch bei historischen Untersuchungen eben davon ausgehen muß. Nur wünscht Ref. daß es dem Verf. gefallen hätte, einmal einen Mythoskreis in diese einfachen Elemente aufzulösen, weil es immer einigermaßen willkürlich erscheint, wenn man aus einem Mythos einzelnes Symbolische herausnimmt und in einen dem Mythos selbst fremden Zusammenhang bringt, ohne vorher die Genesis desselben und alle dabey thätigen Principie nachgewiesen zu haben.

Die Fortsetzung im folg. St.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1821.

Leipzig und Darmstadt.

Fortsetzung der Anzeige von Fr. Kreuzer's Symbolik und Mythologie.

Das fünfte Capitel "Ueberblick der Glaubensformen und der wesentlichen Theile des Cultus, besonders des polytheistischen" gibt nicht eine zusammenhängende Entwicklung, sondern einzelne, oft etwas abgebrochene, Bemerkungen, wie in der ersten Ausgabe. Manches hätte hier näher begründet werden mögen. Wie wenig stimmt es mit den Sagen der Genesis, wenn von unstäter Hirtenreligion und geordnetem und gemildertem Dienst der Ackerbauer geredet wird, und in der Unterwerfung der rohen Hirtenstämme unter das agrarische Gesetz der Hauptgrund des Unterschieds esoterischer und exoterischer Erkenntniß und Lehre gesucht wird. Man kann eben so gut das Gegentheil behaupten. Am Euphrat unterwirft ein vom Kaukasus herabwandernder nomadischer Stamm, die Chaldäer, die ackerbauenden Ureinwohner, und pflanzt eine höhere Lehre auf den düstern Cultus des Bal und der Mylitta; in Griechenland verbreiten die Dorier, ein nicht ackerbauender Stamm, die Religion des Apollo, welche auf die Bildung des Hellenischen Characters unbestreitbar weit größern Einfluß hatte, als die Eleusinische Demeter. Dem Ref. scheint es,

als wenn der Ackerbau den Menschen allzusehr an die Natur bände, und wie er durch die vorgeschriebene jährlich wiederkehrende Thätigkeit die Freyheit des Handelns lähmt, so auch das religiöse Glauben vom Höhern abziehend zu sehr auf die unmittelbaren Segen verbreitenden Naturkörper und Naturkräfte hinwendete; was bey Nomaden und Jägervölkern nicht in dem Grade statt findet. So waren besonders die Aegypter ihrer Landesnatur ganz verknüpft; und das ängstliche Harren auf die Nilüberschwemmung steigerte zwar einerseits die Religiosität, aber gab ihr doch eine sehr beschränkte Richtung. Die Götter erscheinen in den agrarischen Religionen als die tiefen Quellen des Segens und Gedeihens, und die Menschen selbst betrachten sich als Theile der Natur, deren Geschick mit dem aller übrigen Naturwesen dasselbe ist. In Griechenland beruhen alle Mysterien auf dieser agrarischen Cultur, und wurden daher nothwendig von dem freyen hellenischen Leben zurückgedrängt; wie denn die eigentlichen Hellenen, die Dorer, keine Mysterien hatten und kannten. Aber wie wenig ist auf dieß Verhältniß des öffentlichen Cultus zu den Mysterien der Begriff esoterischer und exoterischer Erkenntniß anwendbar. Unter den Bemerkungen über Gebet, Opfer, Bilderdienst, Priester, wünschten wir besonders bey den letztern, daß der Vf. seine Andeutungen mehr ausgeführt hätte: denn es ist leicht einzusehen, daß auf dem Verhältniß der Priester zu den Layen ein großer Theil der Symbolik gegründet ist. Hr. Kreuzer scheint anzunehmen, daß Priester und Seher ursprünglich eins seyen, was in Italien im vollsten Sinne gilt, in Griechenland wohl nicht. Bey Homer ist die Seherkunst eine freye Gabe der Gottheit, welche z. B. ein Bruder Hectors besitzt; und die Mythologie zeigt die Mantik in Vereinigung mit allen Beschäftigungen des Lebens. Ein berühmtes Heldengeschlecht, die Amythaoniden, übt die Mantik, und von ihm stammten die Klytiaden zu Elis, und viele Akarnanische Weissager, welche später die Mantik als erbliches Gewerbe übten und sich ihr allein hingaben. Und eben so war es in der That mit dem Priesterthum. Auch dieß war lange nicht von den Beschäftigungen des Lebens getrennt, sondern jedes Ge-

schlecht, kriegerisch oder ackerbauend oder viehzucht-treibend, hatte seine dem Gewerbe angemessenen religiösen Feierlichkeiten, die nach patriarchalischem Herkommen die ältesten aus der angesehensten Linie verrichteten. Dieß bestätigten nach des Ref. Meinung Homer, viele Mythen und die Namen der späteren Priestergeschlechter selbst: und A. darf daher den Wunsch wiederholen, daß der Vf. die umgekehrte Ansicht irgendwo ausführlicher entwickelt hätte. Das sechste Capitel "Historische Uebersicht der Periclen älterer und neuerer Symbolik und Mythologie", ist besonders wichtig, weil es das Verhältniß der priesterlichen zur Homerischen Mythologie, wie es sich der Vf. denkt, deutlich darlegt. Zuerst eine Zeit der Symbolik, in welchem ein ehrwürdiger Priesterstand, wie in Aegypten, ein durch die Macht der Musik und Dichtkunst unterstütztes Lehramt über die Völker verwaltet, wo priesterliche Sänger aus dem alten Thracien hervorgingen, welches in seinem Innern Wohlstand und gebildete Verfassungen unter monarchischer Form zeige. (An dieser Kultur des eigentlichen spätern Thraciens ist noch sehr zu zweifeln, da sich gar keine Spur, nicht einmal locale Sagen, nachweisen lassen.) Dann die Zeit Homer's, in welcher Alles lebendig und zur That wird, und ein reger Bildungstrieb sich alles Bildbaren bemisstert (was wenig mit der bis zu den Perserkriegen fort-dauernden Beständigkeit und dem Beharren auf dem Ererbten in dieser noch fortwährend aristocratischen Zeit stimmt). Darauf kehrt die altionische Philosophie im Gegensatz mit der herrschenden Mythologie und jener Beweglichkeit zur Ruhe, und von leichter und freyer Dichtung zur ernstesten Symbolik zurück. (Aber sollte nicht vielmehr der Geist dieser Männer, die von empirischer Beobachtung ausgehend die Grundursache zu finden versuchen, gerade dem Geiste des religiösen Mythos entgegenstehen, der von dem Anerkenntniß des Göttlichen durchdrungen es überall in der Natur wiedererkennt?) Hierauf folgt ein Abriss von der wissenschaftlichen Mythenforschung und Mythen-deutung in den Schulen der griechischen Philosophie und in neuerer Zeit. Die ethnographische Betrachtung der Gottheiten und des Götterdienstes beginnt der Vf. mit der Re-

ligion Aegyptens, und hier stellt er nach einigen Vorerinnerungen über Quellen, über Aegyptische Priesterschaft, und die Naturbedingungen des Aegyptischen Landes in dieser neuen Ausgabe die Erzählung voraus, welche Plutarch de Iside et Osir. von Osiris Schicksalen gibt. N. möchte diese nur nicht so ernsthaft einen Mythos nennen; es ist vielmehr wohl eine artige Novelle, in der mehrere Züge des Osirismythos, mit Phöniciſchen Sagen von Adonis und Griechiſchen von Demeter auf eine ſinnreiche Weiſe vermiſcht ſind. Zuletzt ſteigt Prinz Horus auf den Thron, nachdem Typhon umſonſt ſeine ächte Abkunft conteſtirt hat, und es ſchließt wie ein Roman. — Die Erklärung des Mythos durch die Phänomene der Nilfluth und die Schilderung deſſelben iſt gewiß ſehr anſprechend; nur in einigen Stellen ſcheint einige Verwirrung obzuwalten. So S. 277. "Wenn eben die Sonne in das Zeichen des Scorpion tritt (im Monat Athyr), dann beginnt die Herbitrauer. Es iſt der zweyte Tod des Osiris. Nun liegt Aegypten bereits ganz unter den Waſſern; es naht ſich die dunkle Zeit u. ſ. w.". Aber in dieſer Zeit geht ja der Nil ſchon wieder zurück und die Herbitſaat beginnt. — S. 290 ſtellt der Vf. allgemeine Ideen über das Aegyptiſche Emanationssystem auf, nach welchen das höchſte Weſen in ſeine Eigenſchaften ſo zu ſagen zerlegt wird, und Amun die Allmacht, Phthas die Weiſheit, Osiris die Güte darſtellt. Ob ſich dieſe wohl ſo ganz mit Herodots Angaben von den verſchiedenen Göttergenerationen einigen läßt, nach denen Osiris zu den letzten und jüngſten 12, Amun, wie Com, zu den mittlern 12, und, wie zu vermuthen, die weltſchaffenden Principe Kneph und Phthas wie Men-des zu den erſten acht gehören? Nach dieſen muß nothwendig Osiris ein unteres Weſen, eine Art Vermittler ſeyn, und ſo erſcheint er denn auch in den Mythen als Landesdämon. Dann iſt es auch erklärlich, warum er in Meroe und Thebais beſonders nur als *παῖδες* des Ammon vorkommt, während in Unterägypten der Dämon, deſſen ſegensreiche Wirkung man alle Jahr verſpürte, faſt den Cultus des höhern Gottes ganz excluſiv: daher denn auch in der Mythologie die jüngſte Göttergeneration am meiſten, und

die älteste so gut wie gar nicht vorkommt. — Die Bestreitung der historisirenden Ansicht Zoëgas von Osiris-Schicksalen ist auch nach dem Urtheile der eifrigsten Freunde des großen Archäologen siegreich durchgeführt. In einem besondern Capitel handelt der Vf. von Serapis, ohne indeß die schwierige Frage zu lösen, in wiefern der Cult kappadokisch oder ägyptisch. Man könnte sich dabey beruhigen, daß unter Ptolemäus I. ein kappadokischer Cultus einer Unterweltsgottheit mit einem in Aegypten einheimischen; vorher unbedeutenden Dienst des Serapis vereinigt worden sey, wenn nicht Diogenes der Cyniker unter Alexander schon den Serapis als Gott von Sinope in Kappadokien erwähnte. (Diogen. Laert. 6, 63.) Die Schwierigkeit ist noch ungelöst. Typhon wird als das Böse in physischer und ethischer Beziehung gefaßt, daher er bald das wüste unfruchtbare Salzmeer, bald die heiße Wüste nebst ihren Glutwinden vorstelle, und darauf wird Antäos mit ihm identificirt. Aber hier leugnet Ref. gleich den ersten Satz. "Die Aegyptischen Sagen zeigen uns die Namen Typhon, Osiris, Antäos u. s. w. in einer sehr reellen Verbindung". Aber aus Pherkydes erhellt ja deutlich, daß die Sage Kyrenaisch ist, daß der Kampf des Herakles mit Antäos die Kriegsverhältnisse der Dorischen Hellenen dieser Colonie und der eingeborenen Libyer bezeichnet, welche oft zurückgetrieben stets von neuem aus der Wüste hervorbrachen, so wie Antäos von dem mythischen Heerführer Dorischer Colonien, Herakles, daniedergeworfen, doch von der Mutter Erde stets neue Kraft erhält. Wo die historische Deutung sich so deutlich aufdrängt, darf man nicht erst eine physicalische suchen. Daß man später den Mythos bald nach Mauritanien, bald nach Aegypten versetzte, und hier sogar eine Stadt Antäopolis nannte, geschah ganz nach derselben Weise, wie man den Tritonssee von Kyrene aus in immer weitere Entfernung schob: wenn aber sehr späte Schriftsteller den Herakles als einen Weihpriester, Antäos als einen Zauberer ansehen, den jener überwindet: so erkennt man darin nur die Schulen der Theurgen, welche den sublimen Unterschied zwischen höherer und gemeinerer Magie aufgebracht hatten. Aber zum Verständniß des al-

ten Kyrenaischen Mythos hilft dieß wenig. Der folgende Abschnitt über einen Gott oder Heros Candes in Cilicien und Cypern enthält merkwürdige Andeutungen, aber es schwimmt hier Alles in geheimem Dunkel. Klarer scheint mir die Sage von dem Tyrannen Busiris, welcher den Heracles opfern will. Herodot bezeichnet sie als unägyptisch, als Erfindung der Jonier (2, 45); sie muß in der Zeit entstanden seyn, als noch feindliche Verhältnisse Griechen und Aegypter entzweyten, und die ersten von den letztern noch sehr unvollkommene Vorstellungen hatten. Heracles ist hier wieder der griechische Nationalheld; Busiris (der Name des Osiris mit dem Artikel nach Champollion) ist ein Collectivname für die Aegypter. Die griechische Erfindung sieht man in allen Umständen; so kommt ein Herold als Opferschlächter vor, welches ganz Homerische Sitte ist, ägyptische sicher nicht. Herr Kreuzer erklärt Busiris mit Diodor als Osiris = Orab, und dadurch soll, was nicht recht einleuchten will, eine typhonische Macht bezeichnet werden, die Com-Heracles als Sonnenactt überwindet. Wenn in allen diesen Puncten Ref. seine Meinung von der des Vf. sondern mußte, so wird er sich dagegen in den nächst folgenden gern an die Einsichten des erfahrenen Mythologen anschließen, in welchen Thoyt als Quell der Priesterweisheit, besonders der talendarischen Wissenschaft, und darum zugleich als Sirius, weil dieser Stern vor allen als Verkünder der Nilfluth beobachtet würde, aber immer zugleich in höhern Sinne als Intelligenz der Naturgotttheit dargestellt wird. Für vollkommen wahr muß er die Behauptung halten, daß in dem Aegyptischen Religionsystem von Idealismus und Materialismus nicht geredet werden könne, sondern daß man es eher ein unentwickeltes Identitätssystem nennen möge. In der gesammten Götterlehre der Aegypter erkennt der Vf. ein System von Stufen und Unterordnungen, zu welchen auch die Menschen gehören, das Schicksal der Seele wird in ursprünglichen Abfall und Zurückführung gesetzt, und nach diesen Ideen mancher Gebrauch der Todtenbestattung erklärt. Aber wenn man sich an diese Auseinandersetzungen hält, möchte es fast schwer werden, den Unterschied des Aegyptischen von Pythagorischen und Neu-Platonischen Philosophemen anzugeben, und wir verlieren ganz die Ei-

gänthümlichkeit dieser doch himmelweit verschiedenen Ansichten. Wie die ganze Welt, Himmelsphäre, Zodiacus, Planeten, unter die Gottheiten getheilt ist: so ist es auch die gesammte Zeit; daher die alten Dynastien der Götter am Anfang der ägyptischen Geschichte, und die von Göttern abgeleiteten Cyklen. Memnon-Phamenophis wird im Ganzen als eine Sonnen-Incarnation gefast; welcher Ausdruck schwer zu verstehen, da nach dem Glauben der Orientalen das, was schon sichtbar zur Erscheinung gekommen ist, keiner Incarnation mehr bedarf: da es aber Ref. fast unmöglich ist, das Mannigfaltig, was Hr. Kreuzer von ihm aus sagt, in Begriff oder Gefühl zu vereinigen, führt er lieber eine Hauptstelle an: "Welches sind nun die Elemente dieses Mythos und" worauf haben wir zu merken? Licht und Farbe, Ton und Gesang, Wasserströme und Zeitefluß, Vogelichau und Gekeder, Freude und Leidensfeier und Grabdenkmale an der Flüsse Ufer gebaut". Leichter ist es, dem Vf. bey der Erläuterung des Thierdienstes zu folgen, und mit Recht ist der Hauptgedanke hervorgehoben, daß die Thiere zwar auch wegen specieller Nützlichkeit, aber doch besonders als der stärkste Ausdruck der Weisheit, Sicherheit und Ruhe der Natur, wegen ihres regelmäßigen, sichern und stetigen Thuns verehrt wurden, was denn auch Anfaß war, ihnen astronomische Bedeutung zu geben. Darauf folgen einige Bemerkungen über heilige Pflanzen, Tau, Sistrum u. s. w. Zuletzt eine Uebersicht des ägyptischen Göttersystems nach den verschiedenen Ordnungen. Nach Damascius, der ältre Zeugen, unter andern den Hellanikos (aber doch nicht etwa gar den Logographen?) anführt, gingen drey Kamephis, wodurch wohl drey Generationen bezeichnet werden, hintereinander aus dem ununterscheidbaren Dunkel hervor. Wir sehen nicht recht, wie dies Herr Kreuzer mit dem angeblichen Emanationssystem vereinigt, da es gerade das Gegentheil ist. Die erste Götterordnung, Kneph, Phtas, Mendes und die sog. Kabiren scheinen die ersten Principe der Weltbildung, das erste Hervorleuchten göttlicher Kraft auszudrücken, die zweyte Generation die Herrscher der gewordenen Welt, die dritte die besondern Aeußerungen der göttlichen Kraft und Milde. Zweytes Capitel. Von den Religionen Indiens. Der Vf. verbreitet sich ausführlich über die Quellen, von denen freylich manche uns kaum mehr als durch das Gerücht bekannt sind; bey Menu's Gesetzbuch wird angegeben, daß Bunsen die auffallendsten Parallelen zwi-

schen Alt-Ägyptischem und Indischem Erbrecht nachgewiesen, obgleich eine Recension von Platner (Heidelb. Jahrb. 1814 Nr. 74) vieles davon umgestoßen hat. Meistens folgt Hr. Kreuzer hier Majers Worten; die Natur des Stoffs bringt es natürlich mit sich, daß viele Hauptverhältnisse noch dunkel bleiben. So haben anerkanntermaßen die herrschenden Secten, die Shivaiten und Vishnuiten, die religiösen Mythen nach ihren Ansichten sehr modificirt, und besonders den Brahma sehr herabgewürdigt, was der Vf. S. 627 zu wenig zu beachten scheint. Drittes Capitel. Von der Medisch Persischen Religion. Auch hier sieht der Vf., wie in Aegypten, ein Amalgama eines einfachen Elementardienstes, welcher bey den alten Persern einheimisch gewesen, mit höhern metaphysischen Erkenntnissen, welche ein andrer Stamm aus Medien oder Baktrien herübergebracht und auf jenen Stamm darauf gepflanzt habe. Es kommt im Ganzen damit auf eins heraus, wenn man annimmt, daß bey den Baktern, Medern, Persern, Volkern eines Stammes, seit alter Zeit eine und dieselbe Religion herrschte, welche sich bey den bergbewohnenden Stämmen roher gestaltete, während sie in den frühcultivirten Theilen der Nation unter einer ausgebreiteten Priesterschaft sich künstlicher entwickelte. Aber die Grundansicht des Dualismus, das Halbiren der Natur in eine dunkle und helle, böse und gute Hälfte, und die Aufforderung zur Ausrottung der ersten müssen auch die Perser wohl von jeher gehabt haben. Hr. Kreuzer findet auch hier seine doppelte Menschheit, z. B. S. 692. "Garfistan, das Land der Parsi, der Lichtkinder ist es, wo jene naive Kinderreligion der Hirten zu Hause ist, die aber bald von einer höhern, gebildeteren Menschheit, die aus den Medischen und Caucasischen Höhen herabstieg, veredelt und zu einem geistigern System erhoben wurde." Es ist aber durchaus kein realer Unterschied jener naiven Hirtenreligion und dieses geistigern Systems nachgemessen; denn wenn etwa die Einigung des dualistischen Gegensatzes in Zeruane Aferene, der ewigen Zeit, bloß jenen geistigen Leuten bekannt gewesen seyn soll: so ist dieß ja gerade die Blöße dieser Religion, daß sie die beiden Principe nicht anders zu einigen vermag, als in einen holen und so wesenlosen Begriff, als diese ewige Zeit und der Aeon der Gnostiker. Die Nachrichten, welche darauf der Vf. über die Ordnungen der Geister, die Welterschöpfung, die Lebensansicht und Thätigkeit, welche jene Religion hervorbringt und befördert, aus der Zenda-

vesta vorträgt, sind gewiß einleuchtend und belehrend; darauf werden die Wunderthiere von Persepolis und andre symbolische Wesen der Persischen Fabel kurz behandelt; ausführlicher spricht der Vf. von Mitra. Mithras. Ref. bemerkt nur hier, daß Herodot von keiner Mitra redet, denn in den Worten Β: I. c. 131. καλέουσι δὲ Ἀσσύριοι τὴν Ἀφροδίτην Μύλιττα — Πέρσαι δὲ Μίτραν. erlaubt Herodots Redeweise nur *Μίτραν* als Nominativform zu nehmen, was denn sehr gut damit stimmt, daß dieselbe Gottheit in der Zendavesta *Metren* heißt. Ein schlimmeres Versehen ist es freylich, wenn Herr Creuzer S. 736 *Ἀρτέαται* aus Stephanus von Byzanz als Namen der Perser anführt, denn dieß beruht nur auf einer falschen Lesart bey Herodot 1, 125. ἐκ τοῦ πάντες ἀρτέαται. Die Gottheit Mitra: Mithras erkennt der Vf. für dem Persismus fremd und vom Euphrat eingewandert, wie auch das Orgastische in ihrem Cult am persischen Hofe gewiß der einheimischen strengern Sitte widerspricht: indessen scheint er sie, besonders gegen Ende, wieder als integrierenden Theil des Magier-systems anzusehn, in welchem sie sich doch mit der Stelle eines Hebs begnügen muß, und als Venus Urania den Planeten Venus occupirt. Dagegen hält der Vf. noch immer mit Hartnäckigkeit den Satz fest, daß Mithras von Anfang an die Sonne, die Quelle des Lichts (und doch wieder nach andern Stellen die Indifferenz zwischen Licht und Finsterniß) gewesen sey, und führt eben den Inhalt der Zendbücher und andre Monumente, woraus Andre ihn widerlegt glauben, als Beweis an. Aber welche Schlüsse mitunter! S. 744. "Mithras ist Streiter für die Sonne, also für das Licht im Kampfe mit der Finsterniß, mithin in so weit zwischen Licht und Finsterniß, folglich Mittler". In soweit wäre jeder Krieg Vermittelung, folglich Frieden. Die Identität des Argivischen Perseus mit Mithras stellt Hr. Creuzer S. 769 selbst bloß als Vermuthung auf, und es wäre daher wohl vorlaut, dagegen zu argumentiren.

II. Band 4tes Capitel. Von den Religionen des vordern Afiens. Als Hauptcharacter der Vorderasiatischen Religion, welche vom Tigris bis zum Pönicischen Meere, in Arabien und in fast ganz Kleinasien herrscht, wird gleich von Anfang die Zweyheit einer männlichen und weiblichen Naturgotttheit hervorgehoben, welche in Persischer Religion gar nicht, in der Aegyptischen nur untergeordnet erscheint. Darauf werden die einzelnen Arten und Zweige dieser Reli-

gion dargestellt. Die Phöniciſche Coſmogonie des Sanchuniatron wird mit Aegyptiſchen verglichen, im Dienſt der Mylitta in Babylon und Anaitis bey den Armeniern, der großen Göttinn in Comana, Aſtarte in Syrien, und männlich gedacht des Deus Lunus in Zela und Aphroditos zu Kypros, dieſelben Grundbegriffe nachgewieſen. Alle dieſe Culte ſtehen auf derſelben Stufe wie der Shivaismus Indiens; es herrſcht in ihnen ein wilder oft, blutiger Orgiasmus, eine ſich ſelbſt zerſtörende Wuth, eine düſtere Anſchauung der Natur, in der eine in Zeiträumen bald zeugende bald vernichtende Gottheit waltet (daher auch im Cultus die nahe Verbindung von Luſt und Tod), zugleich findet man ſie faſt überall mit einer gewiſſenloſen und habſüchtigen Prieſterherrſchaft auf der einen Seite, und einer verſunkenen Dumpfheit und kraftloſen Erſchlaffung des Volks auf der andern verbunden. Man muß fragen, ob dieſe abſcheuliche Baalsreligion bey den Semitiſchen Völkern von jeher geherrſcht habe; und nach einzelnen Spuren (Melchiſedech, Dienſt auf Kormel aus dem Alten Teſtament ſelbſt ſcheint auch dieſer Shivaſtiſche Naturdienſt eine reinere und höhere Religion (wenn man will einen Brahmaismus) verdrängt zu haben. Wegen der innern Verwandtschaft läßt der Vf. den Phrygiſchen Dienſt der Kybele und des Attis folgen, in welchem das männliche Princip ſtets als ſchwach und erſterbend gedacht wird, wobey noch die Sagen der Mariandynen und Bithynen von dem im Waſſer verſunkenen Gotte (Bormos, Hylas) erwähnt werden ſollen, die die Ideenreihe des Vf. ungeweiht beſtätigen. Darauf kehrt der Vf. zu den Syriſchen Gottheiten zurück, und hebt beſonders die Athara, Derketo, Utergatis, dea Syria zu Bambyke am Euphrat hervor mit ihren Symbolen Fißch und Taube, die beide wegen ihrer Proſificität gewählt ſind. Zu den Fiſchgöttern gehört auch der babyloniſche Prophet Dannes, und hier geht, wie öfter, geheime Weisheit aus den Abgründen des Meers hervor, der Dagon von Akkafon u. ſ. w. Die altſyriſche Königin Semiramis heißt ſelbſt die Taube, und ihre Züge ſtellen wohl nur die Verbreitung dieſes milden Naturdienſtes vor. Darauf ein Paragraph über die einzelnen Baals; ausführlicher von Thammuz, Adonis, da der Vf. und wohl mit Recht die Identität beider feſthält. Auch ſind die Grundgedanken dieſes Cultes aus den daranhängenden Mythen gewiß ſehr trefflich nachgewieſen; nur daran muß man noch immer erinnern, daß die Theilung des Adonis zwiſchen Perſephone und Aphroditis als obere und untere Hemisphäre wirklich ägyptiſcher Mythos ſeyn ſollte, da die Sonderung dieſer beiden weiblichen Weſen in dieſem Ideenkreiſe ſchwerer

lich vorkommt: so daß man hier wohl griechische Zuthat erkennen muß. Indessen solat Ref. auch hier dem Vf. auf seinen Bahnen mit aufmerksamem Antheil: bis ihm beyrn 15. S. "Apollon, Artemis, Ithyia, Hekate u. s. w. in ihrer Abkunft aus dem Orient" der Faden abreißt. Ref. leugnet es gleich vom Anfang, daß Ephesos in alten Handelsve. hältnissen mit dem Orient gestanden habe, und Ausgangspunct der Caravanen nach dem hohen Asien gewesen sey, da es in frühern Zeiten nie als ein bedeutendes Emporium vorkommt. Im Ephesischen Gottesdienste sollen sich S. 115. Medisch-Perische, Aegyptische Libyische, Scythische und Cretensische Elemente vereinigen. Welche wunderbare Zusammenlegung! Nachweisbar ist nur, daß der Ephesische Tempel von den Amazonen gegründet seyn soll, welche nach der ältesten Sage aus der Gegend von Romania vom Ithermodon kamen, (ein syrisches Heer bey Pinda: und Dienerinnen der großen Naturmutter sind, welche sie mit ihrem orgiastischen Dienst verehrten. Aber was geht nun die Ephesische Göttin die Schwester des Apollon zu Delphi und Delos im Dorisch-Cretensischen Dienst an. Um diese zu identificiren; nennt der Vf die Amazonen Hyperboreerinnen, weil die letztern das Delische Heiligthum nach alter Sage gründeten. Allein kein Hellene verwechselte weder im Local noch in der Idee die Amazonen mit den frommen und heitern Apolloverehrern, welche die Nythe Hyperboreer nannte, und damit die Heimath der Dorer und der Apollinischen Religion zugleich bezeichnete, jene die Feindinnen der Hellenischen Heroen, diese mit ihnen allen befreundet. Und alle Gründe, die für die nahe Verwandtschaft beider angeführt werden, sind nichtig. So sagt Hr. Creuzer S. 121. Callimachos lasse von Upis (einer Hyperboreerin und Hippo den ersten Tempeldienst zu Ephe is verrichten. Allein Callimachos S. 239. nennt nur die Amazone Hippo als Dienerin Zwar nennt Alexander Aetolus bey Servius Aen. 11, 532. die Ephesische Artemis Upis, aber dieser Schriftsteller hat hierin keine große Auctorität. Es erregt daher nur Vermirrung, wenn öfter, z. B. S. 151 von der Asiatischen Upis geredet wird, da doch dieser Name von den Hyperboreern abgeleitet wird, die kein Völkerer nach Asien zeh. Dann ist aber auch die Herleitung der Delischen Götter, namentlich der Eleithyia von der Asiatischen Mylitta und Alilat ohne sichere Begründung. Man muß es bey diesem Abschnitte recht bedauern, daß bey so viel schönen Andeutungen des Wahren und Rechten doch auch wieder dem Orient zu Liebe das Allerverschiedenste durcheinandergeworfen und der ganz entgegengelegte Geist des Hellenischen Apollo und des phöniciischen Baal so mißkannt worden ist. Daß Apollo's Bey-

name *Αβελιας* und sein hieroglyphisches Symbol, der Wolf, einen Lichtgott andeute, hat der Vf. evident erwiesen, aber es ist von da noch ein Schritt bis zum Sonnengott, den man nicht vorschnell machen darf. Es ist immer dann der große Zweifel noch nicht gelöst: War Apollon die Sonne, wie konnte sich ein so in die Augen fallender Begriff so ganz verlieren, daß die voralexandrinischen Dichter und Schriftsteller den Apollon als Sonnengott ganz vergessen zu haben scheinen. — Ein besonderer Abschnitt über *Abaris* enthält die richtige Idee, daß die Erzählungen von diesem Wundermanne auf Ideen des Apollinischen *Cultus* beruhn; aber wie kann die einzige Angabe eines spätern Schriftstellers "er habe seine Orakel geschrieben" das Resultat begründen, er sey eine Personification der Schrift; und durch welche künstliche und gefuchten Gedankenverbindungen soll dies S. 145 anschaulich gemacht werden. Zu ausführlichen Bemerkungen über die folgenden Abschnitte "die Cretensischen Latoiden, die Amazonen, Artemis" ist hier der Raum nicht; über die Epheßische Göttin ist wohl ziemlich Alles zusammen gebracht; ihr Dienst wird beständig mit dem Feuer- und Lichtdienste der Perser verglichen, doch ohne daß nachgewiesen wäre, daß die Perser eine ähnliche weibliche Naturgöttin irgendwo als einheimisch verehrt hätten. Denn die *Anaitis* soll doch nicht etwa ursprünglich persisch seyn? Ref. kann keine wesentliche Aehnlichkeit des Magiersystems mit dem Epheßischen Dienste finden, und wenn *Heraclit*, wie der Vf. will, aus dem letztern geschöpft hat, so hätte er *eo ipso* nach des Ref. Ansicht nicht jordaistrisch philosophirt. Doch von dem letztern wird der Vf. den versprochenen Beweis nicht vorzuenthalten, und es wäre auch hier unbescheiden durch Gegenbemerkungen vorzugreifen. — Nicht anders als *Apollo* soll auch *Heraclit* ursprünglich bey den Aegyptern als *Son*, dann bey den Phöniciern als *Melkart* verehrt und von da zu den Griechen herübergebracht worden seyn; die Ueberbringer wären dann die Phönicier des *Cadmus* zu Theben. Ref. macht nun auf den einen Umstand aufmerksam, daß *Herkules* zu Theben nicht in der geringsten Verbindung mit den *Kadmeern* steht, weder durch Genealogie noch durch Mythen, und einen ganz für sich beschlossenen *Sabelkreis* bildet. Der Vf. nimmt *Heraclit* durchaus als Sonnengott, und wird dadurch zu den wunderbarsten Deutungen geführt, wie z. B. die *Lydischen Kerkopen*, welche der *Heros* bezwingt, die verschiedenen Stände des Winter-solstitiums bezeichnen sollen; daher denn auch die schwarze Kerkope deselben (*Melampygos*). Indessen sind es doch besonders nur die *Lydischen Dichtungen* von einem Gotte, den die Hellenen *Heraclit* nannten, welche diese Deutung

leicht zulassen; auf den Dorischen und Achäischen Heros ist sie wenig anwendbar, und darum übergeht gerade diesen Herr Kreuzer sehr kurz. Mit Apollon und Herakles hat nun der Vf. zwar schon mitten in das Hellenische Alterthum geführt, doch kehrt er nun zu dem Semitischen Stamm zurück, und knüpft an die Phönicier die Carthager, in deren Religion er billigerweise Münter's Untersuchungen folgt, die der gelehrte Bischof durch handschriftliche Mittheilungen erweitert hat. Die griechische Mythologie leitet der Vf. durch einige Betrachtungen über die älteren Colonien aus dem Auslande ein, worin er indeß ohne Rücksicht auf Stamm- und Städtefagen bloß den Meinungen Herodots und anderer Historiker folgt. — Sechstes Capitel. Von der ältesten Religion der Griechen oder vom Pelasgischen Dienst auf Lemnos und Samothrake. Pelasgisch heißt dem Verf. der Cabirendienst nur deswegen, weil ihn die Pelasger aufgenommen, wie alle andre; eigentlich ist er ihm ägyptisch, und er folgt hier auch jetzt noch den Namenerklärungen von Zoëga; obgleich als ein Nachtrag auch die Erklärungen Schelling's aus dem Hebräischen nachgeliefert werden, wie man überhaupt keine Schrift in der Symbolik öfter angeführt sieht, als diese wenigen Bogen, die noch dazu in der Haupttendenz dem Vf. widersprechen. Iasion, Trophonius, die Alloiden und Molioniden werden als historische Personificationen des Ackerbaues vorgestellt, was von den ersten beiden in gewissem Sinne sehr wahr ist; bey den Alloiden beruht es bloß auf einer Etymologie; die Molioniden endlich hält Ref. für Heroen, wie andre es sind, obgleich sie, wie die Amycläischen Lydariden, mit den altpeloponnesischen Dioskuren und Kabiren zuammengedeutet, und ihr Mythos dadurch variiert wurde, wozu ein Vers des Homer wird als Aegyptisch-Phönischer Gott betrachtet, ohne daß indeß die nachweisliche Colonisirung des Dienstes in Griechenland, von Tricca am Peneus nach Epidaurus und Kyrene und Kos damit in Einklang gebracht wäre. S. 397 sagt der Vf. von Epidaurus "dort hatten die Leute drey Geschlechtsregister ihres Heilgottes". Nichts weniger, nur eins, denn das andre ist Messenisch, und ein drittes wird vom Verf. nicht angeführt. — Siebentes Capitel. Homerus und Hesiodus. In der Entwicklung der Hesiodischen Theogonie sucht der Vf. möglichst Hermann's und seine Meinungen auszuföhnen, dem er auch darin zu folgert scheint, daß die Titanen "eitle Bestrebungen der zeu-

gungselustigen Natur seyen ohne Maaß und Ordnung." Der Ref. halt eine Ansicht für weit besserdich, welche der seel. Gotger zu Berlin vortrug, nach der die Herrschaft der Titanen eine Zeit bezeichnet, in welcher strenge Naturnothwendigkeit in friedlicher Vereinigung und ruhigem Gleichgewicht aller einzelnen Mächte waltete, aber alle Freyheit und Willkühr, alle individuelle Persönlichkeit handelnder Wesen entfernt war. Im folgenden S. sucht der Vf. die Frage zu lösen, wie nach einer alten priesterlichen Zeit in Griechenland voll tiefer und bedeutsamer Mythen Homer und Hesiod mit einem so derben Anthropomorphismus auftraten konnten, und zwar dadurch, daß er auf das Erlöschen vieler alten Geschlechter und das Eintreten der Demokratie aufmerksam macht. Allein zu Homer's Zeit gab es nachweislich noch keine Demokratie, und von den altheroischen Geschlechtern war kaum eins und das andre erloschen. Es gab noch Aakiden in Epirus und in zwey Familien zu Athen, Pelopiden zu Elis, Hesliden und auf Lesbos, Meliden als Archonten in Athen und als Könige in Jonien, Aeneaden am Ida, Nachkommen von Glaukos bey den Joniern, Athamantiden in Thessalien und zu Teos, Herakliden außer dem Peloponnes auch in Rhodus, Kypseliden in Arcadien u. a. m. Darin kann man also den Grund dieser Umwälzung nicht suchen, die am Ende keine war, wenn man ermägt, daß der Geist der Homerischen Poesie überhaupt der heroisch-hellenische ist, welcher die Erscheinung des Lebens und die selbstständige Kraft als das Höchste, Letzte setzt, jener urgriechischen fern, nach welcher der Mensch sich selbst nur als Theil der Natur betrachtet. Ref. kann es daher auch nicht in sich aufnehmen, wenn Hr. Kreuzer von einem wissenschaftlichen Ignoriren älterer Theologie spricht, da die Homerische Ansicht den Grundideen der Demeterreligion so entgegensteht, daß beide sich wechselseitig nur aufheben können. Aber die Fülle des Stoffs, welchen der Vf. bearbeitet, ist so groß, daß Ref. um nicht das enge Maaß dieser Anzeigen zu überschreiten, sich in der Inhaltsanzeige der folgenden Abchnitte noch kürzer fassen muß als bisher. Ahtes Capitel. Uebersicht der griechischen Götter. Zuerst Zeus, Arcadischer, Dodonäischer, Cretensischer, in der Priesterlehre wie im Volksglauben, als Rechtsquelle und Rechtskörper, Πολλεύς, Ἐρκεύς, als himmlischer Vater, als Patriarch, ξένιος, μελίχιος, ὄρχιος, der Zeus des Phidias und Hellenische König, der Olympische und Panhelle-

nische, nach Euhemeros Systeme vergötterter Jürft. Im Ganzen sucht hier der gelehrte und geistreiche Mytholog die verschiedenen Begriffe des Zeus als Centre eines Weltens, als Radien eines Centrums vorzustellen; aber Ref. zweifelt, ob dieß vollkommen durchzuführen. Zeus ist der Hauptgott jedes Cultus. Der Naturgott Zeus, welcher bey den alten Phrygern auf dem Erasischen Ida geboren und getödtet war, der in Arcadien dem Bacchus ähnlich gebildet wurde, war wohl abzulut von dem bewußten Welt herrscher oder Achaer zu Olympia verschieden, obgleich sich auch hier ein Substrat von Naturreligion findet. Hera, unentschieden ob Herrin oder Erde, als große Naturgöttin, welche der Ehe Segen gibt, mit der Ephesischen Artemis und der Babylonischen Mylitta zusammengestellt. Indessen setzt ihr Dienst doch eine einfachere, ruhigere, kindlichere Anschauung der Natur voraus, als die letztere, daher er frey von allem Orgasmus. Bey der arawischen Herta fanden wir die bedeutende Angabe des Heusch unbesachtet, daß ein Rest derselben *Αἰχμηρα*, Zweigbitt, heißt. Poseidon, seine Ehe mit der Danaer Erinnyß, seine Symbole, besonders der Delphin. Manches würde der Vf. vielleicht noch weiter angeführt haben, wenn er ihn als Ionischen Nationalgott behandelt hätte. S. 600 Z. 25 schreibe man sich für sah. Ares wird sehr kurz behandelt; merkwürdig, daß dieser Gott im Cultus fast gar nicht vorkommt. Aphrodite wird ganz aus Phöniciern hergeleitet, was wir von der Syprischen, Knidischen, Koischen, Korinthischen, Kytherischen zugeben, nicht aber von der Dodonäischen Dione und einigen andern Diensten. Hermes ist dem Vf. phönischer Handelsgott, und doch erscheint er in der ältesten Gestalt als arcadischer Heerdegott; aber eine Geschichte dieses merkwürdigen Dienstes zu entwerfen hat der Vf. ganz veräumt; das Verschiedenste liegt hier durcheinander. Hestia ist das Centralfeuer des Himmels und der Erde, nach pythagoraischer Lehre; wenn nur überhaupt diese Idee von einem Mittelpunct der Welt sich mit der Weltkunde der vorhomerischen und homerischen Griechen vertrüge. Es scheint vielleicht eine nahe Ansicht, aber sie ist nichts desto weniger auf alte Ideen gegründet, wenn wir es als den Grundbegriff aufstellen: Hestia sey die Göttin der Ansfässigkeit. Am ausführlichsten wird Pallas Athena erörtert, wobey der Verf. von dem Dienste der Lybischen Nomaden am Tritonischen See ausgeht, in welchem die Griechen ihre Athena zu finden glaubten, dann Nitters Meinungen über die

Athena: Budeia als Buddhakult aufnimmt, darauf die Ähnlichkeit, welche die Ionier zu Sais zwischen der Localgöttinn Neith und ihrer Rationalgöttheit fanden, als ursprüngliche Einheit setzt, endlich dadurch, daß man nahe bey dem Tempel der ἈθηνᾶΣαίτης in Argolis (der wir weiß wann gebaut wurde), Mysterien der Demeter feyerte, in denen der Phallus vorkam, Pallas und Phallus in Zusammenhang bringt und eine sog. höhere Phalluslehre darin findet. In allen diesem kann Ref. dem Verf. kaum einen Schritt folgen, indem er mit einem wirklich schmerzlichen Gefühl überall Gegensätze und reale Verschiedenheit vermischt und überstrichen zu sehen glaubt. Doch leugnet Ref. nicht im geringsten, daß der vielgelehrte Vf. im Folgenden sehr eindringende und geistreiche Blicke in das Wesen des Minervencultus gethan, und besonders enthält der Abschnitt über die Ionische Minerva viel Wichtiges. (Nur über die Lage des Thessalischen Iton finden sich S. 712 sehr verworrene Vorstellungen, an denen indeß ein Irrthum Strabons Schuld ist.) Bey der Lesung des neunten Capitels "Alt-Italische Religionen" hat Ref. nur die strenge Consequenz und den festen Zusammenhang vermist, den das Etruskische Priestergebäude haben mußte und, wie wir z. B. aus der Durchführung einzelner Begriffe wissen, wirklich gehabt hat: welcher Mangel wohl darin seinen Grund hat, daß der Vf. das Eigentümliche und Characteristische minder betrachtend, nur besonders da, wo er auffallende Ähnlichkeit mit Orientalischen Symbolen findet, mit Freude verweilt. Es fehlt also noch an einer wissenschaftlichen Darstellung jenes Systems, wozu Niebuhr wichtige Andeutungen gegeben hat. Am ausführlichsten verweilt der Vf. bey Janus, weil es in der That schwer ist, die räthselvollen Andeutungen über die Natur dieses Gottes zu einem Ganzen zu vereinigen. Zum Schluß wiederholt Ref. das aufrichtige Bekenntniß, wie er mit vielen Zeitgenossen diesem Hauptwerke der mythologischen Wissenschaft die mannigfaltigste und reichste Belehrung, Anregung und Anleitung danke; Vieles daraus ist schon so Gemeingut der Zeit geworden, daß es sich ein Jeder aneignet: aber er hat in dieser Anzeige oft die entgegengesetzte Meinung mit einiger Schärfe entgegengestellt, um die Freyheit der Forschung zu wahren, die nach dem Stande dieser Wissenschaft auch nicht dem angehenden Mythologen entzogen werden darf.

R. D. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Junius 1821.

Frankfurt a. M.

Gedruckt und verlegt bey Brönnler: Reise nach Brasilien in den J. 1815-17, von Maximilian Prinzen zu Wied-Neuwied. Erster Band. 380 S. in gr. Quart, mit Vignetten und einem Atlas von Kupfern und Charten.

Das Werk eines deutschen Prinzen der als solcher das Beyspiel ohne Beyspiel gegeben, aus reinem Eifer für die Naturgeschichte eine kostbare und mühsame und gefahrvolle Reise in gar wenig bekannte Gegenden eines fernen Welttheils zu unternehmen — in ein Wunderland, dessen erste ethnographische und erste naturhistorische Kunde überhaupt dem Untersuchungsgeiste zweyer unsrer deutschen Landsleute zu verdanken ist. — Jene, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, dem wackern Büchschützen Hanns Staden von Homberg in Hessen, der sechs Jahre in Brasilien haufte, und zwar neun Monathe lang (nicht 9 Jahre wie Robertson sagte) als Gefangner der wilden Cannibalen wo ihm täglich bedeutet ward, wie er nun bald, gleich so vielen seiner Unglücksgefährten, geschlachtet und verspeiset werden sollte. — Hundert

Jahre nachher machte sich ein anderer trefflicher Deutscher, G. Marggrav ein junger Arzt aus Lieb-
stadt in Meissen, um die Zoologie und Botanik von
Brasilien verdient, der ebenfalls sechs Jahre in diesem
merkwürdigen Lande gelebt, wohin er von der Brasilischen
Societät zu Amsterdam als Astronom geschickt war, und
dann seinen vorzeitigen Tod in Angola fand.

Und nun zu dem edlen Verf. des gehaltreichen
Prachtwerkes das wir anzeigen.

Der Prinz der schon früh mit Ernst und Liebe
die Naturgeschichte betrieb und zu diesem Behuf den
Plan zu einer Reise in eine ferne Weltgegend gefaßt
hatte, hielt sich ein Jahr in Göttingen auf, wo er
sich bald und bestimmt für Brasilien entschied, und,
nachdem er erst noch im Preussischen Kriegsdienst,
worin er stand, An. 14 den Feldzug nach Paris mit-
gemacht, im folgenden Frühjahr über England nach
der Königsstadt R. de Janeiro absegelte, von wan-
nen er im Aug. 17. nach Neuwied zurückkam, und
nun erst einige Jahre der reifen Verarbeitung seiner
Tagebücher und wissenschaftlichen Bemerkungen, ver-
glichen mit den dort gesammelten naturhistorischen
Seltenheiten, widmete. Da er nicht eine Reihe von
Jahren auf seine Reise verwenden durfte, und es
ihm doch vor allem darum zu thun war, eine min-
der bekannte Strecke jenes Erdtheils zu besuchen, wo
er die Ureinwohner und die übrige dortige Schöpfung
noch im freyen Naturzustande beobachten könnte, so
wählte er zu diesem Zweck die großentheils mit dichten
Urwäldern bedeckte über anderthalbhundert Mei-
len lange Strecke an der östlichen Küste von Rio de
J. bis gen Bahia. — Jene nunmehrige Residenz, am
schönsten und sichersten Hafen in America, zählte in
der zweyten Hälfte des vorletzten Jahrhunderts nur
dritthalbtausend Einwohner, und ist jetzt eine der
volkreichsten Städte der neuen Welt, da mit dem
Könige beynähe 20,000 Europäer aus Portugal ein-
wanderten. Sie hat ihre italiänische Oper, ihre
französischen Ballettänzer u. s. w. — Aber nicht

minder auffallend und gar erfreulich ist der Contrast zwischen der vormahligen ängstlich mißtrauischen Sperre für fremde Naturforscher (wenn sie auch nur wie Banks und Solander bey ihrem kurzen Aufenthalt zu botanisiren wünschten) und der jetzigen liberalen Denkungsart der Regierung, die unserm Reisenden seine Pässe und Empfehlungsschreiben an die verschiedenen General = Capitaine mit Anweisung an die Obrigkeiten, ihm auf alle Weise behüßlich zu seyn, bereitwilligst ausfertigen ließ. — Außer dem Gehülfen die er von Neuwied mitgenommen hatte, Gärtner, Jäger u., fand er auch noch in Rio ein Paar tüchtige deutsche Naturforscher, den Botaniker Hrn. Sellow aus Berlin und den schon aus des Hrn. Oberstlieutenant von Eschwege Journal als unermüdeten Zoologen vortheilhaft bekannten Hrn. Fraenkel aus Frankfurt; welche beide den Prinzen auf einem großen Theil seiner mühsamen Untersuchungsreise begleiteten. Hier dieser 1te B. begreift den Theil derselben von Rio de Janeiro bis Villa de Belmonte, wo sich der Prinz am großen Flusse gleichen Namens in einer von wissenschaftlicher Seite bisherigen Terra incognita vierthalt Monate aufgehalten hat. Der folgende 2te der noch in diesem Jahre erscheinensoll, wird das übrige der Reisebeschreibung, zumahl die für die Völkerkunde und Naturgeschichte überaus ergiebige Excursion nach den Campos. Gerais und zu dem bisher wenig bekannt gewesenen Urstamme der sich durch geschickte Handarbeit auszeichnenden Camacans enthalten. Sehr zweckmäßig ist der Reichthum von naturhistorischen Entdeckungen und Bemerkungen zwar allgemein verständlich und bestimmt, aber nur kurz angegeben; da ihre ausführliche durch treffliche Abbildungen erläuterte Beschreibung einem besondern Werke vorbehalten bleibt. — Von dem wichtigen Ertrage der botanischen Erndte hat indeß schon das 72. St. dieser Anzeigen einen Vorschmack gegeben. — Unter der Fülle von interessanten Gegenständen, die der Prinz in einem ungesuchten aber lebendigen Vor-

wagt darstellt, sind dem Rec. namentlich zweye vor-
 züglich wichtig gewesen. Die Schilderung von den
 gedachten undurchdringlichen Urwäldern; und die von
 den entweder noch ganz rohen Ureinwohnern, den
 wilden Gentes (Tapuyas) oder weniger oder mehr
 humanisirten Indios mansos. Jenes dicke Wald-
 dungen von hochschäftigen durch die wunderbaren
 Schling-Pflanzen (Lianen oder im Portugies.
 Cipos) wildverflochtne Riesenstämme, durch welche
 sich die Reisenden ihren Pfad oft und in langen
 Schritten Schritt vor Schritt mit Netzen und Wald-
 messerbahnen mußten. Und in Betreff der wilden
 Bewohner, so gibt es wohl kaum einen andern Erd-
 theil, bey dessen eingebornem Stammvolke, man die
 mannichley Stufen von Cultur so besammeln kann
 als in der von dem Verf. bereisten östlichen
 Gegend von Brasilien. Von erstern statt aller die
 Caribalen, die Botocudos, deren bey Gelegen-
 heit eines Schedels derselben, womit der Prinz die
 Blumenbachische Sammlung bereichert hat, in diesen
 Anzeigen (1818 S. 1114) und ausführlicher im
 neuesten Bande der Societäts-Commentationen (Class.
 phys. S. 171) gedacht worden. Aber das Men-
 schengefühl empört sich bey den schaudervollen Mit-
 teln welche sich die benachbarten europäischen Pflanzler
 am Rio Doce in ihrem Ausrottungskriege gegen jene
 Wilde erlauben dürfen. Da verstehen die Portugieser
 am Rio grande del Belmonte ihren eignen Vor-
 theil besser, die sich durch ihr Betragen in friedlichen
 Verkehre mit denselben gesetzt, Tagelang in den fin-
 stern Wäldern mit ihnen auf die Jagd gehen, und
 in ihren Hütten sicher schlafen. — Die schon mehr
 civilisirten Indianerstämme haben sich zum Theil mit
 den Negern vermischt; sind zum Theil Pflanzler,
 theils dienen sie als Soldaten gegen ihre noch wilden
 Stammverwandten. — Ueberhaupt enthält schon die-
 ser erste Band eine Menge von wichtigen Bemerkun-
 gen und respekt. Berichtigungen zur physischen Cha-

racteristik der Brasilianer, worüber die sonstigen Angaben oft so ganz widersprechend waren. So zur Warnung daß man auch in diesem Felde der Naturgeschichte das *nimum ne crede colori* nicht übersehen darf. Da finden sich Brasilianer die schon in der Jugend dunkelbraun sind; andre röthlich- und gelbbraun; und hinwiederum einzelne beynähe so weiß als Portugiesen. — Ueber die weiland mit so arger Unkunde behauptete natürliche Bartlosigkeit der americanischen Race, Freylich bildet der Bart bey den meisten Botocuben nur einen dünnen Kranz um den Mund herum und hängt unter dem Kinne nur etwa 3 Zoll lang nieder. — Eben so über die noch neuerlich von unsern Sophisten verschriene Kraftlosigkeit jener Race; wozegen hier die unermüdbare ausdauernde Muskelkraft der Brasilischen Wilden erwiesen wird. — Dieß nur wenig aus vielem vom innern Gehalte des Werks. Wie sehr auch die äußere Ausstattung dem unternehmenden Verleger zur Ehre gereicht, ist allgemein anerkannt. Die schönen von Meisterhänden gestochnen Kupfer (— wovon der Rec. en gouache ausgemahlte Blätter gesehen hat, die zu den gelungensten Kunstwerken dieser Art gehören —) sind eine sehr wesentliche instructive Zierde des Werks; da sie die Scenery jenes Wunderlandes mit einer vorher noch nie so erreichten Lebendigkeit und Treue darstellen. Denn der wahre Künstler Dietrich de Bry mußte sich lediglich nach den kleinen Holzschnitten in des Anatomen Dryander's Ausgabe von Hanns Staden richten; und der talentreiche Franz Post, den der Gouverneur Moriz von Nassau mit nach Brasilien genommen hatte, sich fast bloß auf Prospective der angelegten Städte u. beschränken.

Drford.

Actuum Apostolorum et Epistolarum tam catholicarum quam Paulinarum versio Syriaca Philoxeniana ex cod. MS. Ridlei-

and nunc primum edita. cum interpretat,
 et annotationibus Josephi White S. T. P.—
 Tomus II epistolas Paulinas complectens. 399
 S. gr. Quart.

Die Beendigung dieses wichtigen Werks, dessen erster Theil 1778, der zweyte in zwey Abtheilungen 1799 und 1803 erschienen und zu ihrer Zeit angezigt sind, dürfen unsre Blätter nicht unerwähnt lassen. Auch dieser Theil hat alle Eigenschaften mit seinem Vorgänger gemein, und der Fleiß und die Genauigkeit des Herausgebers sind sich gleich geblieben, wie die vielen Berichtigungen zum Wetstein beweisen. Nur bey 1. Cor. 7, 39. hätten wir den Ausdruck, *ut somniat*. Wetst. weggerünscht, zumal da das Versehen nur darin besteht, daß er den Obelus als vor dem folgenden Worte stehend angegeben hat. Bekannt ist es schon, daß der Schreiber der Riddl. Handschrift mehrmals Worte und Sätze ausläßt, die H. Wh. im Texte, jedoch in Klammern, ergänzt. So fehlt: z. B. 1 Cor. 9, 10. der ganze Vers, ohne Zweifel wegen des Homoioteleton $\mu\iota\omega\delta\iota$, Cap. 13, 7. die Uebersetzung der Worte $\pi\alpha\upsilon\tau\alpha\ \pi\iota\sigma\tau\acute{\epsilon}\nu\epsilon\iota$, $\pi\alpha\upsilon\tau\alpha\ \epsilon\lambda\pi\iota\zeta\epsilon\iota$. wo auch Wetsteins Angabe unrichtig ist. Diese Auslassung hat der Herausgeber nicht ergänzt. Ephes. 4, 32 hat die Handschrift für $\epsilon\alpha\upsilon\tau\omega\upsilon$ $\sigma\omicron\iota\delta$ $\epsilon\alpha\sigma\iota$, indem der Uebersetzer das Wort in der dritten Person nahm. H. Wh. hat in dem Ausdruck $\epsilon\alpha\upsilon\tau\omega\upsilon$ $\sigma\omicron\delta\alpha\iota$ gesetzt, in der Anmerkung jedoch dieses als eine Uebereilung zurückgenommen. Bereicherungen des syrischen Wörterbuchs hat Rec. in diesem Theile nicht gefunden, außer etwa ܠܘܥܘܠܘܐ adiutor, das in einer Randnote Röm. 12, 8. vorkommt. Durch die Vollendung dieses Werks hat sich der berühmte Verf. auch um die Critik des N. T. ein bleibendes Verdienst erworben.

C a s s e l.

1821. Wir haben die erste Lieferung von VI Blättern in klein Folio unter dem Titel: Kirchen, Paläste und Klöster in Italien vor uns liegen. T. I. Der Verfasser ist der Herr Julius Eugen Kuhl, jüngster Sohn des bekannten und berühmten Bildhauers und Professors Kuhl zu Cassel und Bruder des geschickten Historien-Malers Ludwig. Die Blätter sind bloß im Umriss, gut gewählt und mit einer leichten Nadel radirt. Das erste Blatt, welches als Titel dienet, enthält mehrere zusammengestellte Sachen, die eine gute Wirkung machen, ohne dabey überladen zu seyn, eine Ara, mit Adlers- und Jupiterammons-Köpfen, eine andere, die durch vier Sphynx getragen wird, eine Fontaine und mehrere Ornamente nach Antiken genommen. II. S. Giorgio in Velabro und Bogen der Goldschmiede zu Rom. Dieser Bogen von weißem Marmor wurde von den Kaufleuten und Geldwechslern Argentarii, die weder Goldschmiede noch Silberarbeiter waren, dem Septimius Severus, seinem Sohn und der Kaiserinn Julia zu Ehren errichtet. Ein Theil davon ist aber in der Kirche des Heil. Georg verbauct. Von diesem Bogen hat man eine sehr schöne perspectivische Abbildung von D. Cunego gestochen nach E. Cleriseau. Hof der Canzley zu Rom. Dieser Pallast ob er zwar nicht ganz frey von einigen Fehlern ist, hat in der Haupt-Façade etwas Majestätisches und einen sehr imponirenden Anblick. Der große viereckige Hof, welcher aus zwey schönen Porticis bestehet, einer auf dem anderen, mit Bogen die auf dorischen Säulen ruhen, und darauf Corinthische Pilaster. Der Gesichtspunct, den der Verf. gewählt hat, konnte nicht besser seyn. IV. Hof der Kirche ss. Apostoli zu Rom. Diese Kirche ist ein modernisirtes Werk von Carlo Rainaldi, ist aber darin nicht ganz glücklich gewesen, so daß ein Theil des

Portico von Carlo-Fontana ist erneuert worden, ohnerachtet man gestehen muß, daß der Hof mit dem schönen Ionischen Portico einen grandiosen Anblick gibt. V. Vestibül eines Gebäudes in der Via Sistina zu Rom. Die Italiäner haben vor allen übrigen Nationen im Vestibül und in Treppen einen Vorzug. Dieser ist im simpeln und schönen Geschmack. Von beiden Seiten zwey gleiche Treppen. Die zur Linken des Zuschauers führt weiter zu den obern Stockwerken, und ist bey dem ersten Ruhepunkt mit einer Statue geziert. Die zu der Rechten führt durch einen Korridor oder Loggia in mehrere Zimmer und nach dem Hof und Garten. Zwischen den beyden Treppen in einer viereckigten Vertiefung, also mitten am Ende des Vestibüls, ist ein länglicher Sarcophag als Fontaine, worauf eine Nymphe sanft schläft. Aus vier Löwenköpfen strömt das Wasser in einen Behälter heraus, der mit dem Fußboden gleich ist. Das ganze Gewölbe ruhet auf Pfeilern, die eine geschmackvolle Corniche haben. Auch auf den Lehnen der Treppen sind zwey Capitäle, die als Ornament dienen. VI. S. Feliciano zu Fuligno. In einem sehr simpeln aber grandiosen Geschmack ist die Fagade dieser Kirche erbauet. Sie bestand aus einem großen Viereck, durch eine kleine Corniche in zwey Theile getheilt. In der Mitte hat die Thür mehrere Säulen von verschiedenen Formen und einen halben zirkelförmigen Bogen. In der Lunette, die der Bogen bildet, befinden sich mehre Reliefs. Die Oberhälfte des großen Quadrats wird durch zwey Pilaster in drey Theile getheilt. In der Mitte eine große Rose als Fenster. Auf der untersten Corniche ruhen vier Greife, und an beiden Seiten der Treppe zwey liegende Löwen. An einem alten Gebäude, das daran stößt, sieht man Fenster mit etwas spizen Bögen. Wir sehen mit Vergnügen der Fortsetzung dieses Werkes entgegen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 21. Junius 1821.

P a r i s .

Mémoires Historiques, Politiques et Littéraires sur le royaume de Naples; par Mr le Comte Gregoire Orloff, Senateur de l'Empire de Russie; Publiés avec des Notes et additions par Mr Amaury Duval, Membre de l'Institut Royal de France. T. I. 474 S. T. II. 490 S. 8. 1819.

In den Jahren 1816 und 1817 hielt sich der Hr. Graf Orloff in Neapel auf; das Land und das Volk interessirten ihn; er schrieb die hier vorliegenden Memoiren; zunächst nicht um sie herauszugeben; als er jedoch sein Manuscript in Paris Hr. Duval zeigte, entschloß er sich dazu, und übertrug diesem das Geschäft. Sie erstrecken sich indeß nicht bloß über die Geschichte, sondern auch über die Staatsverwaltung und Litteratur. Diese beiden Abschnitte sind noch zurück; die beiden hier anzuzeigenden Bände umfassen nur die Geschichte. Daß ein russischer Großer auf seinen Reisen, statt sich den Zerstreuungen der Welt und der Höfe hinzugeben, lieber den ernstesten Studien der Geschichte und der Einrichtungen eines fremden

Volks lebt, ist schon an sich eine große Empfehlung; noch mehr aber steigt die Achtung, wenn sich in jener Schrift ein so gebildeter, vorurtheilsfreyer und liberaler Geist ausspricht, als es in der gegenwärtigen der Fall ist. Erhöht ist der Werth derselben durch mehrere zum Theil ausführliche Noten des Herausgebers, der auch in früheren Jahren in Neapel sich aufhielt. Das Werk des Hrn. Grafen umfaßt die gesammte Neapolitanische Geschichte, und ist zunächst für seine Landsleute geschrieben, denen es noch gänzlich daran fehlt; sie soll diesen eine Uebersicht von dem Staate geben, dem es gewidmet ist. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, wird man daher hier keine neue Forschungen über die frühere Geschichte dieses Reichs erwarten, es ist eine mit Geist und Critik geschriebene Erzählung nach den besten vorhandenen Quellen. Was aber diesen Memoirs einen eigenthümlichen historischen Werth gibt, ist die Fortführung derselben bis auf die neuesten Zeiten; die Wiederherstellung des Throns der Bourbons, nach dem Fall der Bonapartistischen Dynastie; auch diese mit oft ausführlichen Noten des Herausgebers begleitet. Ein Mann der, wie der Verf., in den ersten Circeln lebte, hatte wenigstens mehr wie ein andrer Gelegenheit, über manche Sachen und Personen ein zuverlässiges Urtheil zu fällen. Wir glauben daher auch dem Wunsche mehrerer Leser zu entsprechen, wenn wir unsere Anzeige des ersten Theils, auf jenes allgemeine Urtheil beschränken, und dagegen aus der Geschichte der neuesten Zeit einiges ausheben. Unbemerket jedoch können wir es in Beziehung auf jene frühere Periode, in der Neapel zwey Jahrhunderte hindurch spanische Provinz war, nicht lassen, daß der Vf. die Verwaltung der einzelnen Vicekönige durchgeht; und jede derselben treffend characterisirt. Aus einer Handschrift, die der Bischof von Tarent besitzt, wird hier unter andern das Verzeichniß der Summen angegeben, welche die spanischen Könige von

Carl V. bis Philipp IV. bloß an außerordentlichen Gaben (dons gratuits) aus dem Lande zogen; nicht weniger als 135 Millionen Scudi. Dazu eine verkehrte Staatswirthschaft, häufige Seuchen und Erdbeben, selten unterbrochne Kriege! Darf man sich wundern, wenn das schönste Land von Europa, und selbst unter ausgezeichneten Vizekönigen, deren mehrere hingefandt wurden, fast zur Einöde ward? — Doch wir kommen auf die Regierung des jetzigen Königs, und der Einfluß habenden Personen. Die Minderjährigkeit des Königs, dem der Vater, wie er zum spanischen Throne gelangte, 1759, als achtjährigen Knaben die Regierung überließ, und dessen Bildung einem höchst beschränkten und ganz unwissenden Mann übertragen ward, dem Prinzen Candiano, führte eine Ministerregierung herbei, die des Marquis Tanucci. Er war ganz dem spanischen Cabinet ergeben, mit dem er in dem genauesten Briefwechsel stand, wovon am 20. Nov. 1767 die Vertreibung der Jesuiten aus dem Reich die Folge war. Im folgenden Jahr vermählte sich der König mit Marie Caroline von Oesterreich, der Tochter von Maria Theresia. Von diesem Zeitpunkt an, hörte der Einfluß des spanischen Cabinets auf; der von Oesterreich und England begann. Im Heyrathscontract war bestimmt, daß sofort nach der Geburt des ersten Sohns die junge Königin Sitz und Stimme im Staatsrath hätte. Dieß geschah, Tanucci sah zu spät den begangnen Fehler ein, dieß zuzugeben; im Jahr 1777 ward er verabschiedet. Sein Andenken ist noch in Achtung; er war ein ausgezeichnete Mann, und hatte dem Staat nützliche Dienste geleistet; besonders in Beziehung auf die Verhältnisse gegen Rom. Von jetzt an war die Macht und der Credit der Königin unerschütterlich gegründet. Man empfand das Bedürfnis einer Marine gegen die Barbaren; der Engländer Acton, bisher in Dienst von Toscana, ward Marine-Minister. Er beging

den Fehler Linienschiffe und Fregatten zu bauen, die dem Staat enorme Summen kosteten, statt kleiner Kriegsschiffe, deren man bedurft hätte. Der Credit gleichwohl von Acton stieg. Er wurde Kriegsminister und General, da eine neue Armee gebildet werden sollte; und nach dem Abgang von Caraccioli auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Die Stellen bey dem Civil und bey der Armee wurden meist Fremden gegeben. Daher das Mißvergnügen und der Haß gegen die Königin und gegen den Minister; der König allein blieb beliebt; wenn nicht bey den Großen, doch bey dem Volke. So war die Stimmung als die französische Revolution ausbrach. Die Königin und Acton waren ihre heftigsten Gegner; die Gährung und das Mißtrauen nahm zu; und die Folge davon war 1796 die Errichtung einer Staats-Junta, oder Staats-Tribunals; dessen Vorsitz der blutdürstige Banni, und sein Gehülfe Guibaldini wurden. Alle Kerker füllten sich nun mit Gefangnen zu Tausenden; die Banni vier Jahre schmachten ließ, ohne sie nur zu verhören. Das Geschrey ward endlich so laut, daß man das Tribunal aufheben mußte. Banni entging seiner Strafe nicht. Er hat sich aus Verzweiflung selbst entleibt. Die Geldverlegenheiten aus der verkehrten Staatswirthschaft und den Rüstungen hervorgehend, verursachten neue Mißgriffe. Neapel hatte damals sieben Banken, die als Institute des Publicums des vollen Zutrauens genossen. Sie wurden in Hofbanken verwandelt; Pensionen und Zahlungen auf sie angewiesen; Anleihen gemacht; Papiergeld ausgegeben, das bald auf ein Drittel seines Nominalwerths fiel. Eine Armee von 60 bis 70000 Mann ward ausgerüstet; Kirchen und Privatpersonen mußten ihre Silbergeräthe und Kostbarkeiten gegen Papier hergeben, und von allem Grundeigenthum ward außerdem ein Zehnte gefordert. So war die Lage der Dinge als Nelson seinen Sieg bey Abukir erfocht. Man glaubte nun

den rechten Zeitpunkt zum Losbrechen gefunden zu haben, es fehlte nur an einem Feldherrn. Man erhielt von Oesterreich den General Mack. Der Erfolg ist bekannt. Championnet rückte gegen die Hauptstadt vor; der Hof, 20 Millionen Ducaten und alle Kostbarkeiten mit sich nehmend; flüchtete nach Palermo; die Schiffe und Kanonenböden wurden verbrannt; wenige Stunden verzehrten vor den Augen des erstaunten Volks die Früchte der ihnen abgepressten Abgaben. Am 22. Januar 1799 wurden die Franzosen Herr von Neapel. Eine provisorische Regierung, und eine sogenannte Parthenopeische Republik, (welche jedoch, so viel wir wissen, von dem damaligen Directorium nie förmlich anerkannt ist) ward errichtet. Aber die Schritte dieser Regierung, besonders in Beziehung auf die Religion, und die französischen Geldforderungen verschafften bald dem Hofe eine zahlreiche Parthey. Er benutzte dieß geschickt; indem er den Cardinal Ruffo nach Calabrien sandte, der hier die Gegenrevolution anfang. Man hatte in ihm den rechten Mann gefunden; er brachte ein Räuberheer zusammen, und konnte, da die Franzosen unter Macdonald, dem Nachfolger von Championnet, bey den Siegen der Allirten in der Lombardey aus Neapel, bis auf die Besatzung zweyer Castele, abziehen mußten, bald bis nach der Hauptstadt vordringen. Nun folgten hier, da auch der wüthende Pöbel aufstand, jene Greuelscenen; und bald noch die empörendere, da die Königin, Nelson und die Hamilton die schon abgeschlossene Capitulation der Patrioten im Fort Castell' a mare brachen, und sie haufenweise aufs Blutgerüst schleppen ließen. Mit gerechtem Abscheu spricht der Verf. von dieser That, und der Herausgeber gibt von den vorzüglichsten dieser Männer, einem Cirillo, Don Mario Pagano, Pasquale Vassì u. a. genauere Nachrichten, deren Zuverlässigkeit auch der Rec. der die meisten derselben in einer früheren Periode, wo noch von keinem Staats-

umwälzungen die Rede war, gekannt hat, bezeugen kann. In wenigen Tagen, sagt der Vf., verlor Neapel was es an Männern besaß, die durch Einsichten, Talente und Tugenden, sich auszeichneten. Der Hof kam zurück; (August 1799) jedoch um diese Zeit fing der Credit von dem Minister Acton an zu sinken; während der des Ritters Medici, eines Liberalen und aufgeklärten Mannes, der Finanzminister wurde, stieg. Man schloß einen Frieden mit Frankreich; allein die Reise der Königin 1805 nach Wien hatte den Beytritt zu der neuen Coalition, aber auch bald bey dem unglücklichen Gang des Kriegs die zweyte Flucht des Hofes nach Palermo zur Folge; da Napoleon erklärte, die Dynastie der Bourbons in Neapel habe aufgehört zu regieren. Es folgte die kurze Regierung von Joseph Bonaparte. Er überließ sie, seinen Vergnügungen lebend, seinen Ministern Salicetti und Rüdiger. Der erste, als Polizeyminister, lud durch die Mittel deren er sich bediente und seine Grausamkeit den Haß der Nation auf sich, und auf seinen Herrn. Es ist bekannt, daß man es versuchte ihn mit seinem Hause in die Luft zu sprengen. Die Verwaltung von Rüdiger wäre nicht zu tadeln gewesen, hätte er durch sein rauhes Benehmen sich nicht verhaßt gemacht. Nun kam im Jahr 1808 Joachim Murat. Er war so thätig als Joseph indolent gewesen war. Aber statt seinem Staate gute Geseze und eine gute Verfassung zu geben, wollte er unumschränkt herrschen. Es ward eine Soldatenregierung. Seine Garden, denen in der Hauptstadt Alles gestattet ward, glichen einem Janitscharen-corps. Eine Hauptsache war die Ausrottung der Räuber, besonders in den Abbruzzos. Dieß Geschäft ward dem General Manchès übertragen. Binnen drey Monaten führte er es aus; streng aber gerecht. Nach seiner zweyten Vermählung trat Napoleon in einen Briefwechsel mit der Königin Caroline in Sicilien. Diese Annäherung machte Murat mißtrauisch. Alle

Franzosen in Neapel wurden ihm verdächtig. Die meisten mußten fort, oder sich naturalisiren lassen, wenn sie bleiben wollten. Sein nachmaliger Wankelmuth, der ihm den Untergang zuzog, ist bekannt. Seine Gemahlin zeigte zur Zeit des Falls ihres Thrones mehr Festigkeit und Geistesgröße wie er. Künste und Wissenschaften wurden von ihr begünstigt; besonders auch die Ausgrabungen zu Pompeji. Ueber die Carbonari finden wir hier folgende Nachrichten. Es ist nicht sowohl eine geheime Gesellschaft, als eine Secte, die seit 1812 durch die Emissarien der Königin Caroline von Sicilien aus gegründet ward, die Herrschaft von Murat zu stürzen. Kein Wunder also, daß schon Murat ihr Verfolger ward. Aber im Jahr 1813 spaltete sie sich in die Secte der Carbonari und Calderari, die sich einander auf das bitterste haßten. Nach der Wiederherstellung Ferdinands ließ man sie anfangs unbeachtet; bis Canosa Polizeyminister ward. Dieser, der die Carbonari für Feinde des Throns ansah, ergriff folgendes Mittel. Er ließ Listen von allen Räubern und Banditen machen, und bildete aus diesen eine neue Gesellschaft, von der er selber der Chef ward, und in welcher auch die Calderari aufgenommen wurden. Er nannte sie Calderari di Contrapeso. Sie mußten blinden Gehorsam und Ausrottung der Carbonari und Freymaurer schwören. Er theilte sie in Curien, und ließ 20000 Flinten unter sie vertheilen. Das geschah ohne Wissen des Königs; Canosa wurde dafür abgesetzt und exilirt; die beiden Secten ständen aber noch einander gegenüber. Gegen die Räuberbande ergriff der Hof das Mittel die Hauptbände unter dem Befehl der drey Gebrüder Bardarelli in seine Dienste zu nehmen, und sie zu der Ausrottung der übrigen zu gebrauchen. — Seit der Wiederherstellung sollen für die Verfassung und Verwaltung viele nützliche Entwürfe gemacht seyn; der Verf. zweifelt nur an der Ausführung. Jn.

D o r p a t.

Mit J. C. Schönemanns Lettern ist dem Lections-
verzeichnis der hiesigen Kais. russ. Universität am 15.
Jan. 1820 recensio XXX. numerorum veterum
graecorum argenteorum, qui in Museum academi-
cum nuper illati sunt vom Ritter von Morgen-
stern vorgefetzt worden. In Folio S. X. und 6. Der
Livische, um Staat und Wissenschaft sehr verdiente Ritter
Otto Magnus von Richter schenkte 103 Münzen aus
dem Nachlasse seines im Aug. 1816 auf einer orientaf.
Reise zu Smyrna verstorbenen Sohns Otto von Richter
dem Dorpatschen Univ. Museum: 7 sind golden und
bronzen, 33 silberne, 67 erzene, fast alle griechische. Von
ihnen werden hier 30 beschrieben, wie schon mit den 173 im
J. 1817 geschah. Vgl. Gött. gel. Anz. 1819 St. 28.
Das Ecthel des gelehrten und scharffsinigen Verf. Führer
war, ist zu loben. Auf die Münzen der griechischen Städte
folgen 7 Königl. Wir hoffen, daß die Fortsetzung das
übrige umfassen werde, denn es ist unstreitig sehr zweckmä-
ßig, daß dem Publicum die litterarischen und Kunstschätze
bekannt werden, welche die Universität besitzt. Möge da-
durch die edle Freygebigkeit patriotischgesinnter Mitbürger
erweckt werden.

K o p p e n h a g e n.

Almindeligt Litteraturlexicon for Danemark,
Norge og Island eller Fortegnelse over danske,
norske, og islandske, saavel afdøde som nu leven-
de Forfattere, med Anførelse af deres vigtigste
Løvnets- Omstaendigheder og Liste over deres
Skrifter. Ved. R. Nyerup og J. E. Kraft.
1820. 692 S. in 4. Dem Litterator zeigen wir das
Daseyn dieses fleißig gearbeiteten Werks mit dem Wün-
sche an, daß jede Nation für ein solches alphabetisches
Verzeichniß ihrer Gelehrten und deren Schriften sor-
gen möchte. Nachträge und Berichtigungen liegen außer
den Gränzen unsrer Blätter.

— . —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 23. Junius 1821.

London.

Bei W. Faden, Königl. Geographen: An account of the Operations carried on for accomplishing a trigonometrical Survey of England and Wales, from the commencement in the year 1784 etc. begun under the Direction of the Royal Society and continued by order of the honorable board of ordnance, first published in and now revised from the philosophical Transactions by Capt. William Mudge F. R. S. and Mr. Isaac Dalby. Vol. I. 432 Quartf. 22 Kupfert. 1799. Vol. II. 128 S. 7 Kupfert. 1801. Vol. III. 382 S. 14 Kupfert. 1811.

Die häufigen Nachfragen der Geographen nach dem vollständigen Detail der in England und dem Fürstenthum Wallis seit 1784 von dem General Roy angefangenen, und in der Folge von den Hrn. Williams, Mudge, Dalby und Capit. Thom. Colby, bis zum Jahr 1800 fortgesetzten geographischen Messungen, haben den Geographen William Faden veranlaßt, auf seine eigene Kosten alle hieher gehörigen theils in den Philosophical Transact. vorkom-

menden, theils sonst bekannt gewordenen Arbeiten zusammen drucken zu lassen, und sie in den drey angeführten Bänden dem Publicum mitzutheilen. Er erhielt von der Königl. Societät nicht allein die Erlaubniß jene Aufsätze in den Phil. Tr. zu seinem Zweck zu benutzen, sondern es wurden ihm auch die dahin einschlägenden Kupferplatten, und andere Hülfsmittel zum Gebrauche mitgetheilt, deren Redaction denn die Hrn. Herausgeber Mudge und Dalby übernommen haben. Der erste Band begreift in sich 1) die von dem General Roy vorgenommene bekannte Messung der Grundlinie auf Hounslowheath im Jahre 1784, aus den Philos. Tr. 1785. und 2) desselben trigonometrische Operationen in den Jahren 1787 und 1788 aus den Ph. Tr. 1790. 3) Die in den Jahren 1791 - 1794 unter der Ordre des Herzogs von Richmond unternommenen Messungen. Die oben angeführte Grundlinie war anfänglich von dem General Roy nur mit hölzernen Stäben gemessen worden. Bey der Fortsetzung dieses Geschäfts schien es jedoch, daß die plötzlichen und unregelmäßigen Veränderungen, welche solche Stäbe von Feuchtigkeiten und andern Ursachen erleiden, in dieser Messung nicht den erwünschten Grad der Genauigkeit verstatten möchten, so vollkommen auch die Einrichtung dieser Stäbe, und das mit denselben befolgte Verfahren seyn mochte, und man entschloß sich daher, diese Grundlinie noch einmahl und zwar mit gläsernen von Ramsden in einer sehr großen Vollkommenheit gefertigten Stäben, so wie auch mit einer stählernen besonders von ihm eingerichteten Kette zu messen. Wenn gleich diese Messungen sehr gut mit einander übereinstimmten, so hielt man es doch für nöthig, die Messung mit der Kette noch einmahl vorzunehmen, welche Operation denn in dieser 3ten Abhandlung ausführlich mit allen dabey befolgten Vorsichten und Correctionen beschrieben wird. Sodann ertheilt sie das Detail von allen aufgenommenen Winkeln

des Dreieckennetzes, den daraus berechneten Seiten, Distanzen vom Meridian und andern Bestimmungen, woraus die geographischen Längen und Breiten der Winkelpuncte jenes Netzes auf die bekannte Weise abgeleitet werden. Beschreibung des zu diesen Messungen angewandten Transit = Instruments und Theodolits, welche beide Werkzeuge von Ramsden in einer sehr großen Vollkommenheit verfertigt worden, und hier auf großen Kupfertafeln nach dem kleinsten Detail in Aufrissen und Profilen mitgetheilt werden. 4) Trigonometrische Aufnahme in den Jahren 1795 und 1796. Unter andern auch beobachtete Erhöhungen und Vertiefungen, terrestrische Refractionen u. d. gl. Zweyter Band. Enthält 1) die Triangulirungen von 1797 = 1799 und die daraus abgeleiteten geographischen Längen und Breiten. Messungen von einigen andern Grundlinien, insbesondere in Rücksicht auf die Verifikation der vorhergegangenen Bestimmungen. Von allen einzelnen Triangulirungen sind zur bessern Uebersicht Netze nach einem verjüngten Maasstabe mitgetheilt. 2) Will. Mudge's account of the measurement of an arc of the Meridian extending from Dunnose in the Isle of Wight to Clifton in Yorkshire in course of the operations carried on for the trigonometrical survey of England in the Years 1800 = 1802. Aus den Philos. Trans. 1803. Dritter Band. - Enthält die Messungen von 1800 = 1809, von den Hrn. Mudge und Colby. Alle in England und Wales aufgenommene Dreiecke sind dann zuletzt auf einer Generalcharte in ihrer Verbindung zur Uebersicht mitgetheilt; nach einem Maasstabe auf dem 60 englische Meilen 2 englischen Zollen gleich sind. Auf dieser Charte sind denn auch die Dreiecke zu sehen, wodurch die trigonometrische Aufnahme von England mit derjenigen von Frankreich in Verbindung gesetzt ist.

L e i p z i g.

Bey Nummer: Beyträge zur Hydrographie der größern Oceane, als Erläuterungen zu einer Charte des ganzen Erdkreises nach Mercators Projection von K. I. von Krusenstern, Capit. der Russisch Kaiserl. Marine, 248 Quartf. 1819.

Was sich der berühmte Verf. durch die Herausgabe dieser Schrift und Charte, wegen der darin mitgetheilten genauern Kenntniß der in den Hauptmeeren unsers Erdkörpers vorkommenden Inselgruppen, Klippen, Felsentriffe, Strömungen, Untiefen ic. für ein Verdienst um die Nautik erworben habe, bedarf um so weniger eines Erweises, als selbst auf vielen der gangbarsten Seecharten die geographischen Bestimmungen jener dem Seefahrer oft so gefährlichen Stellen nur sehr oberflächlich und mangelhaft angegeben sind. Es erschien jene Charte zuerst im J. 1810 als Generalcharte zu dem Atlasse von des Verf. Reisebeschreibung in russischer Sprache, und war von dem vierten Lieut. der Nadeshda, dem jetzigen Capitain Baron von Billingshausen entworfen worden, wobey die damals besten und neuesten in England erschienenen Seecharten zum Grunde gelegt wurden. Als jedoch damals einige Jahre hindurch der Verkehr mit England gehemmt war, so konnten dennoch die neuesten Entdeckungen von den Jahren 1806-1809 auf den ersten Exemplaren dieser Charte, wenn sie gleich das Datum 1810 führte, noch nicht benutzt werden, und daher verschob der V. die Herausgabe dieser Charte zu der deutschen Ausgabe seines Atlasses vorsätzlich, in der Hoffnung, bald in den Besitz der zu erwartenden geographischen Schätze zu gelangen, als endlich im J. 1812 der Friede mit England zu Stande kam, und nun die neuesten Charten und geographischen Werke erhalten werden konnten, nach denen hierauf in dieser Charte mehrere

Lücken ausgefüllt, und manche Unrichtigkeiten, die bey der ersten Ausfertigung der Charte entgangen waren, verbessert worden sind. Der Verf. hatte auch selbst eine Reise nach England unternommen, um möglichst vollständig sich die hierher gehörigen Hülfsmittel zu verschaffen. In dieser Schrift gibt er noch Nachricht von mehreren neuern Entdeckungen und Bestimmungen, die man wohl noch nirgends als auf den neuesten englischen und spanischen Charten findet, und deren Kenntniß er den liberalen Mittheilungen der Hydrographen Hurt und Horsburgh, so wie auch der Hrn. Renell, Cap. Burney, und dem spanischen Admiral Espinosa, welcher sich während des Verf. Aufenthalt in England, auch daselbst befand, zu verdanken hatte, und von deren Arbeiten und Verdiensten um die Hydrographie und Nautik hier zugleich eine kurze Uebersicht mitgetheilt wird. Ueberhaupt kann der Verf. die Bereitwilligkeit der Engländer, den Fremden alles zu zeigen und mitzutheilen, worin sie von keinem Volke übertroffen würden, nicht genug rühmen, und was hätten sie, meint er, davon zu befürchten, da das Wenigste von dem Nachahmungswerthen in England auch bey dem besten Willen derer, welche so gern Alles was sie in England sehen, nach ihrem Vaterlande verpflanzen möchten, auswärts nachgeahmt werden könne, und dennoch könne Niemand, der auf Bildung Anspruch macht, gegen die vielen merkwürdigen Einrichtungen in jedem Fache der Administration Englands so gleichgültig seyn, daß er sie nicht zu sehen und näher kennen zu lernen wünschen sollte, und die Engländer, geschmeichelt durch diesen Tribut, machten nie Schwierigkeiten eine solche Wissbegierde zu befriedigen; daher denn auch dem Verf. sehr gerne Alles, was auf die Einrichtungen der Marine Bezug hat, mitgetheilt wurde, selbst von dem berühmten Reisenden Barrow, welcher die Stelle eines Secretairs bey der Admiralität bekleidete, und mit ausgebreiteten wissen-

schaftlichen Kenntnissen eine Einsicht in nautischen Kenntnissen verbindet, welche selbst bey einem gebildeten Seemanne nicht leicht anzutreffen seyen. Zu den vorzüglichsten die Hydrographie betreffenden Arbeiten rechnet der Verf. auch diejenigen des Hrn. Horsburgh, welcher früher Capitain eines Schiffes in Indien war, und überhaupt 21 Jahre in den Diensten der Ostindischen Compagnie unaufhörlich die Ostindischen Gewässer befahrend, seit Dalrymple's Tode zum Hydrographen jener Compagnie ernannt worden ist. Ihm sey es gelungen zuerst Ordnung in die Charten der ostindischen Gewässer zu bringen, deren chaotischer Zustand, den Nichtkenner in Verzwergung habe bringen müssen, wenn er diese Charten bedurfte. Horsburgh habe angefangen von allen diesen Gewässern ganz neue Charten herauszugeben, und zur Anleitung der Navigation dieser Meere ein großes Werk in zwey Bänden geschrieben unter dem Titel India Directory u. von welcher bereits die zweyte Auflage erschienen sey. Noch immer beschäftige er sich mit Ergänzungscharten und Supplementen zu diesem Werke, und habe zu dem Zwecke eine Revue der ältesten handschriftlichen Journale und Charten, welche sich im Bureau der Compagnie befinden, angefangen. Zu seinen neuesten Arbeiten die der Verf. von ihm erhalten hat, gehören eine Charte des Indischen Oceans, eine Charte der Maldivischen Inseln, eine der Rhede von Goa und Murmagoa, ein Plan der Insel Gough, so wie auch Tabellen über Beobachtungen des Barometers unter dem Titel atmospherical Register, über deren Nutzen für den Seefahrer der Verf. auch aus eigenen Erfahrungen einige Bemerkungen hinzufügt. Das Marine-Barometer gehöre ohnstreitig mit zu den wichtigsten Instrumenten für den Seefahrer, ohne welches kein Schiff auch die geringste Reise unternehmen sollte. Die Beobachtungen mit diesem Instrumente auf Schiffen, würden jedoch selten aufbewahrt, aber wenn wir eine größere

Anzahl derselben besäßen, wären wir vielleicht im Stande, mehrere Anomalien des Barometerstandes zu erklären, wozu die bekannte Theorie nicht ausreiche. So hat z. B. der Verf. während seiner Reise in der Nähe des Cap Horns und im Ochotskischen Meere, also in zwey sehr entgegengesetzten Regionen ein ganz gleiches Phänomen wahrgenommen, nemlich ein plötzliches Fallen des Barometerstandes z. B. selbst um $\frac{1}{2}$ Zoll, ohne die geringste Veränderung der Witterung. In gewissen Regionen sey oft ein niedriger Barometerstand von sehr gutem Wetter begleitet, indem in andern Regionen und zu andern Jahreszeiten ein solches Fallen des Quecksilbers der Vorbote des heftigsten Sturmes sey. Aus jenen Tabellen des Hrn. Horsburgh's worin unter andern die Barometerstände im May 1815 während dem Doubliren des Berges der guten Hoffnung verzeichnet sind; (nach der Art wie das Steigen und Fallen des Quecksilbers in krummen Linien dargestellt wird) ersehe man, daß wenn das Quecksilber bis 29''96 englische Zoll herabsiel, allemahl ein Sturm erfolgte, und da dieses im Monat May 5 Mal der Fall war, so lasse sich mit Gewißheit annehmen, daß dieses Phänomen, unter den angeführten Umständen in der Nähe des Caps allemahl statt finden werde. Es leide keinen Zweifel, daß seit dem Gebrauche des Marinebarometers, weniger Schiffe als sonst verunglückten und der Verf. erzählt, wie oft er selbst auf seinen eigenen Reisen durch Beobachtung des Barometerstandes vor Stürmen gewarnt worden sey, und schreibt es diesem Umstande zu, daß er während einer Reise von drey Jahren fast gar nichts an Stangen, Raen, ja nicht einmahl eine Bramstange durch einen Sturm verloren habe, auch so glücklich gewesen sey, keinen einzigen Mann durchs Fallen von dem Mast oder von den Raen zu verlieren, da ihn durch Beyhülfe jener Beobachtungen fast nie ein Sturm plöglich und unvorbereitet besonders in der Nacht habe überfallen können, und daher

sollte keine Regierung unterlassen, die in See gehenden Schiffe mit solchen nützlichen Werkzeugen zu versehen. Was nur auf den Meeren selbst sich für mancherley gefahrvolle Stellen darbieten, welche dem Schiffer Vorsicht empfehlen, darüber ertheilt dieses Werk, das hier weiter keinen Auszug verstatet, die vollständigste Uebersicht, und überall sind die geographischen Längen und Breiten solcher Plätze, so genau angegeben, als die bisherigen Beobachtungen es zulassen.

L e i p z i g.

Uey Barth: de authentia epistolae Judae, commentatio critica auctore Adamo Jessien, apud Schoenbergenses in Holsatia Diacono. 1821. 118 S. 8. Der Verf. bewährt die Hoffnung, die sich der Rec. von ihm während seiner Universitätsjahre machte, daß er nicht nach hergebrachter Weise mit der Gelangung zu einem Amte seine Studien aufgeben, sondern sie eifrig fortsetzen werde. Wenn sie auch nicht jeden zu großen Entdeckungen führen, wobey gar zu viel auf zufällige Umstände ankommt, so erhalten sie doch in vertrauter Bekanntschaft mit der Masse der Kenntnisse seiner Zeit, was schon viel werth ist, und dienen oft ganzen Völkern zum Muster. Da das Thema dieser Abhandlung so oft durchdisputirt ist, so läßt sich darüber nicht wohl völlig Ungefügtes erwarten, und für den Sachkundigen ist es genug zu wissen, wohin die Stimme des Verf. geht. Judas ist ihm Sohn des Alphäus und der Maria, kein Apostel, sondern nur ein Anhänger Jesu, der erst nach seinem Tod zu seiner Partey übergegangen, und daher das Ansehen seines Bruders Jacobus, des ersten Bischofs von Jerusalem zu seiner Empfehlung in Anspruch nahm. Seinen Brief hat der Vf. des zweyten Briefs Petri vor Augen gehabt und ihn erläutern benutzt. Der Vf. hat recht gut hervorgehoben, was seiner Vorstellung Wahrscheinlichkeit geben kann, wenn gleich noch immer Einwendungen übrig bleiben.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1821.

G ö t t i n g e n .

Am 4. Jun. fand die jährliche Vertheilung der Preise an die Studirenden auf die gewöhnliche Weise statt. Da die aufgegebenen Preisfragen in diesen Blättern vorigen Jahrs (Gött. g. A. St. 99. S. 986.) schon angezeigt stehen, so begnügen wir uns hier bloß den Erfolg derselben bekannt zu machen.

Für die theologische Preisfrage waren fünf Schriften eingegangen, die alle fünf Lob verdienten. Den Preis erhielt Hr. Christoph Heinrich Friedrich Biallobloßky, aus Pattenhausen im Hannöverschen, Mitglied des Königl. homiletischen Seminariums; das erste Accessit Hr. Wilh. Aug. Eberhard Kindervater, aus Peese im Hannöverschen, ebenfalls Mitglied des homilet. Seminar.; das zweyte Hr. Hermann Wilhelm Bödeker, aus Osnabrück. Um den Predigerpreis concurrirten Elfe. Von diesen erhielt Hr. Georg Albert Philipp Lorberg, aus Wassum im Hannöverschen, Mitglied des Königl. homiletischen

E (5)

ſchen Seminariums den Preis; und die drey folgenden: Hr. Heinrich Theodor Balhorn, aus Braunschweig; Hr. Gottlob Friedr. Eduard Crusius, aus Hannover; und Hr. Friedrich Wilhelm Heinrich Vicker, aus Göttingen, ſämmtlich Mitglieder des homilet. Seminariums, gleiches Accessit.

Die juristische hatte drey Concurrenten; unter welchen Hr. Julius Müller, aus Briesg, den Preis erhielt.

Die medicinische hatte ebenfalls drey; von dieſen erhielt Hr. Carl Gottfried Freudenthal, aus Hannover, den Preis; und Hr. Carl Friedr. Aug. Sander, von Clausthal, das Accessit.

Von den zwey philosophischen Aufgaben war die eine über die Quellen des Livius in der ersten Decade; hierüber war nur eine Schrift eingelaufen, die aber auch ohne Mitbewerber des Preises würdig geachtet wurde. Ihr Verfasser ist Hr. Carl Friedrich Theodor Lachmann, aus Braunschweig, bisheriges Mitglied des Königl. philolog. Seminariums. Die zweyte, physicalischen Inhalts, erhielt zwey Schriften; von diesen wurde die des Hrn. Adolph Sellkamp, aus Hannover, gekrönt.

Die Entscheidungsgründe über obige Preisabhandlungen sind in dem Programm (von dem Hrn. Hofr. Mitscherlich), auf 3 Bogen bey H. Dieterich gedruckt, enthalten.

Die neuen Aufgaben für den 4. Jun. 1822 sind folgende:

Von der Theologischen Facultät:

Ut perfecta notio ecclesiae christianae ex principiis systematis Catholici efformata, cum ea, quam nostra Theologia ex puris S. Scripturae fontibus hausit, comparetur, notae unicuique propriae distinguantur, argumenta, quibus utraque nititur, conferan-

tur ac pondèrentur; tum vero etiam diversitas praecipuorum, quae ex utraque profluunt, momentorum breviter saltem observetur atque aestimetur.

und als Thema zur Preispredigt Br. an die Ebräer IV. 15. 16.

Von der juristischen Facultät:

Summa principia juris Romani de delictis eorumque poenis, imprimis de notione et fine poenarum, de natura et quantitate delictorum, atque de applicatione legum poenaliuum.

Von der medicinischen Facultät:

Quum mirus sane et passim vere abnormis extet dissensus physiologorum in aestimanda quantitate sanguinis, qualis homini adulto et sano convenit; desiderat Ordo criticum istarum sententiarum recensum, et probabilem saltem ejusmodi calculi, qui propius a vero abesse videatur, demonstrationem.

Von der philosophischen Facultät wiederum zwey:

I. Reditus reip. Atheniensium, quales fuerint Periclis aetate.

II. de fontibus historiarum T. Livii inde a L. XXI. usque ad L. XLV.

Der Termin zur Einreichung der Abhandlungen ist der 1. April künftigen Jahrs.

Frankfurt a. M.

Beobachtungen im Gebiete der ausübenden Heilkunde von I. H. Kopp, Kurfürstl. Hess. Oberhofrathe. XII und 348 S. 8.

Die in 34 Abschnitte zerfallende Schrift enthält die denkwürdigen Resultate einer zwanzigjährigen Ausübung der Arzneykunst in einfacher Sprache. unver-

mischt mit Lehrsägen und Kunstausdrücken der neuern deutschen Schulen. Der mannigfaltige Inhalt ist zum Theil sehr interessant. In der Behandlungsweise einiger Krankheiten und in der Anwendungsart mehrerer bedeutender Arzneymittel wird auch der erfahrnere Arzt häufig belehrt und bereichert werden. Uns befremdet nur, daß der Herr Oberhofs. Ropp, den wir mit so viel Unbefangenheit und Einsicht am Krankenbette urtheilen und handeln sehen, den wohlthätigen Erfolg abführender Mittel in mehreren Krankheiten, selbst bey der Rose und dem Scharlachfieber, nicht anerkennt und gewissermaßen eine Scheu vor denselben zu haben scheint. Er hält den Croup für ansteckend; aller Erfahrung zuwider, obgleich er hin und wieder allerdings mehrere Kinder einer Familie gleichzeitig oder in Folge befällt. Wenn die Analogie des Schnupfens für diese Behauptung geltend gemacht wird, so ist zu erwägen, daß dessen Ansteckbarkeit mehr Volksglaube als erwiesen ist, und daß derselbe mit dem Croup nicht in eine Krankheitsclassen fällt. Schwefelkali erwies sich in mehreren Fällen des Croups, nach vorausgegangner Blutentziehung und gebrauchtem Calomel, hülffreich; so wie auch die Schwefelblumen, denen er nicht selten Bismuth beyfügte. Er nahm schon vor 18 Jahren in Hanau wahr, daß bey trockenem Wetter die Krankheiten sich vermehren, bey feuchtem aber, Regen oder Schnee, sich vermindern. Bey sinkendem Barometer, einfallendem Regen und anhaltendem feuchten Wetter sey nach einigen Tagen schon eine Verminderung der Zahl der Kranken zu erwarten, um $\frac{1}{4}$, ja $\frac{2}{3}$, theils durch schnellere Genesung der vorher Erkrankten, theils durch Nachlassen des neuen Zuwachses. Vom Frühjahr 1818 bis in den Sommer 1819 bestätigte sich vielfach auch anderwärts, daß stets anhaltend nasses, Regen- und Schneewetter der Gesundheit zuträglicher ist als anhaltend trockne, warme oder nasse Witterung. (Vom Winter und dem ersten

Theil des Frühlings gilt die Behauptung in Deutschland und England, nach vielen Beobachtungen. Aber sollte in diesen Ländern die trockne Sommerwärme für sich nachtheilig einwirken? Zu heiße Sommer veranlassen zwar Durchfälle, Cholera, Ruhr und Fieber, wenn die Hitze zu lange anhält, besonders bey den kältern Nächten des Spätsommers; die Haut wird endlich erschlafft, das Lebersystem leidend und die Verdauung geschwächt, so wie das Sumpf = Miasma, wo es sich entwickeln kann, sehr stark hervorhervortritt. Bey Beurtheilung des Einflusses der Witterung ist vor allem zu erwägen, daß, wenn diese nicht die gewöhnliche der Jahreszeit ist, die Krankheiten mehr oder weniger ausbleiben, die nur als Folge der in der Regel statt findenden Verhältnisse sich entwickelten, als z. B. die Lungenentzündungen bey großer Kälte und rauhem Winde des Winters. Aber darf sich diese Untersuchung allein auf diese Beziehung beschränken? Ist nicht auch das sonstige Wohlfeyn und Befinden der Menschen, der Einfluß auf das Entstehen und Fortschreiten anderer Arten von Krankheiten, besonders der chronischen in Betrachtung zu ziehen? Viele Kranke, die an letztern leiden, befinden sich viel erträglicher in trocknen und heißen Sommern, welche unter jedem Gesichtspunct ihre Genesung befördern). Ueber die Wirksamkeit der Sabina bey Krankheiten des Uterus, besonders bey Mutterblutflüssen und schmerzhaften Menstruationen, sagt er viel lehrreiches, welches, da die Fälle und Umstände, die sich für dieses Mittel eignen, genau bestimmt werden, jeden Practiker mit der Hoffnung erfüllen wird, bey Leiden der Art ungleich mehr zu leisten. In gewissen Beschaffenheiten des Pulses will er das sicherste Zeichen des nahe bevorstehenden Todes finden. Die rechte Consille sey in den meisten Fällen mehr entzündet als die linke. Lob der Scarificationen in die Mandeln bey Bräunen, selbst im Scharlachfieber. Die Erregung eines eigen-

thümlichen Ausschlages durch eine Salbe aus *mercur praecipitat. alb.*, ℥j = ℥iv und Ungt. *Digit. purp.* ℥j, mit Benutzung eines feinen grünen Wachs-
 tuches oder Wachstaffents, wird in mehreren Krank-
 heiten für sehr heilsam erklärt. Dieses Quecksilber-
 präparat erzeuge keinen Speichelfluß. Nach Erkäl-
 tung des Blutes stehen bleibender Schaum im Blut-
 fäßen zeige mehr Vollblütigkeit, styenischen Zustand
 und topische Entzündungen als die Speckhaut. Die
 Rose war besonders häufig, wenn sich das Schar-
 lachfieber zeigte, mit welchem sie nahe verwandt
 sey. Er hat überdieß bestimmte Erfahrung daß
 das Scharlachfieber = *Contagium*, die Gesichts-
 rose, so wie diese wieder das Scharlachfieber hervor-
 brachte. Es kann einigemal gleichzeitig die Rose und
 das Scharlachfieber an einem Orte herrschend seyn.
 Daraus folgt nicht daß beide Krankheiten in näherer
 Verbindung stehen und sich gegenseitig zu erzeu-
 gen vermögen. Bestimmte Erfahrungen von einer
 solchen Art Uebertragung sind sehr schwer zu erhal-
 ten, und wir glauben, der Vf. ist hier in Irrthum.
 Rec. nahm nie wahr, daß zur Zeit sehr verbreiteter
 Scharlachfieber die Rose sich häufiger als sonst dar-
 stellte; auch andere Beobachter haben dieses Zu-
 sammenseyn nicht angeführt, das, wenn es statt
 fände, ihrer Bemerkung nicht hätten entgehen kön-
 nen. Es wird sogar behauptet, Scharlachfieber
 und epidemische Speicheldrüsen = Entzündung (der
 Mumps) dürften in mehrfacher Rücksicht mit einan-
 der verwandt seyn. Letztere sey der Uebergang des
 erstern in eine gutartigere Form. Was sich zufällig
 ein Paar mal oder hin und wieder folgt, steht darum
 nicht in einer wesentlichen Verbindung. Calomel mit
 rothem Fingerhut, dieser zu 1 bis zu 1½ Gran, je-
 nes etwas unter oder über ½ Gran, jede Stunde im
 Pulver gereicht, erprobten sich ihm als ein vorzüg-
 lich schnell wirkendes Heilmittel in der Rose, nachdem
 ein Aderlaß oder ein Brechmittel, aber nur bey bestimmten

Anzeigen dazu, angewandt waren. So wie sich auf den Gebrauch dieser Mittel die Urinabsonderung vermehrte, fiel die Geschwulst und alles besserte sich. Wir zweifeln nicht daß diese Mittel unter gewissen gefährlichen Wendungen der Gesichtrose mit Nutzen angewendet werden können. Wer aber Abführungsmittel, Antimonialmittel, kühlende Salze u. s. w. in der Rose gebraucht, wird dieser nicht-unbedenklichen Heilart gewiß selten bedürfen, denn die Digitalis, zumahl jede Stunde zu einem oder $1\frac{1}{2}$ Gran, wirkt auf manche Individuen zu stark und mislich ein. Die gewöhnliche Behandlungsart der Rose, oder auch nur der Gesichtrose darf dieses nicht werden. Auch die oxygenirte Salzsäure rühmt er in der Rose, besonders bey Kindern. Ueber Bleymittel bey Schwindfucht, Blutspeien und Mutterblutflüssen, so wie über die Quecksilbermittel finden sich lehrreiche Abschnitte. Tinctura Galbani sey ein kräftiges Mittel bey Augenübeln, äußerlich angewendet. Dem Aufsatz über stehende Krankheitsconstitutionen fügen wir die Bemerkung bey: der asthenische Character gewisser Krankheiten war in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts allerdings vorherrschend und der Verbreitung des Brownschen Systems günstig, aber doch nicht so allgemein und stark, als hier angenommen wird. Viele Kranke kamen in fürchterliche Zustände durch die damahls gangbare Heilmethode und Arzneyen. Dem Borax sey eine specifische Wirkung auf die Gebärmutter gar nicht abzusprechen. Gegen Unthätigkeit dieses Organs während der Niederkunft und bey fehlender oder zu sparsamer monatlicher Reinigung leistete er treffliche Dienste, und eigne sich besonders, wenn damit eine gewisse Vollblütigkeit verbunden sey. In Fällen letzterer Art giebt man ihn zu $4 = 6$ Gran und höher täglich $4 = 5$ mal. Ueber den Stoßschnupfen, eines der vielen kleinern Uebel, die dem Arzt oft am auffallendsten das Unvermögen seiner Kunst zeigen, giebt er mancherley Rathschläge. Binnen 11 Monaten, vom Sept. 1818 bis Au-

gust 1819 wurden in Hanau wohl 600 vom Scharlachfieber befallen, von denen nur 80 gestorben seyn mögen. Von jener Menge hatte der Verf. 80 in der Behandlung; von diesen starben 12, theils im Verlaufe des Fiebers selbst, theils an Nachkrankheiten. Mehrere der letztern hatte er nicht vom Beginne der Krankheit in der Behandlung. Kinder unter 8 Monathen sah er nie am Scharlachfieber leiden. Das Scharlachfieber erzeuge sich von selbst, nicht allein durch Ansteckung. Es sey eine erysipelatöse Entzündung der Haut, ihrer Fortsetzung in Mund und Nase, auch oft anderer innern Häute, besonders der des Gehirns. Die Lymphgefäße, einsaugende und aushauchende (?), seyen dabey vorzüglich smit ergriffen. Er nennt das Scharlachfieber einen allgemeinen Erysipelas. Ein Scharlachkranker befände sich zur Zeit des Ausschlages in einem Verbrennungsproceß. Letztere Aeußerung ist uns unverständlich und desto auffallender, da der Vf. sonst solche nichts oder viel zu viel sagende Sätze und Worte vermeidet. Es ist hier nicht der Ort es umständlich darzuthun, aber der Rec. kann doch seine Meinung nicht zurückhalten, daß er weder Wahrheit noch Gewinn für die Heilung in diesem Zusammenstellen der Rose und des Scharlachfiebers findet. Im Scharlachfieber erweise sich der nackte Gegensatz von Sthenie und Asthenie ganz unhaltbar [nicht mehr und nicht weniger als in jeder andern Krankheit]; Entziehung oder Vermehrung von Reizen nütze bey dieser allgemeinen Hautentzündung [findet eine solche statt?] eigener Art und ihren Folgen nichts, sondern nur die Anwendung eigenthümlicher Mittel. [Mit jenem allgemein gefaßten Gesichtspuncte von Sthenie oder Asthenie, oder vom Vermehren oder Vermindern der Reize reicht man in keiner Krankheit aus; jede verlangt eine bestimmtere Modificirung dieser allgemeinen Grundsätze und Heilarten, und eine durch Erfahrung uns gegebene Handlungsweise. Letzteres berechtigt aber noch nicht vom

Befiß eigenthümlicher Mittel zu sprechen]. Die Gefahr werde im Scharlachfieber nicht bloß durch den dynamischen Character, sondern ganz hauptsächlich durch die Organe, welche es vorwaltend befällt, bestimmt, ob die membranöse Entzündung innerlich sehr verbreitet, über das Gehirn und den Hals, und durch die Neigung zu Nachkrankheiten. [Haben aber diese Richtungen und Wendungen der Krankheit nicht auch wieder einen dynamischen Character? Recens. möchte die Vorstellungsarten, welche der Verf. verdrängen oder beschränken zu wollen scheint, nicht durchaus zu vertheidigen übernehmen, aber sie sind hier nicht mit Gründlichkeit und Consequenz beseitigt.] Als die der Natur dieser Epidemie angemessenste Behandlung fand er nachfolgende. Die Entzündungs-Periode, vom Eintritt der Krankheit an bis zum gänzlichen Verschwinden des Exanthems [das auch nach dem Vf. oft wenig hervortritt, keine feste Dauer hat und den allgemeinen Zustand des Fiebers nicht erkennen lehrt, dessen fernere Nichtwahrnehmung also auch am Krankenbette nicht leisten, und einen bestimmten Zeitraum nicht bezeichnen kann] verlangte ein Herabstimmen der zu großen Reizung. Das Verfahren mußte antiphlogistisch seyn, aber die Wahl der antiphlogistischen Mittel war nicht gleichgültig. Die Cur des darauf folgenden Stadiums der Erschlaffung und Erschöpfung mußte ganz verschieden seyn. [Befolgt nun hier der Vf. nicht unter andern Worten das Schema von Sthenie und Asthenie?] Von den ersten Zufällen der Krankheit bis zur völligen Beendigung des Ausschlags, wie es heißt, gab er die oxygenirte Salzsäure, Kindern von 3 = 5 Jahren gewöhnlich stündlich oder halbstündlich 1 = 1½ Caffeeelöffel von folgender Mischung: Acid. mur. oxygenat. Dr. ij. aq. rub. idaei — Unc. jß., Mucilag. Sem. Cydon. Syrup. Alth an Drach. vj; gegen Ende der Ausschlagszeit, beim Nachlasse des Fiebers allmählich

feltner. Nahm die Krankheit eine bedenkliche Wendung, so wurden Kindern von 3 = 5 Jahren binnen 24 Stunden 5 = 6 Drachmen der oxygenirten Salzsäure gegeben. Sie beschränkte diese Art von Entzündung am besten und die Kinder nahmen sie in der angegebenen Form nicht ungerne. [Dieses Mittel ist beim Scharlachfieber längst in England in Gebrauch. Acc. würde aus Vertrauen zu demselben andere bewährte Heilmittel nicht verlassen. Er findet im Erfolge der Hanauer Epidemie, und des Wfs. Praxis, keine besondere Aufmunterung zu ihrer Anwendung. Zustände, die sich der Entzündung nähern, ein Fieber, das eine beschränkte entzündungswidrige Behandlung erfordert, offenbar sthenisch, nicht nervos ist, eignen sich nicht für den Gebrauch der mineralischen Säuren. Er gab oft bey spätern mislichen Wendungen des Scharlachfiebers, die ihm von zu heftiger Effervescenz des Blutes abhängig schienen, die Vitriolsäure, sehr verdünnt und eingewickelt. Er fand aber stets, daß die Kinder nicht zu vermögen waren, viel davon zu gebrauchen. Die Mund- und Gaumenhöhle, wahrscheinlich nicht selten auch die ihnen angrenzenden, tiefer liegenden Theile, sind zu wund und krankhaft empfindlich, um nicht höchst schmerzhaft von der Schärfe der Mineralsäuren afficirt zu werden]. Blutentziehung sey nicht unterlassen worden. Der Erfolg bewies indeß, daß man in dieser Epidemie darauf nicht das hauptsächlichste Vertrauen setzen konnte. Im Anfang des Fiebers, bey Verstopfung zeigte sich Calomel nützlich. Aber wegen seiner laxirenden Wirkung, heißt es, mußte die Anwendung desselben in der Ausschlags-Periode mit Vorsicht geschehen, weil man nicht sicher vor schädlichen Diarrhöen war. Auch war nicht die vortheilhafte Wirkung auf den Hals und auf den allgemein gereizten Zustand wahrzunehmen, welche die oxygenirte Salzsäure hatte. Von Brechmitteln, Salmiak, Digitalis sah er in dem

Zeitpunct des Auschlages dieser Epidemie keinen ausgezeichneten Erfolg; schweißtreibende und Reizmittel schädeten offenbar. Das Hahnemannsche Schutzmittel gab er mit dem Beginnen der Epidemie einer Menge von Kindern, im Alter von 2-9 Jahren täglich nach Verhältniß des Alters 1-3 Stück von Pulvern, die $\frac{1}{2}$ Gran der Wurzel der Belladonna enthielten. Die Resultate waren nicht günstig, denn fünf Kinder, die ununterbrochen und regelmäßig davon Gebrauch gemacht hatten, wurden vom Scharlach befallen und eines derselben starb. In Kinderkrankheiten, acuten und chronischen, werde der Schwefel weit weniger beachtet, als er verdient. Gegen die meisten der täglich vorkommenden Brustleiden leiſte er, besonders die flores Sulphuris, eine auffallend schnelle und dauerhafte Hülfe, als bey Catarrhalfebern, veralteten Husten, heiserer Stimme, verstopfter Nase, Reizhusten, Nachkrankheiten der Nasern und zur Nachcur des Croup; eben so bey Scropheln. Bey Erwachsenen diene er zur Heilung hartnäckiger Catarrhe, des Stockschnupfens, der asthmatischen Anfälle, selbst bey hämorrhoidalischem Bluthusten, und im Anfange der Lungensucht sey er eines der besten Mittel, wenn kein entzündlicher oder plethorischer Zustand mehr da sey. *Hb. Lepidii ruderalis* verschuche Wechselfieber oft sehr schnell und ohne daß Rückfälle darauf entstehen. Das *Magisterium Bismuthi* nütze nicht allein bey Cardialgien, sondern auch bey Uebelkeiten, Würgen und Erbrechen, wenn sie aus Verstimmung der Magenerven entstehen und lange anhalten. Es bewirke selbst oft Erleichterung bey organischen Fehlern, besonders in Verbindung mit kleinen Gaben *Ipecacuanha*. Ueber den Einfluß der Lustseuche der Eltern auf ihre Kinder. Ueber die oxygenirte Salzsäure, ein Lieblingsmittel des Vf. Er gebrauchte sie mit sehr großem Nutzen in dem heftigsten Reizfieber zahnender Kinder, wo der starke Andrang des Bluts nach dem

Kopfe Convulsionen oder Betäubung drohte; auch in der Mundfäule, bey der Recens. die einfache Salzsäure schon als das wirksamste Mittel fand. Die oxydirte Salzsäure habe viele Tugenden des veräuserten Quecksilbers ohne dessen Nachtheile! Ueber den Gebrauch der Belladonna und den Nutzen der *assa foetida* im Reichhusten. Versuch einer Classificirung aller Fehler der körperlichen Constitution. *Liquor Calcariae oxy-muriaticae* sey im äußerlichen Gebrauche bey Ausschlägen, vorzüglich Flechten, sehr wirksam. Des Vfs. Erfahrungen über Schusspocken. Ueber *Delirium tremens* wird eine einzelne Krankheitsgeschichte mitgetheilt. Obgleich Zittern statt fand und nach eingetretenem Schlafe, welcher aber erst großer Blutentziehung und sonstiger entzündungswidriger Behandlung folgte, die Geistesverwirrung gänzlich wich, so scheint uns doch dieser Fall nicht die Krankheit zu seyn, die Sutton und andre schilderten und *Delirium tremens* benannten. Diese ist nicht entzündungsartig oder mit großer Anhäufung des Blutes im Kopfe verbunden, und hängt nicht mit Unterleibsbeschwerden zusammen. Nicht das Zittern, nicht jede Art von Geistesverwirrung, nicht Wuth charakterisiren sie, sondern ein eigenthümlicher Wahnsinn, bey welchem äußere Gegenstände und Personen, die Angst, Schrecken oder Abscheu erregen, fälschlich als gegenwärtig und unter feindseligem Streben sich darstellen, während daß der Kranke die Personen, die wirklich anwesend sind, erkennt und nicht fürchtet, sich der Vergangenheit, auf die das Gespräch geleitet wird, wohl erinnert und darüber nicht verwirrt spricht. Er ist in steter Unruhe und sucht sich derselben durch Flucht oder auf andere Art zu entziehen, ist aber leicht und ohne kräftiges Widersehen von seiner Seite durch seine Umgebung zu beherrschen. Die Thätigkeit des Gehirns scheint durch langen Genuß eines Uebermaßes spirituöser Getränke, nicht grade durch wirkliche Anfälle von Trunkenheit, in eine besondere Art von Zerrüttung

versezt, welche nur ein anhaltender Schlaf zu heben vermag, dem volle Genesung folgt. Es bleibt nur eine erhöhte Anlage zu diesem Uebel zurück, wenn dem Hange zu geistigen Getränken wieder zu sehr nachgegeben wird. Die stärksten, wiederholten Gaben von Wahnstift sind nur heilsam, wenn sie endlich, nach langem Gebrauch oft erst, in diesen Schlaf versezt haben, der zu Zeiten von selbst erfolgt, oder durch andere Einwirkung, aber bey den höhern Graden des Uebels und bey seinen öftern, an Stärke zunehmenden Anfällen nur durch Opium zu bewirken ist. *Liquor Argenti muriatico-ammoniati.* Die bekannten Zeichen der Wassersucht der Gehirnhöhlen, als Erbrechen, Leibesverstopfung und andere Unterleibsbeschwerden wären nicht immer consensuell und secundair, sondern öfter als man annehme selbstständige Uebel, die erst später das Kopfleiden verursachten. *Recens.* kann dieser Ansicht nicht bestimmen, ob er gleich zugestehet, daß auf andere Art, durch frühere Unordnungen in den Verrichtungen des Unterleibes, das Gehirnleiden eingeleitet werden könne. Den von Formen beschriebenen Ausschlag habe er selten auffinden können. Der angezogene, ohne vermehrte Ausleerungen zusammengefallene Bauch verdiene nach *Voelii* als Zeichen des Entzündungszustandes des Gehirns alle Aufmerksamkeit; diese Beschaffenheit des Unterleibes stelle sich indes auffallender dar, wenn die Wasserergießung erfolgt sey. Ueber Speicheldrüsen-Entzündung. In der Sicht lobt er zusammengesetzte Bäder, denen auch Salzsäure zugesügt wird. Zu Local- und allgemeinen Bädern in dieser Krankheit wählt er auch oft den Sublimat. [Der Vf. ist ein großer Vöner der drey großen Mittel, welche *C. L. Hoffmann* so häufig anwandte, Schwefel, Sabina und Sublimat] *Köchlin's* *Liquor Cupri ammoniato-muriatici* fand er ungemein heilkräftig gegen das beschwerliche Wasserspeyen oder Wasserbrechen mit cardialgischen Beschwerden, so wie

bey andern Abdominalleiden. Der Ratanhia ertheilt er viel Lob.

Wien. Triest.

Bey der allgemeinen Aufmerksamkeit, die jetzt die Angelegenheiten der Griechen auf sich ziehen, glauben wir noch einige, schon vor dem Ausbruche der Insurrection uns zugekommene neugriechische Schriften nicht unangezeigt lassen zu dürfen. Die merkwürdigste, ohne Druckort, aber zu Wien, im Jahre 1818 erschienene, hat den Titel:

Διατριβή αὐτοσχέδιος περί τοῦ περιβόητου δογματῆς τῶν σκεπτικῶν φιλοσόφων καὶ τῶν σοφιστῶν, Νόμῳ καλόν, νόμῳ κακόν. 116 S. in gr. 8.

Die Abhandlung ist eine philosophische und gelehrte Streitschrift, merkwürdig schon dadurch, daß ihr Verfasser, der seinen Namen zum Beschlusse unterschrieben hat, Stephanos Pantasis (Παντασίης), kein Gelehrter von Amtswegen, sondern ein Kaufmann ist. Wir zweifeln, ob unter dem deutschen Handelsstande, zu dem doch auch sehr gebildete Männer gehören, Einer sich finde, der eine solche Abhandlung würde schreiben können. Die Streitschrift ist veranlaßt durch mehrere öffentliche Aeußerungen eines vor kurzem noch in Paris lebenden griechischen Gelehrten, Hrn. Kodrikas, der den alten Weidspruch der Sophisten: Νόμῳ καλόν, νόμῳ κακόν, wieder hervorgerufen und zugleich den um die Sprache und die ganze geistige Bildung seiner Nation hochverdienten Korais (Κοραΐης) auf eine unanständige Art zu verkleinern gesucht hat. Mit patriotischer Wärme und eben so lebhaftem Eifer für das Wahre und Gute, vertheidigt Hr. Pantasis nicht nur seinen angefochtenen Landsmann; er sucht auch mit philosophischer Bündigkeit zu zeigen, daß es allerdings eine in der Natur des menschlichen Geistes

liegende feste Norm des Guten gebe; daß, wer dieß leugne, alle Sittlichkeit untergrabe; daß besonders auf die neugriechische Juaend kein Grundsatz verderblicher wirken könne, als jener, der aus der Schule der Sophisten stammt, und den Hr. Kodr. das dem Heraclit zuschreibt. Wenn denn auch die Demonstrationen des Verfassers nicht so tief in ihren Gegenstand eindringen, wie ein Professor der Philosophie die Sache behandelt haben würde, so verfolgen sie doch ihr Thema mit hellem Verstande in einer kräftigen, bestimmten, und nach Korais Grundsätzen trefflich gebildeten Sprache. Daß der Verfasser ein solches Thema unter den gegebenen Verhältnissen nicht verhandeln konnte, ohne zugleich den Character des Mannes, gegen den er streitet, in ein nicht sehr vortheilhaftes Licht zu stellen, lag in der Natur der Sache. Was aber aus der Feder eines Kaufmanns besonders überrascht, ist die in den angehängten Anmerkungen enthaltene Gelehrsamkeit; denn es zeigt sich in ihnen nicht nur eine sehr gute Bekanntschaft mit Plato und andern altgriechischen Schriftstellern; auch aus der französischen und englischen Litteratur werden philosophische und andre Schriften auf eine Art angeführt, die beweiset, daß der Verfasser sie mit Aufmerksamkeit gelesen hat.

Von geringerem Belange, aber doch auch einer Anzeige nicht unwerth, sind die zu Wien, 1817, bey Schneider herausgekommenen poetischen Werke des Arztes Georgios Sakellarios:

Γεωργίου Σακελλαρίου, ιατροῦ τοῦ ἐν Κοζάνης, ποιήματα. 200 Seiten in 8. Dieser neugriechische Dichter ist ein philosophirender Elegiker, der besonders den Schmerz über den Verlust seiner Gattinn in weichen und wohlgebildeten Versen ausdrückt und die Unzulänglichkeit aller philosophischen Trostgründe durch Betrachtungen über die menschliche Natur an den Tag zu legen sucht. Die Sprache des Wesühls

ist ihm gelungen; aber seine Muse ist sehr wortreich, und seine Philosophie, nach den Grundsätzen der französischen Ideologen und Materialisten, freylich nicht dazu geeignet, einen gerechten Schmerz sonderlich zu mildern. Seine Lieder und Episteln haben denselben Ton, wie seine Elegien. Daß er von Poesie überhaupt keinen ganz richtigen Begriff hat, zeigen besonders die in seinen Episteln ausgesprochenen Philosopheme, die nicht viel mehr, als gereimte Prosa, sind. In den gegen die vor einiger Zeit von uns angezeigten erotischen und bacchischen Gedichte des geistvollen Athanasios Christopulos gerichteten Vertheidigungen der Weisheit verwechselt er den Dichter mit dem Moralisten. Aber als Beweise der merklich fortgeschrittenen Geistescultur der Neugriechen können doch auch die Herzenseergießungen dieses Elegikers gelten.

In derselben Hinsicht erwähnen wir noch die zu Triest auf 115 Octavseiten schon im Jahre 1815 erschienenen, aber in Deutschland hier vermuthlich zum ersten Mal genannten Idyllen (*Ειδύλλια*) des in Adrianopel lebenden jungen Dichters Stephanos Karatheodoris (*Καραθεοδωρής*). Es sind Nachahmungen der Idyllen Gessner's in rhytmischer Prose. An Zartheit des Gefühls für häusliche und ländliche Freuden fehlt es diesem neuen Idyllendichter nicht. Nur unterscheidet er nicht genug die gemeine Natürlichkeit von der poetischen. Er wünscht, durch seine Versuche besonders zur Bildung des weiblichen Geschlechts bey seiner Nation etwas beizutragen. Daher hat er in einem Anhang auch unsers Schiller's Gedicht *Würde der Frauen*, in rhytmischer Prose übersetzt unter dem Titel: *Περὶ τοῦ ἀξιώματός τῶν γυναικῶν*.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 25. Junius 1821.

Paris.

De l'imprimerie de Firmin Didot 1819: Poliorcétique des Anciens, ou de l'attaque et de la défense des places avant l'invention de la poudre. Par M. Dureau de la Malle, membre de l'institut Royal de France (Académie des inscriptions et belles lettres). 482 S. in 8. mit einem Atlas.

Der Ausdruck: Poliorcétique, um den Angriff und die Vertheidigung der festen Plätze zu bezeichnen, ist eine Erfindung des Verf., der sich jedoch auf Justus Lipsius, als solchen angedeutet zu haben, beziehet. Hr. Dureau de la Malle hat den Zweck: die Art, wie die Alten die festen Plätze angriffen und vertheidigten, historisch zu behandeln; er glaubt in der Kriegskunst der Neuern, insbesondere in dem was das Ingenieur-Wesen anbetrifft, nur eine Fortsetzung der der Alten zu finden, und indem er durch seine Untersuchungen über die alte und neue Geschichte, ein neues Licht zu verbreiten, sich schmeichelt, glaubt er zugleich zur Erweiterung der Kriegswissenschaften beizutragen. Der Angriff und die

Vertheidigung der Festungen, bey den Alten, ist von
 mehrern Gelehrten critischen Untersuchungen unterzo-
 gen worden. Justus Lippius, Saumarise, der Pa-
 ter Daniel, Folard, Guischart u. a. m. haben uns
 schäßbare Beyträge zur Kenntniß dieses wichtigen
 Zweiges der Kriegskunst geliefert. Allein vieles blieb
 noch aufzuklären übrig. Die Expedition der Franzo-
 sen und Engländer nach Aegypten, und die vielen
 schäßbaren Nachrichten, welche die Reisenden der neuern
 Zeit sowohl über dieses Land, als die übrigen Gegend-
 en, die der Hauptsitz der Cultur der alten Welt
 waren, geliefert haben, haben dem Verf. Materia-
 lien an die Hand gegeben, welche seine Vorgänger
 nicht benutzen konnten. Die Zeichnungen von kriege-
 rischen Ereignissen der Vorzeit, welche theils durch
 die Franzosen, während der ägyptischen Expedition,
 theils durch englische Reisende zu Theben in Ober-
 Aegypten und in Nubien copirt sind, sind die vor-
 züglichsten Quellen, aus welchen der Verf. seine hi-
 storischen, tactischen und strategischen Hypothesen ent-
 lehnt. Insbesondere hat er das Reise = Journal des
 Engländers Hamilton, welches derselbe ihm in Ma-
 nuscript mitgetheilt hat, und die Beschreibung des
 Obersten Stratton von Nubien, benutzt. So un-
 möglich es ist in der dunkeln Nacht, die die graue
 Vorzeit einhüllt, die Wahrheit zu erreichen, so haben
 doch mehrere von dem Vf. aufgestellte Behauptungen
 einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich.
 Sein Werk verdient mehr in historischer, als in mi-
 litärischer Hinsicht, Aufmerksamkeit. Die Regierungs-
 formen, Sitten, Nahrungsmittel und Gebräuche,
 insbesondere aber die Waffen der Alten, sind zu ver-
 schieden von denen der gegenwärtigen Zeit, als daß
 die Einrichtungen der Erstern noch heutiges Tages
 Anwendung finden können. — Der Vf. behandelt
 seinen Gegenstand in folgender Ordnung: er beschreibt
 zuerst die Kriegskunst der Aegyptier, bis zu dem
 Zeitalter des Cambyses, und verbindet mit selbiaer

die der Hebräer, bis zu der babylonischen Gefangenschaft; die der Assyrier schließt sich mit Cyrus, und die der Indier mit der Eroberung Alexanders des Gr. Die Belagerung von Rhodus endigt die Kriegsgeschichte der Griechen, und die Regierung Constantins die der Römer, welche zugleich die Kriegskunst der Carthaginenser mit in sich begreift. Nach der Ansicht des Verf. gibt ein Volk, wenn es während eines bedeutenden Zeitraums und entschieden den Sieg davon trägt, in der Kriegskunst den herrschenden Ton an. Er bezeichnet drei Haupt-Perioden in der Weltgeschichte, in welcher in dem Vertheidigungssystem der Staaten bedeutende Veränderungen eintreten: die erste glaubt er bey den Aegyptiern zu finden: Als Sesostris alle benachbarte Völker, selbst die fernern Indier und die Bewohner am schwarzen Meere überwunden und ihre festen Plätze zerstört hatte, begnügte er sich in Aegypten selbst, nur die beiden Hauptstädte Memphis und Theben zu befestigen und außerdem gegen die östliche Gränze eine stark befestigte Linie zu ziehen. Nach einem gleichen System zogen die Chinesen später ihre große Mauer. Die zweite Epoche, ist die der Römer. Nachdem sie die Gränzen ihres Reichs bis an den Rhein und den Euphrat ausgedehnt hatten, verwandten sie ihre größte Sorgfalt auf die Befestigung, dieser von der Natur bezeichneten Gränz-Linie. Der Lauf des Rheins und des Euphrats, wurde mit festen Plätzen besetzt; diese, verbunden mit festen Lagern, bildeten Linien, die stärker als die Mauer der Chinesen waren. Allein die Barbaren durchdrangen diese Linien, und nun wurde jede Stadt und jedes Schloß in eine Festung verwandelt. — In Ludewig des 14ten Zeiten entstand die dritte Periode. Die Wälle der Städte und Schlöffer im Innern Frankreichs wurden dem Erdboden gleich gemacht, aber die östliche Gränze ward mit einer dreifachen Reihe von festen Plätzen, besetzt. Der Verf. glaubt, daß durch Buonaparte's Kriegsart eine vierte Periode bevorsteht. Buonaparte,

sagt er, führte den Krieg ohne Zelte und ohne Magazine; die Festungen hielten ihn nicht in seinen Operationen auf, er ging, wie die Alten, gerade auf die feindliche Hauptstadt zu. Mit der Besetzung von zwey Festungen, Mantua und Alexandria, hielt er ganz Italien unter seiner Botmäßigkeit. Er sah die festen Plätze nur als Stützpunkte an, unter deren Schuß, eine geschlagene Armee sich wieder sammeln kann. — Nach des Verf. Ansichten, würde Frankreich durch sechs große Festungen, wovon drey an der nördlichen, eine an der östlichen und zwey an der südlichen Gränze belegen seyn sollen, besser gedeckt werden, als gegenwärtig durch seine dreyfachen Reihen von festen Plätzen. — Wir können diesen Ansichten nicht ganz beypflichten. Das Vertheidigungssystem eines Staats, in Bezug auf die Anlage seiner festen Plätze, richtet sich immer nach vielen Verhältnissen, die in allen Ländern verschiedenartiger und abwechselnder Natur sind. Die Anlagen von vielen und großen Festungen erforderte, zu allen Zeiten einen so außerordentlichen Kosten = Aufwand, daß es die Kräfte der Staaten überstieg, solche, nach einem ihrer wahren Lage angemessenen Systeme auszuführen. Die Geschichte aller Völker lehrt, daß sich selbige erst nach und nach von kleinen Völkerschaften zu großen Staaten emporschwungen. Anfangs, auf den Besitz eines kleinen Gebiets eingeschränkt, suchten die Völker ihre wenigen, vorzüglichsten Orter in Vertheidigungs = Zustand zu setzen; so wie sich ihr Gebiet erweiterte, befestigten sie die Städte auf ihren neuen Gränzen, und die festen Plätze im Innern wurden vernachlässigt. Das so oft angeführte System Frankreichs, seine am meisten bedrohte Gränze, durch drey Reihen von Festungen zu sichern, wovon man Bauban das Verdienst bemessen will, war größtentheils eine zufällige Folge der Erweiterung des französischen Gebiets unter Ludewig XIV, und der vielen von ihm geführten Kriege auf dieser nehmlichen Gränze. Schon Kaiser Heinrich der Vogler hatte an der Gränze,

von woher ihm die mehrste Gefahr drohete, eine dreifache Reihe von festen Plätzen. Als Buonaparte in den Feldzügen von 1814 und 15, den Angriff im Innern von Frankreich besorgen mußte, dachte er ernstlich an die Befestigung von Paris und Lyon. — Von dem angezeigten Werke ist bis jetzt nur der 1te Theil, der von den Aegyptiern und Hebräern handelt, erschienen. Der V. geht von dem Gesichtspuncte aus, daß Aegypten die Wiege der Cultur des menschlichen Geschlechts war. Nachdem er die Schriftsteller, welche uns Nachrichten von der alten Geschichte dieses Landes gegeben haben, angeführt, und insbesondere die Glaubwürdigkeit Diodors von Sicilien, gegen Larcher, in Schutz genommen, gibt er allgemeine Ansichten von der Kriegeskunst bey den alten Aegyptiern, welche er von den noch zu Theben vorhandenen vier Denkmälern, entlehnt. Diese sind nemlich: der Palast von Karnak, das Memnonium, das Grabmal des Osimandyas, der Pallast von Lugfor und der des Medinet Abou. Die nördliche Seite des Palastes Karnak enthält eine große Anzahl von Darstellungen von Siegen und Eroberungen der ägyptischen Könige in verschiedenen Ländern und über verschiedene Völker: man unterscheidet deutlich Europäer, Neger und Mongolen; von den ägyptischen Zeichnungen, welche bis jetzt in Europa abgedruckt sind, enthalten etwa fünf Kupfertafeln Vorstellungen von Belagerungen. Auf zwey Basreliefs in dem Pallast von Karnak, sind zwey Festungen vorgestellt, die aber wenig von einander abweichen; es sind vier-eckige crenelirte Thürme, mit einem Glacis umgeben. Ein etwas von jenen verschiedener Thurm, findet sich in dem Pallast des Medinet Abou abgebildet. Auf dem Grabe des Osimandyas sind Darstellungen von Kriegs- Maschinen. — Der Vf. beschreibt alle die verschiedenen Ereignisse, die im Kriege überhaupt, insbesondere aber bey Belagerungen vorkommen: mehrere Schlachten zu Lande, und auch ein Treffen, das zugleich zu Wasser und zu Lande geliefert wird; das Opfern und die Verstümmelung der Kriegsgefangenen; ein gefangener König wird an einen Triumphwagen gefesselt, um die Mauer seiner eigenen Stadt herumgezogen; Ueberfall der Vajage eines ägypt.

zischen Heeres; gewaltsame Wegnahme einer Festung, durch Sturm; Uebergang über einen Fluß, im Gefolge einer hartnäckig gefochtenen Schlacht u. v. a. In der Darstellung eines Triumphzugs unterscheidet man bestimmt die verschiedenen Waffenarten, aus welchen eine ägyptische Armee zusammengesetzt war; selbst Priester, Aerzte und Commissariats = Bediente fehlen nicht; der Vf. glaubt nicht nur die Ingenieur = Officiere, sondern selbst den Chef des Generalstaabs zu erkennen. Sämmtliche Kriegs-Maschinen, deren sich die Aegyptier bei ihren Belagerungen bedienten, sind sehr deutlich beschrieben. Die Resultate der Untersuchungen über die Kriegskunst, und Kriegsgeschichte der Aegyptier sind folgende; 1) Nach den auf den Basreliefs auf den alten ägyptischen und nubischen Monumenten, welche kriegerische Ereignisse vorstellen, abgebildeten Baum- und Thierarten, so wie der auf selbigen deutlich bezeichneten Menschen-Räzen, leidet es keinen Zweifel, daß die Könige von Theben mit ihren Heeren bis nach Colchis und Bactria, und dem Caucasus und Paropamisus, Vorge drungen sind. Was die Geschichte über die ausgedehnten Kriegszüge der alten Könige von Aegypten sagt, wird durch die bemerkten Basreliefs völlig bestätigt. 2) die Völker von Klein- und Ober-Asien machten schon Gebrauch von befestigten Plätzen, die theils eine viereckige, theils eine runde Figur hatten, und mit ein oder auch mit mehreren Glacis versehen waren. Einige hatten einen Graben, andere nicht. Diese Völker fochten bereits zu Pferde, eine Gattung von Truppen, die bey der Belagerung von Troja nicht vorkommt. 3) Die Aegyptier hatten schon 20 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung eine regelmäßig formirte, disciplinirte und mit allen Kriegs = Erfordernissen wohl versehene Land- und Seemacht; sie hatten bereits bedeutende Fortschritte in der Befestigungskunst gemacht, sogar ihre Tempel waren als Citadellen eingerichtet; sie verstanden schon die Kunst, vermittelst künstlicher Ueberschwemmungen, ihre Vertheidigungsmittel zu verstärken. 4) Die Denkmale von Karnak, Memnonium, Lougfor, und Medinet Abou, deren Erbauung der Verf. 2500 bis 2000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung an-

nimmt, geben Abbildungen von Schanzkörben, Sturmleitern, Mauerbrechern, und der doppelten Schuttdächer, gegen das Burfgeschüß. Die Aegypter waren in diesen Belagerungswaffen, den Griechen, Persern, Assyrern und Hebräern weit vor. — Wir übergehen, aus Mangel an Raum, die vielen historischen Bemerkungen und Winke, welche der Vf. seinen militairischen Untersuchungen einverleibt hat. Möchten doch europäische Reisende, den in der Folge erwähnten ägyptischen Denkmählern eine größere Aufmerksamkeit widmen, als bisher geschehen ist! Unvollkommen wie die bis jetzt von selbigen erschienenen Beschreibungen und Zeichnungen auch sind, so haben sie doch schon zu wichtigen Entdeckungen die Hand geboten. Welch ein neues Licht würde sich über die alte Geschichte verbreiten, wenn möglichst vollständige Abbildungen der vielen so wunderbar erhaltenen Denkmale, aus der grauen Vorzeit, worüber der todte Buchstabe entweder ganz schweigt, oder nur dunkle Sagen enthält, der gelehrten Welt vorgelegt werden könnten! Kein Zeitraum war dazu günstiger, als die französische Expedition nach Aegypten. Es scheint aber, daß die französischen Gelehrten, welche an selbiger Theil nahmen, entweder aus Mangel an Zeit, oder aus Unkunde, diesen Denkmälern nicht diejenige Aufmerksamkeit widmeten, die selbige in so vielen Rücksichten verdienen. Der Vf. spricht sich hierüber deutlich aus. — Der Atlas, welcher das Werk des Hrn. Durcau de la Malle begleitet, enthält Abbildungen aller der kriegerischen Ereignisse, auf welche derselbe seine Bemerkungen gründet; sie sind aus dem Atlas von Denon, aus dem der Commission d’Egypte, Hamiltons Manuscript-Atlas und aus mehreren Reisebeschreibungen entlehnt. — Der zweite Abschnitt des ersten Bandes, der von den Hebräern handelt, ist weniger reichhaltig an interessanten Bemerkungen. Die Quellen des Vf. waren vorzüglich auf die Bücher des alten Testaments, in welchen sich keine ausführliche Beschreibungen, sondern nur allgemeine Angaben finden, und auf Josephus beschränkt. Als Resultate seiner Forschungen über die Kriegsgeschichte der Hebräer, stellt der Vf. folgende Sätze auf: 1) Mehr

als 2000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, finden sich in Judäa und Chaldäa schon Spuren von geschlossenen Städten. 2) Schon zu des Patriarchen Jacobs Zeiten bediente man sich der Minen und Sappen bey Belagerungen. 3) In Moses Zeiten waren schon Circumvalations-Linien und Angriffs = Maschienen aller Art, bekannt. 4) Drey- und zehn Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, unter Abimelech, finden sich Städte befestigt mit crenelirten Thürmen, und mit gemauerten Thoren; sie waren sogar mit Citadellen versehen. 5) In der Regierung Davids, elf Jahrhunderte vor Chr., finden sich Beyspiele von Bestürmung von Festungen, die mit zahlreichen Kussenwerken versehen waren. 6) Eine Beschreibung aller Kriegsmaschienen, deren sich die Hebräer bey Belagerungen bedienten, findet sich aus der Zeit des Hofeas, die der Verf. 8 Jahrhunderte vor der christl. Zeitrechnung annimmt. Die Erfindung dieser Maschienen, ist aber ohnstreitig viel älter. 7) Man kann annehmen, daß 600 Jahre vor der christl. Zeitrechnung, alle Angriffs = und Vertheidigungsmittel, deren man sich bis zu der Erfindung des Pulvers bediente, schon im Gebrauche waren. Bis dahin stand die Vertheidigung noch mit dem Angriffe in Verhältniß. Die doppelten Mauern, die durch ihre mit crenelirten Thürmen versehenen Flanken, eine Seitenvertheidigung hatten, die wohl besetzten Thore, und die Citadellen, konnten auf die Länge, den Kriegsmaschienen, so wie solche immer größere Vollkommenheit erhielten, so wie der Sappe und den Minen keinen Widerstand leisten. Der Vf. bemerkt, daß die Griechen sich vergeblich der Erfindung der Belagerungs = Maschienen berühmen, eine Ehre die den orientalischen Völkern gebührt; denn der Gebrauch des Mauerbrechers u. anderer Maschienen dieser Art, kommt bey den Griechen zuerst bey der Belagerung von Paros, durch Pericles, etwa 441 J. vor Chr. Geburt vor. So wie denn auch die Befestigungskunst imgleichen der Angriff und die Vertheidigung der festen Plätze, von den Hebräern zu einem viel höhern Grade der Vollkommenheit gebracht war, als bey den Griechen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 28. Junius 1821.

Leipzig.

Bey Hartmann: Magister Vacarius primus juris Romani in Anglia Professor, ex Annalium monumentis et opere accurate descripto illustratus, juris Romani in Bononiensis scholæ initiis fortunam illustrans, emendationem, interpretationem hodiernam juvans, studiis Caroli Friderici Wenck, jur. Dr. et Prof. Lips. 1820. 338 Seiten in gr. 8.

Ueber den Vacarius und seinen Auszug aus dem Justinianischen Rechtsbuche, sind, seitdem man von ihm, aus der von Duchesne herausgegebenen Normännischen Chronik die erste Kunde erhalten, vielfache Mißverständnisse im Umlaufe gewesen. Der Zufall führte dem Hrn. Prof. Wenck eine Handschrift seines Auszugs in die Hände, und diesem Zufalle verdanken wir nun das vorliegende höchst interessante und unterrichtende Buch, welches nicht nur eine dunkle Stelle der juristischen Literaturgeschichte, auf eine sehr befriedigende Art aufhellt, sondern auch für die Critik und Erklärung des Justinianischen Rechtsbuchs eine ganz neue, und vorher unbekannt gewesene Quelle eröffnet. Der Verf. beginnt mit einer sehr genauen, und unter Benutzung aller mög-

lichen Hülfsmittel verfaßten Darstellung der persönlichen Verhältnisse des Vacarius, wobey es denn an einer Gelegenheit, die frühern zahlreichen Mißverständnisse, zu heben, nicht ermangelt. Folgendes ist das Resultat seiner Untersuchung: Vacarius war ein Lombarde, und erlernte die Rechte in Bologna, wo er auch vielleicht selbst Unterricht in denselben gab. Bey Gelegenheit einer Streitigkeit, welche der Erzbischof Theobald zu Canterbury, mit dem päpstlichen Legaten, Heinrich, Bischof zu Winchester, hatte, sandte ersterer den Londonschen Geistlichen Thomas Becket, zwischen den Jahren 1143 und 1146 an den Pabst Coelestinus, um die Zurückberufung des letztern zu bewirken; und dieser Becket war es höchst wahrscheinlich, der den Vacarius bewog, nach England herüberzukommen, und dort, vorzüglich den Geistlichen, die Römischen Rechte zu erklären. Im Jahre 1149 treffen wir daher den Vacarius als Lehrer zu Oxford an. Einige Jahre darauf wurde ihm jedoch, durch den König Stephan, einen Bruder des Bischofs Heinrich, vielleicht aus Aerger, daß Theobald gegen denselben obgesiegt, das Lehren verboten, so wie der König denn auch durch ein eignes Edict, die Römischen und Canonischen Rechtsbücher gänzlich außer Kraft und Umlauf zu setzen suchte, welches demselben jedoch nicht völlig gelang. Die letzte Spur über den Vacarius finden wir in dem cap. 2. X. de eo, qui duxit in matrimon. (IV. 7); er hielt sich nach demselben zwischen 1159 und 1181, in dem Kloster zu Wells (de Fontibus) in Commersetshire auf; wahrscheinlich als Mönch oder Cleriker. — Der Verf. wendet sich hierauf zur Beschreibung jenes Auszugs selbst. Dieses führt den Titel: *Libri ex universo enucleato jure excepti (für excerpti), et pauperibus praesertim destinati.* Es besteht aus neun Büchern. Drey Handschriften desselben sind gegenwärtig bekannt, eine Prager, eine Königsberger, jedoch verstümmelt (Dirksen hat in seinen civilist. Abhandlungen Bd. 1. von derselben Kenntniß gegeben), und diejenige, die durch einen glücklichen

Zufall in die Hände des Verfassers gerieth. Die innere Einrichtung des Werks ist folgende: die allgemeinen Excerpte hat Vacarius in den Text aufgenommen, und zwar so, daß die aus den Pandecten, den Namen des juristischen Classikers, mit dem die erste Stelle anfängt, die aus dem Codex, den Namen oder Titel des Kaisers (gewöhnlich nur; Imperatores) an der Spitze tragen, wogegen im Verlaufe des Excerptes bey den einzelnen Stellen selbst, der Urheber derselben nicht weiter genant wird. Speciellere Excerpte, Verweisungen und Erklärungen sind dazugegen, jedoch ebenfalls von dem Vacarius, auf den Rand, nach Art einer Glosse gesetzt, wo sie denn sich auch in den vorhandenen Handschriften finden, jedoch mit einer andern Glosse vermischt, welche aus Anmerkungen der Besizer nach und nach entstanden zu seyn scheint. Die Eintheilung in neun Bücher befolgt im Ganzen die Buch- und Titelzahl des Justinianischen Codex, die Titelnrubriken des 10ten und 11ten Buchs sind in das erste untergesteckt. Demgemäß enthält Vacarius erstes Buch, Excerpte aus dem Buch I des Codex, aus Buch I. der Pandecten, aus Buch X. und XI des Codex, und Buch XLIX der Pandecten; das dritte, Excerpte aus Buch III des Codex, und Buch V bis XI der Pandecten; das vierte, Excerpte aus Buch IV und VIII des Codex, Buch XII bis XXII der Pandecten; das fünfte, Excerpte aus Buch V des Codex, Buch XXIII bis XXVII der Pandecten; das sechste, Excerpte aus Buch VI des Codex, und Buch XXVII bis XXXVIII der Pandecten; das siebente, Excerpte aus Buch VII und VIII des Codex, Buch XXXIX bis XLII und XLIX der Pandecten; das achte, aus Buch VIII und VI des Codex, und Buch XXXIX, XLIII bis XLVII der Pandecten; endlich das neunte, Excerpte aus Buch IX des Codex und Buch XLVIII der Pandecten. Die Stellung der einzelnen Excerpte geschieht in Gemäßheit einer Ordnung nach Materien, unter sorgfältiger Vergleichung des Codex mit den Pandecten. Ueber alle diese Gegenstände hat sich der

Verf. ausführlich verbreitet, und zugleich den Nutzen anzugeben gesucht, der sich aus diesem Auszuge für die Critik und Erklärung des Corpus juris, so wie für die Dogmengeschichte und Kenntniß der verschiedenen Ansichten und Streitigkeiten der Glossatoren schöpfen lasse. Als Probe ist mitgetheilt worden: der Prologus und Anfang des Buchs, mit critischen Anmerkungen und Bezugnahme auf die in den Excerpten vorkommenden Varianten; ferner ein Index rubricarum Vacarit, mit Angabe der Titel des Codex und der Pandecten, woraus jedesmal die Excerpte genommen sind; und endlich S. 180 bis 311. Notae ad indicem rubricarum Vacaris, in welchen das Bemerkungswerthe aus den einzelnen Titeln nach Maafgabe jener Rubriken, sey es in Bezug auf die Zusammensetzung derselben, oder in Bezug auf Erklärungen des Vacarius, oder endlich in Bezug auf Lesarten, ausgehoben worden ist; — unstreitig der mühsamste aber auch wichtigste Theil des ganzen vorliegenden Werks. Eine reichliche Nachlese literarischer Berichtigungen und Ergänzungen, macht von S. 312 = 338 den Beschluß.

P a r i s.

Traité de L'Apoplexie, ou Hémorrhagie cérébrale, considérations nouvelles sur les Hydrocéphales, Description d'une Hydropisie cérébrale particulière aux vieillards récemment observée par Et. Moulin, D. M. de Paris etc. 1819. 224 S. 8. Préface. Allgemeine Betrachtungen über die Häufigkeit und Gefährlichkeit des Schlagflusses, und die vorzüglichsten Schriftsteller darüber. Von dem hydrocéphale chronique des vieillards habe noch kein Schriftsteller gesprochen. Donner une description fidèle de l'apoplexie, répandre un nouveau jour sur les hydrocéphales, signaler une maladie jusqu'alors inconnue, appeler sur elle l'attention des praticiens, provoquer des nouvelles recherches et de plus ample découvertes, tel est le but que je me suis proposé. Article 1. Définition de l'Apo-

plexie. Da dem Verf. keine Definition seiner Vorgänger genügt, so definiert er sie hémorrhagie cérébrale par rupture des vaisseaux, ou simple exhalation, caractérisée au dehors par la suspension de l'exercice des sens et des facultés intellectuelles, de la sensibilité animale et de la contractilité volontaire, les fonctions organiques étant peu lésées hors la respiration, qui devient stertoreuse. Art. 2. Synonymes. Art. 3. Classification. Art. 4. Espèces etc. Dem Verf. nach könne man die Apoplexie bloß in die active und passive theilen. Denn eine a. sanguine, séreuse und nerveuse zu unterscheiden, heiße drey Krankheiten nemlich eine hémorrhagie, eine hydropisie und eine névrose mit einander confundiren. Art. 5 Ursachen der Apoplexie. Art 6. Symptômes. Art. 7. Progression de la maladie, Appréciation de ses symptômes. Art. 8. Durée et Terminaison. Art. 9. Ouverture des cadavres, Anatomie pathologique. Der Vf. ist nicht Rochoux's Meinung, daß eine Erweichung der Hirnmasse, an der Stelle wo man Blut ausgetreten findet, vorherging, sondern hält diese und ähnliche Veränderungen der Hirnmasse jederzeit für consecutiv. Trefflich und ganz nach eigenen Untersuchungen beschreibt er sowohl die Erscheinungen, und Beschaffenheit der Blutaustretzungen, je nachdem sie kürzer oder länger dauerten, als die Art wie die Natur bey ihrer Verminderung und Vernarbung verfährt. Sechs Monate bis zwey Jahre reichten gewöhnlich hin, zur gänzlichen Organisation der Membran einer apoplectischen Höle. Der Verf. kommt mit Hr. Riobé, welcher zuerst und am besten sich mit der Theorie der kystes apoplectiques beschäftigte, überein. 1. Obs. Vier Anfälle von Schlagfluß, deren letzter tödlich ablief, in einer 44jährigen Frau, nebst der Leichenöffnung. Sehr genau werden die im Gehirn zurückgelassenen Spuren dieser vier Anfälle geschildert. Der vierte Anfall war vor 5 Tagen, der dritte 4 Monaten, der zweyte 1 Jahr, der erste 32 Monate vorher erfolgt, von den drey vorhergehenden hatte sich diese Person vollkommen erholt. 2. Obs. Mort produite par une seconde attaque d'apoplexie, Kyste séreux consécutif à la première, nebst

der Leichenöffnung. In einem Anhang werden die Alterationen des Gehirns welche man nur zufällig bey Leichenöffnungen am Schlag Gestorbenen antrifft, und dem Schlagflusse fremd sind, nemlich Ansammlung von Serum in den Hirnhöhlen, oder auf dem Grunde der Schädelhöhle, Abscesse, Hydatiden, Krebsgeschwüre und Verhärtungen betrachtet. Art. 10. Diagnostic. Fast unmöglich sey es von der eigentlichen Apoplexie, die apoplexie nerveuse, wenigstens zu Anfange zu unterscheiden, und erfolgt der Tod schnell, so bleibt die Ungewißheit bis zur Leichenöffnung, wo man kein Extravasat findet. Ueberlebt der Kranke den Anfall, so wird er bald geheilt. Die Apoplexie sey, wie andere von selbst erfolgende Krankheiten, entweder activ oder passiv. Die active A. erfolge fast allemal durch Verstopfung der Gefäße, die passive A. durch Exhalation, oder Durchschwizung wie bey dem Scorbut, durch ihre erweiterte Poren, vielleicht auch durch ihre Haarendigungen. Der Sitz der activen A. sey gewöhnlich der Brey des Hirnes, der passiven A. dagegen fast ausschließlich die Oberfläche der Hirnhöhlen. Die active Ap. trifft robuste starke Leute, die passive schwächliche. Niemand meint der Verf. habe vor ihm diesen schneidenden Unterschied, von welchem auch die Erscheinungen und der glückliche Erfolg der Behandlung abhängen, so vollständig gezeigt. Um die charakteristischen Züge der passiven Ap. besser darzustellen, erzählt er den speciellen Fall von einer 71jährigen Frau umständlich nebst der Leichenöffnung. Hydrocéphales, Considérations nouvelles. Die Ap., die Hirnentzündungen und der Hydrocephalus hätten einerley nächste Ursache, nemlich die Excitation des Gehirns, welche jederzeit einen beträchtlichen Zufluß des Blutes, eine exaltation de ses propriétés vitales, und eine Störung seiner Berrichtungen zur Folge hätten. Die sogenannte Apoplexie séreuse nennt der Vf. Hydrocéphale essentielle aigue des viellards, da ihm Koschour's Benennung fièvre cérébrale hydrocéphalique des viellards unpassend scheint. Die nächste Ursache davon sey une irritation de l'arachnoïde, plus ou moins voisine, par son acuité de l'état phlegmasique. Diese Krankheit scheine zu Genève und Paris ge-

meiner als sonst irgendwo, denn nach Camper und Tissot treffe man sie in Holland und der Schweiz nicht an. Oft ist sie erst durch den Leichenbefund von der Ap. zu unterscheiden, mit welcher sie die gleiche Behandlung erfordert. Hydrocéphale passive ou chronique décrite pour la première fois. Dieser Hyd. passive hänge von der gleichzeitigen Atonie der Saugadern und der erhalirenden Gefäße ab, wodurch sich Serosität in den Hirnhöhlen ansammelt. Weil nun, das hohe Alter unter allen schwächenden Ursachen die gemeinste und mächtigste ist, so sey es auch kein Wunder, daß sie so viele Greise tödtet. Und doch habe man diesen chronischen Hydrocephalus bis jetzt verkannt, so daß kein Schriftsteller desselben gedenke. Selbst Itard, der die vollständigste Geschichte der Kopfwassersuchten lieferte, spreche gar nicht davon. Die Ursache davon sey, daß man die Symptome dieser Wassersucht für die natürlichen Wirkungen der Altersschwäche oder für eine nach dem Tode erst erfolgte Transsudation hielt. Man treffe jedoch diese Krankheit auch häufig bey rüstigen Leuten im besten Lebensalter an, wo man sie auch zu heilen hoffen darf. Zwar habe er sie im Hospice de la rue de Sèvres nie heilen gesehen, allein in der Stadt, wo sich alles zu ihrer Heilung Erforderliche vorfand, konnte man sie besiegen. Vor dem fünfzigsten Lebensjahre bemerkt man sie nicht, sie befällt vorzüglich wäkrige, lymphatische Constitutionen, die zu Catarrhen neigen. Zum Beweise ihrer vollkommenen Heilbarkeit erzählt der Vf. umständlich die Krankengeschichte einer 64jährigen Frau. Unter den vielen sie bezeichnenden Symptomen, wird auch das Gefühl eines aus dem Gehirn längst des Halses, und Rückens hinabfließenden liquidum als eines der unfehlbarsten Symptome aufgeführt. Die Dauer der Krankheit kann Jahre lang währen, doch bisweilen entscheidet sie sich schnell durch Schweiß oder Durchfall. Nach dem Tode findet man klares Serum auf dem Grunde und in den Höhlen des Gehirns. Das Hirnmark scheint erweicht, die membrana arachnoidea gar nicht verändert. Das wirksamste Heilmittel früh genug angewendet, ist ein Haarseil im Nacken, oder mehrere Noxas in der Gegend der Nähte des Schädels, Blasenpflaster an Armen und Beinen, Mercurial - Einreibungen und Abfüh-

rungen mit Calomel. Art. 11. *Maladies qui peuvent compliquer l'Apoplexie*, z. B. Entzündungsfieber, Magenentzündung, arachnitis, Wasser im Kopfe, aneurisme actif des Herzens. Art. 12. *Prognostic*. Die Prognosis wird bestimmt, durch die Größe und Stelle der Blutergießung, die individuelle Constitution, und das Lebensalter des Kranken, die Jahreszeit, die Natur der Ursache, ob solche nehmlich leichter oder schwerer zu entfernen ist, den activen oder passiven Character der Blutung, die Zahl und Periode des Anfalls, Heftigkeit der Symptome, Complicationen, und endlich durch die darauf folgenden Zufälle. Art. 13. *Behandlung der Apoplexie, Traitement de l'attaque*. Irrig habe man behauptet, daß gegen die Ap. die Kunst nichts vermöge. Der Vf. rath zu starker Aderlassen selbst an der Vena jugularis, die er nachher nur durch ein Heftpflaster ohne Binde schließt, zu abführendem Klistier, erklärt aber Tabacksklystiere für schädlich, nach den Umständen zu wiederholter Blutwegnahme auf der nicht gelähmten Seite, zu Blutigel an der basis cranii, zu Brechmitteln, Blasenpflastern u. Senfumschlägen. Kann man das Brechmittel nicht durch den Mund reichen, so solle man es mittelst einer Hohlsonde durch die Nase einbringen, in die Arm = Vene einsprützen, oder auf die Magenegend einreiben. Die Behandlung der Ap. passive sey schwierig, Aderlassen wäre höchst nachtheilig, selbst Blutigel nur in besonderen Fällen anzulegen. *Vesicatoires volans*, est erneuerte Sinapismes nebst Brechmittel, und am Ende stärkende Mittel seyen dagegen zu empfehlen. Behandlung der Ap. neugeborner Kinder, und der Folgen der Ap. Das *Traitement pré-servatif*, welches theils hygiénique theils pharmaceutique seyn müsse, macht den Beschluß dieses von eigenem Nachdenken und vielfältiger Erfahrung zeigenden Werkes. Der Abhandlung A. Godefroy's in den *Mém. de la Soc. méd. d'Emulation* IV année, 1799. *Existe-t-il une maladie intermédiaire de l'Apoplexie et de la fièvre cérébrale ou apoplectique, qui ne doive être confondue ni avec l'une ni avec l'autre de ces maladies?* wird nicht gedacht.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 30. Junius 1821.

G ö t t i n g e n .

Bei Vandenhöck und Ruprecht: Deutsch=lateinisches Wörterbuch, nach den classischen Schriftstellern der Römer und den besten neuern Latinisten kritisch bearbeitet von G. H. Lüne mann, Doctor der Philosophie und Rector der Schule zu Göttingen. Erster Theil (A—D). 1821. XIV und 1529 Columnen in 4.

Ein vollkommeneres deutsch=lateinisches Wörterbuch, als die deutsche Litteratur bisher besessen hat, ist sehr wünschenswerth, nicht sowohl für die lernende Jugend, an die man gewöhnlich zunächst denkt, als vielmehr für die Gelehrten selbst. Für den bloßen Jugendgebrauch möchten unsre gewöhnlichen deutsch=lateinischen Wörterbücher großentheils hinreichen, so wenig wir sie dadurch von mannigfachen und großen Fehlern frey sprechen wollen. Sie könnten allerdings in unzähligen Fällen die deutschen Wörter nach genauer geordneten Bedeutungen mit den ihnen entsprechenden lateinischen Wörtern deutlicher, bestimmter, für den Anfänger in der Latinität findbarer begleiten, und seinen Mißgriffen dadurch vorbeugen. Wir den-

5 (5)

ken uns aber den ersten Gebrauch eines deutsch-lateinischen Wörterbuchs sehr eingeschränkt, und nur auf kurze Zeit dem künftigen Studirenden dienend, nemlich nur während sich derselbe durch Uebersetzen aus der Muttersprache in die lateinische die Grammatik der letztern fester einzuprägen sucht, zu einer Zeit, da er noch zu wenig in lateinischen Schriftstellern belesen ist, um den nöthigen Vorrath von Wörtern und Redensarten für jeden auszudrückenden Begriff sogleich vorrätzig zu haben. Sobald durch diese Uebungen der erste Zweck erreicht ist, muß zum Lateinisch-Schreiben ein solcher Gebrauch eines deutsch-lateinischen Wörterbuchs immer seltener werden, und zuletzt bis auf wenige Ausnahmen ganz aufhören. Denn nun sind höhere Uebungen zur Bildung eines wirklich lateinischen Styls zu treiben. Es muß ein fleißiges Lesen der besten lateinischen Schriftsteller seinen Anfang nehmen, durch das man nach und nach den ganzen Reichthum der lateinischen Sprache in sich aufnimmt, und sich dabey gewöhnt, das, was man lateinisch auszudrücken hat, auch auf Römische Weise zu denken, wodurch man allein in die Idiotismen der lateinischen Sprache hineinkommt. Wer in spätern Jahren beym Lateinschreiben noch der Hülfe deutsch-lateinischer Wörterbücher bedürfte, würde immer Deutsch-Latein schreiben, und es nie zu einem Styl bringen, in dem ein lateinischer Genius weht. Der ausgebildete Gelehrte bedarf ein vollständiges deutsch-lateinisches Wörterbuch zu ganz andern Zwecken: mit einem Wort es auszudrücken, zu wissenschaftlichen. Der classische Ausdruck muß uns im Lateinischen für die Künste und Wissenschaften verlassen, welche erst durch die Neuern ihre Ausbildung erhalten haben. Wenn wir nun gleich der Meinung sind, daß neue Wissenschaften und Begriffe, auch in den neuen lebenden Sprachen am besten gelehrt werden — die Erfahrung hat ja gezeigt, daß die Wissenschaften erst seitdem zu einer höhern Vollkommen-

heit gediehen sind, seitdem sie in den Muttersprachen gedacht und vorgetragen werden — so müssen wir sie doch darneben auch in der allgemeinen Sprache der Gelehrten, der lateinischen, darstellen können, damit sie auch Nationen, die keine Fertigkeit in der deutschen Sprache haben, auf eine lehrreiche Weise können vorgetragen werden, und wir dürfen, vieler Gründe wegen, unsre Universalsprache der Gelehrsamkeit auf keine Weise außer Gebrauch kommen lassen. Es sind daher lateinische Sprachschöpfungen für den Vortrag der neuern Künste und Begriffe nöthig. Mit der Erfindung der einzelnen, für sich allein bestehenden technischen Ausdrücke zur Darstellung neuerer Begriffe in Wissenschaften, wie in Philosophie, Naturgeschichte, Chemie, dem Berg- und Hüttenwesen u. s. w. mag vielleicht der sich allein überlassene Gelehrte vom Fache fertig werden können; aber nicht mit dem Material zum Vortrag der Kunst und Wissenschaft selbst. Nicht jeder wissenschaftliche Gelehrte ist ein so großer Kenner der lateinischen Sprache, daß er im Stande wäre, die nöthigen Redensarten zur deutlichen und bestimmten Darstellung der Begriffe aus der Analogie so zusammenzusetzen, wie ein Römer sie zusammengesetzt haben würde, hätte er dieselben Begriffe während des Lebens seiner Sprache gedacht, und hätte er den rechten Ausdruck aus den Stoffen seiner Muttersprache dazu ausprägen sollen. Der neuere wissenschaftliche und Kunstgelehrte wird die Worte bald unverständlich für andere, bald wenigstens schief und schielend, und überhaupt so unvollkommen zusammensetzen, daß er dadurch seine neuen, ihm eigenthümlichen Begriffe auf seine Wissenschafts- und Kunstverwandte nur sehr mangelhaft überzutragen im Stande seyn möchte. Layen in seiner Wissenschaft und Kunst, die nicht manches zur Nachhülfe zusehen können, möchte er ganz unverständlich bleiben. Hier muß der lateinische Sprachgelehrte von Profession zu Hülfe kommen, von dem am er-

sten zu erwarten steht, daß er aus dem Geiste der Römischen Sprache den glücklichsten, passendsten, erschöpfendsten und bestimmtesten Ausdruck werde angeben können. Aber wie vermöchte auch wieder er dieses ohne fortgehende Beyhülfe des Gelehrten vom Fache? Der muß ihm die Sache erläutern, ihn vor der Einmischung falscher Nebenbegriffe verwahren, und es ihm möglich machen, dem Vortrag neuer Künste und Wissenschaften eine Art von classischer Bestimmtheit zu geben. Durch eine solche Zusammenwirkung und gegenseitige Unterstützung wird man zwar nie über die neuern Wissenschaften ganz römisch schreiben (denn wollte man es erzwingen, so würde man unausstehlich pedantisch werden); aber man wird es doch zu einer Art von männlicher modernen Latinität bringen, die nicht minder präcis, allgemein verständlich und selbst geschmackvoll ausfallen kann, als die alte, weil sie sich in ihren Sprachschöpfungen innerhalb den Gränzen wahrer römischer Analogien hält.

Ein Hülfsbuch zur Lösung dieser schweren Aufgabe dem Gelehrten in die Hände zu geben, ist unstreitig die Absicht des Vf. gewesen, weil er schon auf dem Titel die besten neuern Latiniſten unter die Quellen seines deutsch = lateinischen Wörterbuchs aufgenommen hat. Und er hat es sich rühmlichst und unverdrossen angelegen seyn lassen, dem Ideal eines solchen Buchs sich möglichst zu nähern; gelingt es ihm nun (woran wir nicht zweifeln), bey dauerhafter Gesundheit in der angefangenen Weise seine mühsame Arbeit durchzuführen, so wird ihm der Ruhm, das erste höhern Zwecken entsprechende deutsch = lateinische Wörterbuch zu Stande gebracht zu haben, nicht entgehen. Campe's Wörterbuch der deutschen Sprache liegt dabey zum Grunde, mit Zusätzen von Wörtern, die in unsern geleseſten Schriftstellern vorkommen, wenn sie gleich in Adelung und Campe noch fehlen. Die verschiedenen Bedeutungen der einzelnen deutschen Wörter sind gehörig unterschieden, und, so weit es mög-

lich war, in ihre natürliche Ordnung gestellt; jeder sind die ihr entsprechenden lateinischen Wörter zugeordnet und die diesen beygelegte Bedeutungen sind sammt der Verbindung, in welcher sie dieselben tragen, aus einer beygesetzten Stelle erwiesen, so oft es möglich war, aus einem Autor des goldnen Zeitalters, und aus einem Autor vom Fache; also Ausdrücke des Kriegs und Kriegswesens aus Cäsar und Livius, des Landbaues aus Varro und Columella, der Beredsamkeit und Redekunst aus Cicero und Quintilian, der Dichtkunst aus Ovid, Virgil und Horaz; wo Begriff und Ausdruck bey den Römischen Schriftstellern noch fehlte, da ging die oben beschriebene schwierige Arbeit an: bald ward er entweder vom Verf. selbst nach der Analogie gebildet, oder aus einem bewährten neuen Lateiner, der diese Mühe schon über sich genommen hatte, mit Beyfügung seines Namens entlehnt. Dankbar werden die Namen der letztern, bey denen der Verf. Hülfe gefunden hat, in der Vorrede gesammelt. Ueber die Vollständigkeit eines solchen Werkes und den sich gleichgebliebenen Fleiß seines Verfassers kann zwar erst ein lange fortgesetzter Gebrauch desselben durch gemachte Erfahrungen entscheiden; aber die Artikel, die wir nachgeschlagen und durchgelesen haben, erweckten das günstigste Vorurtheil für die gelungene Ausführung dieses Buchs; für die Schicklichkeit seiner Anordnung der Bedeutungen einzelner Worte, die Richtigkeit ihrer Uebersetzung ins Lateinische und die Sicherheit ihres Gebrauchs selbst von dem Anfänger. Daß nicht alles, was auf eine Aufnahme nach dem gewählten wissenschaftlichen Gesichtspunct Anspruch machen konnte, sich sogleich bey dem ersten Versuch werde haben zusammenbringen lassen, glauben wir gern; es ist selbst von uns der Mangel einiger Artikel, wie Abaster (der Alchemie), Abborstung, Abbruch (Aushöhlung des Ufers durch die Gewalt des Stroms), Abfahrtsflage, Acroterien (in der Baukunst) u. s. w., be-

merkt worden; es ließe sich fragen, warum Activhandel weggeblieben ist, da Activschulden aufgenommen sind; warum Adresse, Adresskalender, Adressiren fehlen, da gleich dahinter Advocat, Advocatenkniffe, Advociren u. s. w. gefunden werden: aber wer kann in einem solchen Werk absolute Vollständigkeit und eine ganz ununterbrochene Gleichheit erwarten? Uebrig lassen sich viele Artikel unter mehreren Worten anbringen, warum könnte nicht der Verf. die angeführten für andere Stellen seines Werks verspart haben? Und würden die ersten Buchstaben des Alphabets nicht zu bogenreich ausgefallen seyn, wenn er nicht manches für die folgenden, wo es auch seinen Platz haben konnte, zurückgelegt hätte? Wir gestehen es gern: der Verfasser hat unsre Erwartung von seiner Arbeit, die nicht gering war, in der Ausführung übertroffen; und wir stehen an dem Ufer des Oceans, den er noch zu durchschiffen hat, voll Bewunderung des Muths, mit dem er seine Fahrt angefangen hat, und rufen ihm zu ihrer Fortsetzung eine glückliche und durch keine Unfälle gestörte Reise zu.

Heidelberg.

In A. Oswald's Universitätsbuchhandlung: Der zweyte Brief Petri, kritisch untersucht von D. Carl Ullmann, Privatdocent der Theologie an der Universität Heidelberg. 1821. 124 S. in 8.

Bei so wichtigen Schriften, wie die des N. T., als Grundlage des Christenthums, sind, ist es sehr zu billigen, daß alle Künste durchprobt werden, um über Echtheit und Unechtheit einer jeden Schrift zur Gewißheit zu kommen. Nach den Urtheilen der Alten wäre die Authentie des zweyten Briefs Petri rein zweifelhaft, und könnte dies anders erfolgen, da man ihn von jeher für ein von einem Verfasser herkommendes, zusammenhängendes Ganzes betrachtet hat; ob er gleich aus drey, von einander deutlich

getrennten Abschnitten besteht. Es ist ein dem Vf. dieser Schrift eigenthümlicher Versuch, ob man nicht auf ein günstigeres Resultat komme, wenn man jeden der getrennten Theile einer besondern Untersuchung unterwerfe; und wir müssen ihrem Verf. das Zeugniß scharfsinniger Genauigkeit geben, so wie einer hinreichenden Bekanntschaft mit dem, was früher geleistet oder doch versucht worden, und einer bescheidenen Schätzung des Werths und Gewichts der Gründe, mit denen er seine Vorstellung unterstützt. Ihm ist das erste Capitel des zweyten Briefs von Petrus selbst; das zweyte und dritte aber, von einer und derselben fremden Hand, die den ursprünglichen Schluß des Schreibens wegließ, um ihre Vermehrung unter Petrus Namen hinter dem ersten Capitel anzubringen. Das Einzelne der Gründe der gelehrten Schrift würde uns zu weit führen; der Recensent kann nur im Allgemeinen sagen, daß er die Schrift mit Vergnügen gelesen habe. Nur eines sey ihm zu erinnern erlaubt. Wenn man auch zugäbe, das erste Capitel des zweyten Briefs trage die Eigenthümlichkeiten des ersten Briefs, so würde daraus doch nicht folgen, daß dasselbe von Petrus selbst verfaßt sey. Es ist zu äugenscheinlich, daß Petrus sich bey dem ersten der fremden Hand eines Mannes bediente, der sich bey dem Vortrag christlicher Lehren an den religiösen Dialect des Apostels Paulus gewöhnt hatte: es würde also bloß folgen, daß sich Petrus desselben Hermeneuten zur Abfassung des zweyten Briefs (den aber der Verf. für älter, als den ersten hält) bedient habe.

M e m o r.

Im Landesindustrie-Comtoir: *Commentatio de summatione seriei*

$$\frac{a}{b(b+d)} + \frac{a}{(b+2d)(b+3d)} + \frac{a}{(b+4d)(b+5d)} \text{ etc.}$$

ab illustri societate Regia Hafniensi in certa.

mine litterario praemio Regio ornata, auctore Eduardo Schradero, Prof. Tubing. 74 Quartseiten 1818. Da diese Reihe unterweilen bey der Auflösung physisch = mathematischer Aufgaben erscheint, so hatte die K. Soc. d. Wiss. in Copenhagen gewünscht, auf welche Weise sich für die Summe derselben auch starke und für die Ausübung brauchbare Annäherungen erhalten lassen, falls diese oder jene Summationsmethode diesen Bedingungen nicht geradezu ein Genüge leisten sollte. Der Vf. hat in dieser Abhandlung die verlangten Auflösungen, sowohl für den Fall gegeben, wenn die Reihe ohne Ende fortläuft, als auch wenn nur die Summe einer bestimmten Zahl von Gliedern derselben verlangt wird. Seht die Reihe ohne Ende fort, so läßt sich die Summe derselben leicht auf den Unterschied der beiden Integrale

$$x^d \int \frac{x^{b-1} dx}{1-x^{2d}} - \int \frac{x^{b+d-1} dx}{1-x}$$

(nach geschehener Integration $x = 1$ gesetzt) zurückführen, deren Werthe sich durch logarithmische und trigonometrische Functionen angeben lassen, welche gefundenen Ausdrücke jedoch nicht immer zur Ausübung brauchbar genug ausfallen, daher denn der Vf. die Fälle untersucht, unter denen sie mit Vortheil angewandt werden können. Eine andere Auflösungsmethode beruht auf der Reduction der vorgegebenen Reihe auf einige andere, deren Summen bereits durch bekannte Formeln darstellbar sind, und lehrt die Fälle unter denen dieses Verfahren sowohl für die Reihe wenn sie ohne Ende fortläuft, als auch nur aus einer bestimmten Menge von Gliedern besteht, brauchbar ist. Wieder eine andere Methode lehrt die Summation nach dem von Euler in seinen Instrit. Calcul. diff. Lib. II. Cap. V. 10. angegebenen Verfahren zu bewerkstelligen, welche Untersuchungen denn der Vf. sämtlich so gut durchgeföhrt und auch durch Beispiele erläutert hat, daß in Rücksicht der vollständigen Beantwortung der von der Soc. aufgegebenen Frage wenig zu wünschen übrig bleiben möchte.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1821.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchh. 1821: Ueber deutsche Runen. Von Wilh. Carl Grimm. Mit elf Kupfert. IV und 328 S. in 8.

Ueber die nordischen Runen ist so viel geschrieben, daß die Titel der Bücher und Abhandlungen schon in den Verzeichnissen, die Gräter in seiner Uebersetzung von Suhms Geschichte der Dänen B. 1. Abth. 1. und Nyerup in seiner Danske Litteratur i Middeldalderen geliefert haben, mehrere Seiten einnehmen; und noch mehr wird die Menge der darüber vorhandenen Schriften auffallen, wenn die von dem Geh. Cab. R. Kopp gesammelten Zusätze und Nachträge erscheinen. Ueber deutsche Runen ist das Werk, das wir hier anzuzeigen haben, nicht nur das erste, sondern es wird auch immer das Hauptwerk bleiben. Wilhelm Grimm wetteifert mit seinem ältern Bruder, Jacob dem Grammatiker; oder vielmehr, eine verbrüdete Anliege und Richtung des Geistes führt auch ihn auf das Gebiet der historischen Sprachkunde, und er zeigt auf demselben gleich

gründliche Gelehrsamkeit, gleich unermüdeten Fleiß, und gleich glücklichen Scharfsinn, so daß wir kein Bedenken tragen, diese seine Schrift für eine unentbehrliche Beilage zu der zweyten Ausgabe der deutschen Grammatik zu erklären. Der Vortrag ist klar, die Schreibart natürlich und durchaus entfernt von jener eckigen Steifheit, durch die so mancher die Welt gern möchte glauben machen, er sey Johannes Müller der Zweyte. — Der Inhalt des Buches, so viel sich derselbe bey so manchen ins Einzelne gehenden Untersuchungen mittheilen läßt, ist folgender. Die Buchstabenschrift geht über den Anfang unseres historischen Wissens hinaus. Der von Mehreren versuchten Ableitung derselben aus der Hieroglyphe stehen große Schwierigkeiten entgegen. (— Noch mehr: man kann mit Recht behaupten, daß die Hieroglyphe der Erfindung der Buchstabenschrift den Weg versperrt. Jene bietet sich dem rohesten Verstande dar; das Wort in Laute zerlegen, Laute mahlen, das Auge hören lehren — dieß ist eine Erfindung größer als eine die je gemacht wurde, eine Erfindung die wir mehr anstaunen als begreifen können. Daß aber die Buchstabenschrift als Erfindung angesehen werden muß, und nicht mit der Sprache in Eine Reihe gesetzt werden darf, ergibt sich erstens daraus, daß sie nicht ein gemeinschaftliches Erbtheil der Menschheit ist, sondern die Bewohner der Erde sich in merkzeichnende, begriffzeichnende, lautzeichnende theilen; zweytens daraus, daß sie im Fortgange der Zeit erweitert wurde, neue Lautzeichen erfunden wurden, während eine Sprache um so älter sie wird, um so mehr von ihrer innern Lebendigkeit verliert, oder mit andern Worten in keiner historischen Grammatik von Zuwachsen, sondern nur von Abfallen und Erstarren die Rede seyn kann. —) Die Buchstabenschrift ist den Völkern durch Ueberlieferung zugekommen, und die Verwandtschaft der phönicischen, altgriechischen, etruri-

schen, celtiberischen, römischen, gothischen und runischen Buchstaben nöthigt zur Annahme eines früheren, allen diesen zu Grunde liegenden Alphabets. Selbst in der Zahl der Buchstaben zeigt sich Uebereinstimmung: sechszeihen Cadmische, sechszeihen Dorische; dann Vermehrung der Lautzeichen, d. er so wie hier, bis endlich, so wie zugleich die Sprache ihre unendliche Mannigfaltigkeit an Lauten verliert, ein Gleichmaß zwischen Lauten und Zeichen entsteht, das dem lesenden Menschen genügt, ihn aber nie in den Stand setzt, Sprachen oder nur Mundarten, die er nicht in ihrem lebenden Tone aufgefaßt hat, zu sprechen wie es sich gebührt. — Zu welcher Zeit Buchstabenschrift in Deutschland eingeführt wurde, läßt sich nicht bestimmen. Indessen schließt Hr. G. (während er das bekannte *‘literarum secreta viri pariter ac feminae ignorant’* erkärt, das Volk schrieb nicht) aus dem gesammten Zustande der Nation, und aus einzelnen Nachrichten, daß diejenigen, in deren Händen die Bewahrung geistiges Eigenthumes lag, bereits zu Tacitus Zeiten Buchstabenschrift besaßen; und bey der zwischen den griechischen und runischen Buchstaben obwaltenden Aehnlichkeit glaubt er sich die Vermuthung erlauben zu dürfen, daß vielleicht das was die Römer für griechische Buchstaben hielten, inländische Runenschrift war. Wie es sich jedoch damit verhalten mag, klar vor Augen, liegt im vierten Jahrhunderte die gothische Schrift, größtentheils verwandt der griechischen, aber vier oder fünf offenbar der Runenschrift angehörige Zeichen enthaltend, folglich weder von Alfila erfunden, noch den Nachbarn abgeborgt, sondern schon früher vorhanden. Daß unter allen deutschen Völkerstämnen die Gothen allein in jener Zeit sollten Schrift gekannt haben, ist wenigstens nicht wahrscheinlich, wenn auch für jene kein ausdrückliches Zeugniß noch weniger ein erhaltenes Denkmahl spricht. Ob Chilperich

mit seinen vier neuen Buchstaben ein deutsches oder ein lateinisches Alphabet vermehren wollte, ist schwer zu entscheiden. Offenbar aber die Rune, und zwar die deutsche Rune ist die schon so vielfach besprochene *barbara runa*, des Venantius Fortunatus, Bischofs zu Poitiers. (— Und zwar spricht er von ihnen so als wenn damahls das Deutsche gewöhnlich oder nur mit Runen und auf Holztafelchen geschrieben worden wäre. Wenn du, sagt er seinem Flavius — dem Namen nach also auch ein Italiäner — das römische Gemurmel nicht liebst (dafür also galt unter Fortunatus fränkischer Umgebung das Latein!), so kannst du mir (man weiß nicht ob er sich selbst oder seinem Freunde etwas schmeichelhaftes sagen will) hebräisch, persisch(?), griechisch, oder deutsch schreiben, und das letzte ganz nach Landesfite, *barbara fraxineis pingatur runa tabellis, quodque papyrus agit, virgula plana valet. Fraxineae tabellae und virgula plana sind wohl ganz dasselbe.* —) Bey dieser Gelegenheit schaltet der Verf. eine Untersuchung über den Ursprung und die Bedeutungen des Wortes Rune ein. (— Da das Vollwort 'runen' unser noch gebräuchliches Wort raunen ist, so scheint die ursprüngliche Bedeutung von *runa* zu seyn *susurrus*, und so konnte es dann von jedem Gemurmel gebraucht werden, mochte die Absicht seyn, daß das Zugeflüsterte geheim gehalten, oder daß es ausgesprochen werde. Im Grunde sind die Buchstaben wahre Einhelfer, Prompters, die uns einblasen was wir aussprechen sollen, wie denn auch Leute, die nicht viel lesen, immer halb laut lesen. Die Bedeutungen Geheimniß, geheime Berathung, Zauberspruch, Buchstabe, scheinen sich alle ganz natürlich in dem, einen sinnlichen Begriff bezeichnenden, *susurrus* zu vereinigen. —) Mit dem achten Jahrhunderte war in Deutschland der Gebrauch der lateinischen Schrift so allgemein geworden, daß man sich einer Rune höchstens etwa noch als Abkürzung be-

diente; und so ist das in dem Wessobrunner Gebet vorkommende senkrecht durchschnittenen X, welches die Worsylbe cha bezeichnet, wohl für das runische ch oder die Rune Chulch zu halten. (— Eine merkwürdige Thatsache! Man hatte bereits das lateinische Alphabet für die deutsche Sprache angenommen, aber man borgte aus dem alten, früher gebräuchlichen ein Zeichen für einen eigenthümlichen Laut oder zu einer bequemen Abkürzung. So druckten die Engländer im funfzehnten Jahrhundert, und schreiben als Abkürzung bis auf den heutigen Tag y, welches das in dem längst aufgegebenen Angelsächsischen Alphabet vorhandene Zeichen des Lautes ih vertritt, also eine noch diesen Augenblick gebräuchliche Rune ist. —) Schrieb man aber auch nicht mehr mit Runen, so brauchte man doch das Wort Runstabe (rūnstaba) noch für Briefe. So nemlich erklärt Kero literae; das Wort Brief ist erst später aus dem Lateinischen aufgenommen worden. Indes hat uns doch aus jener Zeit Hrabanus Maurus, oder, um recht vorsichtig zu sprechen, es haben die alten Handschriften seiner Abhandlung de inventione linguarum uns ein Runenalphabet aufbewahrt, das einem noch heidnischen deutschen Stamme, den 'Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus' beygelegt wird. Diese deutschen Runen werden nun von dem Verf. sowohl mit den nordischen als den angelsächsischen verglichen. Ihre Aehnlichkeit mit den letztern ist so groß, daß man im Ganzen beide Alphabete als eines und dasselbe ansehen kann. Namen der Runen aus einer Handschrift zu Wien. Runen in einer Handschrift zu St. Gallen. Runen in einer Handschrift aus Tegernsee (jetzt in München). Runen des Beda. Nachdem durch diese Vergleichen die Verwandtschaft der drey Runenalphabete, des nordischen, des deutschen, und des angelsächsischen dargethan ist, untersucht der Verf. die Frage wie dieses Verhältniß entstanden sey, und welches Alphabet als das älteste

anzusehen sey. Er entscheidet unbedingt für die sechs-
 zeh'n alten nordischen Runen, in denen er ein Alpha-
 bet erkennt, welches die aus Mittelasien auswan-
 dernden Stämme als väterliches Erbgut mitbrachten.
 Aus jenen sechszeihen alten Runen bildeten sich, wie
 schon die Namen zeigen, die deutschen und die angel-
 sächsischen. Daß die letztern von den Sachsen aus
 ihren deutschen Stammsitzen nach England mitgenom-
 men wurden, nicht aber die nordischen Runen unmit-
 telbar dorthin übergegangen sind, wird noch durch
 zwey bisher unbekannte, von Hn. von Urx und Hn.
 Geh. Cab. R. Köpp mitgetheilte Runenalphabete be-
 stätigt, die sich in zwey Handschriften einer Abhand-
 lung des Isidorus finden. Nach dem bisher gefag-
 ten leidet es keinen Zweifel, daß die Runen bey
 Hrabanus Maurus dasselbe Alphabet sind, welches
 die Sachsen mit nach England brachten. Aber wer
 sind die 'Marcomanni quos nos Nordmannos
 vocamus'? Die Antwort ist: Eben diese Sachsen,
 oder, bestimmter zu sagen, derjenige Theil derselben,
 der jenseit der Elbe wohnte. Diese hießen, wie
 schon Spener bewies, und auch Ihre annahm, Mark-
 mannen, Nordmannen, Nordleute. Ihnen mag das
 nordische Alphabet schon früher mitgetheilt worden
 seyn; denn in der Erweiterung desselben weichen beide
 Stämme von einander ab, im Norden entstanden die
 punctirten Runen, unter den Angelsachsen neue For-
 men. Daß zu Hrabanus Zeit der Gebrauch dieser
 Runen auf jenen nordwestlichen Winkel beschränkt
 war, scheint aus seinen Worten bestimmt hervorzuge-
 hen; dieß darf uns jedoch nicht berechtigen, für
 eine frühere Zeit die Kenntniß derselben dem übrigen
 Deutschland abzuspochen, wiewohl bis jetzt in Deutsch-
 land selbst noch kein unbezweifeltes Denkmahl mit
 deutschen Runen entdeckt worden ist. Hr. G. wen-
 det sich also zu den bekannt gewordenen angelsächsi-
 schen Denkmahlen, auf denen das besprochene Alpha-
 bet zur Anwendung gekommen ist, und dann zu

fünf nordischen, auf denen gleichfalls Gebrauch davon gemacht ist, und zuletzt zu den Runen auf dem Löwen zu Venedig, unter denen er auch zwey deutsche deutlich zu erkennen glaubt. Die Beplagen enthalten ein merkwürdiges altes angelsächsisches Gedicht über die Namen der Runen, übersetzt und erläutert, und ein ähnliches nordisches, das aber an poetischem Werthe tief unter dem angelsächsischen steht. — Acht Kupfertafeln, auf denen theils das früher bekannte zu bequemerer Uebersicht zusammengestellt, theils neu aufgefundenes mitgetheilt wird, stellen Alphabete und Inschriften dem Auge dar.

Da man in den letzten Jahren auf die Vermuthung gekommen ist, daß auch in alten Grabhügeln Steine mit Runen vorkommen möchten, so ist ein Anhang in drey Abschnitten beygefügt. 1. Steine mit Zeichen aus heidnischen Grabhügeln. Diese Abhandlung bezieht sich vorzüglich auf den von dem Hn. Rittmeister von Schwerzell auf seinem Gute Willingshausen, zwey Stunden von Ziegenhain, gemachten Fund, worüber die erste, von dem Hn. Hofarchiv-Director Rommel mitgetheilte Nachricht in unsern Anzeigen, Jahrg. 1819. St. 143, erschien. Der Stein, von dem Tafel IX. eine Abbildung enthält, wird genau beschrieben und mit zwey andern verglichen, von denen der in der Grafschaft Mark gefundene, und von K. U. Kortum beschriebene auf Tafel X. abgebildet ist. — Eine sehr dankenswerthe Note S. 267 gibt sowohl die Schriften an, in denen sich Nachrichten von solchen Ausgrabungen finden, als auch verschiedene Sammlungen der gefundenen Alterthümer. Wohl ist es wahr, 'daß für solche sichtliche und greifbare Alterthümer am leichtesten eine Theilnahme entsteht, und manche Privat-Sammlung ohne wissenschaftliche Absicht, bloß dieser Freude wegen, angelegt wird' —; daß sie aber nicht wieder zerstreut sondern für die Wissenschaft benutzt werde, dafür sollte jeder Liebhaber sorgen, und da-

für sorgt er am besten durch öffentliche Bekanntmachung. — 'Es müßte in einem Werke, zusammengestellt werden, was über die deutschen Grabhügel in einzelnen Schriften enthalten oder sonst hier und da zerstreut ist. . . . Ein anderes Bedürfnis wäre eine Karte, welche die Punkte angäbe, wo man bis jetzt Grabhügel gefunden hat. Merkwürdig ist ohne Zweifel der Umstand, daß sie im südlichen Deutschland äußerst selten zu seyn scheinen'. — Die sonderbaren Figuren des hessischen Steines führten auf den Gedanken die altdeutsche Rhabdomantie damit in Verbindung zu bringen (s. Götting. Anz. 1819, S. 7426.). Dieß veranlaßt den Verf. zu dem II. Abschnitte seines Anhanges; Weissagung aus Baumzweigen. Auch dieser Abschnitt zeugt von der ausgebreiteten Belesenheit und dem Scharfsinn des Verfassers. III Altes Denkmahl aus christlicher Zeit. Ein Stein zu Mainz, auf dem man, aber gewiß irrig, Runen finden wollte. Er ist auf Tafel XI. abgebildet, so daß jetzt wer Lust hat sein Heil an der Deutung desselben versuchen kann.

Während der Verfasser dieser Anzeige mit der Grimmischen Schrift beschäftigt war, erhielt er als freundschaftliches Geschenk: Das Neueste über die Runen. Aeußerungen der Herren A. und B. Kopenhagen 1821. Zwey Quartblätter mit einem Folioblatt in Steindruck.

Der Hr. A. ist 'Mart. Friedr. Arendt, nordischer Alterthumsforscher aus Altona', von dem im vorigen Jahrg. unserer Anzeigen S. 1648 die Rede war. Dieser ließ 1818 in Lintöping ein großes Folioblatt mit der Aufschrift 'Scandinaviska Paleografien' drucken, deren erste Linien (zwey Runenalphabete enthaltend) hier in einem Steindruck beygelegt sind. — Diese Arendtschen Untersuchungen hat ein dänischer Alterthumsforscher, der unter dem Namen B. versteckt ist, weiter verfolgt und zum Theil beichtigt. — Wir müssen uns auf die Versicherung

beschränken, daß H. B. sich als gründlichen Kenner zeigt, und daß seine 'Aeußerung' mehr enthält als sagt. — Der Herausgeber, ist ein verdienstvoller dänischer Gelehrter, dessen eifrige Thätigkeit den Jahren Trost zu bieten weiß, und, wie wir herzlich wünschen, noch lange Trost bieten möge.

Stockholm.

Gedr. bey Joh. Imnelius 1818: Svenska Vittneheten. Historiskt-kritiska Anteckningar af L. Hammarsköld. 1, 397. 2, 266 Octav.

Unter Bitterhet (jetzt geschrieben Bitterhet) verstehen die Schweden nach einer noch nicht hundert Jahre hergebrachten Bestimmung was die Franzosen belles lettres nennen, und wofür man in Deutschland noch später den Ausdruck schöne Redekünste (Göthe hat sich neulich im Divan dagegen erklärt) einführte. Vorliegende Schrift enthält eine Geschichte der schwed. Poesie (wie es ohne besonderes Mißverständniß wohl auch heißen kann) fleißig zusammen getragen, aber ohne tieferen critischen Blick und etwas schwerfällig geschrieben. Das Ganze zerfällt in sechs Perioden: die catholische (1, 14 = 54), lutherische (— 115), stjernhjelmske (— 242), dalinische (— 392), källgrenische (2, 1 - 153), leopoldische (— 248); der neue Anwachs wird alphabetisch zugegeben. — Der erste Zeitraum wird manchen allzukurz abgethan scheinen. Eher als andere hätte Hr. Bibliothecar Hammarsköld längere Stellen der ältesten Denkmähler schwedischer Dichtkunst, wir meinen die vielangeführten Romane der norweg. Königin Euphemia, mittheilen können. Sie verdienen eigentlich einmahl vollständigen Abdruck der alten Sprache wegen (aus dem Beginn des 14. Jahrh.) und zur Vergleichung, denn einige dieser Rittergedichte z. B. Iwan und Garvan wurden im Mittelalter französisch, deutsch, englisch und schwedisch gedichtet, vielleicht auch norwegisch, wo

es mit Jants Muffmaßung (obs. select. part 1.) Wichtigkeit hat, daß der schwed. Version eine norwegische vorangegangen sey. Sehr wenig bietet der zweyte Zeitraum dar, die folgenden sind ungleich reicher, doch nur an Einzelheiten. Schweden hat noch keinen Dichter gezeugt, von durchgreifendem, hinhaltendem Einfluß; stände er auf, er würde alle früheren halb verdunkeln. Zwar Stjernhjelm empfängt hier überschwängliches Lob; was hat er außer dem Hercules und einigen Balleten, Sonetten hervorgebracht? Er ist edel, gewandt, aber zu gelehrt, ohne Feuer und fruchtbare Fülle. Den gefangenen Cupido shakespeareisch zu finden, näher ansehen eine einzelne Scene daraus (und in Shakespeare eben herrscht durchdringende Größe), heißt übertreiben. Von Manier war Stjernhjelm nicht frey, die Nachfolger fielen noch tiefer hinein. Sein nach Accenten gemessener Hexameter (spätere Verkünftler maßen auch nach der Quantität, Palmfeldt und Nicander Th. 1. S. 263, 295) ist zwar unvollkommen, aber nicht ohne Gefügigkeit und Wohl laut, wie ihn Opiz und Fleming nicht zu Stande gebracht haben würden. Rosenhagens Sonette nach den 1, 145-149 gegebenen schönen Proben sind an sich vollendeter, geründeter als irgend ein deutsches jener Zeit. Die schwed. Dichtkunst mußte aber aus Begünstigungen, die ihr glückliche Sprachformen darboten, keinen rechten Vortheil zu ziehen; die deutsche hat sich durch ungünstigere Verhältnisse (nie war die schwed. Prosa so tief gesunken, als die deutsche des 17. und des halben 18. Jahrh.) weit mehr durchgearbeitet. Seit dem 18ten brach dort der franzöf. Geschmack ein. Dalin über welchem Stjernhjelm schon vergessen wurde, unbeschadet seines übrigen Verdienstes, ist ein mittelmäßiger Dichter, und so beurtheilt ihn auch Hr. H. Bald entsprangen die Gesellschaften und Academien (vgl. S. 258-262) welche der Poesie sichtbar geschadet haben. Die beiden academischen Dichter, Vorsteher

der folgenden Perioden, Kellgren und der noch lebende Leopold sind uns zu wenig bekannt, um ein eigenes Urtheil zu äußern. Wir glauben aber dem Vf. gern, daß der elegante Kellgren den früheren Dalin übertreffe. Der geistreiche Bellmann hat nur Lieder gedichtet, die mehr wahre Poesie enthalten, als alles was die Akademiker je hervorgebracht haben. Im Drama wird Hallmann zuerst genannt und er steht beynah allein, dem Dänen Holberg an Fruchtbarkeit lange nicht zu vergleichen. Der Verf. bemerkt bey einer auch sonst unerbaulichen Parallele zwischen Schweden, Spaniern, Dänen und Portugiesen (1, 137. die ersten seyen Repräsentanten des männlichen, die letzten des weiblichen Princips) selber, daß dazu die Armuth des schwed. Dramas neben dem Reichthum des spanischen schlecht passe. Auszeichnung verdienten und erhalten Thorild und Franzén; strenge, fast bittere Aeußerungen über Leopold sind 2, 156-179 zu lesen. (Besondre mythologische Kenntniß traut ihm wohl niemand zu, doch die Bspöttelung des in der Vorr. zu seinem Odin gebrauchten gifva bianac scheint grundlos; Ynglinga Saga Cap. 2.) Parteyen haben Schweden jederzeit bewegt, die poetischen halten in diesem Augenblick einander grell gegenüber., Hr. H. setzt ein großes Stück auf die neue Schule, als deren Häupter Usterbom und Geyer dastehen. Bis jetzt hat sie offenbar mehr gewirkt durch Critik und Polemik als durch selbständige Werke; das weitere wird die Zukunft lehren. Ueber Leopold (von dem schon Kellgren äußerte: det är et tomt, men quickt hufvud) war der Sieg leichter, als er über Segner und andere jüngere Bestreiter der romantischen Ansicht fallen wird. Was unser Verf. für die Quintessenz der ganzen schwed. Dichtkunst hält, steht S. 360 des ersten Theils. Mit seinen manche schätzbare literarische Nachweisung enthaltenden Sammlungen ist übrigens der gedrängtere, gut geschriebene Umriss der schwedi-

schen Literatur zu vergleichen, welcher sich im dritten Bande der Nolbech'schen Briefe über Schweden (deutsch übers. Altona 1820 S. 279-410) findet.

T ü b i n g e n.

Bey J. F. Oslander: Archiv für die Theologie und ihre neueste Literatur. Herausgegeben von Dr. E. G. Bengel, ord. Prof. der Theologie und Superintendent des theologischen Seminars in Tübingen. Dritter Band. 1819. 837 S. gr. 8.

Der Geist und die Einrichtung dieses Archivs ist von uns bey der Anzeige der zwey ersten Bände charakterisirt worden. In dem vorliegenden dritten Bande findet sich zuerst eine Abhandlung von Andr. Keller, Pfarrer zu Illnau im Canton Zürich, über die Frage: Welche Wendung ist dem Beweise für die Göttlichkeit der Lehre Jesu, der aus den Wundern hergenommen wird, im Volks- und Jugend-Unterrichte zu geben, damit er auch jetzt noch zu Bestätigung des Glaubens an dieselbe Kraft behalte? Die Frage wird sehr klar, einfach und gründlich beantwortet. Nachdem die Kraft dieses Beweises überhaupt kurz vertheidiget worden, wird gezeigt, daß er insbesondere bey dem Volke und der Jugend nicht entbehrt werden könne, daß man hier zwar die Glaubwürdigkeit der Erzähler recht populär darthun könne, daß es aber besonders auch darauf ankomme, durch Erfahrung und Geschichte auf den Anfang des Christenthums und die Wunder, durch welche es in der Welt eingeführt worden, zurückzugehen. Als Jesus austrat, waren nicht nur die Heiden im Aberglauben und Götzendienste versunken, sondern es war auch unter den Juden die wahre Religionserkenntniß verdunkelt. Jesus sollte den Götzdienst stürzen und die wahre Religion ans Licht bringen und verbreiten, er sollte die größte aller Weltrevolutionen bewirken. Die Schwierigkeiten schienen unüberwindlich zu seyn. Neuhere Hülfsmittel, sie zu besiegen, waren nicht vorhanden. Nun erzählt die Geschichte wunderbare Thaten Jesu und der Apostel,

aus welchen allein die Einführung und Fortdauer des Christenthums und die Ueberwindung aller jener Schwierigkeiten erklärbar ist. Diese Wunder ersetzten und übertrafen alle andere Hülfsmittel und brachten eine solche Wirkung hervor, daß die fortgesetzte Wiederholung derselben unnöthig war. Man geht bey dieser Wendung des Beweises von dem Daseyn der christlichen Kirche auf der Erde aus, eben so, wie man im populären Unterrichte bey dem Beweise der Existenz Gottes von dem Daseyn und der Betrachtung der Welt ausgeht. Daß diese Wunder schon so alt sind und keine neue geschehen, beweiset eben so wenig wider sie, als das Alter der Welt wider das Daseyn ihres Urhebers. Im Gegentheil wird der eine wie der andere Beweis durch das steigende Alterthum verstärkt. Je länger das Christenthum fort dauert, desto mehr fällt die Kraft der Wunder in die Augen, durch welche es begründet wurde. Dieß ist das Wesentliche dieser Abhandlung. Es könnte noch hinzugefügt werden, daß die Wunder immer zu denjenigen Beweisen für die Göttlichkeit des Christenthums gehörten, welche am meisten Popularität hatten, und daß daher nicht einmal so viel auf die Wendung ankommt, welche man diesem Beweise für das Volk und die Jugend gibt. Die Verträge zur Vertheidigung der Aechtheit des Pentateuchs von dem vereinigten Canonicus Zahn zu Wien, die schon im zweyten Bande angefangen hatten, werden hier fortgesetzt. Sie betreffen theils die Sprache und Schreibart, theils das Fragmentarische und die vorgeblichen Anachronismen desselben. Es werden im Ganzen bey 400 Wörter und Redensarten gesammelt, die dem Pentateuch eigen sind und fast eben so viele, die in demselben nie oder selten, in jüngeren Büchern aber sehr häufig vorkommen, und dabey sind noch sehr viele, welche gleichfalls angeführt werden konnten, übergangen. Es wird nicht geleugnet, daß einzelne Stücke und Stellen im Pentateuchus von verschiedenen Verfassern seyn mögen, zugleich aber behauptet, daß Moses sie selbst eingerückt habe.

Eben so wenig wird die Verschiedenheit der Schreibart in einzelnen Stücken geleugnet, zugleich aber bemerkt, daß man gar nicht durchaus einerley Schreibart in einem Buche erwarten könne, welches in einer langen Reihe von Jahren, unter mancherley Unterbrechungen, in verschiedenen Gemüthsstimmungen und unter unruhigen Reisen geschrieben worden sey und in welches Moses auch fremde Aufsätze aufgenommen habe. Eben daraus wird auch zum Theil die fragmentarische Beschaffenheit des Pentateuchus erklärt. Die Mühe, heißt es S. 553 f. die man sich gegeben hat, zu zeigen, daß alles nur Stückwerk sey, war vergebens verschwendet: denn dieß erkannten alle aufmerksame Leser, nur sahen sie ein, daß von dem so beschäftigten Mose, besonders in jenem Alterthum, nichts anders zu erwarten sey, als eine Zusammenstellung von verschiedenen Aufsätzen; die einzeln zu sehr verschiedenen Zeiten niedergeschrieben worden. — Man hätte, anstatt einzelne Stücke, Wiederholungen u. aufzuzeigen, die Frage untersuchen sollen, ob Mose etwas anders als einzelne Aufsätze habe liefern wollen, und ob er bey seinen vieljährigen Geschäften in jenen noch wenig gebildeten Zeiten ein in allen seinen Theilen künstlich verbundenes Werk habe liefern können — denn nur, wenn solche einzelne Stücke mit allen Schlussformeln, Wiederholungen, verschiedenen Nachrichten von einerley Begebenheiten und verschiedenen Behandlungen eben desselben Gegenstands nicht von einem Manne, wie Mose, herkommen, auch manche Stücke nicht von verschiedenen Zeitgenossen Moses aufgesetzt und von ihm unter seine Schriften aufgenommen seyn können, wird man vollkommen berechtiget seyn, auf jüngere Zeiten zu schließen. Dieß führt Jahn weiter aus und zeigt selbst an Beispielen anderer alter Schriftsteller, die sich nicht in Moses Lage befanden, Werke von gleicher Beschaffenheit geschrieben haben. Er durchgeht eine Reihe von Abschnitten und Stellen im Pentateuchus, die Moses nach der Behauptung Waters und mehrerer anderer nicht soll ge-

geschrieben haben können, und zeigt, daß sie wirklich von ihm herrühren können. Von einem Ungenannten sind Einige Zweifel gegen die neuerliche Annahme, als ob aus dem Samaritanischen Pentateuche kein Beweis für das frühere Alter des Pentateuchs geführt werden könnte. Das Resultat, dessen Prämissen wir hier nicht folgen können, ist, daß der Samaritanische Text für das Vorhandenscyn des Pentateuchs bis in das Davidische Zeitalter hinauf spreche, woraus freylich nicht folgt, daß er nicht schon früher vorhanden war. M. C. F. Eisenlohr, Decan in Keutlingen, über den Ursprung und ursprünglichen Sinn der Entsagungsformel bey der Taufe. Tertullian ist der erste, welcher dieses Gebrauchs und einer dabey üblichen bestimmten Formel und häufig gedenkt und ihn selbst von einer apostolischen Tradition ableitet. Wahrscheinlich ist er zuerst zu Rom mit andern zur Taufe hinzugekommenen Carimonien entstanden, Man entsagte dem Teufel, seinem Pompe und seinen Engeln und darunter war der Gögendienst sammt allem dazu gehörigen Apparate, auch den Schauspielen, zu verstehen. Ein Aufsatz von M. Christ. Friedr. Jäger, Diaconus in Canstatt, betrifft Johannes von Müllers frühere religiöse Bildung und Uebertritt vom Studium der Theologie zu dem der Geschichte Er ist aus Müllers eigenen Schriften und aus seines Bruders Johann Georg Erinnerungen aus dessen Jugendgeschichte geschöpft und bildet ein interessantes Ganzes. Die Uebersicht der bedeutendsten Schriften über Luther und seine Reformation aus Anlaß der Jubelfeyer der letztern vom Herausgeber gehört mehr zu den Abhandlungen als zu den Recensionen; sie ist in diesem Bande noch nicht beendigt. Den übrigen Raum nehmen die Recensionen und Nachrichten ein.

L e m g o.

Zwey Predigten, gehalten zum Gedächtniß der Durchlauchtigsten Fürstin Pauline Christine Wilhelmine Fürstin zur Lippe, gebornen Prinzessin zu An-

halt Bernburg in der Kirche zu Detmold, nebst einer Zugabe von Ferdinand Weerth, Gener. Superintendenten und erstem Prediger der Gemeinde, 1821. S. 68 in 8.

Wenn wir auch dem Ungedenken der edelsten Fürstinn nicht selbst ein Opfer schuldig wären, so würden wir es doch für unsere Pflicht halten, unsere Leser mit dieser Schrift bekannt zu machen, welche in einer den Predigten angehängten Zugabe, S. 47-68 die wahrste, die würdigste und zugleich anziehendste Schilderung ihres Characters enthält, und ihr damit das ehrendste aller Denkmale gesetzt hat. Freylich ist die Schilderung zugleich die edelste Lobrede geworden: aber dieß bürgt nur für ihre Wahrheit; denn von dem Verf. der zwey voranstehenden Predigten und von dem Geiste, der sich darin ausspricht, kann man gewiß genug seyn, daß er es auf keine Lobrede anlegte.

Wittenberg.

Hier hat der verdiente Hr. D. Friedrich Traug. Friedemann die bey dem Antritt des Rectorats am dortigen Lyceum den 19. Oct. 1820 gehaltene Rede, de ludis litterariis regundis auf 44 S. in Octav drucken lassen und ladet damit zur jährlichen Feyer der Reformation im Lyceum am 1. November 1820 ein. Der Verf. folgt dem am 20. Jul. nach Erfurt als Königl. Professor abgegangenen H. Franz Spißner nach, und hat zu seiner Rede einen Gegenstand gewählt, der von großer Wichtigkeit ist, und denselben der Sprache und Sache nach sehr gut ausgeführt. Die Grundsätze welche er hier auseinandersetzt, machen ihm viele Ehre, und die Belesenheit in alten und neuern besonders pädagogischen Schriften beweiset seine Gelehrsamkeit. Wir sind berechtigt, für die Leitung und den Flor der Anstalt von dem Verf. das beste zu hoffen.

— —

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 2. Julius 1821.

W i r t e n b e r g.

Geschichte Wirtenbergs von M. Karl Pfaff, B. 1. Abth. I. 1818. S. 243. in 8. B. 1. Abth. II. 1819. S. 529. in 8. Keutlingen und Leipzig.

Herzog Christoph zu Wirtenberg aus größtentheils ungedruckten Quellen von F. E. Pfister, Doct. der Philosophie, Pfarrer zu Untertürkheim ic. Tübingen 1819. S. 623. in 8. Beschreibung des Oberamts Neuenbürg und der damit vereinigten vormahligen Oberämter Herrenalb, Liebenzell und Wildbad im Königreich Wirtenberg, von dem Regierungs-Rath Kausler in Stuttgart. Mit vielen noch nie gedruckten Urkunden, einer neuen Charte und zwey Steindrücken. Tübingen 1819. S. 187 in 8.

Diese drey neue Schriften glauben wir am schicklichsten in einer gemeinschaftlichen Anzeige verbinden zu können, denn ihr gemeinschaftlicher Gegenstand ist ja die Geschichte, der Zustand und die Verfassung eines Landes, das sich von jeher unter den deutschen Staaten durch mehrere eben so glückliche als rühmliche Eigenheiten auszeichnete, und auf das sich auch

neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit mit einer sehr stark ausgesprochenen Theilnahme gerichtet hat. Ueber das erste dieser Werke von Hrn. Wag. Pfaff, das sich über die ganze Geschichte von Württemberg verbreiten soll, dürfen wir nur bemerken, daß auch seinem Verfasser das nehmliche Ziel vor dem Auge stand, das sich allen früheren Bearbeitern dieser Geschichte bey dem eigenthümlichen ihrer Beschaffenheit aufdrängen mußte. Auch für ihn mußte es Hauptgeschäft werden, zu erforschen und zu zeigen, wie Württemberg von einem so geringen Anfang aus, durch die Thatkraft und Klugheit seiner Fürsten im mannigfaltigen Wechsel der Zeiten und Schicksale, zu seiner jezigen Größe gekommen ist. Dabey war ihm zwar das schwere Geschäft des Erforschens durch seine Vorgänger, besonders durch Sattler sehr erleichtert worden — hätte doch Spittler selbst seine Geschichte des Herzogthums Württemberg nicht schreiben können, wenn nicht so manches dazu gehörige von dem fleißigen Sattler vorher erforscht und aus dem Landes-Archive an das Licht hervorgezogen worden wäre! — Bey dem Geschäfte des Darstellens aber konnte er sich immer ein mehrfaches eigenes Verdienst erwerben, da seine Absicht dahin zu gehen scheint, nicht nur wie Spittler, eine Uebersicht der Württembergischen Geschichte im Großen, sondern auch in ihrem Detail, oder in ihren einzelnen kleineren Partien zu geben. In der ältern Geschichte der Grafschaft kann es freylich hier für die eigentliche Kunst wenig zu thun geben. Hier kann es nur darauf ankommen, zu zeigen, wie sich das ursprüngliche Stammgut, aus welchem sie — muthmaßlich — bestand, allmählig durch Kauf- und Tausch-Contracte, durch Erbschaften und Heirathen, oder auch durch den Erfolg glücklich bestandener Fehden, oder den Kaisern geleisteten Dienste vergrößerte, und wie, und wenn, und auf welchem Wege, besonders jede der größeren Partien, die damit zusammenwuchsen, hinzukam. Da nun dieß — was vielleicht Württemberg vor allen deutschen Staaten, und gewiß noch vor

andern auszeichnet — meistens auf dem ersten Wege, nemlich durch förmlichen Kauf geschah, worüber die Urkunden und Briefe größtentheils noch vorhanden sind, so hat der Geschichtschreiber nur diese Documente nachzulesen, so wie sie von dem Forscher bereits kritisch oder diplomatisch geprüft und beglaubigt sind, und dieß hat auch der Verf. mit treuem Fleiße gethan; Rec. aber ist sehr geneigt, es ihm als besonderes Verdienst anzurechnen, daß er sich auf die Schwierigkeiten, welche sich bey der Erläuterung des Inhalts von einigen dieser Documente, und auf die diplomatischen Anstöße, die sich bey andern finden, so wie auch auf einige der berühmten dunklen und zweifelhaften Partien in der ältern Genealogie des Wirtenbergischen Hauses gerade nicht weiter eingelassen hat, als zur Beglaubigung seiner eigenen Kenntniß davon nöthig war. Für das Publicum, für das seine Geschichte bestimmt ist, könnten Discussionen darüber unmöglich nur einigermaßen anziehend gemacht werden, daher war es sehr zweckmäßig, daß er die dankswerthen, wenn auch nicht gerade viel aufklärenden Erläuterungen und Belege zu einigen Stellen der frühern Geschichte Wirtenbergs, die er aus einigen in dem Kloster Heiligenkreuzthal gefundenen Urkunden schöpfen zu können glaubte, in einer kurzen Beylage zu dem ersten Theile S. 229-231. besonders gab; noch ungleich größeren Dank verdient er jedoch für die zweyte Beylage zu diesem Theile, die S. 232-243. eine chronologische Uebersicht des Bestandes der Ab- und Zunahme Wirtenbergs bis zu der Aufrichtung des Herzogthums enthält, welche noch durch eine treffliche dem Werke beygegebene Charte erläutert ist. Was die äußere Form des Werkes betrifft, so wird in der ersten Abtheilung dieses Bandes die Geschichte bis zu dem Ende des funfzehnten, und in der zweyten noch durch das sechszehnte Jahrhundert durchgeführt. Jeder Periode ist eine kurze Beschreibung von dem eigenthümlichen ihres politischen wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und sittlichen Zustandes angehängt, in welchem vorzüglich nur die her-

vorstechendsten Züge davon ausgehoben werden konnten und sollten. Dabey mag hier und da jeder nach seiner Liebhaberey etwas vermissen, wie z. B. der Litterator unter den Wirtenbergischen Theologen, die sich neben und nach den Andrea, Heerbrand, Oslander als die rüsligsten Polemiker auszeichneten, den witzigen und scharfsinnigen Holder vermissen; zum Erfaze dafür stößt man aber zurweilen auch auf einzelne aus handschriftlichen Quellen beygebrachte Notizen und selbst auf Documente, die nicht ohne Werth sind, wie z. B. S. 483, 484. auf den Brief des ehrlichen Melchior Jägers von Gärtringen, worinn er im J. 1590. seinem Herrn dem Herzog Ludwig, die unseeligen Folgen an das Herz legte, die ihm sein übermäßiges Trinken zuziehen möchte. Die Sprache des Vf. ist fast durchaus ruhig und gemäßig, und damit ihrem Gegenstand angemessen.

In dem zweyten der vorstehenden Werke, in der Monographie oder Biographie des Herzogs Christoph von Württemberg von Hrn. Pfarrer Pfister erkennt man wohl sogleich in einer Menge von einzelnen Zügen den Vf. der Geschichte von Schwaben, also den geübtern Historiker, aber der Hauptzug, worinn er zu seinem Ruhme am kenntlichsten wird, drängt sich vielleicht auch nur dem Historiker, und drängt sich diesem in dem Ganzen der von ihm gewählten Behandlungs-Manier seines Gegenstands auf. Auf der einen Seite ist nehmlich der Herzog Christoph gewissermaßen der Heinrich der Vierte der Würtemberger, und in seinem Leben ist auch zugleich fast so viel Abwechslung, wie in dem Leben von diesem; daher wird sich jeder Biograph von ihm, der selbst Würtemberger ist, der Versuchung gewiß nur schwer erwehren können, seiner Geschichte wenigstens zurweilen einen sentimentalen und wohl gar romantischen Strich zu geben. Auf der andern Seite ist es dieser Herzog Christoph, unter dessen Regierung sich das eigene der Württembergischen landschaftlichen Verfassung, besonders die so wichtigen Ausschuss-Verhältnisse in dieser ausgebildeten und konsolidirten; es ist dieser Herzog Christoph der das Religions- und Kirchenwesen, — vorzüglich auch das kirchliche Güterwesen des Landes — in eine so treffliche Ordnung brachte, der ein neues Landrecht mit einer neuen

Gerichts- und Proceß-Ordnung für Wirtemberg schuf, und die Verhältnisse des Gemein- Wesens in den Städten und Dörfern in die Formen brachte, in denen sie sich fast bis auf unsere Zeit erhalten haben. Wie schwer mußte es also in einem Zeitpuncte wie der gegenwärtige, wo alles unter uns von neuen Constitutionen und Verfassungen denkt und spricht und träumt, seinem Biographen werden, wie schwer mußte es besonders seinem Wirtembergischen Biographen, so kurz nach der Beendigung, wenn auch noch so glücklichen Beendigung der heftigen Gährung, welche der Kampf über die Vertauschung der alten Verfassung mit einer neuen in Wirtemberg erregt hatte, wie schwer mußte es ihm werden, sich bloß auf das Geschäft des Referenten zu beschränken, bloß in dem Raume seiner geschichtlichen Zeit zu halten, und dabey aller anspielenden Winke und vergleichenden Hinsichten auf die jezige zu enthalten. Dieß hat aber der Vf. mit einer musterhaften Sätigkeit gethan, denn nur äußerst selten fand Rec. wie z. B. S. 283. 84. in der Geschichte der wichtigsten Landtags-Verhandlungen vom J. 1553. 1554. ein aus Neu- Wirtembergischen Ansichten geflossenes Urtheil von ihm eingemischt und ausgesprochen, das aber jezt gewiß jeder Wirtemberger mit ihm theilen mag. Wohl ist jene Enthaltbarkeit auch deswegen desto verdienstlicher, weil er so leicht sich hätte überreden können, daß seine in einem so verhältnißmäßig kleinen Raum eingeschlossene Geschichte durch die Einmischung politisirender Vergleichen und Discussionen ein größeres Zeit- Interesse bekommen dürfte; nur darf ihm der Widerstand gegen jene Versuchung etwas weniger hoch angerechnet worden, weil er doch hoffen konnte, diesen Abgang eintigermassen durch dasjenige zu ersetzen, was er aus handschriftlichen Quellen anzubringen im Stande war. Dieß besteht größtentheils in Auszügen aus Briefen sowohl von dem Herzog als von den Personen, mit denen er in seinem Leben in die entscheidendsten Berührungen kam, wie von seinem Vater, von Maximilian II. als Prinzen und als Kaiser, und von seinen Vettern in Baiern; wirklich brin-

gen aber auch einige von diesen so viel Anziehendes in die Geschichte, daß man sich fast des unbescheiden-ungenügsamen Wunsches nicht erwehren kann, Hr. Pf. möchte noch mehr dieser Art gegeben haben, so sehr man auch die Gründe der Mäßigung billigen muß, die ihn zum Zurückhalten von manchem, was er noch geben konnte, bestimmen mochte. Um diesen Wunsch zu entschuldigen, dürfen wir hier nur den S. 416. 417. eingerückten Brief des Herzogs an den damals in Frankreich befindlichen Rheingrafen Johann Philipp anführen, der sich mit folgender Herzens-Ergießung schließt: 'Und damit Adi France mit aller seiner Untreue, Leichtigkeit, Leppigkeit und Unglauben! und soll sich, ob Gott will, noch fügen, daß man sagen soll, Wirtenberg habe den Franzosen auch ein Pöschchen gespielt!' Indessen scheint sich doch auch durch die Hülfe dieser Quelle in einige Partieen von dem Leben Christophs, und zwar in einige der interessantesten, wie z. B. in die Geschichte der Zeit, die er im Gefolge des Kaisers zubringen mußte, wie in die Geschichte seines Aufenthalts in Frankreich und seiner ersten Verbindung mit Maximilian nicht so viel Aufklärung bringen zu lassen, als man wünschen möchte, doch darf man hoffen, noch einiges darüber in einem dritten Buche zu erhalten, das von dem Vf. (Vorr. S. XX.) als Anhang zugegeben werden, und sich über den Character und das Privatleben Christophs verbreiten soll. In dem historischen Stile des Werks ist Rec. nur einmahl auf eine etwas gezwungene und pretiöse Wendung gestossen, die gerade durch das wahre, das darin liegt, desto anstößiger wird, weil dadurch auf das kaum halb wahre des Gegensatzes in welchen es gestellt ist, ein stärkeres Licht fällt. — 'Dies waren die Schicksale eines Fürst'n, der alles überwunden, nur sich selbst nicht.' Aber zu dem eigentlichen Ueberwinden kam es doch wahrhaftig bey Ulrich auch sonst nicht oft, denn von der Art, womit er sich durch manchen der äußern Stürmo seines Lebens durchschlug, kann das Wort nicht füglich gebraucht werden, und selbst in Beziehung auf den bloßen Erfolg nicht füglich gebraucht werden. Auf eine gleich rühmliche Erwähnung kann endlich noch die dritte der vorstehenden Schriften die gerechtesten Ansprüche machen, da

sie nach unserm Urtheil selbst als vollendetes Muster in ihrer Gattung gelten kann. Sie enthält eine specielle Topographie von einem besondern Districte des Königreichs — war für die verewigte Königin Catharine bestimmt, und sollte nach ihrer Absicht als ein Leitfaden bekannt gemacht werden, nach welchem sie von allen Oberämtern des Landes ähnliche Beschreibungen in statistischer, staatswirthschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht zu erhalten wünschte. Dazu konnte sie desto besser taugen, weil vielleicht kein District des Landes so viele und so verschiedene Eigenheiten in jenen Hinsichten in sich vereinigte wie der hier aufgenommene, mithin auch von keinem eine so vollständige Muster-Beschreibung sich geben ließe, wie von diesem. Von der Vollständigkeit und von dem Reichthum der vorliegenden bekommt man aber schon einen sehr anschaulichen Begriff, wenn man nur einen Blick auf den besondern Inhalt der fünf Abschnitte wirft, in welche sie eingetheilt ist. In den ersten Abschnitte S. 1-33. wird das Oberamt in seinem natürlichen Zustande, also sein Umfang und seine Lage, die Gebirge, Flüsse, Seen und Heilquellen die es enthält, die Abwechslungen der Witterung, denen es am häufigsten unterworfen ist, und die Natur-Erzeugnisse geschildert, die ihm an Pflanzen, an Gebirgs-Stein- und Erdarten, wie an Thier-Gattungen theils eigenthümlich, theils mit andern Gegenden des Landes gemeinschaftlich sind. Die zweite Abtheilung S. 34-58. beschreibt das Oberamt nach seinem angebauten Zustande, und enthält die genaueren Notizen von den darinn befindlichen Städten, Dörfern, Weiden und Höfen, öffentlichen u. Privatgebäuden, Gütern, Waldungen und Almanden — von der Bevölkerung und dem Viehstande, von dem Zustande der Landwirthschaft und des Kunstfleisses, von den diesem Districte eigenen und für die Staatswirthschaft so wichtigen Holzhandels-Gesellschaften, von den Land-Wasser- und Holzstraßen, die darinn angelegt sind, und von den verschiedenen Nahrungsquellen, die er den Einwohnern anbietet. Die dritte Abtheilung S. 59-66. faßt alles zusammen, was zu der Kenntniß von dem sittlichen und von dem Bildungs-Zustande, von den örtlichen Sitten und Gewohnheiten, von den Kirchen- und Schul-

Anstalten, von den Wohlthätigkeits-Anstalten und Stiftungen, und von dem Gesundheits Zustande des Oberamts gehört. Den Gegenstand des vierten Abschnitts machen S. 67-77. die bürgerlichen Verhältnisse, die Abgaben, die Erhebungs- und Verwaltungsbehörden für diese, die Formen des Forst- und Jagdwesens, der städtischen und der Communal-Verfassung, der Rechts und Justizpflege im Oberamte, worauf dann im fünften Abschnitte S. 79-132. noch eine kurze Geschichte desselben, von den ältesten Zeiten an bis auf die gegenwärtigen herabgeführt ist. Diesem letzten sind noch 42 bisher ungedruckte Urkunden beygefügt, von denen nicht nur den zwey neuesten, nemlich den zwey Tausch-Verträgen zwischen Wirtemberg und Baden, über einige Parzellen des Oberamts vom J. 1603 und 1806. noch eine bestimmte Brauchbarkeit für die jezige Verwaltung desselben, den übrigen aber die insgesamt aus dem 13 u. 14. Jahrh. sind, nur ein historischer Werth zukommen kann; doch halten wir auch ihre Zugabe für einen der Zwecke, welche durch die Bekanntmachung dieser Schrift erreicht werden sollten, sehr angemessen. Sie sollte ja das Muster werden, nach welchem auch die übrigen Beamten, die in den andern Districten des Reichs an der Spitze der administrativen Behörden stehen, ähnliche Beschreibungen ihrer Districte zu entwerfen hätten, und da wäre es gewiß gut gewesen, wenn diese dadurch veranlaßt worden wären, sich auch mit der Localgeschichte der ihrigen etwas bekannter zu machen; indessen würden doch auch ohne dieß von der Ausführung dieser Idee der verewigten Königen die wohlthätigsten Folgen für das Land ausgefloßen seyn. Die höchste Staatsbehörde in Wirtemberg hat gewiß alle die specielle Local-Norizen, welche sie durch diese Beschreibungen erhalten könnte, schon lange besammen; aber unendlich viel liegt ihr an der Gewißheit, daß sie auch jeder Beamte von seinem besondern Kreise hat, denn nur durch diese Local-Kenneniß können sie in Stand gesetzt werden, mit Weisheit und Kraft darin zu wirken, und dadurch werden sie auch zu gleicher Zeit das lebhafteste Interesse für das nützliche und folgenreiche Wirken darin bekommen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 5. Julius 1821.

L e i p z i g.

Bei Gerhard Fleischer; Πυδαρον τὰ σωζόμενα.
Pindarus Werke, Urschrift, Uebersetzung in den pinda-
tischen Versmaßen und Erläuterungen von Fr. T h i e r s c h.
Th. 1 u. 2. 1820. Th. 1. S. 166. 343. Th. 2. S. 321. in 8.

Für diese Uebersetzung müssen dem Verf. diejenigen Deutschen, welche mit Pindar vertraut sind, eben so dankbar seyn, als die, welche es erst durch ihn werden wollen. Letztere werden jetzt nicht bloß den ungefähren und allgemeinen Sinn, sondern auch die Kunst der Ausführung im Einzelnen, und selbst die Schönheit des Versbaues sich an vielen Stellen anschaulich machen können; erstere müssen sich freuen, das was sie in der Ursprache ergezt und erhoben hat, nun auch der Muttersprache geschenkt zu sehn, und auf neue Weise genießen zu können. — Wenn die Einleitung besonders für die Bedürfnisse der ersten Art Leser sorgt, so bietet sie doch auch für die andere viel Belehrendes und zum Weiterforschen Anregendes dar. Zuerst von der griechischen Tonkunst in Beziehung auf die Gesänge des Pindar, größtentheils noch Böchs Commentationes metricae. Des Verf. leichte und licht-

volle Darstellung ist hier ganz geeignet, in das Studium ausführlicherer Untersuchungen einzuleiten, namentlich in das der angeführten Commentationes. In dem Abschnitte von der Rhythmiß in Beziehung auf die Gesänge des Pindar hebt der Verf. wie von neuem an, und construirt den Rhythmus, mehr nach Hermannischen Grundsätzen, ohne weiter auf die Musik viel Rücksicht zu nehmen. Daher Niemandem das Unzusammenhängende beider Abschnitte entgehen wird. Auch möchte wohl manche einzelne Behauptung, z. B. die Unterscheidung eines todten und lebendigen Rhythmus, wovon nur der letzte dem Gesetze der Causalität gehorchen soll (wohl eher umgekehrt) bey genauer Erwägung unhaltbar erscheinen. Der dritte Abschnitt belehrt über Bestimmung und Veranlassung der pindarischen Gesänge, so wie über Zeit und Ort ihrer Vorstellung. Der Olympische Sieg wurde gleich in Olympia selbst nach Beendigung der Wettkämpfe festlich durch Gelag, Aufzug und Gesang gefeyert; und für diese Feyer am Ort des Sieges ist das achte, zehnte Olympische und mehrere andre Pindarische Gedichte bestimmt. Glänzender war die bald darauf folgende Siegesfeier in der Heimath, und oft wurde noch lange nachher der Sieg gleichsam neu aufgefrischt. Der Verf. vermuthet, daß auch bey Hauptfesten griechischer Städte die Sieger in heiligen Spielen sich der Pompa angeschlossen, und durch Gesänge verherrlicht wurden; er bezieht darauf die Wagen mit Victorien bey dem Panathenaischen Festzug auf dem Fries des Parthenons. Für alle diese Fälle dichtete Pindar, freywillig zuvorkommend, oder bezahlt, auch im Wettkampf mit andern Sängern. Hierauf wendet der Verf. auch die interessanten Inschriften von Orchomenes und Theben an, wo in musicalischen Wettstreiten Dichter, Rhapsoden, Musiker und lyrische Tragöden und Komöden (von den dramatischen unterschieden) auftreten, und zuletzt ein τὰ ἐπιβλήματα κωμωδός. Wenn aber in diesem der Verf. einen Dichter von Siegesgesängen auf die sämtlichen Bürger des Staats, die in hei-

ligen großen Spielen gesiegt, erblickt; so berücksichtigt er eine andre Vorstellung nicht, die gewiß einfacher und der Natur und dem Zusammenhang angemessener ist, nämlich diese: Wenn alle einzelnen musischen Concer- tationen jener Agonen vollendet und die Sieger er- nannt waren, wurden diese, wie in Olympia, in einem Festzuge umhergeführt, und ein Gelag zu ihren Ehren angestellt, bey welchen von neuem Gesänge aufge- führt wurden, die den Sieg der übrigen preisend sich selbst um Sieg bewarben. Dies Fest sind die Epini- kien, welche darum auch nothwendig zuletzt stehen, und die darin gefeyerten Sieger sind also die in derselben Inschrift vorher genannten Dichter und Musiker, nicht aber die Kämpfer von Olympia und Pytho. Für die lyrische Komödie ist übrigens noch das Vasengemähl- de bey Willingen Nr. 6. zu benutzen, wo sie mit bez- geschriebenem Namen in bacchischem Costüm erscheint. Dann von der Darstellung der pindarischen Gedichte durch den Chor und von der Einrichtung des Chors. Der Chor wird scharfsinnig mit einem Kriegshaufen (Lochos) verglichen, wobey auch Alkman angeführt werden kann, der die hintersten Chorsänger *Ψαλεις* nannte, leichtgerüstet, vermuthlich weil ihr Ornat min- der vollständig war. Pindar hatte sich vielleicht selbst einen Chor zugebildet, der seine Lieder natürlich am besten vortrug; meist bildeten ihn indessen Einwohner der Stadt, in welcher der Gesang aufgeführt wurde, und dann sendete der Dichter etwa nur einen Chorführer, (was indeß sehr zweifelhaft) oder bloß das Lied. Die Darstellung geschieht beim Komos oder Gelag an der Siegesfeier, oft in einem Tempelgebiet, oft in dem Vorhof eines Privathauses. Die Art und Weise des Komos lernen wir größtentheils aus Pindar selbst kennen, welcher seinen Gesang auch einen epikomischen und enkomischen nennt; die Benennung Komödie ver- bittet der Verf. mit Recht. Von der innern Beschaf- fenheit der Pindarischen Gesänge. Der Verf. dringt auf die Einsicht, daß Pindar mit hoher Absichtlichkeit

den Stoff seiner Gesänge zum Preis des Siegers, seiner Familie und Vaterstadt wählte und ordnete, und dies wird wohl auch jetzt allgemein anerkannt werden. Doch fällt es auf, wenn der Verf. S. 131 selbst die Meinung äußert, in einigen Gesängen sey es bloß die zufällige Erwähnung eines in der Sage berühmten Namens oder Vorganges, welche zur Aufnahme des Mythos veranlasse, den alsdenn der Dichter selbst, sich davon zurückrufend, als Abschweifung von seinem Stoffe anerkenne. Sollte der Verf. hier nicht die leichte und halbscherzende Form der Einführung eines Mythos mit der Absicht, in welcher er eingeführt wird, verwechselt haben: oder läßt sich dies etwa mit jenem aufgestellten Grundsatz vereinigen, den freilich der geistreiche Verf. im Einzelnen noch nicht hinlänglich durchgeführt zu haben scheint? Das eigentliche Wesen der Pindarischen Lyrik setzt der Verf. besonders in die rechte Mischung des Epischen, Erzählenden und des Ethischen, Betrachtenden, so daß immer einzelne Hauptmomente des Mythos so kräftig hervorgehoben, und von weisen und frommen Sprüchen und Lehren unterbrochen werden. In diesem Wechsel sieht er eine dramatische Anlage, eine Vorbereitung zur Tragödie, worin das epische Element zuerst zur gänzlich geschiedenen Erzählung, und dann zur Darstellung durch eine und bald mehrere Personen ward. Ja Hr. Thiersch glaubt schon in Pindars Lyrik diesen Wechsel auch äußerlich dargestellt durch Vertheilung der lyrischen und epischen Stellen jener an den Chor, dieser an den Choragen und versucht in mehreren Beispielen beiden von einander zu scheiden und zu sondern. Dabey werden nun aber Strophen, Verse, Reihen auf eine Weise zerrissen, daß Ref. sich das mit dem Begriff eines harmonischen Zusammenwirkens des Tanzes mit dem Gesang nicht reimem kann. Es ist freylich sicher, daß Nythia I. der Chorag zwey Verse allein spricht, ehe der volle Chor einfällt, aber hier ist alles metrisch darnach angeordnet und überaus schön zusammenpassend.

Die weitere Disputation gegen die sinnreiche Hypothese des Verf. müssen wir hier zurückhalten, da sie uns in das Einzelne einzugehen nöthigen würde. — Die ganze Einleitung beschließen endlich Betrachtungen über das Verhältniß des Pindarischen Lieds zur dorischen Tragödie und dieser zur attischen des Thespis. Hierin wird man wohl nie weit über die Vermuthung vordringen: indeß kann man sich wohl dabey beruhigen, was der Verf. nach eindringender Erwägung aufstellt, daß die altattischen Tragödien aus satyrischen Chören, die silyonischen aus dem feuerlichen Dithyramb hervorgegangen seyen, und Phrynichos beide verschmolzen habe.

Die Uebersetzung selbst kann in den Gedichten von dorischen oder lydischen Maassen dem deutschen Leser ohne Zweifel einen wahren und schönen Begriff von dem rhythmischen Bau des Originals geben; weit schwieriger und kaum zu erreichen ist dies bey den aeolischen, und hier ist es, auch bey allem Kunstaufwande des Verf., dem Les. nicht möglich richtig zu lesen, ohne auf das Griechische hinüberzusehen. Vielleicht hätte es sich der Verf. erlauben können, alle aufgelösten Längen einfach wiederzugeben, da ein freylich geschwächer aber deutlicher Eindruck doch immer besser ist als ein ganz dunkler. Um Kürzen zu gewinnen, erlaubt sich auch der Verf. wohl mancherley, was der deutschen Accentsrhythmik widerstreitet, besonders das Feststellen vieler einsylbigen Worte als Kürzen, wenn sie auch der Zusammenhang oft lang macht; auch kann man die Pyrrhichien, zumal, jedoch, u. a. durchaus nicht nachgeben. Am meisten fällt die griechische Messung der Eigennamen auf, z. B. Nemeá als Anapäst, so daß diese Worte mit ihrem fremden Accent fast so fremdartig unter den deutschen stehen, als wären sie griechisch geschrieben. Die ältern deutschen Dichter befolgen das entgegengesetzte Verfahren und geben fremden Worten auch durch veränderte Betonung möglichst deutsches Ansehn; und dies fordert

der Geist der Sprache." — Welchen mühsamen Fleiß das getreue Anschmiegen an das Versmaaß des Originals, Sylbe für Sylbe, gekostet, ist leicht zu ermessen, Fehler sind verhältnißmäßig selten. Doch ist gleich im ersten Olympischen Gedicht der 8te Vers der Strophe durch das ganze Gedicht nach einem falschen Schema behandelt, was dem rhythmischen Takt des Vers. nicht hätte entgehen sollen. V. 18 fehlt eine Sylbe, V. 20 ist eine zuviel, V. 38 fehlt ganz.

Critik und Erklärung sind bey Pindar ein so weitläufiges Thema, daß Ref. sich hier jedes allgemeinen Urtheils darüber enthält, und es bloß als eigne und besondere Meinung giebt, wenn er bekennt, daß er in dem ersten Olymp. Gedicht im Verständniß der Verse 50. 60. 94. 99. 104. 106. 108. 110 ganz und gar, und bey V. 2. 8. 31. 69. 76. 83. in feinem Nuancen des Sinnes und im Ausdruck einzelner Worte vom Verf. abgeht. Unverständlich dünken ihm V. 16. 75. Die Erklärungen unter dem Text findet er in zwey Stellen noch nicht völlig genügend; über das wärmere Gestirn V. 6. und zu der Behandlung des Wirths von Pelops V. 25. Indessen ist gerade dies erste Olympische Gedicht an Stellen reich, bey denen sich schwer Ne zu einer Meinung vereinigen werden. Der Druck scheint etwas beeilt worden zu seyn; daher einige Stellen durch Namensverwechslungen verwirrt sind. So C. 81 in einer langen Stelle Theron und Hieron, V. 2. C. 53 Themis und Thetis. V. 1. C. 217 Eurotas und Raphisos.

R. D. M.

L o n d o n.

Supplementum plantarum succulentarum, sistens plantas novas vel nuper introductas, sive omissas in synopsi plant. succulentarum: cum observationib. variis anglicanis. Auctore A. H. Haworth. Adjungitur Narcissorum revisio. 1819. 160. S. in 8.

Auf dem Titelblatte selbst setzt der Verf. noch *Multum adhuc restat — multumque restabit*, und dieser Wahlspruch bestätigt sich bey der Lesung dieser kleinen Schrift auf jeder Seite. Wie bey dem bekannten größeren Werke des Verf. über die Castpflanzen, ist auch in diesem Supplemente ein gänzlicher Mangel an Kritik höchst auffallend. Gewiß enthält es eine nicht unbeträchtliche Anzahl wirklich neuer Arten, die aber noch durchgängig einer näheren und sicherern Bestimmung bedürfen, und erst durch genauere Diagnosen characterisirt werden müssen, ehe sie in das System aufgenommen werden können. Die unbestimmte und fehlerhafte Angabe der Charactere mag ein Beyspiel beweisen, *Sempervivum flagelliforme* (p. 70.) *S. hirti habitus, foliis etiam ciliatis. Exemplar morientem accepit Dem. Gul. Anderson, sub hoc nomine, a D. Otto, ex regio horto Berolinense, A. D. 1818.* Unzweckmäßig sind die Zersplitterungen bekannter Gattungen in viele neue, besonders bey *Cactus* und *Euphorbia*. Die 67 *Narcissen*, welche der Verf. aufgezählt, sind unsers *Crachens* größtentheils Varietäten und müssen auf einige zwanzig Arten reducirt werden.

E t h e r f e l d.

‘*Ben Schönian: das Preussische Handels- und Wechselrecht, oder vollständiger Handlungs-Codex des Preussischen Staats, nach Anleitung der bestehenden Gesetze und Verordnungen, bearbeitet von J. W. Schuncken. Erster Band. 1821. XX und 526 Seiten in Octav. Zweyter Band. 1821. 579 S. in 8.*

Es war allerdings ein verdienstvolles Unternehmen, aus der Masse der Preussischen Gesetze, und sonstigen Verfügungen alles dasjenige herauszuheben, und in einer passlichen Ordnung zusammen zu stellen, was den Handelsstand betrifft; die Aufgabe selbst ist aber

auch von dem Verf. der sich schon durch seine Abhandlung: 'über die Rechtsverhältnisse zwischen Herrschaften und Gesinde' und 'über die Gemeindeverfassung der Preussischen Monarchie', (beide Abhandlungen erschienen ebendasselbst 1816) rühmlich ausgezeichnet hat, auf eine so vollkommene Art gelöst, daß sein Buch alle mögliche Empfehlung verdient, und den frühern Auszug aus den Preussischen Gesetzen, der unter dem Titel: 'Allgemeines Preussisches Handlungsrecht' zu Dortmund 1798 und 1800, erschien, vollkommen entbehrlich macht. Am wenigsten läßt sich sein großer Fleiß in Herberschaffung der Materialien, und seine Umsicht in Ordnung und Verarbeitung derselben verkennen.

L e i p z i g.

• Bey J. Müller: Anleitung zu der Einrichtung einer Feld- und Hausapotheke für Deconomen, Thierärzte, Cur- und Fahnschmiede, nebst einer dazu gehörigen Anweisung von der Anwendung und Wirkung dieser Mittel und einem Verzeichniß der nöthigsten Instrumente, Verbandstücke, Zwangsmittel und sonstigen Geräthschaften von G. Tennecker. Wenn man annehmen muß, daß selbst empirisch geschweige dann wissenschaftlich gebildete Thierärzte wissen, welcher Mittel sie bey Thierkrankheiten bedürfen, wenn sich der Deconom wohl hüten wird, die furchtbar vielen ihm hier empfohlenen Mittel anzuschaffen, und wiewohl endlich die mehrsten in diesem Buch vorgetragenen Sachen hundertfältig in andern von dem Verf. erschienenen Schriften gelesen werden können, so kann man in der That nicht umhin, die vor uns liegende für höchst überflüssig und als das Product einer lästigen Schreibsucht zu halten, womit weder für die Wissenschaft noch für das practische der geringste Nutzen geleistet ist.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 7. Julius 1821.

K r a k a u.

In der academischen Druckerey: Rocznik towarzystwa naukowego z uniwersitetem Krakowekim polaczonego (Jahrbuch der mit der Krakauer Universität verbundenen litterarischen Gesellschaft) Tom. I. 1816. Tom. II. 1817. Tom III. 1818. Tom. IV. 1819. Tom V. 1820. Tom VI. 1821. in 8. Mit dem Motto aus Persius: Scire tuum, nihil est, nisi te scire hoc, sciat alter.

Als durch den Wiener Congreß Krakau, die alte Residenz der polnischen Könige, zu einer freyen neutralen Stadt wurde, war es ein Hauptaugenmerk der hohen verbündeten Mächte und ihrer bevollmächtigten Organisations-Commissären, die Jagellonische Universität, die Bildungsanstalt für Copernicus und so viele berühmte Männer, ihrem frühern Glanze und dem gegenwärtigen Zustande ähnlicher Institute in Europa so nahe als möglich zu bringen. In dieser Absicht wurde im Jahre 1815 auch eine mit der Universität verbundene litterarische Gesellschaft gestiftet. Aus der darüber erschienenen lateinischen Schrift

M (5)

(Constitutio societatis litterariae cum universitate studiorum Cracoviensi conjunctae), welche sich nicht in Jedermanns Händen finden möchte, heben wir über Zweck und Einrichtung dieser Gesellschaft folgendes aus: 'Litterariorum societatum institutio, quum ubique terrarum ad incrementa scientiae et humanitatis non parum roboris et auxilii adtulisset; nunc autem Cracovia libera sub tutela Augustissimorum Monarcharum spem futurae felicitatis maximam alat, quam summa rei litterariae cura ab iisdem orbi universo patefacta confirmavit, non potest non confidere Societas nostra Litteraria, id fore, ut conatus ejus ad augendum apud nostrates literarum et humanitatis studium, non solum bene, sed etiam feliciter cum prosperrimo bonae voluntatis successu, accipiantur — Societas haec Litteraria conjuncta arctissimis cum universitate Cracoviensi vinculis, hoc consilio constituta fuit; ut in omnibus disciplinis et artibus, scientiam in dies augendam adjuvaret et promoveret. Adsciscuntur igitur Socii, qui et honori sint societati et operam cum pluribus communicatam communi studio promoveant. — Societatem Litterariam universitatis Cracoviensis constituent omnes Professores docentes et Emeriti ii, qui Cracoviae vel viciniae habitant. Omnes autem disciplinae erunt curae Societati Litterariae. — Rector ab Universitate Cracoviensi creatus, erit Praeses Societatis Litterariae per omne temporis spatium, quo honore suo defungitur. — Die Mitglieder der Gesellschaft sind theils honorarii (qui socius Universitatis Cracoviensis Honorarius factus est idem erit socius honorarius societatis litterariae), theils ordinarii seu actuosi (ex officio omnes Professores docentes et emeriti, ex adlectione omnes cujuscunque ordinis cives lite-

rati in numerum ordinariorum sociorum adscisci possunt); theils Correspondentes (erunt omnes eruditi tam nostrates quam peregrini, quos longinquitas habitationis impedit, quominus praesentes laborem nobiscum communicent, qui tamen absentes vel scriptis vel consiliis nos juvare voluerint). Unter den Ehrenmitgliedern der Societät finden sich die 3 Conservatoren der Universität, von Russischer Seite der Graf Nomosilzoff, von Oesterreichischer der Fürst Metternich, von Preussischer der Fürst Anton Radziwill, so wie die 3 bevollmächtigten Organisationscommissarien; von auswärtigen Gelehrten z. B. Hufeland, Harles, Frank, Bode; von einheimischen der Präsident des regierenden Senats und des hohen Rathes der Universität Graf Stanislaus Wodzicki, so wie der Bischof von Krakau und Canzler der Universität Johannes Woronicz. Der hohe Rath selbst (wielkarada), als höchste Instanz der Universität, besteht aus dem jedesmaligen Präsidenten des regierenden Senats (welcher alle 3 Jahre von der Nationalversammlung gewählt wird), dem Bischof von Krakau, dem Präsidenten des Appellationsgerichts, einem Deputirten des Senats, einem Deputirten der Repräsentantenversammlung, dem Rector der Universität und drey Professoren als Repräsentanten der drey Conservatoren. — Jeder einzelne Band der vorliegenden Jahrbücher beginnt mit einem Jahresberichte des jetzigen Rectors Litwinski, in welchem derselbe von den Arbeiten, Ernennungen und übrigen Veränderungen der Gesellschaft Nachricht giebt (Glos IW. Walentejo Litwinskiego Rektora Uniwersytetu Jagellonskiego i Prezesa Towarzystwa Naukowego Krakowskiego, w którym zdal sprawę z calorocznyck prac Towarzystwa na Posiedzeniu publicznóm). Unter den übrigen Arbeiten bemerken wir eine Abhandlung des preussischen Organisationscommissarius und Oberlandesgerichts-Präsidenten Frey-

Herrn von Reibniß (jetzt Geheimer Oberrevisionsrath zu Berlin) über die Formation der Gesezbücher, ins Polnische übersezt vom Präsidenten des Appellationsgerichts Micorowicz, welches Werk auch besonders abgedruckt in deutscher Sprache bey Korn in Breslau erschienen ist. Außerdem finden sich Abhandlungen von Bandtkie (z. B. W-adomosc Krótka o Gazetach Polskich), Czerminski (über den Nationalcharacter, mit besonderer Beziehung auf de Pradts ungerechte Aeußerungen über Polen), Markiewicz, Soltykowicz, Lenski, Hube, Woluczynski und andern Professoren der Krakauer Universität. Dem Unternehmen ist ein recht glücklicher Fortgang zu wünschen.

Wir erwähnen bey dieser Gelegenheit eines andern litterarischen Blattes, welches unter dem Titel: Krakauer Biene (Przółka Krakowska) erscheint, und mehr für das Publicum im Allgemeinen bestimmt ist. Dergleichen Blätter können zur Verbreitung richtiger litterarischer Ansichten ungemein viel beytragen und schon in dieser Rücksicht ist das Gedeihen dieser Zeitschrift, von welcher eine bedeutende Menge einzelner Hefte erschienen ist, recht sehr zu wünschen. Der Herausgeber (Meieranowsti) hätte vielleicht besser gethan, die politischen Artitel ganz davon zu trennen, um mehr das Litterarische zu umfassen. Unter den einzelnen Arbeiten von sehr verschiedenem Werthe zeichnet sich eine Ode des Grafen Jan Microczewsti, Mitglieds der Krakauer litterarischen Gesellschaft, auf die Constitution, welche derselbe dem Kaiser Alexander von Rußland zu Troppau überreichte, durch kühnen Schwung der Gedanken aus. Sie ist auch besonders abgedruckt (bey Matecki).

Krakau bey Matecki: *Historya Bibl. Univ. Krak.* (Geschichte der Bibliothek der Krakauer Universität, von J. E. Bandtkie, Bibliothekar und ordentl. Professor der Bibliographie, Mitglied der Warschauer und Krakauer litterarischen Gesellschaft, 1821. Der durch mehrere historische und bibliographische Werke berühmte Verf. vorliegender Schrift,

Hr. Bibliothekar und Professor, . G. S. Wandtkie zu Krakau, hat seiner Bearbeitung außer dem literarischen auch ein psychologisches Interesse zu verleihen gewußt, indem er, was in verschiedenen Zeitaltern wohlthätig oder nachtheilig auf diese alte Bibliothek einwirkte, mit Sorgfalt und Genauigkeit erzählt. Der Schwierigkeiten, welche sich seinem Unternehmen entgegen stellten, waren unzählige, und er selbst hat sich darüber in der Vorrede erklärt, in welcher er zugleich dasjenige andeutet, was in neuern Zeiten zur Vervollkommnung und Ergänzung der Bibliothek geschehen ist. Zuerst hat Alexander Potocki eine jährliche Summe von 6000 polnischen Gulden zum Ankauf neuer Bücher bestimmt; die Organisationscommission der drey verbündeten Mächte hat diese Summe bedeutend vermehrt, mit der Bestimmung, daß ein Theil derselben nach freyer Wahl des Bibliothekars, der andere nach Gutachten der Facultäten verwendet werden solle. Der Verf. dankt in der Vorrede dem Präsidenten des regierenden Senats, Grafen Stanislaus Wodzicki, daß derselbe ihm, während er eine Senatsorstelle bekleidete, hinlängliche Muße für die Bibliothek verschafft habe, so wie der Repräsentantenversammlung, daß sie eine Verminderung des ausgefetzten Fonds nie zugegeben habe. Das Werk war schon früher vollendet, mußte aber, wie der Verf. meldet, um den durch manche unangenehme Erfahrungen veranlaßten bitteren Ton zu mildern, mehrmals überarbeitet werden. Es bleibt in der Gestalt, in welcher wir es besitzen, eine dankenswerthe Arbeit. Die Bibliothek ist besonders an Manuscripten und alten Werken reich, z. B. besitzt sie einen Codex von dem Werke des Meletius de natura hominis in griechischer Sprache, früherhin ein Eigenthum des nun verstorbenen Hiacynth Przybylski (Verfasser der polnischen Uebersetzung des Homer u. s. w.) vom Professor Schneider d. ä. und Schulz zu einer Ausgabe benutzt. Desgl. ein Manuscript des Livius und Florus (von Petrarca),

dessen Varianten den Herausgebern des *Corpus Historiarum latinorum* zu Hannover zugesendet sind; ferner drey *codices juris Saxonici*, so wie drey *codices* der Institutionen, die Hr. Prof. Schrader zu Tübingen zur Herausgabe des *Corpus juris* brnugt. (Vergl. *Index lectionum in universitate studiorum Jagellonica* a die 1. Octobris anno 1819 ad medium mensem Julii anno 1820 instituentarum, so wie vom Jahre 1820, 21. Cracoviae, typis academicis). Von alten Editionen besitzt die Krakauer Bibliothek die des Plautus a. 1472, des Cicero de natura deorum a. 1470, des Euclides a. 1482, so wie einen Schatz von unzähligen alten Werken für die polnische Litteratur.

G e n d a f e l b s t.

Bey Matecki; Okolice Krakowa (Die Umgebungen Krakau's). Ein beschreibendes Gedicht. 1820. in 8.
 Krakau, ehemals die berühmte Residenz polnischer Könige, zeichnet sich noch jetzt durch die Fruchtbarkeit und Schönheit seiner Umgebungen vortheilhaft aus. Nicht weit von der Stadt findet sich Lobzow, der Sommerpallast der polnischen Könige, jetzt in Ruinen; weiterhin mit einer Einsiedlerhütte der Hügel Bronislaus, wo jetzt das Denkmal des Kosciusko errichtet wird, eine herrliche Aussicht über die Stadt hinaus bis zu den Carpathen; nicht weit davon Bielau auf einem Berge mit seinen Thürmen und den schönen Ufergegenden der Weichsel; in der Podgorze an der Straße nach Wieliczka der Berg Krakus, ein Denkmal des fabelhaften Erbauers der Stadt, weiterhin Kagila mit dem Grabhügel der mythischen Wenda, noch weiter entfernt Dizow und Pieskowascata mit romantischen Umgebungen, welche an die Schweiz erinnern. Wer diese schönen Gegenden zu sehen Gelegenheit hatte, wird finden, daß sie schon an und für sich der Eatsung des beschreibenden Gedichts einen vortreflichen

Stoff darbieten. Allein es giebt eine andere Seite, von welcher aus betrachtet diese Gegenstände einen noch höheren Werth und ein größeres Interesse erhalten. Diese Denkmäler nämlich schließen sich alle mehr oder weniger an die historische oder mythische Vorzeit Polens an, und rufen in die Seele des Lesers eine Menge merkwürdiger Vorfälle zurück. Durch eine geschickte Benutzung dieses Vortheils, so wie durch eine schöne, nur zuweilen etwas gesuchte Sprache, zeichnet sich vorliegendes Werk eines Dichters, der sich schon durch andere Schriften in der Litteratur seines Volkes einen berühmten Namen erworben hat, ganz besonders aus.

L a n d s h u t.

Hey Krüll: Anleitung zur Vertheidigungskunst im deutschen Criminalprozeße, und in dem auf Oeffentlichkeit und Geschwornengerichte gebauten Strafverfahren mit Beyspielen von Dr. C. F. A. Rittermaier, ordentl. Prof. d. R. zu Bonn. Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. 1820. XVIII u. 339 Seiten in gr. Octav.

Die früher erschienenen Anleitungen zur Vertheidigungskunst, waren düstlig und ungenügend; erst dem verdienstvollen Verf. war es vorbehalten, etwas Vollendetes zu liefern. Die erste Ausgabe seiner Anleitung erschien 1814, und erhielt wegen ihrer Vollständigkeit, ganz vorzüglich aber durch ihre practische Brauchbarkeit, die sich hauptsächlich auf die Angabe zahlreicher Beyspiele, durch die Bezugnahme auf die besten in Sammlungen enthaltenen Criminalfälle, und durch eine scharfsinnige Darstellung der möglichen Momente einer echten und gründlichen Vertheidigung des Angeschuldigten, gründete, allgemeinen und ungetheilten Beyfall. Gegenwärtig ist dieselbe besonders in der letztern Hinsicht ungemein bereichert, und durch die jetzt hinzugekommene Berücksichtigung des auf

Deffentlichkeit und Geschwornengerichte gebaueten Strafe-
verfahrens dermaßen erweitert, daß man sie als ein
neues Werk betrachten kann, welches nicht allein den
Vertheidigern, sondern auch den Richtern auf das
dringendste zu empfehlen ist. Eine vollständige Be-
nutzung der oratorischen Werke der Franzosen und
Engländer, giebt außerdem dieser Auflage einen eigen-
thümlichen Werth.

Auch ein anderes kleineres Werkchen des Verf. ver-
dient eine aufmerksame Beachtung, nemlich dessen:
‘Grundriß zu Vorlesungen über das Strafverfahren
nach den Bestimmungen der deutschen Gesetzgebungen
und nach dem französischen Gesetzbuche. Bonn, bey
Marcus 1819. 44 Seiten in Octav.

Smar gibt es nur ein Skelett der von dem Verf.
zu haltenden Vorlesungen; indessen ist die Anordnung
der einzelnen Materien nicht allein neu und überraschend,
sondern auch ganz vorzüglich dazu geeignet, um eine
klare Uebersicht des Zusammenhangs der processualis-
schen Handlungen, und ein lebendiges Bild von dem
Gange des Strafverfahrens, nicht allein des gemein-
rechtlichen und provinzielldeutschen, sondern auch des
öffentlichen und auf Geschwornengerichte gebaueten zu
geben. Die bey jedem Paragraphen angeführte Lites-
ratur mit Angabe der Gesetzstellen macht diesen Grund-
riß auch für jeden brauchbar, welcher bey dem Selbst-
studium irgend ein Hand- oder Lehrbuch, oder eines
der neuern Gesetzbücher zum Grunde legen will.

Kopenhagen.

Antiquitates celto-scandicae sive series re-
rum gestarum inter nationes britannicarum
insularum et gentes septentrionales — compi-
lavit Jacobus Johnstone. Editio nova. 294
S. 4. 1815 sumptibus Gerhardi Bonnier. Der
Buchhändler Bonnier hat bloß ein neues Titelblatt zu
dem schon 1786 gedruckten Werke geliefert und das
editio nova verdient volle Rüge.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1821.

Berlin

Die ägyptische Augenentzündung unter der k. Preuls. Besatzung in Mainz. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß und Behandlung dieser Augenkrankheitsform, von D. Joh. Nep. Rust. 1820. 291 Seiten kl. Octav. Einleitung. Diese Krankheit zeigte sich zuerst 1813 in den Preussischen Truppen, welche die Quartiere der aus Rußland geflohenen Franzosen einnahmen, und verbreitete sich nach der Schlacht von Lützen im ganzen Heere. Anfangs verrieth sie keinen bössartigen Character und schien bloß catarrhofer Natur zu seyn. Allein schon gegen das Ende desselben Jahres ward sie pernicios, sich in die Garnison-Spitäler im Jahr 1814 u. 1815 der friedlichen Heimath fortpflanzend. Mit besonderer Hartnäckigkeit und Bössartigkeit herrschte sodann diese Augenpest seit dem Junius 1818 unter der Preussischen Besatzung in Mainz, wohin der Verf. gesendet wurde, um das dagegen Nöthige anzuordnen. Erster Abschnitt. Geschichte der Augenentzündungs-Epidemie in Mainz. Auf dem Marsche von Schlesien nach Mainz im April und May 1818, hatten die
N (5)

Soldaten viele Mühseligkeiten und Beschwerden zu überwinden. Unter Stürmen und Regengüssen, auf gänzlich überschwemmten Wegen mußten sie oft Stunden lang bis über die Knie im Wasser waten, ohne ihre Kleider trocknen zu können. Merkwürdig war es, daß die Oesterreicher ganz verschont blieben. Anflagenswerth scheint dem Verf. der Unterschied des Dienstes und der Lebensweise, der zwischen beiden Truppengattungen statt findet. Nicht nur der Festungsdienst war in Mainz für die Preußen weit beschwerlicher als für die Oesterreicher, sondern auch die gewöhnlichen Truppenübungen sind beim Preussischen Militair wohl zehnmal häufiger und die Kräfte des Mannes erschöpfender als beim Oesterreichischen. Ueberdies lebt der Preussische Soldat bey seinem viel beschwerlicheren Dienste und einer größeren Fatigue schlechter als der Oesterreichische. Offenbar wurde das Augenübel dem 34sten Regimente durch Ansteckung mitgetheilt, von einem aus Frankreich kommenden Transporte Preussischer Invaliden, und von diesem gieng die Contagion auch auf die übrige Preuß. Besatzung über, so daß sicher der dritte Mann der ganzen Preuß. Mainzer Besatzung ergriffen war, in Summa waren 1146 Mann erkrankt. Zuvörderst ließ S. K. die Localitäten, die Utensilien, und Jeden der angesteckten Mannschaft gehörig säubern, sie in andere Orts- und Dienstverhältnisse bringen, und von einander trennen. Zweyter Abschnitt. Zurückgekehrt nach Berlin, von seiner Sendung nach Mainz, machte sich der Verf. an diese Mittheilung der Resultate seiner Bemühungen. 1. Beschreibung der Krankheit. Ihre characterischen Merkmale sind und bleiben unter allen Modificationen dieselben, und durch sie wird man die Krankheit immer und unter allen Gestalten als solche erkennen. Es ließen sich drey Grade derselben unterscheiden. Im ersten, leichtesten Grad, beschränkt sich das Uebel vorzüglich auf die Bindehaut der Augenlider, welche nur mäßig aufschwellen. Die Bindehaut der sclerotica wird

nur secundair afficirt, nur schwach geröthet und schwillt nicht auf. Im zweyten, heftigeren Grade, wird fast gleichzeitig mit der Röthung und Geschwulst der Conjunctiva der Augenlider, auch die Conjunctiva der Sclerovica geröthet und aufgelockert. Manches Mal gesellt sich noch ein Schleimflus aus den Augenlidern hinzu. Im dritten, heftigsten Grade, ergreift die Krankheit auch Conjunctiva der Hornhaut, welche endlich so anschwillt, daß von der Hornhaut kaum die Mitte mehr sichtbar bleibt und sie selbst gleich einem Fleischauswuchse zwischen die Augenliderspalte hervortritt und die Oeffnung des Auges unmöglich macht. Nebstbey geht die Entzündung in eine wahre Blennorrhoe über. Immer durchläuft sie vier Stadien, nämlich der Infection, der Ausbildung, der Abnahme und der Reconvalescenzen. Stadium der Infection, Schmerz wie von einem unter das obere Augenlid gefallenen Sandkorne, Thränen, und Ansehen als ob das Auge verglaset wäre. Meist beobachtet man sie nach einer auf Erhitzungen gefolgten Erkältung. Zuweilen geht ein Schnupfen voran, der mit dem Eintreten des Augenübeln verschwindet. Stad. der Ausbildung. Hat Aehnlichkeit mit einer catarrhösen, weit mehr aber noch mit einer morbillosen oder scarlatinösen Ophthalmie. Die Conjunctiva ist auf eine eigene Art geröthet mit einem eigenen Anstrich von Blässe und sammetartigen aufgelockerten Wesen, an Farbe einem gut geräucherten Lachsleische gleichend. Nicht selten zeigen sich periodische zur Nachtzeit eintretende sehr beunruhigende Zufälle, ohne jedoch das allgemeine Wohlbefinden zu trüben; häufig werden die Kranken von den grausamsten Schmerzen, höchster Lichtscheue, und einem süßheissen Thränenflusse befallen. Nur in den seltensten Fällen werden auch die edlern Gebilde des Augapfels, die Retina, Iris u. s. f. direct ergriffen, und Verdunkelungen der Hornhaut oder Vorfälle der Iris veranlaßt. Falsch sey die Behauptung, daß sich die Ent-

zündung eben so von innen nach außen, wie von außen nach innen entwickeln könne. Stadium der Abnahme. Alle abnormen Erscheinungen treten bis auf die Lichtscheue zurück, das glasartige Ansehen des Auges verschwindet u. s. f. Stadium der Reconvalescenz. Die Nachübel sind nach der Heftigkeit, und dem mehr oder minder günstigen Ausgange des Uebels verschieden. Die chronisch werdende Röthung und körnichte Auflockerung der Conjunctiva der Augenlieder bleibt die constanteste und beachtenswertheste Erscheinung, weil so lange solche andauert, Recidive zu befürchten stehen. Gewöhnlich werden beide Augen, doch meist das rechte Auge zuerst ergriffen. Bald ist diese Ophthalmie acut, bald chronisch, oft vollendet sie in neun Tagen alle vier Stadien, bisweilen aber erst in sechs Monaten. Diagnostik. Von Beers idiopathischer Augenliederdrüsen-Entzündung oder der catarrhosen der Bindehaut unterscheidet sie sich dadurch, daß sie nicht vorzüglich schwächliche, sondern gerade die robustesten Leute befällt. 2. Beginnt sie nicht mit einem Jucken in den Augenlidern, sondern oft ohne allen Schmerz, welcher im Verlaufe erst periodisch, meist des Nachts, entsteht. 3. das täuschende Gefühl von Sand im Auge, erscheint bey ihr als Vorbote des Uebergangs auf einen höhern Grad. 4. Die Röthe ist, wie schon bemerkt worden, von eigenthümlicher Schattirung. 5. Hat die Conjunctiva wie schon bemerkt worden, ein eigen glänzendes Ansehen. 6. Die Röthung ist durch ein zartes Gefäßnetz über den ganzen sichtbaren Theil des Augapfels gleichförmig verbreitet. 7. Nie entdeckte der Vf. eine Phtectänen-Bildung, wie meistens bey der catarrhalischen. 8. Endet sie in den leichtern Graden nie mit einem wahren Eiterungsprozesse. 9. Ist sie in der Regel weniger zerstörend. 10. Ein Localleiden, ohne Fieber. 11. An kein Zeitmaaß gebunden, sondern bald acut, bald chronisch, bald wieder gemischt. 12. Ist sie contagios, die catarrhalische dagegen sporadisch. Eis und Natur der Krankheit. Die Conjunctiva ist vor-

zugsweise als Schleimhaut afficirt, die Ophthalmie ward seltner, als die Soldaten an Diarrhoe und Ruhr litten, vicariirte auch häufig mit der Gesichtrose. Gründlich wird die Ansteckbarkeit zu beweisen gesucht und durch Zeugnisse sowohl Preussischer als Schwedischer, Italiänischer, Englischer und Niederländischer Aerzte, bestätigt, und nebst den Namen und Werken auch anders denkender Aerzte angeführt. Aetiologie der Krankheit. Nach dem Verf. ist die Annahme einer möglichen Ansteckung in Distanz sehr wahrscheinlich, auch könne nicht geläugnet werden, daß dies Contagium seine Kraft längere Zeit beybehalte. Mehrentheils äußert es den dritten Tag, nach der Infection seine Wirkung, bisweilen auch früher, auch könne es wie das syphilitische Gift eine Zeitlang unwirksam verborgen bleiben, und selbst in seinen geringsten Graden ansteckend seyn. Eine einmalige Infection schützt nicht vor einer neuen. Auch die Pferde bleiben nicht verschont. Den ältern Aerzten scheint diese Ophthalmie unbekannt gewesen zu seyn, und Prosper Alpinus der erste, welcher sie in Aegypten selbst beobachtete. Der Zeitpunkt ihres ersten Erscheinens dürfte wohl in die Periode nach der Besitznahme des Landes durch die Nachfolger Mahomeds fallen. Dem Verf. ist es wahrscheinlich, daß dieses Augenübel eine durch Begünstigung climatischer und sonstiger Verhältnisse zu Stande gekommene Metamorphose der ursprünglichen Syphilis sey, unwahrscheinlich dagegen, daß es sich in unsern Gegenden neu produciren könne. Erörterung der Disposition. Schädlichkeiten, welche die zu bedauernden Rekruten zu Entzündungen geneigt machten, sehen: 1. die sehr kurze Beschneidung der Kopfhaare. 2. Das öfttere Befeuchten und Waschen des Hinterkopfes mit Bier und Seife. 3. Mangelnde Kopfbedeckung, das höchst Nachtheilige der Tzakots wird gründlich darge-
than. 4. Die enge gewaltsame Zusammenschnürung des Halses und des Unterleibes. 5. Die Erkältung der Füße. 6. Die weißen Wände der Casernen. Ja!

die sehr wesentlichen Gebrechen der Preussischen Einrichtung gehen nach S. 119 so weit, "das es wenig Bekleidungsstücke gibt, welche der Rekrut erhält, um sie noch ein oder mehrere Jahre lang zu tragen, die nicht schon früher ein anderer getragen hätte. — Aber nicht allein die Verbreitung der ägyptischen Augenentzündung, sondern auch die häufige Erscheinung anderer contagiöser Krankheiten bey dem Preussischen Militär scheinen hauptsächlich aus dieser Quelle zu entspringen. Am auffallendsten sehen wir dieses an der Krätze, von der im Durchschnitt jährlich an 20,000 (zwanzig Tausend) Individuen, und was hierbey am bemerkenswertheften ist, größtentheils Rekruten befallen werden." Auch gehöre hieher das Zusammenleben in den Casernen, so wie auch die Luftconstitution eine wichtige Rolle spielt, desgleichen anhaltender Luftzug, plötzliche Erkältung, feuchte Wohnung und das Waschen der Fußböden vor dem Schlafengehen. Prognose. Die Prognose richtet sich hauptsächlich nach den Graden der Intensität und der Complication der Krankheit. Worin aber ihre Bösartigkeit eigentlith begründet seyn mag, wüßten wir eben so wenig, als welches der Grund der Bösartigkeit manches Typhus ist. Erythilitische, gichtische, besonders aber scrophulöse Complication zeigte sich sehr feindselig. Therapie der Krankheit. Den Arzt müsse vorzüglich die Idee leiten, daß die Krankheit eine echt contagiöse sey. Man lasse deshalb möglichenfalls die bereits angegebenen beytragenden Gelegenheits-Ursachen vermeiden. Man sondere diese Kranken streng von andern ab, und bringe sie so einzeln als möglich in den Spitälern unter. Die mit einem solchen Kranken in einer Stube wohnen, setze man gleich wenigstens 21 Tage lang unter Quarantaine, und reinige alles an und um ihn Gewesene. Die Reconvallescenten unterwerfe man noch einer Quarantaine von 40 Tagen und regulire für sie das Licht. Daß jedoch solche Gemächer, welche mehr nach Mitternacht liegen, für sie zu wählen seyen, scheint dem Anz. wegen der

sonstigen Ungefundheit solcher Gemächer kaum räthlich. In den, im Ganzen wenigen Stunden, wo solche durch Sonnenschein nachtheilig seyn könnten, läßt sich ja leicht durch Vorhänge helfen. Die Diät sey im Allgemeinen antiphlogistisch. Die Augen und Stirn- gegend wasche man oft mit kaltem Flußwasser. Wärme erweichende Fomentationen erklärt der Verf. durchaus für schädlich. Im zweiten Stadio der Krankheit brauche man warme, reizende Fußbäder, nebst kalten Umschlägen auf den Kopf, Blutegel am After, Schröpfköpfe an die Waden, Schenkel oder in den Nacken, das beste ist eine Mercurialpurganz, nach einer Arteriotomie in der Schläfegegend bis zur Ohnmacht. Der Verf. wählt den Stamm der Art. temporalis und unterbindet sie oberhalb und unterhalb der gemachten Oeffnung. Sublimatauflösung und Opiumtinctur sind verwerflich. Im dritten Grade passen die gleichen Mittel, Venäsection, Blutegel an den Schläfen und an der Stirne, antiphlogistische Purganzen und große Gaben von Nitrum, Arteriotomie, Colomel 2 bis 4 Gran alle 2 bis 3 Stunden. Tritt dennoch Eiterung ein, so schadet die fernere Anwendung der Kälte, und man gebraucht Sydenhams Opium-Tinctur zum Eintröpfeln, innerlich China, legt Senf- oder Blasenpflaster hinter und vor die Ohren, in den Nacken; oder auf die Arme. Verträgt der Kranke durchaus nichts Kaltes oder Nasses, so läßt man öfters erneuerte, einfache camphorirte Leinwandlappen über das Auge herabhängen, weil Kräutersäckchen recht schädlich werden können; und braucht Liq. ammonii acetic. Heftigen Augenschmerz mindert man durch eingetropfte Aqua destillata Opii, durch Colomel mit Opium mittelst des Speichels in die Stirn- und Augenbäun- gegend eingerieben, in hartnäckigen Fällen thut oft ein Brechmittel Wunder, desgleichen China in reichlichen Gaben. Der von Wardrop angerathene Hornhautstich sey nicht so leicht und gefahrlos als man gemeinhin annimmt. Partieller Vorfall der Iris erfor-

bert Einträufelung der Auflösung Extracti Belladonnae, oder der mit Opium und Bleizucker verfesten Auflösung des Lapidis divini nebst Aufstreichen der Sydenhamischen Linctur. Hornhautgeschwüre erfordern die Auflösung des Lapidis divini. Umstülpung der Augenlieder erfordert dreiste Anwendung der Sydenhamischen Linctur, alle 2 bis 3 Stunden, oder des Höllensteins, oder des Zurückbringens mit den Fingern. Im letzten Stadio nützen nach den Indicationen, Auflösung von Sublimat mit Bleyextract oder Lapis divinus, Opiumtinctur, Silber mit rothem Präcipitat, Tutia, Bolus, Aqua Saphirina, Solut. Boracis. Salben scheinen, wegen des Fetts, in dieser Augenentzündung nicht nützlich. Verdünnte Schwefelsäure und Auflösung des salpetersauren Silbers dienen gegen die sarcomatös gewordene Conjunctiva. Die Schwefelsäure wendete der Charlatan John Williams als Arcanum an. Hilft alles nichts, so schneidet man die entartete Conjunctiva weg; hilft auch dieses nicht, braucht man Sublimat, Cuprum aceticum, Lapis infernalis, Kali causticum, Acidum muriaticum, Colomel und rothen Präcipitat in Pulvetform, selbst Arsenik oder concentrirte Vitriolsäure und das Glüheisen. Mit dieser örtlichen Behandlung muß aber noch eine theils stärkende, theils mischungsumändernde Heilmethode verbunden, China, Colomel, Aethiops antimonialis Guajac u. s. f. nach den Umständen angewendet werden. Die Arzeneiformeln, und als Beilagen: A. Des Verfassers Reglement, nach welchem die Reinigung der in Mainz garnisonirenden K. Preussischen Truppen, ihrer Effecten und Aufenthaltsorte vorzunehmen ist. B. Vorschrift nach der die Krankenbehandlung in dienstlicher und disciplinärer Hinsicht bey der Mainzer Preuss. Garnison, auf den Grund der bereits hierüber gegebenen Instructionen in Ausübung zu setzen ist, machen den Beschluß dieses schätzbaren Wertes.

Folgende Schrift über den gleichen Gegenstand verdient um so mehr eine vorzügliche Beachtung, als

bereits H. Rust des Verfassers in großen Ehren gedenkt.

E b e n d a s e l b s t.

Erfahrungssätze über die contagiose oder Aegyptische Augenentzündung. von Dr. J. B. Müller, Regimentsarzt. 1821. Octav.

Wir zeichnen nur dasjenige aus, was zur Vervollständigung der vorhergehenden Anzeige erforderlich scheint. Vorrede. Diese Krankheit beschäftigte den H. Verf. vom May 1819 bis October 1820. Auch nach Rust's trefflichster Schrift sey noch manches zu leisten und zu berichtigen übrig. Das characteristische und individuelle Leiden selbst bleibe ganz und sehr distinct auf die Gegend des Schleimdrüsenapparates der Augenlieder = Bindehaut beschränkt. Adenitis palpebrarum contagiosa, Blepharotis oder ansteckende Krankheit der Augenlieder = Schleimdrüsen scheine die entsprechendste Benennung. Viele litten nicht im mindesten weder am Augapfel noch an Fehlern des Gesichts, ja selbst zum Theil nicht einmahl mehr an einer wahren Entzündung der Augenlieder und dessen ungeachtet trug ein jeder von ihnen, oft Monate lang, den Krankheitsheerd noch unter feinen Augenlidern und war im Stande ganze Compagnieen anzustecken. Sehr genau wird die Bindehaut der Augenlieder beschrieben. Die Meibom'schen Talghälge schienen von den in der Conjunctiva eingewebten Schleimdrüsen gedeckt. Beers Ansicht, als würde das sammetartig spielende Gewebe der Bindehaut von Mündungen jener Meibom'schen Drüsen gebildet, scheint dem Verf. unstatthast. Er unterscheidet sehr genau die drüsige Conjunctiva der Lieder von der serösen Conjunctiva des Apfels des Auges oder Conjunctiva der sclerotica. Dieser Schleimdrüsenapparat der Conjunctiva sey das eigentliche Organ in welchem die in Rede stehende Krankheit niste. Das Leiden der Meibom'schen Drüsen sey nur consecutiv;

denn selbst in schwereren Fällen sehe man sie in ihrer Integrität deutlich durchschimmern. Die bedeutende Vergrößerung, Auflockerung und körnichte Wucherung der Bindegewebe-Substanz spreche für das Ergriffenseyn eines Drüsen-Apparates. Die Erzeugung einer eigenthümlichen, festen, neuen Substanz komme dem Drüsen-Gewebe vorzugsweise zu. Dieses bestätigt dem Vf. ein eigenes, höchst willkommenes anatomisches Präparat einer sorgfältigen Section. Nur die Stellen der Schleimdrüsen zeigen sich, mit einer unzähligen gleichmäßig vertheilten Menge kleiner Papillen übersät. Die Entzündung ist eben so symptomatisch, wie die Entzündung bey dem Entstehen eines Chankergeschwürs, einer Krämpfpest, einer Pocke. 'Der Saame eines spezifischen Contagii wird aufgenommen, gefesselt, entwickelt und zur Reife einer solchen Frucht gebracht, die nicht nur lange sich an ihrer Geburtsstätte erhalten kann, sondern auch, verpflanzt, sich in seiner primitiven Gestalt wieder zu erzeugen, und fortzupflanzen im Stande ist.' Der Verf. unterscheidet wie H. Rust drey Grade der Krankheit. Bey der Untersuchung müßte man die Augenlieder förmlich umstülpen nicht bloß zurückziehen. Die Substanz der auf denselben erzeugten Körperchen sey fest und körnicht; die kleineren durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, gleichen Hydatiden oder einer reifen Himbeere. Nach der Verschiedenheit der Witterung, wechseln sie an Größe und erscheinen bald gehobener bald niedriger, und in einer Art, torpiden Lebens befangen, gestatten bey dem Hinwegschneiden oder Hinweggäzen keine Ulcerationen, bilden auch keine Abscesse, Phlyctenen oder dergl. Zur Verschlimmerung scheinen nur die electricischen (?) Vorgänge in der Luft die Hauptrolle zu spielen. Feindselig zeigten sich die Perioden ein bis zwey Tage vor Gewittern, vor starken Winden, vor anhaltendem allgemeinen Regen. Uebrigens vertragen die Kranken die freye Luft sehr gut, wenn sie nur Erkältungen vermeiden. Zweyte Abtheilung. Consecutive Erscheinun-

gen. Der Augapfel erfährt die schädlichen Eindrücke auf eine dreifache Art. 1. Rein dynamisch, vermöge des Ueberschreitens der Entzündung; 2. Als Folge einer mechanischen Einwirkung, eines Druckes, der granulirenden Verbildungen der Conjunctiva palpebrarum und deren Excrescenzen. 3. Auf eine gemischte Art, indem beide Potenzen gleichzeitig wirken. Hierbei möge wohl die chemische Einwirkung der sich aus den Augenliedern entwickelnden Ansteckungs-Materie einen unberechenbaren Einfluß ausüben. In der Conjunctiva Sclerotica zeigen sich keine Granulationen, so sehr sie sich auch wulsten, aufblähen und im stadio relaxationis halten mag, dagegen ist sie zu sezerniren, eitrigen Abscessen und Exsudationen geneigt. Nicht selten zeigt sich ein Extravasat. Amaurosen fand der Verf. in einigen Fällen vor, wahrscheinlich durch hydrophthalmos bedingt. Oft kam ihm vermehrte Absonderung des Humor aquae, niemals Hypopion vor. Schmerzen in der Nachbarschaft des Krankheitsherdes, zeigten sich periodisch, auf die Stunde berechenbar, wenigstens Abends, gegen 5 bis 9 Uhr, auch später um Mitternacht, bisweilen Morgens oder gleich Nachmittags, einen Quotidian-Typus haltend. Liegt ihr Grund in erhöhter Sensibilität oder einer Art Congestion? Lassen sie sich nach den Gesetzen der Polarität erklären? Immer deuten sie auf Gefahr in der Nähe. Die Recidive möchte der Verf. lieber Verschlimmerungen oder Ausfälle der Krankheit nennen. Vor den periodischen Zufällen sey kein Kranker, selbst nach längst destruirtem Augapfel, sicher. Dritter Abschnitt. Die ursächlichen Verhältnisse: der Verf. muß, so wie H. Rust, die Ansteckung des Contagiums in distans als die hauptsächlichste Ursache anerkennen. Es sey ihm nicht ein einziger Fall bekannt, der durch das Ausdünstnen, Ansprühen, Anschmieren des Schleimes oder Eiters, ganz allein, entstanden, ohne daß sich der Inficirte eine Zeitlang wiederholt, besonders des Nachts, zugleich in der die Kranken umgebenden Luft besun-

den hätten. Eben-so wenig vermag er nachzuweisen, daß die Ansteckung einzig und allein durch Kleidungsstücke, Betten, und überhaupt durch Berührung derjenigen Dinge entstanden wäre, deren sich die an dieser Krankheit litten bedienten. Mein ganzes Präservativ (heißt S. 83) bestand in einer Brille, vielleicht auch wohl in Gewohnheit und einer Art Abhärtung. Die Infections-Gefahr trifft solche Leute am stärksten, die sich derselben plötzlich und ganz neu aussetzen. Mir scheint die Verflüchtigung des Krankhaften Secreti schon hinreichend zu seyn, in der die Leute umgebenden Atmosphäre eine Stimmung zu erzeugen, die schon hinlänglich ist die betreffenden Organe anzuregen, und in ihnen entweder die pathologischen Processe sogleich anzuregen, oder doch Disposition in sie zu legen.' Man finde die Krankheit erstaunend oft unter den Landleuten in den Rhein-Provinzen periodisch. Die Materie in die Harnröhre von Menschen, oder in die Augen von Thieren gestrichen, streckte nicht an. Vierte Abtheilung. Prognose, insbesondere und Allgemeinen. Zur Ausrottung nothwendige Bedingungen. Diese complicirte Krankheit lasse sich im Allgemeinen sehr gut zügeln, nur erfordere sie Geduld bey ihrer Langsamkeit und Tücke. Jedoch stehe zu fürchten, daß sie sich noch weit-allgemeiner verzweigen, und tiefer einwurzeln werde, da sie bereits aus einer epidemischen eine stationäre, contagiose geworden sey. Fünfte Abtheilung. Therapie. 1ste Indication. Entfernung der gelegentlichen Nebenursachen; Isolirung des Inficirten; Luftwechseln. 2te Indication. Möglichst schnelle und entscheidende Brechung der Entzündung. Allgemeines, warmes Bad. Starkes Aderlassen, Oeffnen der Antlitz-Venen, wo sie sich nur wahrnehmen lassen. Blutegel dagegen verursachen Verschlimmerung. Reinigung der Augen mit kaltem Wasser, kalten Umschlägen, Belladonna hatte glänzenden Erfolg zu 4 bis 2 Gran in Substanz Abends neben der China. Glühendes Eisen mitten auf den geschor-

nen Vorderkopf. Opium mit Speichel in die Augenbraunen gerieben, oder Borax, oder Alaun-Auflösung daselbst aufgeschlagen. Ruhiger practischer Blick und Gelassenheit im Handeln sind Hauptsachen! Dritte Ind. Beschwichtigung und Beseitigung der Typischen Beschwerden. Das Radical-Mittel ist China, Palliative sind Opium und Quecksilber. Nach hinreichender Blutentziehung sogleich China, ohne alle Vorbereitung oder Rücksicht auf die Constitution des Patienten. Vierte Ind. Isolirung des ganzen Krankheitsprocesses auf den eigentlichen Heerd der Krankheit; und Versuch durch mildere Mittel dessen Rücktritt oder eigentliche Auflösung zu befördern. Durch örtliche Anwendung schwacher Schwefelsäure- oder Grünspan-Auflösung. Fünfte Ind. Zerstörung des Krankheitsheerdes bis in seinen tiefsten Hinterhalt. Der Verf. gibt den Arzneimitteln bey weitem den Vorzug vor dem Wegschneiden. Grünspan, Cuprum sulphuricum selbst im Pulver, Höllenstein, der Aetzstein stände oben an, wenn er nicht so schnell angriffe. Der Verf. wechselte mit den Arzneimitteln, und bemerkte mehrere Idiosyncrasien gegen dieses oder jenes Mittel. Conbruch zu Vielesfeld glaubt, daß Einreibung der Augen mit Del vielleicht vor Ansteckung schütze.

Leipzig.

Bey Ambros. Barth: Vorbereitungen zur höhern Analysis (auch mit einem zweyten Titel: Der Polynomische Lehrsatz und Anwendungen desselben zum ersten Unterricht für Anfänger) von Heinr. Wilh. Brandes. Professor auf der Universität zu Breslau. 178 Octavseiten. 1820.

Ohnstreitig sind die Lehren der combinatorischen Analysis, welche den Hauptgegenstand dieser Schrift ausmachen, nicht nur eine vortreffliche Uebung des Verstandes für den angehenden Analytiker, sondern sie dienen auch denen, welche sich mit höhern Gegenständen der Analysis beschäftigen wollen, zu einer guten Vor-

bereitung, sehr'zusammengesetzte analytische Arbeiten auf das Zweckmäßigste zu bezeichnen, zu ordnen und zu entwickeln. Freylich ist es wohl selten der Fall, daß man z. B. bey der Multiplication oder Division polynomischer Ausdrücke, Reihen u. dergl. irgend ein einzelnes Glied des Products oder Quotienten außer der Ordnung verlangte, als worin eigentlich die combinatorische Analysis sich in ihrer wahren Ausdehnung zeigt, aber für die Wissenschaft ist es doch immer interessant, sich mit den Kunstgriffen zu beschäftigen, wodurch solche einzelne Glieder außer der Ordnung dargestellt werden können, falls man sie zu irgend einem Zwecke verlangt. Indessen sind solche combinatorische Ausdrücke sehr oft zum practischen Gebrauche viel zu verwickelt, als daß man sich ihrer zu bedienen pflegte, und man hält sich daher in solchen Fällen lieber an die rücklaufende Bildungsweise der einzelnen Glieder, als wodurch jedes einzelne Glied durch die vorhergehenden bestimmt wird, weil doch auch diese bey practischem Gebrauche gewöhnlich verlangt werden. In so fern hat es uns immer geschienen, daß in der Ausübung selten der große Nutzen von der combinatorischen Analysis verspürt worden ist, den ihr Erfinder sich davon versprach, indem z. E. selbst die verwickeltesten astronomischen Rechnungen ohne ihre Beyhülfe durchgeführt worden sind, und darum mag denn auch die Ausbeute an neuen und wichtigen Wahrheiten, welche diese Analysis bis jetzt geliefert hat, besonders Ausländern nicht von der Bedeutung geschienen haben, große Sensation bey ihnen zu erregen, und was dem Erfinder derselben hauptsächlich in Deutschland Ruhm erworben hat, das Auffuchen und Bestimmen der Gesetze, nach denen die einzeln Glieder der Producte und Quotienten polynomischer Ausdrücke fortgehen, mag mehr für eine theoretische Speculation, als für eine eigentliche, und für die Ausübung brauchbare Erweiterung der Wissenschaft gehalten worden seyn. Indessen gehört es allerdings zur Wissenschaft eines Analytikers.

sich auch mit diesem erweiterten Umfange der sonst zu so viel andern Zwecken brauchbaren Combinationslehre bekannt zu machen, und dazu kann denn die vor uns liegende sehr gründliche und mit mehreren eigenen Darstellungsarten des Verf. sehr deutlich abgefaßte Schrift bey dem ersten Unterrichte mit Vortheil benützt werden. Sie fängt von den einfachsten combinatorischen Sätzen an, und geht dann zum Binomischen und Polynomischen Lehrfäße über, dessen combinatorische Entwicklung als ein Hauptgegenstand bey der Erfindung der combinatorischen Analysis angesehen wurde, auch die ersten hieher gehdrigen Schriften veranlaßte. In der Darstellung aller dieser Lehren ist der Verf. zumahl im Anfange so ausführlich gewesen, als ihm nöthig schien, dem Leser eine gründliche Uebersicht zu gewähren, wobey er denn denselben immer sogleich auf den Hauptgegenstand der Untersuchung leitet, und ihm die Hauptfäße in klar ausgesprochenen Lehrfäßen oder Aufgaben so darlegt, daß er schon von selbst genöthigt wird seine ganze Aufmerksamkeit dorthin zu verwenden. Der Verf. hat vollkommen Recht, daß diese genaue Befolgung der sogenannten mathematischen Methode, die auch Euler fast immer wählte, verschiedene Vorzüge vor derjenigen hat, die in den meisten neuern, namentlich französischen Werken, befolgt wird, wo man Schluß an Schluß reihet, und es dem Leser überläßt, den eigentlichen Hauptpunct aus den langen Paragraphen selbst herauszusuchen, wobey ein Anfänger oft den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Die erste Abtheilung dieser Schrift enthält die Untersuchungen welche als Einleitung zur Entwicklung des polynomischen Lehrfäses dienen, und handelt in 6 Abschnitten der Ordnung nach von den figurirten Zahlen, von den arithmetischen Progressionen höherer Ordnung, von den Permutationen, von den Combinationen, von dem Verfahren eine große Zahl auf alle mögliche Art aus andern ganzen Zahlen zusammenzusetzen, und von den Variationen. Alles ist durch eine hinlängliche Menge von Beyspielen erläutert, und wo Geseze sich darbieten, werden solche meist durch die bekann-

te Schlussform vom Niedrigern zum nächst Höhern in ihrer Allgemeinheit dargestellt. Die zweyte Abtheilung beschäftigt sich mit dem Binomischen und Polynomischen Lehrsatze, und zeigt deren Entwicklung aus den vorausgeschickten Combinationslehren, sowohl für ganze bejahete und verneinte Exponenten, als auch für Bruchexponenten, in welchem letztern Falle sich der Verf. bey dem binomischen Lehrsatze der sehr einfachen Darstellungsart unsers Hn. Hofr. *S h i b a u t s* bedient. Die dritte Abtheilung enthält Anwendungen des polynomischen Lehrsatzes auf die Umkehrung der Reihen, auf die Entwicklung der Exponentialgrößen, Logarithmen, und einiger trigonometrischen Reihen, und macht den Beschluß mit einigen Lehrsätzen aus der Theorie der Gleichungen. Wo es auf die Bestimmung der Gestalt einer Reihe ankam, bedient er sich nicht des Newtonischen Parallelogramms, sondern der Methode, welche auch schon *Nicolaus Bernoulli* befolgte, und wovon in *Kästners Anal. des Unendl. S. 466* mehreres nachgelesen werden kann.

Meinigen.

Hier hat der verdiente *H. Consistorialassessor u. Rector Jo. Conr. Schaubach* die Fortsetzung des im J. 1818 erschienenen und S. 112 desselben Jahres dieser gel. Anz. angezeigten Programms, *Novae editionis Aratorum Ciceronis, Germanici Caesaris et R. F. Avienii Specimen* bey Gelegenheit der Ankündigung eines *Schulactus*, drucken lassen, S. 12, in Quart. Da der Vf. in der alten Astronomie seine Einsicht schon hinlänglich beurkundet hat, so würde bloß die Anzeige, daß er mit einer neuen Ausgabe der angezeigten Schriften umgehe, hinlänglich seyn, um eine angenehme Erwartung zu erwecken. Noch mehr bestätigt unsere Hofnung diese Sammlung von Proben. Da die Tendenz dieser Ausgabe verschieden ist von derjenigen, welche der *H. Dir. Matthia* besorgt hat, so hoffen wir, daß keine der andern Abbruch thun, sondern daß vielmehr die eine der andern diensam und forderlich werden werde, und daß diese schon seit einigen Jahren fertige Ausgabe kein Hinderniß finde.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 9. Julius 1821.

Paris.

Bey Gabriel Dufour: Observations anatomiques sur la structure intérieure et le squelette de plusieurs espèces de Cétacés. Par Pierre Camper, de son vivant, professeur honoraire etc. Publiées par son fils, Adrien Gilles Camper, Chevalier de l'ordre impérial de la Réunion, membre de l'Institut de Hollande etc. Avec des notes par M. G. Cuvier, Conseiller d'Etat etc. On y a ajouté un Atlas composé de 53 planches, dont 3 sont en couleur. Ouvrage qui peut faire suite aux Annales et Mémoires du Muséum d'Histoire naturelle, et aux Recherches sur les Ossements fossiles de Quadrupèdes, par M. Cuvier. 1820. 218 Seiten in Quarto.

In der Vorrede zu diesem Werke zeigt der nunmehr auch verewigte Sohn des berühmten P. Camper die großen Schwierigkeiten, welche mit dem Studium der Naturgeschichte und Anatomie der Cetaceen verbunden sind, und die man auch als den Grund ansehen muß, weshalb diese unter allen Säugthieren am wenigsten

bekannt wurden. P. Camper überzeugt, daß zum weitern Fortschreiten in der Kenntniß der Cetaceen eine Untersuchung ihres Baues das nothwendigste sey, beschäftigte sich vorzugsweise mit der Anatomie dieser Thiere, wobey ihm sein Aufenthalt in Amsterdam und seine ausgebreiteten Verbindungen in andern Holländischen Städten sehr zu Hülfe kamen. Im Jahre 1785 theilte sein Sohn die von ihm angestellten Untersuchungen dem berühmten Buffon mit, welcher sich entschloß, dieselben, mit einer allgemeinen Naturgeschichte der Cetaceen begleitet, herauszugeben. Indessen mußte Buffon seiner Kränklichkeit wegen die Ausführung dieses Vorsazes bald aufgeben, doch überließ er eine bedeutende Anzahl schon gestochener Kupferplatten an P. Camper. Nachher verhinderten die politischen Unruhen, die damahls in Holland stattfanden, und der 1789 erfolgte Tod des Verfassers die Herausgabe, wodurch für das so spät erst erschienene Werk der Nachtheil entstanden ist, daß die in ihm enthaltenen Untersuchungen, obgleich früher angestellt, doch erst später dem Publicum bekannt werden konnten, als manche gleichartige anderer Naturforscher. Dieses Nachtheils aber und aller in dem discours préliminaires angegebenen Mängel des Werks ungeachtet, wird man doch dem Herausgeber gern beypflichten, wenn er sagt, daß man in demselben eine Menge interessanter Beobachtungen finde, besonders was die Vergleichung des Schädels der Cetaceen mit dem des Menschen und anderer Säugethiere anbelange: denn so viel ist gewiß, daß wohl niemand so zahlreiche Beobachtungen über den Bau der Cetaceen gesammelt hat, als P. Camper. Die innere Anordnung des Werks, die allgemeinen Ansichten über die Cetaceen, die Bemerkungen über die einzelnen Arten u. dergl. gehören dem Herausgeber an, doch muß Ref. gestehen, daß er diese Gegenstände, wenigstens insofern sie zur Naturgeschichte im engerm Sinne des Worts gehören, nur wenig befriedigend gefunden hat, wie es denn freylich auch weder der Text

des Buchs noch der Herausgeber anders versprechen. Die das Werk begleitenden Kupfertafeln in Querfolio sind alle nach Zeichnungen von W. Camper verfertigt, mit Ausnahme der VIII, XX, XXII, XXIV und XXVII, wozu Hr. de Sève die Zeichnungen nach Exemplaren lieferte, welche das königl. Museum zu Paris besitzt. Der Raum dieser Blätter verstattet uns nicht, die zahlreichen neuen und wichtigen Camper'schen Beobachtungen unsern Lesern mitzutheilen; wir beschränken uns deshalb auf die einfache Inhaltsanzeige der einzelnen Abschnitte des Werks, indem wir glauben, daß auch diese schon hinreichen wird, die Wichtigkeit dieser Erscheinung in der zoologischen Litteratur darzuthun. In drey Abtheilungen zerfällt das Werk, welche der Herausgeber nach seiner Eintheilung der Cetaceen in drey Ordnungen gemacht hat, von welcher die erste die Cétacés à fanons, die sogenannten zahnlosen Cetaceen, die zweyte die Cachelots und die dritte die Delphine in sich begreift. — **Prémidière partie.** Chap. 1. Vues générales sur la nature des Cétacés. — Chap. 2. Sur la Classification des Cétacés. Freylich nicht befriedigend, aber nicht ohne Verdienst. Die Verbreitung der Cetaceen, ihr Aufenthalt, ihre Verminderung seit dem Anfange eines regelmäßigen Wallfischfanges sind kurz berührt: auch glaubt der Herausgeber, daß wir entweder bis jetzt nur sehr wenige Species kennen, oder daß ganze Familien aus der Reihe der jetzt lebenden Geschöpfe verschwunden seyn möchten, weil, wie er sagt, die Cetaceen durch scharfe Gränzen getrennte Gruppen bilden, und die Einförmigkeit des Typus in dieser Classe der Säugethiere mehr als in irgend einer andern fehle. Hinsichtlich der Verschiedenheit des Kopfes und der zum Verzehren der Speisen dienenden Organe ist freylich diese Meinung richtig, in vielen andern Beziehungen aber möchten sich doch die Cetaceen wohl mehr einander nähern, als die Glieder mehrerer anderer Säugethierclassen. Chap. 3. Sur les Cétacés du pré-

mier ordre, ou Cétacés à fanons. Nur fragmentarisch ist die Bestimmung der Arten abgehandelt und nicht ohne Irrthümer, von welchen Cuvier in den Noten auch mehrere berichtigt hat. Chap. 4. Sur la Forme extérieure et la structure des parties intérieures de la Baleine franche. Also über den eigentlichen Wallfisch, *Balaena Mysticetus* L. Hier bedarf die Beschreibung des Auges einiger Berichtigungen, besonders was die verschiedenen Decken der Sclerotica anbetrifft, deren hintersten Theil Camper mit so vielen andern Zootomen für dicker als die Seitentheile hält, da Albers durch die Zergliederung des Auges des Wallfisches, des Narhwals und des Braunfisches gezeigt hat, daß bey allen diesen die Sclerotica da, wo der nervus opticus sie durchbohrt, dünner als an den Seitentheilen ist. Das Vorhandenseyn einzelner dicker Haare am Maule dieser Thiere, die Camper für analog den Spürhaaren hält, bezweifelt Cuvier mit Recht. Chap. 5. Sur la structure de l'appareil digestif, circulatoire et sexuel, ainsi que sur quelques particularités du squelette. Die hieher gehörigen Organe sind sehr kurz und mangelhaft von P. Camper beschrieben, welches von seinem Sohne durch die Kleinheit des untersuchten Individuums entschuldigt wird. So war an demselben der vielfache Magen nicht zu bemerken, den Hunter beschrieben hat und der nebst der transversalen Pupillendöffnung auf eine Vergleichung der von animalischen Substanzen lebenden Cetaceen mit manchen Herbivoren hinführt. Das Herz fand Camper flacher als bey andern Säugethieren, eine Beobachtung, die, wie Ref. weiß, schon an mehreren andern Cetaceen gemacht ist. Chap. 6. Sur l'ostéologie du crâne des Baleines. — Eine treffliche Beschreibung des Schädels, auch nach Cuviers Zeugniß eine wahre Bereicherung der vergleichenden Anatomie. Chap. 7. Sur l'ostéologie d'un Baleinoptère Gibbar, *Phy-salus de Linné*. Einige unvollständige Notizen über

das in Bremen befindliche Skelett, von dem indessen Cuvier nach Albers Angabe, welcher in seinen Iconibus es vollständiger darstellen konnte, in einer Note sagt, daß es von *B. boops* und nicht von *Physalus* sey. Chap. 8. Sur l'ostéologie du crâne d'un Cétacé que nous croyons être le Baleinoptère Museau pointu ou *Balaena rostrata* de Linné. Cuvier bemerkt hier, daß unter dem Namen *balaena rostrata* und *baleinoptère museau pointu* zwey sehr verschiedene Cetaceen verwechselt würden, die eine wahrscheinlich nichts anders, als *balaena boops* und die andere von Hunter als *dauphin à deux dents*, von Bauffard neuerlich unter dem Namen *butskopf* und von Schreber als *delphinus edentulus* beschrieben. Diese letztere, welche Lacépède zu einer eigenen Gattung *Hyperoodon* erhob, sey es, die der Vf. meine. Durch diese Bemerkung wird manches in der Beschreibung des Verf. deutlich, welches, da es stets nur in Bezug auf die eigentlichen Wallfische gesagt ist, sonst leicht zu Irrungen hätte führen können. Es steht also überhaupt dieses Capitel am unrechten Orte und würde besser am Ende der zweyten oder im Anfange der dritten Abtheilung Platz gefunden haben, da die Gattung *Hyperoodon* zwischen den Cachalots und Delphinen in der Mitte steht. Am Ende dieses die erste Abtheilung beschließenden Capitels hat Cuvier noch einige Noten hinzugefügt, in welche sich aber einige Unrichtigkeiten eingeschlichen haben, die aus einer Verwechslung der im 7 und 8ten Cap. beschriebenen Objecte herzurühren scheinen. *Seconde partie.* Chap. 1. Sur la classification du second ordre ou du genre des Cachalots. Wenig neues und interessantes. Chap. 2. Sur l'ostéologie du crâne des Cachalots. Eins der wichtigsten Capitel des ganzen Werks, voll genauer Beobachtungen und Berichtigungen: doch bleibt noch weit mehr hier dunkel als bey den eigentlichen Wallfischen, worüber selbst der Herausgeber klagt, indem er die Schwierigkei-

ten darstellt, die besonders einer Untersuchung der Cachelots im Wege stehen. Troisième partie. Chap. 1. Sur les Dauphins en général. Der Verf. führt die Gründe weiter aus, die ihn bestimmten, die eigentlichen Delphine, die Nordcaper, Narwals u. s. w. in eine Ordnung zusammenzustellen und zeigt treffend die vielfachen Aehnlichkeiten, die unter allen statt finden. Dahin gehört die Lage der Nasenlöcher, die transversal erweiterte Hirnhöhle, die Verbindung und Lage der Schädelknochen u. a. m. Die Unterabtheilungen dieser Ordnung sind nach der Beschaffenheit und Stellung der Zähne gemacht, aber leider nicht genügend ausgeführt. Chap. 2. Sur la première famille des Dauphins, ou les Narwals. Da diese Cetaceen viel schneller und beweglicher als die Balaenen und Cachelots sind und deshalb nur selten gefangen werden, so gibt es nur höchst unvollständige Beschreibungen von ihnen, aus welchen der Vf. so ziemlich das Wichtigere zusammengestellt hat. Anatomische Untersuchungen fehlen ganz. Chap. 3. Sur l'ostéologie du crâne du Narwal monodon. Eine zu kurze Beschreibung eines Narwal Schädel in des Verf. Sammlung, an welchem der Zahn der linken Seite vollkommen erhalten ist, der der rechten Seite aber sehr früh verloren seyn muß, da seine Alveole ganz verschwunden ist. Chap. 4. Sur le crâne du Narwal édenté du Musée royal de France. Es ist dieser Schädel, wie Cuvier darthut, nicht von einem Narwal, sondern von Delphinus globiceps, der zuweilen in großen Schaaren die Küsten von Bretagne besucht. Mehrere falsche Betrachtungen sind aus diesem Irrthume des Verf. hervorgegangen. Chap. 5. Sur les Dauphins armés des dents dans les mâchoires supérieures et inférieures. Unbedeutend. Chap. 6. Sur l'Oudre. Weniges über den Nordcaper; dann noch eine unbefriedigende Aufzählung der beobachteten Arten dieser Ordnung der Cetaceen.

Der Vf. kennt deren mit Einschluß des Narhwals 14, zu welchen Cuvier in einer Note noch den *Delphinus rostratus* Shaw, den *D. gangeticus* Roxb. und seinen *D. globiceps* hinzufügt. Auch die Delphine, obwohl die gemeinsten und am weitesten verbreiteten Cetaceen, sind noch gar wenig bekannt, und selbst Campers Bemühungen haben die Kenntniß derselben nicht sehr bereichert. Chap. 7. Observations anatomiques sur le Dauphin vulgaire. Der Verf. betrachtet hier genauer den *D. Delphis*, den in allen europäischen Meeren häufigen vorzugsweise so genannten Delphin. Die Beschreibung des Skelettes muß vorzüglich genannt werden. Chap. 8. Description anatomique du Dauphin, Marsouin, *Delphinus Phocaena*, pinna in dorso una, rostro brevi obtuso de Brisson. Dieses ausgezeichnet reichhaltige Capitel enthält unter andern die sorgfältigste Untersuchung der so wundersam ausgebildeten Nasenhöhlen und wird besonders dadurch wichtig, daß es nicht allein auf Schädel und Skelett, sondern auch auf alle übrigen Organe sich erstreckt. Chap. 9. Sur la structure du crâne des diverses familles de Cétacés, considérée dans les rapports avec celle du crâne de l'Homme. Vorzüglich instructiv ist die zu diesem das Werk beschließenden Capitel gehörige LIII Kupfertafel, um die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten des Schädels der Cetaceen rücksichtlich des Menschenschädels zu verdeutlichen. P. Camper gefiel sich in solchen Vergleichen, sagt der Herausgeber, er wollte die Verhältnisse auffinden, die theils zwischen dem Bau der verschiedenen Gruppen der Cetaceen, theils zwischen diesen und dem Meisterstücke der Schöpfung, wie er sich ausdrückt, stattfinden: deshalb ist ihm auch sein Unternehmen gelungen, und seine langwierige Bemühung durch erfreuliche Resultate belohnt. — Von pag. 164 - 216 findet sich noch eine weitläufige Erklärung der Kupfertafeln, welche

Abbildungen fast aller beschriebenen Objecte enthalten: auf dem letzten Blatte steht das Inhaltsverzeichnis des Werks, welches gewiß jeder Zoologe als einen des trefflichen Campers würdigen Nachlaß anerkennen wird.

L e i p z i g.

Bei Fleischer dem jünger. Darstellung der Verfassung des deutschen Bundes. Von Friedr. Wilhelm Sittmann. 1818. XII und 176 Seiten in gr. Octav.

Nicht bloß eine Darstellung der Verfassung des deutschen Bundes, sondern vielmehr eine systematische Darstellung der Bundesacte und ihrer Verfügungen, nebst einem aus den Bundestagsverhandlungen bis 1817, geschöpften Commentar, und den daraus nöthig gewordenen Ergänzungen enthält dieses schätzbare und doch so anspruchslose Werk. Ohne sich politische Digressionen zu erlauben, und ohne Hypothesen aufzustellen, hat der Verf. nur den positiven Stoff des Bundeslandsrechts bearbeitet, und so viel es überall nöthig war, erschöpft; gewiß ist daher sein Buch ein treuerer Leitfaden zur Kenntniß des Vorhandenen, als andere, die stets in den Reichen der Speculation und der Politik umherstreifen, und darüber das Positive entweder gänzlich vernachlässigen, oder doch nach ihren individuellen Ansichten verrenken. Es zerfällt in zwey Haupttheile, von denen der eine von Wesen und Form des deutschen Bundes im allgemeinen; der zweyte, von den einzelnen Rechtsverhältnissen in dem deutschen Bunde handelt. Ein Anhang zu demselben redet überdieß von den Rechtsverhältnissen des ehemaligen deutschen Reichs und einzelner deutscher Staaten vor Errichtung des deutschen Bundes.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 12. Julius 1821.

L o n d o n.

Bey G. u. W. B. Whittaker: A statistical, historical and political description of the colony of New South Wales and its dependent settlements in Van Diemen's Land: with a particular enumeration of the advantages which these colonies offer for emigration, a demonstration of their superiority in many respects over those possessed by the United States of America; and a word of advice to emigrants. The second edition, considerably enlarged, and embellished with a view of the town of Sidney and a map By W. C. Wentworth Esq. a native of the colony. 1820. S. XIX. 579. In Octav.

Durch zwey beynahe gleichwichtige Werke — O'Hara's Geschichte von Neu Süd Wales; die Ref. bereits vor Jahresfrist in diesen Blättern angezeigt hat (S. G. A. 1819. St. 206) und die gegenwärtige Beschreibung, wovon die erste Ausgabe bereits vor drey Jahren erschien, haben wir über daselbe eine so gründliche und genaue Kunde erhalten, wie wir sie bis jetzt nur noch von wenigen Colonien in gleichem Maasse besitzen. Beide Werke sind zur Geschichte der englischen Niederlassungen in Neu Süd Wales und auf Van Diemen's Lande gleich unentbehrlich, indem sich beide einander vielfältig ergänzen, denn wiewohl Wentworth über die innern Verhältnisse der Colonie ungleich

P (3)

besser unterrichtet ist, und zugleich die neusten, sowohl in der Colonie selbst, als in Beziehung auf sie, im Mutterlande vorgenommenen Veränderungen anführt, so behält nichts desto weniger rücksichtlich der älteren Geschichte D'Hara's Werk ebenfalls seinen vollen Werth. Die politische Geschichte der Colonie ist dagegen bey Wentworth nur eine Nebenrücksicht, wiewohl er, wie nicht anders zu erwarten, ebenfalls eine Menge historischer und bey seiner genauen Kenntniss des Landes sehr interessanter Notizen beybringt. — Das vorliegende Werk, dem übrigens ein Register, wenigstens eine Inhaltsanzeige sehr zu wünschen wäre, zerfällt in vier Theile, — von denen jeder wiederum verschiedene Rubriken enthält — und zwar der erste statistische Nachrichten über die Niederlassungen gibt; der zweyte von den Wirkungen des bestehenden Regierungssystems in der Colonie, während der letzten funfzehn Jahre handelt, der dritte Vorschläge zu Abänderungen in der Verwaltung und endlich der vierte ähnliche Vorschläge in Bezug auf die in der Colonie einzuführende Verfassung und Regierungsform enthält. Wir wollen uns bemühen, den wesentlichen Inhalt kurz auszuheben. Sidney, die Hauptstadt der gesammten Colonie, hat unter dem gegenwärtigen Gouverneur General Macquarie sehr gewonnen; regelmäßige Straßen sind gezogen, während sich früherhin jeder nach eigener Wahl anbaute, wo und wie er wollte. Die Zahl der freylich großentheils sehr unbedeutenden Häuser, ist gegenwärtig bis auf 1000, die der Einwohner auf 7000 gewachsen; die Miethen steigen fortwährend, und ein Acre Landes in der Stadt wird schon jetzt mit 1000 Pf. und darüber bezahlt. Seit 1817 hat die Stadt eine Bank, auch sind in der letzten Zeit verschiedene Sparbanken errichtet. Der Hafen ist einer der sichersten und geräumigsten auf der Welt. Nächst Sidney sind Paramatta, wo vor einigen Jahren durch den Gouverneur Macquarie eine guten Fortgang habende Schule für Kinder der Eingeborenen errichtet ist, Windsor am Zusammenfluß der South Creek und des Hawksbury und Liverpool am Georgsflusse die vornehmsten Ortschaften der Colonie. Der Gerichtshöfe sind gegenwärtig fünf, nemlich das Viceadmiralitätsgericht; der Criminalhof, bestehend aus

dem Judge advocate und sechs Offizieren der Land- und Seemacht, welche der Gouverneur ernennt; der Gerichtshof des Gouverneurs, bestehend ebenfalls aus dem Judge advocate und zwey von dem Gouverneur zu Beystehnern ernannten angesehenen Einwohnern, der so wie der auf gleiche Weise organisirte Gerichtshof des Gouverneurs Lieutenant zu Hobart Town auf Van Diemen's Lande, in allen nicht 50 Pfund übersteigenden Sachen ohne Appellation entscheidet; der höchste Gerichtshof, bestehend aus einem Richter und zwey ebenfalls von dem Gouverneur zu Beystehnern ernannten obrigkeitlichen Personen, der in allen Sachen über 50 Pfund spricht, von dem jedoch die Berufung an den hohen Appellationsgerichtshof (high court of appeals) offen steht, in welchem letzteren der Gouverneur mit Zuziehung des Judge advocate bis zum Belaufe von 3000 Pfund ohne Appellation entscheidet, bey größeren Summen aber an den König im geheimen Rathe appellirt werden kann. Alle diese Gerichtshöfe sprechen allein nach englischen Gesetzen; für die Vollziehung der von den verschiedenen Gouverneuren erlassenen besondern Verordnungen haben die Ortsobrigkeiten zu sorgen. Für Brücken und Wege ist unter dem demahligen Gouverneur ebenfalls viel geschehen, beynah alle verdankeu ihm wo nicht ihre Anlagen, doch wenigstens wesentliche Verbesserungen. Die bewaffnete Macht, die aus etwa 700 Mann von dem 48ten Regimente besteht, ist keinesweges hinreichend; auch sind die an der Küste angelagten Befestigungen unbedeutend. Das Klima ist im Ganzen sehr gesund, in Van Diemen's Lande jedoch noch mehr als in Neu Süd Wales, wo Lungen- und Unterleibsbeschwerden nicht ungewöhnlich sind. Der Boden ist von sehr verschiedener Beschaffenheit; jedoch ist in der Regel nur die Küstengegend unfruchtbar und sandig, je tiefer dagegen im Innern um so fruchtbarer, hauptsächlich an den Flüssen und gleich geschikt zu Ackerbau und Viehzucht, wozu das Land jenseits der blauen Berge sich in einem vorzüglichen Grade eignet. Ueberhaupt scheint dieses Land große Vortheile bey dem Anbau darzubieten, seitdem statt der bisher allein bekannten, noch immer sehr beschwerlichen Straße über das Gebirge, im May 1819 von einem Colonisten

Namens Trosby, ein neuer Zugang in das Innere und zwar durch eine vollkommen ebene Gegend entdeckt worden ist, was für die Colonie von unberechenbarer Wichtigkeit zu werden verspricht. Schon jetzt haben sich in Bathurst Plains jenseits der blauen Berge, einige Colonisten angesiedelt und diese Ansiedler, die hauptsächlich Viehzucht treiben, schreiten immer weiter in das Innere vor. Nur einen schiffbaren Fluß, der sich in das Meer ergösse, hat man im Innern noch vergeblich gesucht, wiewohl bereits im Jahre 1817 von dem Oberlandmesser der Colonie, Oxley, ein Strom erster Größe im Innern entdeckt worden ist, der sich aber bey nochmal's wiederholter Untersuchung in einen Landsee zu verlihren schien, was jedoch unser Vf. wohl nicht ohne Grund bezweifelt und jenen angeblichen Landsee für die Wirkung einer momentanen Ueberschwemmung zu halten geneigt ist. Der Landbau wird gegenwärtig in der Colonie auf die in England übliche Weise betrieben; gebaut werden Weizen, Mais, Roggen, Gerste und Hafer, erstere beide vorzüglich, so wie auch alle Arten von Gemüse und eine Menge der herrlichsten Südfrüchte; der Ueberfluß an Pfirsichen namentlich ist so groß, daß dieselben gewöhnlich den Schweinen zum Futter dienen. Von vorzüglicher Wichtigkeit verspricht die Viehzucht, vor allen die Schaafzucht zu werden; die Wolle, die mit der spanischen wetterfert, bildet schon jetzt den Hauptausfuhrartikel zu einem jährlichen Belaufe von mindestens 10,000 Pf. Sterling. Während im Jahre 1800 nur 163 Pferde, 1024 Stück Hornvieh und 6124 Schaafe vorhanden waren, betrug im Jahre 1817 die Gesamtsumme der Pferde 3072, des Hornviehs 44,753 und der Schaafe 170,420, letzterer bereits im nächsten Jahre 201,240 Stück. Der Arbeitslohn ist gering, wozu die große Menge der als Tagelöhner ausgetheilten Sträflinge vorzüglich beyträgt; die Lebensmittel sind ebenfalls verhältnißmäßig wohlfeil; nur diejenigen Waaren, die aus der Fremde eingeführt werden müssen, sind theuer, zumahl da die Ausfuhr noch immer der Einfuhr nicht gleich kommt. Das gesammte jährliche Einkommen der Colonisten rechnet der Vf. auf etwa 157000 Pf. Sterling, wovon jedoch im Jahre 1817 allein für 21,179 Pf. an Steuern und Abgaben bezahlt werden muß-

ten. — Van Diemen's Land, dessen Ureinwohner übrigens noch roher sind als die von Neu-Holland und bis jetzt, freylich durch Schuld der Engländer, mit den Colonisten in fortwährender Fehde leben, hat einen Ueberfluß an bedeutenden Flüssen und trefflichen Häfen und ist in seinen Producten Neu Süd Wales beynah vollkommen gleich. Der Hauptort der Niederlassung, Hobart Town, enthält gegenwärtig etwa 1000 Einwohner; die entfernteren Pflanzungen litten bis auf diese letzte Zeit, wo endlich dem Unwesen gesteuert wurde, durch die Räubereyen entlaufener Sträflinge, einer Folge der unverhältnißmäßig schwachen Besatzung. Klima und Boden sind dem von Neu Süd Wales im Ganzen noch vorzuziehen. Das Gesamteinkommen der dortigen Colonisten beträgt etwa 56000 Pfund, von denen ebenfalls 5000 an Gefällen vertribbener Art abgegeben werden müssen. Im November 1818 betrug die Volksmenge in beiden Niederlassungen 25,050 Köpfe. — Der zweyte Theil verdient in mehr als einer Rücksicht vorzügliches Interesse. Der Vf. bemüht sich hier die Ursachen aufzusuchen, weswegen die Colonie von Neu Süd Wales, trotz der vielen Vortheile, die sie durch ihr Klima, ihren Boden und ihre Lage vor andern voraus habe, dennoch verhältnißmäßig nur geringe Fortschritte gemacht habe, ja in den letzten Zeiten offenbar zurückgekommen sey, und findet den Grund davon in ihrer fehlerhaften Verwaltung und Regierungsform. Vor allen fehlt die nöthige Freyheit; der Gouverneur war bis auf die neuesten Zeiten vollkommen unumschränkt, was sich freylich wohl aus dem Ursprunge der Colonie erklärt, die Anfangs nur aus Soldaten und Verbrechern bestand. Erst neuerlich, wie der Vf. in der Vorrede bemerkt, hat man daran gedacht, ihm, wie dies in den übrigen brittischen Niederlassungen der Fall ist, einen Rath an die Seite zu stellen. Ein schlechter Gouverneur konnte so ungestraft eine unerträglich Tyranny üben, wie dies das Beyspiel des Commodore Bligh beweist, der 1803 von seinen eigenen Befehlshabern verhaftet und entsetzt ward. Nur in dem Vermögen Gutes zu thun, sey bisher der Gouverneur beschränkt gewesen und habe der Zustimmung des Ministeriums bedürftig; so habe sich der Gouverneur Macquarie wiederholt bemüht, die Erlaubniß für Errichtung von Brandtweindbrenneren in der Colonie zu erhalten; so sey auch der Handel der Colonie, vorzüglich der Wallfischfang, der so große Gewinne verprochen, durch die hohen Einfuhrzölle in England, so gut als gänzlich vernichtet. Daher haben sich denn allmählig die wohlhabenden Classen von dem Ackerbau gänzlich ab-

gewandt und allein Viehzucht zu treiben begonnen; die Armuth sey immer drückender geworden, je mehr die Bevölkerung gestiegen sey. Bey der Worthlosigkeit ihrer Producte aus Mangel an Absatz, habe es den Colonisten bald an Mitteln gefehlt, sich ihre Bedürfnisse zu kaufen; sie seyen in Mangel und Schulden versunken; immer mehr habe das Angebot der Arbeit die Nachfrage nach derselben übertraffen. Endlich habe sich sogar ein Theil der Colonisten in den letzten Jahren zur Anlage von Fabriken und Manufacturen gewandt, obgleich dies durchaus unnatürlich sey in einem so jungen Staate und die Arbeit bey gehöriger Freyheit ungleich vortheilhafter auf die Bearbeitung von Grund und Boden hätte verwandt werden können. Nur einige wenige Capitalisten gewonnen bey der allgemeinen Nahrungslosigkeit, indem sie sich für ihre Schuldforderungen immer mehr Grundeigenthum von den Colonisten, die sie alsdann als Pächter unter harten Bedingungen beyzuhalten pfliegen, abtreten ließen u. d. dadurch ausgedehnte Strecken Landes erwürben, was ihnen in der Folge, wenn das zeitliche System, wie dies nicht anders zu erwarten sey, abgeschafft seyn würde, unermessliche Vortheile zuflöße. So lange aber das gegenwärtige System fortdauere und die Colonie noch immer mehr einführen müsse, als sie ausführen könne, sey ein drückender Geldmangel unvermeidlich und Privatansammlungen, die sogenannte colonial currency, hätten noch immer größtentheils die Stelle des baaren Geldes vertreten müssen, wiewohl bey dem schwachen Credite der Ausgeber der Verkehr dadurch außerordentlich erschwert würde; zwar sey bereits im Jahre 1817 eine Colonialbank errichtet worden, doch auch von dieser dürfe schwerlich eine gründliche Abhülfe des Uebels erwartet werden. Alle diese Ursachen wirken auch nachtheilig auf den Anwach der Bevölkerung und eine Menge von Sträflingen kehrt jetzt nach ausgehaltener Strafe aus Mangel an Arbeit nach Europa zurück, um sich dort auf neue allen Lasten und Verbräuchen zu ergeben. Doch nicht allein für die Colonie ist das bisher befolgte System verderblich, gleich fähig ist es auch für das Mutterland: fortwährend sind bis jetzt die Ausgaben desselben zur Unterhaltung der Niederlassung gestiegen. Während dieselben mit Einschluß der Deportationskosten der Verbrecher von 1728 bis 1797 überhaupt nur 1,037,230 Pf., also jährlich im Durchschnitt nicht über 86,455 Pf. Sterling betrügen, betrafen sie sich in den Jahren von 1798 bis 1811 schon jährlich im Durchschnitt auf 1,670,900, von 1812 - 1815 auf 1,984,456, 1816 auf 1,937,775 und 1817 gar auf 229,162 Pf. Sterling. Je weniger aber die deportirten Verbrecher in der Colonie selbst ihren Unterhalt verdienen können, um so mehr müssen auch diese Kosten fortwährend zunehmen. Zwar hat

man dieselben in der letzten Zeit durch die in großer Menge vertheilten tickets of leave zu verringern gesucht, allein indem so einer Masse Menschen, deren Besserung noch keineswegs erprobt worden, die Freyheit ertheilt wird, sich aller Orten in dem ganzen Umfange der Colonie ihren Unterhalt zu suchen, ist dadurch nicht nur die Sicherheit und das Eigenthum der Colonisten selbst gefährdet, sondern auch der Zweck der Besserung jener Sträflinge durchaus verfehlt, wie die in den letzten Jahren außerordentlich gestiegene Anzahl von Verbrechen hinreichend gezeigt hat. Je mehr zugleich die Manufacturen auf eine unnatürliche Weise in der Colonie zunehmen, weil der Ackerbau aus Mangel an Absatz keinen Gewinn verspricht, um so mehr muß auch der Handel des Mutterlandes mit Neu Süd Wales alljährlich abnehmen, ja es wird die Colonie wie der Vf. meint, endlich den Versuch machen, sich gänzlich von England loszureißen, wenn gleich dieser Zeitpunkt jetzt noch entfernt scheint. Die Mittel, dem Ruine derselben vorzubeugen und ihr denjenigen Grad des Wohlstandes zu verschaffen, worauf sie bey ihrer Lage und natürlichen Beschaffenheit gegründeten Anspruch machen kann, werden in dem dritten Theile des Werks weiter ausgeführt. Der Vf. schlägt zu diesem Ende erst vor: 1. Einführung von Branntweimbrennereyen nebst einem Verbote der Einfuhr fremder geistiger Getränke, indem dadurch nicht nur der Ackerbau einen Absatz seiner Producte erhalten und in außerordentlichen Fällen, vorzüglich bey den sich nicht selten ereignenden Ueberschwemmungen oder großer Dürre, jeder Gefahr von Theurung oder Hungersnoth am sichersten vorbeugt werden würde, sondern auch die Moralität der Einwohner geminnen müßte, da, sobald man geistige Getränke zu jeder Zeit zu mäßigen Preisen haben könnte, ihr Mißbrauch ungleich selten er seyn würde. 2. Beförderung des Tabacksbau's, indessen jetzt jährlich, wenigstens 5000 Pfund Sterl. allein für Taback in die Fremde gehen. 3. Beförderung des Bau's von Flach's, Hanf und Leinsamen. 4. Verbesserung der Schafzucht durch häufigere Vermischung mit feinen Rassen. 5. Einführung des Wein- und Delbau's wozu der Boden sich an vielen Orten ganz vorzüglich eignet. Der Vf. will zu dem Ende eine Colonialplantage auf öffentliche Kosten angelegt wissen. 6. Aufhebung der bisher auf die Ausfuhr aus der Colonie und die Einfuhr in England erbobenen hohen Zölle von den Erzeugnissen der erstern, namentlich auf den Thran, wodurch der Wallfischfang durchaus unmöglich geworden. 7. Aufhebung der Clausel in dem Freybriefe der ostindischen Compagnie, daß kein Schiff unter 350 Tonnen in dem Handel zwischen dem Mutterlande und den innerhalb der durch den Freybrief bezeichneten Gränzen gelegenen Ländern gebraucht werden dürfe. — Wirklich ist

auch diese Klausel durch eine Parlamentsacte vom 10. Jul. 1819 abgeschafft worden. 8. Anstellung eines beständigen Colonialsecretairs — auch diese ist bereits erfolgt — damit nicht der neu ankommende Gouverneur dem ersten besten zudringlichen Rathgeber in die Hände falle. Vorzüglich wichtig sind jedoch endlich noch die Veränderungen, in der Regierungsform und der Verfassung der Colonie, welche der Vf. in dem 4ten Theile des Werks vor schlägt. Vor allen Dingen verlangt er die Einführung einer freyen repräsentativen Verfassung nach dem Muster der canadischen. Wie die Repräsentation einzurichten sey, wird hier mit großer Sach- und Localkenntniß weitläufiger entwickelt. Die bisher einzig und allein auf Befehl der Gouverneure in der Colonie erhobenen Taxen sind bereits durch einen ebenfalls am 12. Jul. 1819 bestätigten Schluß des Parlaments als gesetzwidrig anerkannt. Die Einrichtung eines Rathes (council) darf zufolge der Vorrede ebenfalls als nah bevorstehend erwartet werden. Endlich wird noch eine gänzliche Umwandlung der bisherigen Gerichtsverfassung und die Einführung von geschworenen Gerichten verlangt. "It is with Governments, as with individuals. The Institutions, which have occasioned anarchy and devastation before, will if persisted in, produce them again. Vile and detestable, as have been the monsters of antiquity, the world still contains their parallels; human nature is still the same and wherever a field is opened for the growth of tyranny, there that poisonous fungus — a tyrant — will shoot up!" — Zum Schluß entwickelt der Vf. die Vortheile, welche das Mutterland aus diesen Veränderungen, hinsichtlich der verminderten Unterhaltungskosten der Colonie ziehen und wie dadurch die Ansiedlungen häufiger werden würden. Da der Grund und Boden nichts kostet, der Arbeitslohn niedrig ist und jeder neue Ankömmling sammt seiner Familie während der ersten sechs Monate auf öffentliche Kosten unterhalten wird, so muß man den Grund, warum dennoch den vereinigten Staaten von den Auswanderern gewöhnlich der Vorzug gegeben wird, hauptsächlich nur in der freyen Verfassung derselben suchen. — Der Anhang, welcher Rathschläge für Auswanderer enthält, ist keines Auszugs fähig und will in dem Buche selbst nachgelesen seyn. Außerdem sind noch angehängt: ein Verzeichniß aller öffentlichen Beamten und Behörden, aller bestehenden Abgaben und Steuern, ein Aufsatz über die verschiedenen mit Vortheil zu ziehenden Gemüse und Obstarten, Tabellen über die von 1811 bis 1817 vorgekommenen Criminalfälle und über die Unterhaltungskosten der Colonie von ihrer Entstehung bis ebenfalls zum Jahr 1817 und endlich die letzten dieselbe betreffenden Parlamentsacten vom 12. Jul. 1819.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 14. Julius 1821.

Paris.

Bei Didot dem dem ältern. 1820. Pièces inédites de Voltaire, imprimée d'après les manuscrits originaux. Pour faire suite aux différentes éditions publiées jusqu'à ce jour 464 S. in 8.

Die Freunde der Voltaireschen Muse werden mit Vergnügen, die schon so zahlreiche Sammlung der Werke ihres Lieblings-Dichters, noch mit einem Bande vermehrt sehen. Seit der Kehler Ausgabe der Werke Voltaires sind schon mehrere Nachträge zu selbiger erschienen; als zuförderst, die Pariser Herausgabe seiner nachgelassenen Briefe an die Gräfinn, Lugebourg und an Bertrand. Hr. Boissonade machte 1802 zu Paris noch mehrere Briefe an den König von Preussen, die Hr. Best in Deutschland gesammelt hatte, bekannt. Throuet ließ 1802 zu Paris eine Sammlung von Voltaires nachgelassenen Werken, in zwey Theilen, drucken, und in der Sammlung der Briefe der Mad. de Graffigny, herausgegeben von Desbois, befinden sich noch funfzig bis dahin ungedruckte Briefe von Voltaire, an die Herzogin du Maine, den Prä-

sident Hénault u. a. Die angezeigten Pièces inédits enthalten einige schon gedruckte Sachen, die hier in einem Bande vereinigt sind, um als Supplement zu der Kehler Ausgabe zu dienen; des einen Theils der hier zuerst abgedruckten Rede, erwähnt bereits der Baron Grimm in seiner Correspondenz, als habe er sie bey Hrn. Thieriot gesehen. Grimm glaubt diese für immer verloren. Der ungenannte Herausgeber beruft sich auf Original-Manuscripte, von welchen er den Abdruck dieser Ausgabe genommen habe. Man braucht aber nur wenig mit dem Geiste der Voltaireschen Schriften vertraut zu seyn, — der sich in der Hauptsache immer gleich bleibt —, um sich von der Echtheit dieser Pièces inédits zu überzeugen. Kein Schriftsteller ist einer so vielseitigen und strengen Kritik unterzogen worden, als Voltaire; wir glauben, daß das Urtheil über ihn für Jahrhunderte festgestellt ist, und wollen hier daher nicht wiederholen, was andere schon vielfals vor uns gesagt haben. — Die erste Section dieses Bandes enthält: Opuscules et fragmens d'ouvrages-en vers, précédés de la dedicace de la Henriade. Länger als ein Jahrhundert war es unbekannt, daß Voltaire die Henriade zuerst Ludwig XV., der damals zehn Jahre alt war, dediciren wollte, allein die Erlaubniß, sein Gedicht in Frankreich drucken zu lassen, ward ihm ver sagt. Die von ihm bereits verfasste Dedication an Ludwig XV. blieb nun in den Händen seines Freundes Thieriot, dem er sie anvertrauet hatte, und der sie aufbewahrte, ohnerachtet daß Voltaire ihm schrieb, sie zu verbrennen, und glaubte daß solches geschehen sey. Das Fragment des Trauerspiels: Amulius und Nuntitor verdient Aufmerksamkeit, weil Voltaire es schon in seinem zwölften Jahre schrieb. — Section II. Epitres en vers. Unter diesen finden sich die zwey berühmtesten Episteln, welche der erzürnte Poet 1753 zu Frankfurt, nach seiner Verbannung aus Berlin schrieb.

In der ersten heißt es:

Je ne verrai ni roi, ni pape, ni muphti,
Ils sont gens trop facheux pour un homme, qui
pense. —

Und in der zweyten sagt er an den Salomon du nord:
Je ne vois plus en toi qu'un guerrier effréné,
Oui, la flamme à la main, se frayant un passage,
Désole les cités, les pille, les ravage.
Foule les droits sacrés des peuples et des rois,
Offense la nature, et fait taire les lois.

Section III. Poesies melées. Einige dieser Gedichte waren schon lange Zeit, unter dem Titel: *Juvenilia* gedruckt worden; Voltaire wollte sie nicht als seine Kinder anerkennen, die aber nach dem von Voltaire eigenhändig geschriebenen Manuscript, welches im Besitze des Herausgebers ist, von ihm sind. Einige andere Gedichte hat Grumm bereits bekannt gemacht. — Section IV. *Ouvrages et fragments d'ouvrages en Prose*. Voltaire hatte eine Committée, bestehend aus Argental, Pont-de-Beyle und Thieriot gebildet, denen er seine Werke vor dem Abdruck zur Beurtheilung vorlegte. Dies Triumvirat, wie Voltaire diese seine Freunde nannte, verhonete den Dichter nicht, der sich seiner Seits tapfer ertheidigte. Eine solche Critik und Vertheidigung findet sich in dieser Section aufgenommen, und ist allerdings eine literarische Merkwürdigkeit. Möchten mehrere Schriftsteller dem Beyspiele Voltaires in dieser Hinsicht folgen! Section V. *lettres inédites*; unter diesen sind die an Mad. Fontaine, vorzüglich aber an Thieriot, einen der Ältesten Freunde Voltaires, am merkwürdigsten. Mehrere Briefe an letztern sind in englischer Sprache geschrieben. Um eine Probe von dem englischen Style Voltaires zu geben, heben wir eine Stelle über Montesquieu aus: "Have you seen the little, and too little, book written by Montesquieu on the decadence of the Roman empire? The call it the *decadence* of Montesquieu. It is true the book is very far from being what it ought to be, but yet there are many things in it, whit de-

serve to be read, and that makes me angry with the author for having so lightly treated of so great a matter. That book is full of hints. It is less a book, than an ingenious table des matieres. But to enlarge fully upon such a subject, requires liberty." — Aber dieß little book, full of hints, hat vielleicht mehr inneren Gehalt, als die zahlreichen Bände der prosaischen Schriften Voltaires zusammengenommen. — Sollte dieser Band wohl das letzte Supplement zu Voltaires Werken seyn? wir zweifeln. Der Name Voltaire ist zu einladend, um nicht zu Buchhändler-Speculationen zu reizen.

M a i n z.

Von Florian Kupferberg, 1821: Aus und über Ottokars von Hornek Reimchronik, oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit zur Geschichte, Literatur, und Anschauung des öffentlichen Lebens der Deutschen im dreizehnten Jahrhundert. Von Th. Schacht, Prof. der Geschichte am Gymnasium zu Mainz. 354 Seiten in Octav.

Ottokars Reim-Chronik, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Hier. Pez herausgegeben, verdient für Geschichtskunde sowohl als Sprachkunde weit mehr benutzt zu werden, als bisher geschehen ist. Ein Mann, der so vieles das er erzählt mit eigenen Augen angesehen hat, für Anderes ausdrücklich seine Gewährsmänner anführt, der mit ausgezeichneten Zeitgenossen in genauer Verbindung stand, der durchaus gefunden Verstand und rechtliche Besinnung zeigt, darf dem Geschichtsforscher, und ein Dichter, der noch im dreizehnten Jahrhundert schrieb, und in einem die Kunst übenden und pflegenden Lande kunstgemäß gebildet war, dem Sprachforscher nicht gleichgültig seyn. In letzter Hinsicht ist nur zu bedauern, daß Pez keine ältern Handschriften vor sich hatte; so wie er Ottokars Werk

abdrucken ließ, schrieb man am Ende des dreizehnten Jahrhunderts nicht. Die Vergleichung älterer Handschriften, die doch wohl vorhanden sind, und die Herausgabe der noch ungedruckten Bücher würde eine verdienstliche Arbeit seyn. Hrn. Prof. Schacht gebührt Dank dafür, daß er durch seine Schrift auf das alte Werk aufmerkamer macht. Er hat seinen Steierischen Erzähler lieb gewonnen, aber er überschätzt ihn nicht. Er lobt die Treue, die Freymüthigkeit, den anschaulichen leichten Vortrag desselben, aber er verkennt nicht die oft ermüdende Breite desselben — die Chronik besteht aus mehr als 83,000 Reimzeilen —, den allgemeinen Fehler einer Zeit, in der die Dichter, 'gleich dem Kinde, das seine Zunge geläufig fühlt, bisweilen nur in Worten und Klängen sich zu üben scheinen'. Seine Schrift will er als eine von der Lesung des Reimbuches öffentlich gegebene Rechenschaft betrachtet wissen; und so legt er denn was ihm vorzüglich merkwürdig schien, in einzelne Fächer vertheilt, seinen Lesern vor, bald im Auszuge, bald in Uebersetzung, bisweilen in den Worten des Dichters selbst. — Aus Auszügen wieder Auszüge machen, würde eine unfruchtbare Arbeit seyn. Wir beschränken uns also darauf, die Ueberschriften der Abtheilungen anzugeben, und hin und wieder eine kleine Probe, unmittelbar aus dem treuerherzigen Alten genommen, einzureihen. I. Vorwort. II. Der Chronist, sein Leben, seine Glaubwürdigkeit. — Daß Steiermark sein Vaterland war, ist ausgemacht. Sein Beynahme Horned gründet sich nur auf das Zeugniß von Lazius. Conrad von Rotenberg, der nebst einer übergroßen Zahl anderer 'Fideler' früher an Manfreds Hofe lebte, war sein Lehrer. Das Jahr, in welchem er geboren wurde, ist so unbekannt als das in dem er starb; doch scheint er das Jahr 1318 nicht überlebt zu haben, denn Meister Frauenlob, der in diesem Jahre starb, wird von ihm als ein noch lebender Dichter erwähnt. III. Hinweisungen auf Dichter — auf Begebenheiten, die wir im Nibelungen-Liede, im Heldenbuch, im Siture', in Wilhelm dem Heiligen

lesen, auf den Tristan; für das Höchste gelten ihm die Namen Wolfram und Hartmann. IV. Das Epische in seinem Werke — ruhiges Verweilen, Darstellung des Geschehenen in seinem Werden, Abschweifungen, Einschaltungen von Gesprächen . . . V. Andere Eigenschaften seiner Erzählungs- und Schreibart — Gewandtheit, Ernst aber auch Laune und Wig. VI. Ueberblick des Werkes. — Es umfaßt die Zeit des Verfassers. Der Hauptschauplatz ist das südöstliche Deutschland mit den slavischen Gränzländern und Ungarn. VII. Zur Kenntniß des Abtes Heinrich von Admund, — eines eifrigen Werkzeuges despotischer Versuche — des Herzogs Albrecht, und seiner Gemahlinn Elisabeth. VIII. Albrecht als Oberhaupt des deutschen Reichs — in elf Unterabtheilungen. IX. Verschiedene beachtenswerthe Geschichten. — 3. B. Herz. Heinrichs von Breslau trauriges Ende. Schon Bodmer hat in dem Vorberichte zu den 'Proben 12' einiges aus Ottaker ausgezogen. Der Herzog starb bekanntlich an Gift, das ihm von seinem Arzte bloß um Betriegerereyen der gerechten Strafe zu entziehen, zwey Mahl beygebracht wurde. Das erste Mahl rettete ihn ein Arzt, Meister Günzel, indem er den Vergifteten bey den Beinen aufhing. (Eben so wurde der vergiftete Herzog Albrecht geheilt. Kap. 647.) Ruhrend ist die Erzählung, wie der sterbende Herzog den Mörder vor sich bringen läßt, ihm seine Schuld vorhält, und verzeiht — durch got der uf die verkos. die in schieden von dem leben. wil ich dir vergeben. daz du mich ertötet hast —, dann den Landherren das Gelübde abnimmt, daz sie dem arzat al bereit. von dem lande geben geleit. ane schaden und ane ungemach. So starb der früher ein Minnelied schloß: Lânt mich ê sterben, sie genesen! (Vgl. des Glaneckers Ende, Kap. 565.) — Die Königin von Matschau gehörte zu den Frauen, die der Minne Süßigkeit verleitet, daß sie nicht Mäße zu halten wissen, und die durch ir ungebite (Ungebuld). sich hönent da mite. e sie sich lazen dur-

sten. daz si sint in den getursten (Unbesonnenheit). daz si trinkent wazzer oder bier. so der win nicht kumt gar schier. Als sie nun von ihrem Schwiegersohn, dem Könige Ottakar, feyerlich empfangen und durch das Lager geführt wird, rufen die Schildwachen und Buben, die sich nicht länger beschwichtigen lassen, ein Wort hinter ihr her, daz ich ze reden schuh. Keret dem wort 'diu ruh'. herfür die hindern buochstab. und wa in get der ab. da sezet noch E dar. und nemt dan rehte war. wie siu wart geheizen. Dieß heist doch noch ehrbar erzählen! — Dem Kaiser Rudolf wird in Bernersheim durch einen seiner Rätthe mild und männlich eröffnet, die Aerzte hätten erkärt, daß er höchstens noch fünf Tage zu leben habe. Den sach er güetlich an. und sprach: daz du hast geseit. sag'an ist daz diu warheit? Ja leider herre sprach er. Wol ut so suln wir nicht mer beliben hie. Daz wundert alle die. die da waren engegen. War hin er sich wolt erwegen. des fragten sie in. Zuo den andern hin. wil ich sprach er an diser frist. hin ze Speier do ir mer ist. miner vorvaren. die ouch künig waren. den wil ich in belibens siten. zuo komen geriten. Und so reitet er denn auch nach Speier hin. wo er stirbt. Die ganze Erzählung ist meisterhaft. X. Zwey Märchen und eine Legende. XI. Ueber Kaiser und Fürsten, Pabst u. Clerus. — Deutsch gesinnt u. verständig. XII. Festlichkeiten. XIII. Landstände. XIV. Ritter und Bürger. XV. Kriegswesen und Friedensschlüsse. — Alles lehrreich und unterhaltend. Wir dürfen uns aber keine einzelnen Aushebungen mehr erlauben, und fügen zum Schlusse nur noch ein Paar kleine Bemerkungen bey: begarwe ist nicht das Franz. bigarré, sondern bedeutet, durchaus ac., schumpfeniure aber, Niederlage; Hieron. Pez, ein Bruder von Bernhard, ist in seinen Worterklärungen nicht immer zuverlässig. — Ottakar braucht noch das seltene Vollwort aren, ier, gearen, pflügen. Kap. 572: ein schedeliche furch der Aufensteiner und der Told ieren.

D r e s d e n.

Bey Hilscher: *Selecta Disceptationum forensium capita*. Scripsit ac decisiones Sax. supremi provocationum tribunalis addidit Dr. Car. Aug. Gottschalk, pot. Regis Saxon. a consiliis provocationum. (Tomus primus). 1816. XX u. 348 S.; Tomus secundus. 1819. XIV u. 337 S. in Octav.

Die gewöhnlichen Sammlungen von Rechtsfällen und Entscheidungen der Obergerichte sind selten so abgefaßt, daß sie auch für die Wissenschaft einen Gewinn darböten; in dessen macht die vorliegende hievon eine sehr rühmliche Ausnahme. Nach dem Beispiele eines Mevius, v. Pufendorff, Kind u. a. deren Arbeiten dauernden Gewinn gebracht haben, entwickelt der Vf. in den 66 hier mitgetheilten Fällen, jedesmal sorgfältig und theoretisch die Materie, in welche der Fall einschlägt, stellt hierauf mit wenigen Worten den Streitpunct oder die Rechtsfrage auf, welche entschieden werden muß, beurtheilt selbige nach der vorausgeschickten Theorie, und bestärkt endlich seine Entscheidung durch die kurze Angabe des Erkenntnisses des Oberappellationsgerichts zu Dresden, zu welchem der Fall selbst die Veranlassung gab. Die Ausführung dieser Puncte ist wahrlich musterhaft zu nennen, und was als Hauptverdienst derselben zu betrachten ist, ist das Bestreben des Vf. die Rechtslehre, zu welcher der Fall gehört, historisch zu ergründen, und danach die vorkommenden Geseßstellen ihrem Sinne und ihrer Anwendung nach, zu erläutern. Mit Recht hält der Vf. jene historische Erläuterung der Geseßstellen, die dieser gemäßen Schlußfolgerungen über den Sinn und die Anwendung derselben auf gegebene Fälle für das einzige Mittel, Controversen auf eine sichere und geseßmäßige Art zu beseitigen, und namentlich den so häufig vorkommenden Uebelstand zu vermeiden, daß bey den immer erneuerten schwankenden Ansichten, ein und dasselbe Gericht dieselbe Rechtsfrage bald so, bald anders entscheidet; so daß heute nicht mehr Recht ist, was es gestern war, und morgen seyn wird. — Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß in diesem Werke nicht allein das gemeine, sondern auch das Sächsische Recht, in Erwägung gezogen wird.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1821.

P a r i s .

Bey F. Didot: Histoire de la république de Venise par P. Daru T. I. S. 639. II S. 560. — III. 678. — IV 710. — V. 684. — VI. 720. — VII 621. 1819. in Octav.

Ein für die Geschichte so bedeutendes Werk darf nicht in unsern Blättern übergangen werden, ob wohl deren Einrichtung es hindert dabey so lange zu verweilen, als die Größe des Gegenstandes und die Art der Behandlung es zu fordern scheint, und es der Wunsch des Rec. wäre. In engere Schranken zurückgewiesen, bleibt ihm nichts übrig, als mit einer Anzeige des Inhalts, die Erwähnung Dessen, was für die Geschichte Venedigs dadurch gewonnen worden, und ein Urtheil über die Behandlung des Stoffs, über den Beruf des Werk. zu einem so großen Unternehmen zu verbinden.

In den ersten fünf Bänden wird die Geschichte Venedigs, von der frühesten Ansiedelung der Auswanderer vom festen Lande nach den benachbarten östlich belegenen Inseln, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, bis zur Auflösung und Vertheilung des Ganzen unter Cisalpinien und Oestreich, zufolge des Friedens von Campo-

Formio, mitgetheilt. Es ist bey Weitem der größere Theil des Raums den Verhältnissen Venedigs zum Auslande gewidmet, der, nach des Rec. Gefühl, unbeschadet der vollkommnern Einsicht in dieselben, zu einer noch sorgfältigern Entwicklung der innern hätte verwendet werden können: doch sind diese keines Weges übergangen worden. Man sieht die höchste Gewalt im Verlaufe der Jahrhunderte von Volks- und Landesgemeinden in die Hände einiger Geschlechter allmählich übergehen, die neuen Venetianer aber, durch ihre eigenthümliche Lage auf Schifffahrt und Handel gewiesen, bey leidlicher Erhaltung innerer Ordnung, zu einer bedeutenden Herrschaft auf dem Meere gelangen, und verbunden mit den großen, seit dem dreyzehnten Jahrhunderte gemachten Erwerbungen im Osten, nach einem unbedeutenden Anfange, fast allen Nachbarn und Nebenbuhlern überlegen werden, und diese Ueberlegenheit lange hin behaupten, da sie es verstehen den kriegerischen Muth zu erhalten, und ihn mit unablässiger Handels- und Gewerbsthätigkeit, Verstand und Klugheit zu verbinden. Was Europa dieser großen und muthigen Gemeine in Bezug auf seine Bildung verdanke, wird dargethan, unter Anderm, wie, ihrem Muth und den Anstrengungen des Oestreichischen Hauses es gelungen, die Herrschaft der Osmanen mehr auf den Osten zu beschränken. Man nimmt deutlich wahr, wie, im Gegensatze von so vielen andern Gemeinen und freyen Völkerschaften, die Duces in ihren Bestrebungen ihre Herrschaft auf Kosten der Volksfreyheiten und der der Geschlechter zu erweitern, nach mannigfachen Verschwörungen und Ermordungen der Dogen, scheitern. Ferner erhellet, wie, durch die allmähliche Entfernung des Antheils der gemeinen Bürgerschaft an der Regierung und den Wahlen, die höchste Gewalt in die Hände einiger Hundert Geschlechter und deren Nachkommen (1319) übergeht, und wie unter diesen begünstigten Geschlechtern hinwieder ein Unterschied zwischen vornehmen und reichen, gemeinen und armen sich bildet, und, obwohl das Geseß alle Nobili für gleich achtet, vier Ordnungen derselben in der

That: sich fordern, woraus neuer Haß, neue Verschö-
 rungen hervorgehen, dadurch aber die Beschränkung der
 höchsten Gewalt wirklich auf noch Wenigere, aus des
 Abels Mitte, durch die Bildung der Zehner (zu Anfang
 des vierzehnten Jahrhunderts) und aus diesen, durch die
 der drey Staats-Inquisitoren (1454) erwächst, mit de-
 ren Hilfe, unter Anwendung der empörendsten Mittel,
 die Ruhe im Innern behauptet, die gemeine Bürgerschaft
 der Hauptstadt, die große Zahl der Patricier, der gefähr-
 liche Einfluß einzelner Hervorragenden und die vielen seit
 dem dreizehnten Jahrhunderte im Osten, seit dem fünf-
 zehnten im Westen unterworfenen Völkerschaften in Ge-
 horsam gehalten werden.

Geheime Rundschafter, ein verborgenes Gericht, die
 eisernen stets der Verläumdung und den Anklagen offen-
 stehenden Löwen-Rachen in den Straßen der Hauptstadt,
 das geräuschlose Verschwinden unter den piombi, zu
 nächtllicher Zeit im Canal von Orfana, die geheimen
 Wirkungen des Gifts, der gebotene Muehlmord und
 die Qualen der Folter, sind von der einen Seite; von
 der andern, die bewilligten höchst unschuldigen Ehren-
 vorzüge der höhern Bürgerordnung (cittadinanza),
 aus welchen der Canzler und die Geheimschreiber genom-
 men werden, ohne irgend einigen Antheil an der Macht
 zu erhalten, die der Menge verstattete Freyheit und
 Zügellosigkeit in Allem, was in keiner Beziehung auf
 das öffentliche Wesen steht, eine Fülle heiterer Spiele
 und des Genusses aller Art, Ungebundenheit der Sit-
 ten, Gleichheit in der Kleidung, Maskenfreyheit und
 dieselbe unerbittliche Strenge der hohen und geheimen
 Obern gegen die Reichsten und Mächtigsten, wie ge-
 gen die Armsten und Letzten des Volks: das sind die
 hier angewandten Mittel, um in jenen Zeiten, wo
 fast alle andere Nachbar-Länder den einheimischen Un-
 ruhen, Zerstörungen und Kämpfen unterliegen, in-
 nern Frieden und Ordnung, so wie Ansehen im Aus-
 lande zu behaupten. Selbst den unterworfenen Völ-
 kern bleibt ihre Weise, ihre Rohheit oder ihre Verfeis-
 nerung, aber die geheime Oberherrschaft verfolgt auch

Den ihnen denselben Weg; die Italiäner der terra firma werden im Osten, Slavonier im Westen als Landmacht gebraucht, während die östlich wohnenden seefahrenden Unterthanen nebst den Bürgern Venedigs, unter Anführung muthvoller Patricier auf den Schiffen, die Herrschaft über die Meere behaupten.

Auf solche Weise bietet dies Gemeinwesen eine Gestalt dar, wie wir sie nirgends im Mittelalter finden; Offenbar hat das Vorbild des alten Roms in Venedig, bey der Einrichtung des Senats und sonst gedient; der Kampf aber mit der plebs ward in Venedig nie so heftig und dauernd, er war durch jene Mittel bald geendigt. Von der Uebermacht eines Einzigen ist ebenfalls, seit dem blutigen Ende so vieler Dogen, nichts weiter zu besorgen, keine Dictator- oder Imperator-Gewalt nöthig oder gefährlich. Beyde Gemeinden zeichnen sich lange durch Ordnung, durch Muth und Kenntniß im Kriege den Nachbarn überlegen; doch blieben unter Andern, folgende wesentliche Verschiedenheiten. In Venedig zeigt sich der Einfluß und die Achtung des Handels; dem auch die ersten Geschlechter, obwohl es ihnen verboten war, nicht ganz entsagen wollen, es zeigt sich das geheimnißvolle Wirken der höchsten Gewalt; während in Rom der Handel nie zur hohen Ehre gelangte, nie eine Volksbeschäftigung ward, die öffentlichen Angelegenheiten aber öffentlich betrieben wurden.

Unser Verf. hat die Verhältnisse des Handels, dessen Ausdehnung nicht übersehen, doch hätte der Rec. der großen Bedeutung wegen, Ausführlicheres und Befriedigenderes erwartet. Von Zeit zu Zeit werden Aufschlüsse und Belege über den öffentlichen Haushalt mitgetheilt; Charten erläutern und versinnlichen die Ausdehnung des Gebiets.

Ungeachtet der empfindenden Verachtung der angewandten Mittel, um den innern Frieden zu behaupten, fühlt sich dennoch der Leser unwiderstehlich gefesselt, durch die Größe und das Gelingen der kühnsten Unternehmungen, durch das Gedeihen der Flüchtlinge in den Lagunen und den kleinen Inseln zu einer vorherr.

sühenden Macht, durch den umgebeugten Muth im Unglück, im Kampf mit den Venuesern, vollends seit der Einnahme von Chiozza, durch die vierzehnhundertjährige Dauer der Republik. Freylich konnte weder den nachtheiligen Folgen des neuentdeckten Wegs zu Wasser nach Ostindien, noch denenselber Bildung der großen Macht der benachbarten Fürsten, besonders des Oestreichischen Hauses, den Gefahren des Uebergewichts der Spanier und des Einflusses von Frankreich auf die Halbinsel begegnet werden; und dieß muß man sich gegenwärtig erhalten, wenn der Verf. sehr hart die Regierung, wegen ihrer Furchtsamkeit und ihrem Entfernen von aller Theilnahme an den sich neu gestaltenden äußern Verhältnissen, anklagt. Daß der Muth nicht fehlte auch der Wille nicht, wo noch etwas zu hoffen stand, das beweisen die beyden letzten Kriege gegen die Osmanen zu Ende des siebenzehnten und Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts; aber in dem Frieden vom Passarowitz (1718) ward es denn über alle Maßen deutlich, wie schlecht den Mindermächtigen die Verbindung mit den Mächtigsten bekomme, denen durch offene Gewalt zu widerstehen, vollends unmöglich ward. Zur nicht Theilnahme gezwungen, zu ängstlicher Vorsicht, zu einem beharrlichen Frieden genöthigt, sank auch der kriegerische Muth, und es hielten die Mittel zum Kampfe nicht mehr gleichen Schritt mit denen der Nachbarn. Dieß alles zeigte sich am deutlichsten und führte zu den verderblichsten Fehlern, als der große Sturm aus Westen hereinbrach. Ehrensvoller und den großen Ahnen angemessener wäre es gewesen, mit den Waffen in der Hand zu fallen, als so zu endigen. Allein wie viele können sich rühmen, bey dem durch die Französische Umwälzung veranlaßten Kampfe den richtigen Weg treu befolgt, und die eigene Würde stets behauptet zu haben?

Der größte Theil des fünften Bandes enthält das schwierige, zuweilen tadelnswerthe und zuletzt so unglückliche Benehmen der Regierung in dieser Zeit. Von dieser Umwälzung sagt unser Verf. (V. 100):

Je ne connois point d'homme qui ait le droit de se dire impartial; dieß mag vollends von seinen Landsleuten, von welcher Parthey sie auch sind; gelten, eben weil sie alle Parthey ergriffen haben; auch kann der Rec. nach seinem Gefühl. unserm Verf. jene Erhabenheit über alle diese befangenen Ansichten nicht zugestehen, obwohl er seine Gesinnungen nicht ganz unverhohlen darlegt. Bonaparte's Spiel mit Venedig ist, seit seinem Herabsteigen in die Ebenen von Italien, dem der Kaze mit der Maus zu vergleichen; da List und Macht sich verbanden, war der Sieg gewiß. Doch erfolgte noch das unerwartet Entsetzliche, die Theilung und Unterwerfung Venedigs unter fremde Gewalt, nachdem zum bittersten Hohn die Nachäffung Französischer Sitte, als letztes Rettungsmittel von dem Gewaltigen empfohlen und mit geheimem Widerwillen angedehnt worden war, um sodann mit Schmach bedeckt und ausgeplündert der Vernichtung hingegeben zu werden. Wie fährt der Held den Geheimschreiber der Fr. Gesandtschaft zu Venedig an, der in seinen schwärmerischen Hoffnungen ein anderes Ende erwartet hatte! Wem die Schuld von diesem Ausgange beigemessen werde, läßt sich vermuthen; doch scheint es billig, um ein härteres Urtheil zu mildern, folgende Worte unsers Schriftstellers zu seiner Rechtfertigung anzuführen (V. 436): Mais si la fortune prit soin de justifier une pareille violation du droit des gens, la voix publique même en France, fut loin de la sanctionner. Le bon sens des peuples leur faisait sentir tout ce qu'avoit d'humiliant pour eux ce nouvel exemple de l'abus de la force. Indépendamment des sentimens d'animadversion que devoient exciter les succès de la France et la politique de l'Autriche, les nations ne purent se défendre d'un certain intérêt, en contemplant le naufrage de cette république fameuse, qui avoit contribué si puissamment au retour de la civilisation en Europe. Aucun état n'avait eu

de si faibles commencements, peu s'étoient élevés à de plus hautes destinées. Sans examiner, jusqu'à quel point les Français avoient le droit de detester et de punir; les hommes frappés uniquement de sa longue existence, de sa gloire, de sa constance dans les revers, du rang qu'elle avoit occupé, virent son anéantissement avec commisération, avec effroi. C'étoit le comble du malheur de passer sous les lois de l'étranger, après quatorze siècles d'indépendance. — On avoit pu voir sans regret le chute d'une aristocratie dégénérée, l'abolition d'un tribunal odieux: les amis de la liberté s'étoient félicités trop tôt sans doute, de voir faire un nouvel essai d'une forme de gouvernement, que l'expérience a souvent condamné, et après lequel l'homme cependant soupire, parcequ'il le sent plus conforme de sa dignité. Mais c'étoient pour les Vénétiens, un malheur de plus de n'avoir entrevu la liberté (?) que pour en sentir douloureusement la perte etc.

In dem sechsten Bande wird von den Handschriften Nachricht gegeben, die in verschiedenen Sammlungen in Europa sich befinden und auf Venedigs Geschichte sich beziehen. Den ausnehmenden Reichthum kann man schon daraus abnehmen, daß dieß Verzeichniß 714 Seiten einnimmt, und in der Regel nur kurze Erläuterungen und Auszüge beygefügt sind, mit einiger Ausnahme jedoch, besonders der hier abgedruckten und mit einer Uebersetzung begleiteten Statui dell' signori inquisitori di stato (S. 67-195). Der Verf. konnte nemlich das aus Venedig nach Paris gebrachte Archiv benutzen, doch reichten die darin befindlichen Schätze nicht so weit zurück, als man gehofft hatte, indem sie nur die bey einer Feuersbrunst im J. 1508 geretteten Ueberbleibsel der ältern Papiere, dann die der neuern Zeit enthielten. Einige Auszüge wurden veranstaltet, aber durch die Verpflanzung dieser Samm-

lung nach Mailand, und die spätern Begebenheiten wurde die Benutzung unterbrochen, zuletzt ganz unmöglich gemacht. Reichere Ausbeute ist aus den verschiedenen zu Paris aufbewahrten handschriftlichen Schätzen, auch denen bey der Behörde für die auswärtigen Angelegenheiten, gewonnen worden, welche etwa die Hälfte aller der auf Venedig sich beziehenden und in Europa überhaupt etwa vorhandenen, betragen mögen. Die nicht Französischen Sammlungen zu benutzen, ist der Verf. gleichfalls bemüht gewesen; bey einigen ist es ihm gelungen, bey andern nicht. Von den hier verzeichneten auf viertausend sich belaufenden Handschriften, welches Verzeichniß jedoch nicht für ganz vollständig ausgegeben wird, hat der Verf. etwa die Hälfte unter Händen gehabt. Den Berichtigungen aus den nicht benutzten, auf deren Daseyn hier nur aufmerksam gemacht worden, wird eine dankbare Aufnahme zugesichert.

Der letzte Band enthält einige abgedruckte Belege. Vom bedeutendsten und vom größten Umfange sind die, welche sich auf die Verschwörung vom J. 1618 beziehen; Auszüge aus den in der Königl. Büchersammlung zu Paris befindlichen Türkischen Handschriften, durch Vermittelung Hrn. Amad. Jaubert's, in so fern sie sich auf die Verhältnisse mit Venedig beziehen; endlich der Briefwechsel Buonaparte's mit dem Directorium und mit Andern, Venedig und die Italiänischen Angelegenheiten betreffend.

So viel von dem Inhalte! Wenden wir uns zu Dem, was durch das Buch für die Erweiterung der geschichtlichen Kenntniß und Einsicht gewonnen worden. In dieser Beziehung steht der Rec. nicht an zu sagen, Vieles und Mannigfaltiges. Wenn wir auch das Ganze schon kannten und übersahen, so ist doch Mehreres genauer und besser als zuvor gegeben, oder über allen Zweifel Anderes erhoben worden. Dieß indeß alles im Einzelnen anzuführen, würde auch in einem Blatte nicht möglich seyn, das sonst den freyesten Spielraum ließe. Der Rec. muß sich daher auf

Einiges, auf das Wesentlichste beschränken, nemlich auf die Darstellung der Verschwörung vom J. 1618, die Beschlüsse der Staats = Inquisition, die ihrem eignen Verfahren zur Richtschnur dienen sollten, und auf den Briefwechsel Buonaparte's.

Was jene Verschwörung betrifft, so bemüht sich unser Verf. mit einem großen Aufwande von Scharfsinn, Geist und Critik darzuthun, daß überall eine solche, von Spanien oder dem Spanischen Gesandten Bedemar gegen Venedig gerichtete, nie vorhanden gewesen sey. Der damalige Spanische Vice = König Herzog von Ossuna in Neapel ging damit um, sich von seinem Könige unabhängig zum Herrn des Landes zu erklären, zu diesem Zweck, wie erwiesen wird, trat er mit andern Italkänischen Mächten, welche Spaniens Herrschaft im Lande gern geschwächt gesehen hätten, auch wahrscheinlich mit Venedig in geheime Verbindung. Daß die Venetianische Regierung gleiche Wünsche gehegt, versteht sich, daß sie zugleich mit aller Vorsicht und im tiefsten Geheimniß zu Werk gegangen, ebenfalls. Als nun Ossuna in der Ausführung seines Unternehmens gestört ward, so war es für Venedig nothwendig, jeglichen Verdacht von sich zu wälzen, und da man sorgfältigst Mittel sich erhalten hatte, eine Verschwörung Spaniens gegen die Republik vorzuwenden, und einiger Maßen zu beweisen; so ward alles so künstlich geleitet, daß Venedig klagend auftreten konnte, anstatt als Beklagte sich zu vertheidigen zu müssen. Dieß alles wird nicht nur vernünftiger, sondern mit vielen zur Unterstützung dienenden Belegen ziemlich erhärtet. Daß ein Paar Hundert Menschen bey dieser Gelegenheit erkaufet, aufgehängt werden und unter der Folter sterben, kühn bey dieser Regierung und in dieser Zeit nicht Wunder nehmen; sie erklärt sich indess nicht, sie läßt den Vermuthungen nur Raum. Unbegreiflich aber bleibt es doch, wie wenig auch die Inquisitoren das Menschenleben achteten, warum so Viele geopfert wurden, die nicht ein Wort von jenem Ossuna wußten, dagegen Mehrere fest überzeugt waren und in dem Glauben gehandelt hat-

ten, es gelte einer Verschwörung gegen Venedig, deren offenes Zeugniß und deren Loslassung eher nützlich als schädlich seyn konnte.

Was die Beschlüsse der Staats-Inquisition betrifft, so legt der Verf. und mit Recht auf deren Bekanntmachung den größten Werth, da sie zuvor durchaus unbekannt waren, wie er versichert, welches der Rec. nicht zu widerlegen weiß. Entdeckt sind sie worden in einem Anhang zu Frà Paolo Sarpi opinione in qual modo debbo governarsi la republica di Venetia und zwar gleichmäÙig in drey Handschriften der Pariser Bibliotheken. Niemand scheint deren Daseyn bisher gekannt zu haben, mit Ausnahme von Goranzo über die Regierung Venedigs, in einer der Handschriften der Büchersammlung de Monsieur, welcher daraus einige Bruchstücke anführt. H. D. hält dafür, daß sie deßhalb übersehen worden, weil sie einer bereits abgedruckten Handschrift angehängt waren; die Echtheit scheint nicht bezweifelt werden zu können. Entsetzen ergreift den Leser dieser Beschlüsse, bey denen man nie vergessen muß, daß sie als feststehende Richtschnur dienen sollten, nicht die Frucht einer Aufwallung eines gereizten Augenblicks waren. Nur einiges Wenige daraus mag hier stehen.

Kein äußeres Zeichen soll die Mitglieder des Gerichts verrathen, Vorladungen und Verhaftungen erfolgen im Namen einer andern Behörde, die Letztern sollen selten in der Wohnung des vorzuführenen Statt haben, unerwartet soll derselbe überfallen, ergriffen und unter die Handtücher gebracht, die Urtheile in der Stille der Nacht vollstreckt werden. Außer den eisernen Rachen sind geheime Kundschafter aus allen Ordnungen anzustellen, Einheimische vom Adel und nicht vom Adel, arme oder ehrgeizige Bischöfe, Juden und Mönche weil, wie es hier heißt, beyde leicht aller Orten Zugang finden, Fremde und Eingeborne; solche Kundschafter sind auf dem Broglia, wo der Adel seine Zusammenkünfte hat, vornehmlich in den Wohnungen der Gesandten, in den Kirchen, wie in den Häusern die der Wollust gewidmet sind, in der Stadt, wie in den Pro-

vingen stets mehrere zu gleichen Zwecken, die aber nie etwas von einander wissen dürfen, anzustellen. Jedes von einem Gesandten einer fremden Macht zu beziehende Haus, wird von allen Staats-Inquisitoren einzeln durchsucht, steht dasselbe in einer auch nur möglichen Verbindung mit dem von einem Patricier bewohnten Nachbarhause, so muß dieser solches räumen. Wie der päpstliche Nuntius gebraucht ward, um den Gesandten fremder Mächte eine heilsame Furcht einzufößen, kann man dort nachlesen. Sollte einer von ihnen es versuchen einen Nobile zu gewinnen, so soll dieser mit Vorwissen der Inquisitoren den Antrag annehmen, die Verhandlung fortsetzen, um hinwieder als Spion zu dienen, zuletzt aber soll der etwa gebrauchte Unterhändler, wenn es nicht der Gesandte selbst oder dessen Geheimschreiber ist, ergriffen und erschafft werden. Um sich eines gefährlichen Gesandten zu entledigen, wird vertraulich dem päpstlichen Nuntius eröffnet, daß jener der Republik vormahls nicht geneigt gewesen, jetzt aber sich geändert habe, und zu verstehen gegeben, er sey gewonnen worden, um ihn seinem Hofe verdächtig zu machen und dessen Zurückberufung zu bewirken. Welcher Arbeiter aus dem Zeughause oder der mestranza in dem Auslande sich niederläßt, wird zur Rückkehr aufgefordert: folgt er nicht, so wird er in der Fremde gemeuchelmordet. Ein eigenes Mittel, um die zu höhern Stellen vom großen Rathe oder dem Senate Gewählten, die den Inquisitoren verdächtig schienen, von jeder Wirksamkeit zu entfernen, bestand darin, das man sie in einen Rechtsstreit verwickelte, und diesen so lange hinzog bis die Zeit verstrich, auf welche sie gewählt waren; da, nach einem Befehl, ein in solchen Streit Befangener sein Amt nicht ausüben durfte. Die Gewalt des Gerichts ging gleichmäßig über Alle ohne Unterschied, auch gegen den Doge, ja gegen die St.-Inquisitoren selbst. Wenn zwey den Dritten für verdächtig hielten, so gesellten sich jene für diesen Fall den Doge bey, weil immer Drey urtheilen mußten, und übten gegen ihren Gehülfen dieselbe unumschränkte Gewalt, die auch auf eini-

ge Zeit in gleich fürchterlichem Umfange an Gesandte, Befehlshaber der Heere und Statthalter übertragen werden konnte: Bey dem schaudervollen Entsetzen, welches solche Mittel und eine Regierung, die sich ihrer bedient, erregt, kann man sich der Frage nicht erwehren, wie es möglich gewesen, daß eine solche Regierung Jahrhunderte lang habe bestehen können? Es klärlich wird dieß nach dem Rec. nur, wenn man den damaligen Zustand der Halbinsel und die Sitten der Zeit sich vergegenwärtigt. Als Vording sich so Kühn erhob, wären in vielen andern Italiänischen Gemein- den immerwährende Vührungen, Empörungen der Menge gegen die herrschenden Geschlechter, dieser Streit unter einander, unaußhörliche Zwiste, das Emporkommen der Podesta, glücklicher Banden-Anführer, die Alle darnieder traten. Solche Beyspiele lagen zu nahe, auch Genay, die größte Nebenbuhlerin, gab die Be- weise. So heißt man zu den schrecklichsten Mitteln, und über diese war man gar nicht gewissenhaft; denn wunderbarlich ist eine Zeit gewesen, wie die des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wo Moral und Politik so ganz getrennt gedacht wurden, wo sittliche Ideen so verschwunden zu seyn schienen; wo eines Menschen Leben, um zum Ziele zu gelangen, Einzelnen wie den Regierungen so werthlos ersähene wäre. Rec. erinnert an die Lehren eines der Freyheit genakten, sein Vaterland liebenden und höchst geistreichen Man- nes, an die von Nicolao Machiavelli, an Catharina von Medicis, ihre Hof-Giftmischer und die Bluts- Hochzeit, oder auch nur an Beavenuto Cellini's Leben. Aber als sich in That und Grundsätzen Vieles rings umher anders gestaltete, pflanzten sich hier dieselben Ansichten fort, die es in solchen Verfassungen, mehr denn in allen andern, üblich ist. Die große und un- nachbare Macht der in Europa aufkommenden neuen Grundsätze in Moral und Politik, mußten, wenn auch hier, hier gleichfalls ihre Wirkungen äußern: Wenn die Form blieb, so hatte doch der Gebrauch der Mit- tel sich geändert; auch aus Curti scheint dieß zu er- hellen; doch hat es unser Verf. nicht nachgewiesen, daß

wie gleichwohl höchst wahrscheinlich ist, hier gleichfalls geschehen, was bey derselben Form Florente von dem schonendern Verfahren der Spanischen Inquisition in der letzten Zeit berichtet. Allerdings kann und darf die rohe Menge nicht herrschen; davon, und es zeigt von großem Verstande, schien sie selbst überzeugt, und daß sie noch zuletzt Anhänglichkeit an ihre gnädigen Herren hatte; davon gab der Aufstand im Rücken Buonaparte's die Beweise; das Volk hing auch in andern ähnlich gebildeten Gemeinwesen an seiner Regierung, zu einer Zeit als die Völker ihre Fürsten und Könige verließen: man kann noch nachfragen. Die schändlichen Grundsätze, das geheime Verfahren, aufzugeben, war nothwendig, und es wäre möglich gewesen, den höhern gebildeten Mittelstand in der Hauptstadt und in den Landstädten, so wie die adeligen Geschlechter in den Provinzen sich zu vereinen; aber das goldene Buch ward nur ein Paar Male, auf kurze Zeit und unter ungünstigen Verhältnissen geöffnet, und was zuletzt beym Anrücken der Franzosen geschah, war das Werk der Furcht, nicht eines freyen Willens und konnte nur verachtet werden. Das Rechte zu finden, ist nicht so schwer, aber es zur rechten Zeit ins Leben zu führen ist schwerer; haben die Venetianer in dieser Beziehung allein gefehlt?

Was endlich Buonaparte's Briefwechsel betrifft, so ist in demselben Jahre zu Paris eine *correspondance inédite de Napoléon* erschienen; in beyden Sammlungen werden theilweise dieselben Schreiben mitgetheilt, andere finden sich hier, die dort fehlen; vielleicht haben beyde aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft, doch ist die Auswahl verschieden geblieben. Die hier befindliche Sammlung gibt viele Aufschlüsse, auch über andere mit Venedig jedoch zusammenhängende Begebenheiten, besonders den Waffenstillstand mit Oestreich und den Frieden betreffend; sie sind sehr schätzbar.

Wenn wir uns nun zuletzt zu der Behandlungsart des Ganzen wenden, so kann der Rec. ein günstiges und rühmliches Urtheil abgeben, welches um so bedeutender seyn muß, da kein Deutscher vergessen kann,

wie schwer der Druck des Verf. auf unsern Landsleuten geruht hat, in jener unglücklichen Zeit, wo, wie wir annehmen wollen, er nur das willenlose Werkzeug in einer höhern nun verdorren Hand war. Solche Gefühle sollen aber billig, bey Dem, was hier zu beurtheilen ist, nicht in Rede kommen. Als Geschichtsschreiber und Geschichtsforscher zeichnet sich der Verf. vor einem großen Theile seiner Landsleute aus. Man wird kein Drechseln schöner Phrasen, kein Zagen nach sogenannten tableaux hier bemerken; Verstand, Critik, ein gesundes Urtheil, eine gebildete Sprache herrschen durchaus vor. Keine sogenannten pragmatische Maximen, wie sie jeder mit Gemächlichkeit nach allgemeinen Grundsätzen auf seiner Stube geben kann, verunzieren die Schrift, kurze eingestreute Bemerkungen und Urtheile zeigen von einem Manne der eine Fülle von Lebenserfahrungen gemacht, der das Treiben der Völker und der Regierungen aus Anschauen kennt, es zeigt der geübte Staatsmann, rechtliche Grundsätze; ohne ihnen zu nahe zu treten, wird doch durch die Rücksicht auf die Verhältnisse, in welchen die Menschen lebten, und die ihren Einfluß übten, das Urtheil gemildert. Mit Fleiß sind in den Anmerkungen und Beilagen die Gewährsmänner angeführt, meist nach Handschriften. Die gedruckten Hülfsmittel, die sich bey andern Völkern finden, sind ihm nicht unbekant, unsern Siebenkees und Maier, ja selbst Archenholz wird man angeführt finden, wiewohl ein Deutscher schwerlich dem Letztern diese Ehre angethan haben würde. Allerdings wird der Kenner hier und da einer andern Meinung bleiben; Dieß zu kurz behandelt, Jenes zu ausgedehnt finden, weil der Verf. der Lust, seinen critischen Scharfsinn zu zeigen, zuweilen zu viel nachgibt, dieß kann nicht fehlen: allein das Ganze müssen wir als eine Bereicherung unserer Kenntniß betrachten. Sehr Vieles ist benützt worden, was unvermögenden Schriftstellern so zu benutzen kaum möglich gewesen wäre. Manches mag zu berichtigen seyn, aber alle Wissenschaft gedeiht nur durch den Verein und die Folge Mehrerer im Verlauf der Zeit. Wer in Wahrheit etwas

Bedeutendes gefordert und geleistet hat wird am meisten von der Unart frey bleiben, früheres Verdienst herabzuwürdigen, um das eigene zu steigern. G. S.

St. Petersburg.

Versuch einer systematischen Uebersicht der Heilquellen des Russischen Reichs. — Entworfen von Dr. Alex. Nicolaus Scherer, Russisch-Kaiserl. Staatsrath, Ritter ic. — Mit 11 Charten. Herausgegeben von der Kaiserl. Academie der Wissenschaften. 1820. 8. S. 338.

Vorliegendes Werk, welches der hochverdiente Verf. mit aller Bescheidenheit eine mangelhafte unvollendete Vorarbeit nennt, verdient um so mehr die Aufmerksamkeit der Aerzte und Naturforscher, als das lobenswürdige Unternehmen äußerst schwierig ist, und alle frühern Bearbeitungen, sogar die von Georgi, sehr unvollständig geblieben sind. Obgleich der Verfasser nur bittet, diesen Entwurf als einen Versuch zu einem literarischen Repertorium zu betrachten, welches bloß Nachweisungen darüber zusammenstellt, wo über einzelne Quellen dasjenige anzutreffen ist, was über die Natur und Mischung derselben vorzüglich mehr oder weniger vollständige Auskunft ertheilt, — so möchte das Buch dennoch in manch andrer als bloß literarischer Hinsicht zu empfehlen seyn. Zwar ist die Anzahl der Heilquellen im Verhältniß zu dem ungeheuren Flächenraum arm, aber einige sind sowohl für den vergleichenden Chemiker als zumal für den inländischen Arzt der größten Aufmerksamkeit werth. Da jedoch die Bestimmung dieser Blätter eine genaue Angabe nicht zuläßt, so hoffen wir durch die bloße Inhaltsanzeige das Interesse für dieses verdienstliche Werk zu wecken. I. S. 1 - 30. Ueber die Classification der Heilwasser — eine Uebersicht der verschiedenen Eintheilungen der Mineralwasser nach der Zeitfolge geordnet und Bemerkungen darüber. Nach seiner Ansicht behaupten diejenigen Eintheilungen, welche die Heilwasser unter eine geringe Zahl von Klassen bringen, den Vorzug. Er glaubt in der seinigen eine erleichterte Uebersicht mit genauer Berücksichtigung des Characterisirenden vereinigt zu haben. II. S. 31. Uebersicht

der Heilquellen des Russischen Reichs. S. 33. Allgemeine Uebersicht derselben. Erster Abschnitt. Systematisches Verzeichniß der chemisch untersuchten Heilquellen. S. 39. A. Säuerlinge oder kohlenfaure Wasser S. 43. hievon werden 4 aufgezählt. B. Salzige Wasser, S. 62. α . 4 Bittersalzwasser, β . 3 Glaubersalzwasser. C. 15 eisenhaltige Wasser, S. 77. D. 20 Schwefelwasser, S. 126. Zweyter Abschnitt. Verzeichniß der Heilquellen, welche noch keiner vollständigen chemischen Analyse unterworfen worden sind S. 189. Sodann folgen in den Beylagen 1. ein Verzeichniß der Werke, welche vorzüglich bey Abfassung dieser Abhandlung benutzt und im Vorhergehenden erwähnt worden S. 226. 2. Uebersetzung derjenigen Stellen, welche im vorhergehenden in Russischer Sprache mitgetheilt wurden. S. 239. 3. Ergänzungen, Zusätze und Berichtigungen. S. 257. Zur leichtern Benutzung folgt noch ein doppeltes Register: I. ein Namenregister der erwähnten Heilquellen und der Gegenden, Städte, Flüsse ic., wo sie sich befinden S. 275 II. ein Namenverzeichniß der erwähnten Schriftsteller u. Personen; nebst einigen vorzüglich ihre Dienstverhältnisse in Rußland betreffende Notizen. S. 290. Zur nähern Bestimmung der Lage hat der Vf. mehrere Charten entworfen, von denen einige um so nöthiger waren, als viele der angegebenen Quellen auf Privatbesitzungen sich befinden, die nicht einmal auf den vollständigsten Charten erwähnt sind. Die 1te das Russische Reich, 2. das St. Peterburgische u. Oloneksche Gouvern. u. Finnland, 3. die Gouv. Liefland u. Curland, 4. das Moskwasche u. Zwersche G., 5. das Tambowsche u. Saratowsche G. 6. die G. Poltawa u. Charkow. 7. das Astrachansche G., 8. die G. Perm u. Orenburg, 9. das G. Taurien, 10. der Baikal - See, 11. die große u. kleine Kabardah. Die Charten sind schön gearbeitet, Papier u. Druck sind gleichfalls gut. Es läßt sich erwarten, daß durch die Aufmerksamkeit dessen, dem das Werk zu geeignet ist, Kaiser Alexander I., die chemischen Untersuchungen der Heilquellen, 'von geübten und sachkundigen' Chemikern unternommen und fortgesetzt und die Kenntnisse über diesen Gegenstand überhaupt mehr erweitert und berichtigt werden.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 16. Julius 1821.

K o p e n h a g e n . . .

Hier sind im Jahr 1820 zwey kleine Schriften wider und für nordische Mythologie gewechselt worden: om den nordiske Mythologies Ubrugbarhed for de skønne Kunster; af Thorkel Baden, Prof. og Kunstacademiets Secretair. 30 S. und als Antwort: Bemærkninger ved Hr. Prof. Torkel Badens Skrift etc. af Finn Magnussen Prof. og Medlem af den Kong. Comm. for Oldsagers Opbevaring. 46 S. Octav. Ein auch in Deutschland angeregtes Thema: Man braucht eben nicht gelehrt in der altnordischen Mythologie zu seyn, um sich über ihre Tauglichkeit für Maler und Bildhauer Bedenken zu machen. Hr. Prof. Baden zeigt allerdings gänzliche Unvertraulichkeit mit Sprache und Alterthum des Nordens, und wegen der gegebenen Blößen hat ihn sein Gegner zurechtgewiesen. Sollten aber nicht beide den eigentlichen Gesichtspunct vorbeylaffen? Gewiß die nordische Mythologie stellt sich nicht als eine barbarische Erfindung oder schlechte Nachahmung der griechischen dar; sie ist eigenthümlich, lebendig, sinnvoll und angestrongter Mü-

S (5)

he werth. Der Erfolg, den ihre Erforschung, wie jede historische hat und haben kann, muß für die älteste Geschichte der germanischen Völker bis ins Mittelalter hinein nicht zu niedrig angeschlagen werden; gegen die Verächter oder Bepotter solcher Studien lehnt sich dasselbe nationale Gefühl auf, das doch den meisten Menschen die Geschichte ihres Vaterlandes vor allen theuer macht. Jede vaterländische Wissenschaft läßt eine gewisse befriedigende Nähe zu, und gibt in Kleinigkeiten, welche darum doch keine sind, eine Sicherheit, deren Abgang man bey der Beschäftigung mit historischem Stoffe des Auslands zuweilen empfinden wird. Auf der andern Seite hüte man sich aber, den Gewinnst einheimischer Geschichte auf einemmale und roh, wie es vorgeschlagen zu werden pflegt, wieder practisch machen zu wollen. Was abgestorben ist, kann nicht auf diese Weise neu erweckt werden, und der (auch von Hrn. Bader angeführte) Ausspruch Obthes, daß den nordischen Göttern ein Grabgeruch anhänge, enthält vollkommene Wahrheit. Poesie und Kunst müssen aus eignen Mitteln zehren; ein Dichter, der in der heutigen Sprache nicht die Herzen gewinnt, wird sich vergebens helfen mit den an sich wohlklingenderen Formen der alten. Obthes Klagen über die Unbehelfenheit der Deutschen würden ungerecht und undankbar schlingen, wenn sie mehr wären, als halber Ernst oder als bloße elegische Stimmung; wir sind fest überzeugt von dem Zusammenhang des Dichters mit der Volksbildung und Sprache seiner Zeit. Dem Mahler kann nichts anderes gelten. Odin, Thor und sämtliche Götter werden in keinem Bilde den Zuschauer mehr ergreifen; dem Volk liegen sie so fern als indische oder ägyptische, und Gelehrsamkeit vermag sie ihm nicht zurückzuführen *). Es läßt sich kaum abläugnen, daß

*) Die schönen, aus der nord. Götterlehre geschöpften Kunstwerke in Deutschland und Schweden, worauf sich Hr. Prof. Magnussen S. 7. stützt, halten schwerlich den Blick aus; es ist gutgemeinte oder eitle Spielerey, wie man sie auch mit der griechischen Götterlehre getrieben hat.

die griechischen näher liegen, doch in warme Nähe treten sie auch nicht, ihre gefällige schöne Form unterhält ein, wenn man so sagen kann, allgemein europäisches Wohlgefallen. Als im funfzehnten, sechszehnten Jahrhundert die Malerey blühte, lebte in Künstler und Volk der Glaube an die Bilder, die jener malte, dieses in Kirchen aufgestellt sah. Einem Protestanten mag die Himmelfahrt Marias oder die Darstellung anderer Legenden nur halb gelingen und nur halb gefallen; doch bilden alle christlichen Sagen in dem Kreise seiner Phantasie immer einen haltbaren, wenn schon mehr äußerlichen Ring. Die Sagen von dem Heidenthum sind unserm Volke und auch dem in Scandinavien zerronnen, ja sie widerstreben dem christlichen Glauben, der sie verdrängt hat. Daß in unverständen fortgeführten Eigennamen der Gestirne, Pflanzen und Orter einige heidnische Benennungen dauern, verdient von dem Antiquar beachtet zu werden, gibt aber der Brauchbarkeit nordischer Mythologie in der Kunst nicht das mindeste Gewicht; so wie das Nahe und Anstößige, das einseitige Liebhaber der griechischen feindselig in jener aufsuchen, wenn sie anders noch wirklichen Haß und Halt unter uns hätte, von dem verständigen Künstler ohne Mühe beseitigt werden würde. Denn auch die griech. Fabel war nicht der Kunst halber da, sondern die Kunst wählte, was sich für sie schickte, aus.

B r e s l a u.

Bei Joseph May. 1820. Lieben, Lust und Leben der Deutschen des sechszehnten Jahrhunderts in den Begebenheiten des Schlesiſchen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Herausgegeben von Büsching. Erster Band XIV und 401 Seiten in Octav.

Der moderne Titel ist pretiös, das alte Buch nicht im mindesten, sondern eine schlichte Erzählung der Begebenheiten des genannten Ritters, die lebhaftig in

das letzte Drittel des sechszehnten Jahrhunderts ver-
 setzt. Hans von Schweinichen beschreibt, was ihm
 widerfahren ist, naiver als Gös von Verlichuaen und
 Schärtlin von Burtenbach, und zieht daher weit mehr
 an, als diese an sich viel bedeutenderen Männer jener
 Zeit. Er vermachte es seinen hinterlassenen Erben,
 bittet aber ausdrücklich "es nicht aussprengen und zu
 einem publico werden zu lassen" sonst würden sie
 "seine Seele betrüben auch wohl auf dieser Erden
 von seinem Geiste Widerwärtigkeit bekommen und ha-
 ben." Das verantwortete nun der Herausgeber; auf
 das Lesen des gedruckten Buchs ist keine Verwünschung
 gesetzt, und wir rathen jedermann es zu lesen, der sich
 ein Bild machen will, wie es in Deutschland unter
 Maximilian II. Rudolf II. aussah und herging; er
 wird Stoff finden, wie ihn weder Ludolf noch Lon-
 dorp gewähren, noch selbst Rhevenhüller. Der Ritter war
 ein treuer Diener und Reisegefährte des im J. 1576
 der Regierung entsetzten Herzogs Heinrich XI. von
 Biegis, der mit beispiellosem Leichtsin im Reich her-
 umzog, Schulden auf Schulden häufte, und im den
 Tag hinein lebte. Ohne sich um die Bezahlung zu
 kümmern, reiste er mit blasenden Trompetern und statt-
 lichem Gefolge, und ließ durch Schweinichen Geld
 aufnehmen, viel oder wenig, nachdem man ihm bor-
 gen wollte, setzten genug, um mit Ehren aus der
 Herberge reiten zu können. Zumahl wurden die rei-
 chen freien Städte heimgesucht, Augsburg, Nürnberg,
 Coblen (köstlich ist der Aufenthalt in letzterm geschil-
 dert), lieber noch als befreundete und bekannte Für-
 stenthöfe; Aeltern rückte der Herzog geradezu auf den
 Hals, bis sie um seiner nur los zu werden zahlten.
 Schweinichen theilt in aller Förmlichkeit die Entwürfe
 seiner Reden mit, durch deren wohlgelesene Worte, oft
 in halbem Ernst, er Anleihen zu eröffnen suchte. Sieng
 man auch nicht darauf ein, dem Abenteuerer das baare
 Geld vorzustrecken, so versüßten doch stattliche Zehr-
 pfennige abschlägige Antwort. Damahls waren theils

die Verhältnisse einzelner vornehmer Geschlechter nicht so schnell im ganzen Reiche bekannt, daß nicht noch manche Prahlercy gewirkt hätte; theils stimmte die eingewurzelte Achtung gegen fürstliche Häupter zur Willfährigkeit. Heutzutage würden solche Reisen des Herzogs bald ein Ende genommen haben; auch die verhältnißmäßig größere Wohlhabenheit der Reichstädte in jener Zeit muß angeschlagen werden. Rührend ist die Anhänglichkeit des Ritters an seinen Herrn, der ihm oft keinen Lohn zahlen konnte, und noch sein Privateigenthum mitverzehrte. Kamen sie in die Heimath nach Schlesien, so hatte der Diener von Seiten des regierenden Herzogs (mit welchem Heinrich sogar in offene Fehde gerieth; die Einnahme von Gredisberg, Wegführung der Fische, der Wolle u. werden im Johiaang 1578 unterhaltend geschildert) mancherley Anfechtung und überhaupt Sorgen genug, mitunter vergnügte Tage, Hochzeiten und häufige Trindgelage. Seine Liebchaften sind den Räuſchen, welche der Biograph sorgfältig erwähnt und beynabe registriert, untergeordnet (auch darum paßt der neue Titel nicht recht); Getreidpreise von Jahr zu Jahr angemerkt.

Mit Verlangen erwarten wir die Fortsetzung dieses Werks, das rücksichtlich der Aufrichtigkeit und Lebendigkeit seiner Abfassung den besten älteren mémoires der Franzosen zur Seite steht. Der für das deutsche Alterthum, rühmlich; thätige Herausgeber hat wirklich noch keine glücklichere Wahl getroffen, diesmal auch die Handschrift getreu und ordentlich wiedergegeben, nicht wie in dem Versuche von Hans Sachsens Dichtungen durch unnöthige Modernisirung entstellt. Wer für die Geschichte der Sitten, Kleidungen, Sprüche und Redensarten sammelt, wird sich reichliche Auszüge machen müssen; der Herausgeber sollte beym Schlusse des Ganzen fleißige Register liefern. Daß er nicht Anton Friedrich mit Vornamen, sondern wir glauben Gustav heißt, zeigen geographische Noten, die noch zu leicht verbessert werden können, z. B. Seite 186 ist

Puffbach ohne Zweifel Buzbach, S. 389 Tabaran Doberan; und wie kann S. 75 bey Sonnenberg Edaningen gemuthmaßt werden; es ist das hannöverische Danneberg zwischen Lauenburg und Lüneburg, vor dem Hauptort einer eignen Graffschaft; Ritter Schweinichen läßt die meisten Städte nach alter Weise noch weiblich seyn (die Liegnis, die Schwerdnis). Schilling das nach S. 26 eine Tracht Schläge seyn soll, ist eine andere Züchtigung, worüber bekanntlich schon die Edda ins Wortspiel geräth.

Leipzig.

Bei C. H. F. Hartmann, 1819: Nachricht von der sogenannten romanischen Sprache in Graubünden. Von M. Wub. Ludw. Christmann, Pfarrer in Gruibingen bey Göppingen. 68 S. in Octav.

Zürich.

Bei Orell, Fühl. und Comp. 1820: Practische Deutsch-Romanische Grammatik, die erste dieser alt rhätischen und im Graubünden meist noch üblichen romanischen Sprache, wodurch dieselbe auf eine sehr leichte Art gründlich erlernt werden kann, mit möglichster Vollständigkeit bearbeitet und herausgegeben von Matth. Conradi Pfarrer zu Andeer im Canton Graubünden ic. XIV u. 176 Seiten in Octav.

Der Verfasser des ersten Buches 'hat sich ehemahls mit den romanischen Sprachen und ihrer stufenweisen Entwicklung aus dem provenzalischen Zeitalter beschäftigt, auch bisweilen selber ein bastisch Lied versucht, und es, etwohl ganz leise, in Gottes Welt hinaus gesungen; allein, von einer prosaischen Wirklichkeit abgesehen, hing er seine Harfe schon längst an den Wasserflüssen Babels auf.' Hr. Pfarrer Rösch, sein Nachbar, (wir wissen aus der Alpina, daß dieser Gelehrte eine Grammatik und ein Wörterbuch der romanischen Sprache ausgearbeitet hat) leiht ihm ein ro:

mänisches Neues Testament); daraus lernt er diese Sprache kennen, und bald darauf schickt er Hn. Kösch den hier gedruckten Auffatz, seinen Wundsalb, nennt er ihn, zu. — Der Verz. besitzt mannigfaltige Kenntnisse, und eine etwas caustische Laune; aber er vertraut seinen Kenntnissen zu viel, und seine Laune führt ihn vom Hundertsten aufs Tausendste. Bald spricht er von Heidenbeteuern, bald von Festungen die der deutsche Bund anlegen will, bald von Runen, bald vom romanischen Testament. Bald will er seine Leser necken, bald theilt er ihnen etwas mit, was man 'einen wahren Leckerbissen oder gelehrtes Pfeffernüsschen heißen kann'. — Wer aber weder von ihm lernen, noch ihn eines bessern belehren will, kann wenigstens bey seinem Buche lachen: und das ist auch etwas werth.

Hr. Pfarrer Conradi ist ein alter herzenguter Mann, der schon 1784 ein romanisches Gesangbuch herausgab, welches theils von ihm selbst verfaßt theils aus dem Deutschen (Geltner, Lavater) übersezte Lieder enthält, und in den meisten protestantischen romanischen Kirchen Graubündens eingeführt ist. Die erste Veranlassung zur Ausarbeitung einer Romanischen Grammatik gab ihm, (wir müssen ein wenig weit zurückgehen) Büsching, den er 1773 in Berlin besuchte. Zugleich mit diesem Wörterbuche ist auch bey demselben Verleger Hn. Conrads romanisch = deutsches und deutsch = romanisches Wörterbuch erschienen (S. XIII.), das uns aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Die Grammatik ist nach der ehemals beliebten, sogenannten practischen Weise eingerichtet. Die Volkswörter haben, wie in den Germanischen Sprachen, nur ein Präsens und ein Präteritum; das Futurum wird durch dasselbe Hülfswort gebildet, das auch für das Passiv dient, gleich unserm 'werden'. Zu das älteste in dieser Sprache gedruckte Buch gilt der Catechismus des Stephanus Gabriel, Pfarrer zu Franz, von 1611; das neue Testament wurde zuerst in dem Sohne dieses Gabriels, Luzi, der ebendasselbst Pfar-

rer war, übersezt, und 1648 gedruckt; das alte Testa-
ment aber erschien erst 1718 in einer von verschiede-
nen romanischen Geistlichen verfaßten Uebersetzung mit
dem neuen Testamente zusammen. — Die Einleitung
enthält mehrere Vaterunser, unter andern zwey Sar-
dinische, die bedeutend von einander abweichen, und
ein Wallisches. Außer dem Romanischen wird in eini-
gen Gegenden Graubündens vornehmlich im Engadin,
noch eine andere Mundart geredet, welche von ural-
ten Zeiten her ladin heißt. Auch von dieser finden
sich als Probe zwey Vaterunser, eines aus dem Ober-
Engadin, das andere aus dem Unter-Engadin, so wie
auch S. 163 einige Erzählungen, in denen dem Romani-
schen das Ladin zur Seite gesetzt ist.

T ü b i n g e n .

In eigenem Verlage: Annalen der Königl. Würtem-
bergischen Gesetzgebung. Herausgegeben von dem Cenzler-
director des K. Würt. Appellationsgerichtshofs für den
Neckar- und Schwarzwaldkreis, K n a p p. Erstes Heft.
(Zeitperiode vom 30. Octob. 1816 bis Ende Decbr. 1817.)
1818. XXXVIII u. 217 S. Zweytes Heft, erste Abthl.
(Zeitperiode, die Jahre 1817 u. 1818.). 1820. 544 S. in 8.

Man würde sich irren, wenn man in diesem Werke, An-
nalen oder Jahrbücher der Gesetzgebung nach dem Kampf-
schen oder Gönnerschen Plane erwarten wollte; denn es
enthält nichts als ein alphabetisches Repertorium der in den
angeführten Zeitperioden erlassenen Gesetze, Verordnungen
und sonstigen Verfügungen, und ist in so fern nur als ein
Theil des von dem Vf. bereits seit längerer Zeit angelegten
'Repertorium über die Königl. Würtembg. Gesetzgebung'
anzusehen. Daß der Plan, die legislativen Verfügungen
eines jeden Jahres alphabetisch zu ordnen, viele Unbequem-
lichkeiten nach sich zieht, fällt in die Augen, indem die Be-
nutzung eines solchergestalt angelegten Werks von Jahren
zu Jahren mühsamer und zeitraubender werden muß;
dankenswerth bleibt es dagegen immer, daß in demselben
auch eine Anzahl Verfügungen mitgetheilt wird, die hier
zum ersten Male im Druck erscheinen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

114. Stück.

Den 19. Julius 1821.

S u l z b a c h.

Seidel: Der Verfall des öffentlichen Cultus im Mittelalter nach seinen Hauptursachen und Veranlassungsgründen beleuchtet. Eine historisch-philosophische Untersuchung von K. G. F. Goes, Stadtpfarrer und Localschulinspector in Baiersdorf im Rezatkreise des Königreichs Baiern. 1820. 220 S. 8.

Der Hauptzweck dieses Buchs ist darauf gerichtet, zu zeigen, daß der feyerliche heidnische und jüdische Pomp, mit welchem man den Cultus im Mittelalter umgab, nur dazu diente, ihn in Verfall zu bringen, und daß daher gleiche oder ähnliche Mittel, die man in unväterem Zeitalter vorschlägt oder anwendet, um ihn wieder emporzubringen, ihres Zwecks verfehlen und eher die entgegenge setzte Wirkung hervorbringen werden. Zugleich werden die Ursachen jenes Verfalls im fehlerhaften Organismus des Cultus, in der Ausartung und Zwietracht des Clerus und im Einflusse der scholastischen Philosophie und Theologie gesucht und auch daraus Regeln für die Zeitgenossen abgeleitet. Die Hauptaufgabe war immer die, darzuthun, daß der Cultus wirklich im Mittelalter in Verfall gerathen sey. Das

Z (5)

ist gar nicht so leicht, als sich der Verf. vorstellt. Er sagt zwar in der Vorrede S. VI f. "Dieser Verfall wird, abgesehen von den Zeugnissen anderer gleichzeitiger Schriftsteller in den historischen Urkunden der Chroniken, Capitularien der deutschen Kaiser und Könige, so wie in den Concilienacten ganz bestimmt und unwidersprechlich nachgewiesen, daß man zur historischen Beglaubigung des Factums eine langweilige, mit einem bunten Citatenstreife verbrämte Deduction füglich umgehen kann". Die Sache ist aber nicht so ausgemacht, daß nicht eine gründliche, mit den gehörigen Belegen versehene Deduction darüber zu wünschen gewesen wäre und, wenn sie irgend möglich war, auf eine sehr anziehende Weise hätte gegeben werden können. Es scheint vielmehr im Mittelalter dem äußeren Cultus ein nur zu hoher Werth beigelegt worden zu seyn, man scheint seine Gebräuche mit einem fanatischen Eifer beobachtet und ihnen eine übernatürliche Kraft beigelegt zu haben. Dieß geht aus unzähligen Thatsachen, aus den Klagen der Mystiker, aus den Absichten und Unternehmungen der Häretiker und Reformatoren hervor. Auch die großen und mannichfaltigen Anstalten und Stiftungen für den Cultus sind nur daraus erklärbar. Der Heiligen: Bilder: und Reliquiendienst, die Vielfältigung der Feste und Sacramente, die furchtbare Wirkung der Interdicte und so vieles andere weist gleichfalls darauf hin. Der erste Abschnitt verheißt zwar eine historische Nachweisung vom Verfalle des Cultus im Mittelalter, allein der größte Theil desselben S. 1:35 beschäftigt sich nur damit, zu zeigen, wie der Clerus sich bemüht habe, dem Cultus durch paganischen Pomp und ein Sinne und Phantasie ergreifendes Gepränge desto mehr Consolidation und Consistenz zu geben. Das geschah aber nicht, um einen sinkenden Cultus wieder emporzuheben, sondern um das Christenthum und seinen Gottesdienst einzuführen, auszubreiten, den Völkern annehmlich zu machen und ihm immer

mehr Ansehen zu verschaffen. So etwas hätte sich gar nicht machen und ausführen lassen, wenn nicht schon vorher dem Cultus ein großes Gewicht be-
gelegt worden wäre. Von S. 35 — 46. folgen
übrigens die historischen Beweise für die Behaup-
tung. Die Nachrichten und Urtheile, welche hier aus
Schriftstellern unzerer Zeiten angeführt werden, über-
gehen wir und halten uns an die aus dem Mittelal-
ter selbst hergenommenen. Dahin gehören zuerst die
Verordnungen, daß man am Sonntage keine bürger-
liche und Berufsgeschäfte verrichten, keine Hochzeiten
feiern, die Wirthshäuser erst spät eröffnen soll ic.
Allein solche Verordnungen setzten schon voraus, daß
man der Feier des Sonntags einen hohen Werth bey-
legte, wiewohl sie allerdings auch dahin abzweckten,
sie zu erhöhen und der Vernachlässigung des Cultus
entgegenzuarbeiten. Einen Verfall desselben beweisen
sie nicht und wurden auch ursprünglich nicht deswe-
gen gegeben. S. 36 wird angeführt, daß, als R.
Ludwig der Fromme die Bischöfe mit Ernst zur regel-
mäßigeren und gewissenhafteren Verwaltung des öf-
fentlichen Gottesdiensts ermahnte, sie, ohne sich gerade
frey zu sprechen, doch zugleich auch die Schuld auf
die Laien gewälzt und gesagt hätten, die Großen und
Reichen besuchen die Kirche nicht, sondern nur die Ar-
men. — Es wird aber nicht bemerkt, auf welche und
wie viele Bischöfe sich dieß bezog und die Entschuldi-
gung der Bischöfe wird wohl schwerlich buchstäblich wahr
gewesen seyn, gesetzt aber auch, so beweist sie noch
nicht einen Verfall des Cultus überhaupt. Was S.
37 f. von unsittlichen Päpsten und Regenten und vom
Verkaufe geistlicher Aemter, von Bischöfen, die aus
ihren Sprengeln abwesend waren, an die Höfe und
in den Krieg zogen, nicht predigten, von Clerikern,
die den Gottesdienst nachlässig und mechanisch behan-
delten, vorkommt, gehört nicht zur Sache. Das ist
eben das Auffallende, daß nichtsdestoweniger der Cle-
rus so viel Macht und Ansehen bezieht und dem Cul-

tus und seinen Gebräuchen ein so großes Gewicht be-
gelegt würde. Der Aberglaube hielt beide vorzüglich
und ließ sie nicht sinken. Die Gesetze Karls des Gro-
ßen und seiner Nachfolger S. 39 gehen eigentlich auf
den Clerus und haben allerdings auch den Zweck, ihn
zur sorgfältigeren Verwaltung des öffentlichen Gottes-
diensts anzuhalten. Die Schilderungen und Klagen
des Nicolaus von Clemange gehen mehr auf den Ver-
derbten Zustand der Sitten und des Cultus, als auf
die Geringschätzung des letztern. Außerdem aber wird
S. 43 eine Stelle von ihm angeführt, wo er sagt,
daß der große Haufe die Festtage nicht in der Kirche,
sondern in den Schenken feire. Wenn aber auf der-
selbigen Seite gesagt wird: „Im J. 1109 beklagte
sich Bertrand, Bischof zu Metz bey dem Papste
Jandenz III., daß viele Laien, selbst weltlichen Ge-
schlechtes die Evangelien und Paulinische Briefe in ihre
Muttersprache übersetzen lassen, dieselbe in ihren Ver-
sammlungen leidenschaftlich lesen, — die Pfarrer ver-
achten und sich dem öffentlichen Gottesdienste entzie-
hen“ so geht dieß offenbar auf Gegner der herrschen-
den Kirche, die ihren Privatgottesdienst hielten, der-
gleichen es damals viele gab, nicht aber auf Katholi-
ken, die ihren öffentlichen Gottesdienst vermeiden. Die
große Anzahl der häretischen Secten, die sich nach und
nach im Mittelalter bildeten, beweiset allerdings, daß
vielen der katholische Cultus verächtlich wurde, aber
der Haß und die Verfolgung, welche auf sie fielen,
beweisen auch, wie sehr die größere Menge noch auf
denselben hielt. Wir wollen nicht leugnen, daß die
Provincialsynoden zuweilen die fleißige Besuchung des
Gottesdienstes einschärften. Ein solches Beispiel wird
S. 44 angeführt, welches jedoch nicht sonderlich viel
beweiset. „Eine Reichthümer Synode beschloß J. 1163
die Priester sollen ihre Pfarrkinder, bey Strafe der
Excommunication anhalten, an Feiertagen und Festtagen
der Predigt und der Messe beizuwohnen, die Kirche
nicht vor Endigung des Gottesdienstes zu verlassen und

nicht während der Predigt auf dem Kirchhofe zu stehen". Dies scheint sich mehr darauf zu beziehen, daß die Leute nicht dem ganzen Gottesdienste beywohnten, bloß etwa die Messe hörten und dann herausgingen, als auf die gänzliche Vernachlässigung des Cultus. Wenn nun noch hinzugesetzt wird, daß durch die Exactionen und Provisionen der Pfarre, durch die Mißhandlungen und Beraubungen, welche der Clerus von ihnen erdulden mußte, zugleich auch der Cultus herabgewürdiget und immer allgemeiner vernachlässiget worden sey, so ist diese Folge historisch nicht nachgewiesen und läßt sich auch nicht nachweisen. Ohnerachtet wir aber urtheilen müssen, daß die Hauptaufgabe in diesem Buche nicht gelöst sey, so erkennen wir doch gerne an, daß in demselben viele nützliche Notizen über die schlechte Seiten des Cultus im Mittelalter und über die Ursachen dieser seiner Verschaffenheit zusammengestellt sind, daß eben dadurch, mit erklärt ist, warum bey der Reformation dieser Cultus in einem großen Theile der christlichen Welt sich auflösete. In dem Abschnitte über den verdecklichen Einfluß der scholastischen Philosophie auf den kirchlichen Cultus ist zu Vieles nicht zur Sache gehöriges eingemischt und die Hauptsache nicht einleuchtend dargethan, daß und wie nämlich jene Philosophie den Verfall des Cultus befördert habe. Es ist bekannt, daß die Scholastiker durch gewisse Philosopheme gewissen Gebräuchen des öffentlichen Gottesdienstes mächtig zu Hülfe gekommen sind.

Paris.

Bey Aimé André: Jugement impartial sur Napoléon, ou considérations philosophiques sur son caractère, son élévation, sa chute et les résultats de son gouvernement. Suivies d'un parallèle entre Napoléon et Cromwell: entre la révolution d'Angleterre et la révolution Française par H. Azaïs. 1820. C. XII. 304. Mit dem Motto: Si nous voulons être libres, commençons par être justes.

Der Verf., der unter den Girouettes keinen der letzten Plätze einnimmt, hat in diesem Werke seine früheren Aeußerungen mit seinem jetzigen politischen Glaubensbekenntnisse zu vereinigen und sich zugleich wegen ersterer zu rechtfertigen gesucht. Wenn aber gleich dieser Versuch nur zum Theil gelungen zu seyn scheint, so müssen wir ihm dennoch allerdings zu Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er dabey die ganze seiner Nation eigene Gewandtheit an den Tag gelegt und die gewohnten Gemeinplätze von "Einfluß der Zeit, der Umstände u. s. w." oft geschickt genug anzubringen gewußt hat. Nachdem er die Leser seiner Unparteilichkeit versichert, seine Offenheit und Gerechtigkeit geliebt gepriesen, die ihm selbst das Recht erworben, Kühn zu seyn, ohne irgend eine Beschränkung zu befürchten, gesteht er freylich ein, um denen zu begegnen, "qui pourroient retracer qu-lqu's souvenirs", daß er nicht immer gleich unparteyisch über Napoleon geurtheilt habe. So habe er im Februar 1815 (wer sollte nicht das Ahnungsvermögen des Hrn. Azais bewundern!) zu Nancy ein Buch drucken lassen de Napoléon et de la France und darin den Erkaifer, der ihn übrigens früher nie begünstigt habe, und sonderbarer Weise gegen seine Ideen, die er freylich damals auch nur schlecht darzustellen verstanden, eingenommen gewesen sey, so daß er nur der *opiniatre bienveillance* des Hrn. von Montalivet seine Existenz zu danken gehabt habe, übermäßig gelobt, denn damals habe er in einer Provinz gewohnt, die durch die feindliche Invasion vorzüglich gelitten, wo aber auch der glänzende Feldzug Napoleon's in der Champagne noch im frischem Andenken gewesen und die alte, zu Nancy und in der Umgegend garnisonirte Garde laut ihre Anhänglichkeit an ihren vormahligen Herrn zu erkennen gegeben habe. So sey er denn um sich an dem, über den er sich zu beklagen gehabt, auf eine edle Weise zu rächen, in das entgegengesetzte Extrem gefallen und habe übertrieben gelobt; zufällig

sey das Werk in demselben Augenblick als Napoleon in Frankreich gelandet, in den Druck gegeben und mit wenigen Zusätzen bald nach dem 20. März erschienen. — Allen die Zeiten änderten sich und Hr. Azais ward nun wieder ganz unparteyisch! — Wir glauben nach dieser Entstehungsgeschichte des Buchs jeder weitläufigen Analyse desselben füglich überhoben seyn zu können, und mögen daher nur noch einige wenige Stellen besonders ausheben. Das Ganze ist wenig mehr als ein fortlaufender Commentar über das *Manuscrit venu de St. Helène*, dessen Authenticität, was wenigstens die Hauptpunkte anbetrifft, der Verf. für erwiesen annimmt. In dem Ausspruche, „daß die Welt für ihn immer in der That und nicht im Rechte vorhanden gewesen“, findet er wohl nicht mit Unrecht den Schlüssel zu Napoleon's ganzer Politik. Die Expedition nach Aegypten tadelt er unbedingt, als seinen Absichten eher hinderlich als förderlich; was jedoch wohl niemand, der sich an den damaligen Zustand von Frankreich, und das Mistrauen des Directoriums, das noch nicht zum Sturze reif war, erinnert, so unbedingt behaupten möchte. Wenn der Vf. (S. 41.) in der größeren oder abnehmenden Erziehbildigkeit des Bodens den vorzüglichsten und beinahe einzigen Grund des Blühens und des Verfalls der Staaten und Völker findet, so wird diese Behauptung ebenfalls nur zum Theil durch die Geschichte gerechtfertigt. Wenn (S. 95.) behauptet wird, seit dem ersten Jahre der franz. Revolution sey Preußen immer der erbitterte Feind Frankreichs gewesen; es habe selbst durch die Besignahme von Hannover, der sich England absichtlich nicht widersetzt, Frankreich einen Vorwand gegeben, es anzugreifen, indem Napoleon dies als eine directe Feindseligkeit gegen sich angesehen, so ist hier beynahe jedes Wort eine Unrichtigkeit. Was soll man vollends dazu sagen, wenn S. 99 von Napoleon behauptet wird, daß er nach jedem Siege zu Unzeit edelmüthig, ruhig und gemäßigt gewesen und

den Besiegten die Besinnungen des Siegers zugetraut habe? — Den harten Winter von 1812 erklärt der Verf. durch den Brand von Moskau, (S. 130.) der die Winde außerordentlich in Bewegung gesetzt! — Daß der Uebergang der Sachsen bey Leipzig (S. 140.) als eine *delauyanté que rien n'excuse* bitter getadelt wird, darf schon bey einem französischen Schriftsteller nicht auffallen. In Buonaparte's Rückkehr von Elba glaubt der Verf. nicht undeutlich ein *grand piège* von Seiten Oesterreichs zu erkennen, auch England habe es wohl gern gesehen, daß Frankreich noch mehr geschwächt werde; — dahin führt die Unparteilichkeit des Verf.! Uebrigens mögen sich die Deutschen bey ihm bedanken, wenn er zwar die Mehrzahl der Franzosen für vernünftig und ruhig und also wohl der Freyheit und einer repräsentativen Verfassung für fähig erklärt, dagegen aber die Deutschen mit den Presbyterianern von Schottland zur Zeit von Cromwell vergleicht „*une génération à la fois mystique et démagogue qui porte dans son sein les élémens de toutes les tyrannies*“. In diesem Tone wird denn noch lange über die barbarischen Völker des Nordens gesprochen, die beynahe noch nichts von dem besäßen, was die politische Weisheit bilde, wogegen die Franzosen in dieser Rücksicht beynahe nichts mehr zu letnen brauchten! Zum Schluß fördert er die Könige auf, ihre Völker, sobald sie dazu reif seyen, mit den Gesetzen und Einrichtungen des französischen Volks zu beglücken, bis dahin aber ihre unumschränkten Herren zu bleiben. Eine Parallele zwischen Napoleon und Cromwell, oder der französischen und englischen Revolution, macht im fünften Buche den Schluß des Werks. Wenn darin Napoleon im Gegensatz von Cromwell von jeder Art von *perfidie préméditée* selbst gegen Spanien frey gesprochen wird, so kann man nur die Dreistigkeit bewundern, mit der Hr. Nais die Geschichte handhabt. F. C.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. S t ü c k.

Den 21. Julius 1821.

P a r i s.

Bei Bechet. 1820. *Sejour d'un officier francais en Calabre; ou lettres propres à faire connoître l'état ancien et moderne de la Calabre, le caractère, les moeurs de ses habitans, et les événements politiques et militaires qui s'y sont passés pendant l'occupation des Français.* 312 Seiten in Octav.

Calabrien gehört zu den Ländern in Europa, von deren inneren Beschaffenheit wir nur eine sehr geringe Kenntnis haben. Die schlechte Beschaffenheit und die Unsicherheit der Wege waren Ursache, daß nur wenige Reisende diesen classischen Boden zu besuchen wagten, und wenn einer dieß Wagesstück bestand, so beschränkten sich seine Untersuchungen doch nur auf einzelne Punkte. So wie die Kriege zu allen Zeiten zur Erweiterung der Erdkunde beygetragen haben, so verdanken wir auch den eben zurückgelegten verhängnisvollen Jahren mehrere schätzbare Nachrichten über das Innere einer Provinz, die einst in der Fabel und in der Geschichte eine wichtige Rolle spielte, und noch jetzt in vielen Beziehungen Merkwürdigkeiten darbietet. Ein anderer französischer Offizier, M. de Rivarol,

hat uns bereits einige schätzbare Notizen über Calabrien mitgetheilt; viel ausführlicher behandelt der ungenannte Verf. des angezeigten Werks den nehmlichen Gegenstand. Er war Officier in einem französischen Bataillon, das während der Jahre 1807 bis Ende 1810 die Bestimmung hatte, die im Aufstande befindlichen Einwohner Calabriens, mit den vielen Räuberbanden, deren vorzüglicher Tummelplatz diese Provinz ist, im Zaume zu halten, und demzufolge solche nach allen Richtungen, und zwar wiederholt durchziehen mußte. Eine Gelegenheit, ein so wenig bekanntes Land gründlich kennen zu lernen, konnte nicht günstiger seyn; auch hat der Verf. sie benutzt; die Beschreibungen, welche er von den merkwürdigsten Orten in Calabrien liefert, verdienen die Aufmerksamkeit des Geographen. Ueber die Lage der alten Städte Sybaris und Locri, findet man hier einige, noch nicht bekannte Aufschlüsse. Calabrien besitzt einen fruchtbaren Boden, der alle Korn- und Hülsenfrüchte, die Italien eigenthümlich sind, producirt; es liefert vortrefflichen Wein, gutes Oel, ist reich an Schafen, Rindvieh und besonders an schönen Pferden; das Klima, dessen sich Calabrien erfreut, war schon in der grauen Vorzeit, als vorzüglich gerühmt. Nur muß man einige Segenden, die dem französischen Militair viele Menschen kosteten, ausnehmen. Auch erzeugen die vielen stillstehenden Gewässer, um deren Ableitung sich Niemand bekümmert, in der heißen Jahreszeit, ansteckende Krankheiten. Alles ist vortrefflich, oder könnte es bald werden, wenn die Calabresen nicht eine so schlechte Menschen-Race wären. Die Verdorbenheit dieses Volkes setzt der Verf. einzig auf Rechnung der Regierung, sowohl in ihrer Form, als in ihrer Handlungsweise. Das Schicksal der Bauern ist höchst unglücklich zu nennen; man sieht neben einigen wenigen Reichen, nur Arme. Der vortreffliche Boden und das Klima schützen den Calabresen gegen Hunger; der Calabrese selbst, thut wenig oder nichts dazu, sich seinen Unterhalt durch Arbeit zu verschaffen, 'gleich' den Vögeln auf dem Felde,

die nicht säen und erndten, und die der himmlische Vater doch ernährt.' Die Wohnungen der Bauern gleichen in jeder Hinsicht den Schweinställen im übrigen Europa. Schwerlich kann man glauben, daß Calabrien mit dem ehemaligen Groß-Griechenland ein und das nehmliche Land sey. Sehr vieles von der jetzigen Beschaffenheit Calabriens muß man aber auch auf Rechnung der Erdbeben setzen, welche es verheerten, vorzüglich das vom Jahre 1783, wovon sich noch jetzt überall die traurigen Spuren zeigen. Der Verf. ist billig genug zu gestehen, daß die Zeichnung, die er von dem Character der Calabresen entwirft, durch den Umstand, daß er sie nur in der Periode des Krieges und der innern Convulsionen kennen lernte, einigen Verdacht gegen ihn erregen muß. Der Mensch denkt und handelt in ruhigen Zeiten anders, als wenn alle Leidenschaften aufgeregt sind. — Vor Ankunft der Franzosen, übten die Großen in Calabrien eine schreckliche Despotie über ihre Unterthanen aus. Alles, was das Feudal-System Schreckliches hat, fand sich hier vereinigt. Die Barons unterhielten eine bewaffnete Macht, bekannt unter den Namen *Sbiren*, einzig zum Druck der Unterthanen bestimmt; keine Gerechtigkeit war für die Letztern zu erwarten, nur die Willkühr herrschte, unter dem schändlichsten Eigennutze: alles war käuflich. Der unglückliche Unterthan, des unendlichen Drucks müde, floh in die Gebirge und Wälder, und lebte dort vom Raube; daher diese unzähligen Räuberhorden, die Pest dieser himmlischen Gegenden. Als herrschende Züge des National-Characters nennt der Verf. Unwissenheit, Rachsucht und Grausamkeit, verbunden mit Hinterlist und einer bewunderungswürdigen Schlaueit. Es gibt wenige Familien, die nicht einen, oder selbst mehrere Mörder unter ihren Mitgliedern zählen. Einmal beleidigt, ist der Calabrese unverföhnlich. Sucht sich zu rächen, und ein entscheidender Hang zu Processen und Chicanen, dazu die erbärmliche Justizpflege, machen das Land zu einer Hölle auf Erden. Die Geistlichkeit, die unwissendste und ver-

vorbenste unter ihrer Raste in Europa, gehen mit den schlechtesten Beispielen voran. Das Räuber-Handwerk hat hier nichts Entehrendes; die Calabresen bemitleiden den Räuber, der in die Hände der Gerechtigkeit fällt. Die Chefs dieser Räuberbanden herrschen über diese nur durch Schrecken; das einzige Mittel, über solche verworfene Menschen eine Herrschaft zu erlangen und zu behaupten. Ausgenommen die unterste Klasse des Volks, die sich etwas mit Ackerbau und Fischfang beschäftigt, übergeben sich die Calabresen dem Müßiggange. Selbst unter den Großen kennt man die Freuden des geselligen Lebens, und sogar die der Tafel nicht; nur Geld zusammenzubringen ist der einzige Zweck. Die Calabresinnen sind nicht schön, Gracie mangelt ihnen ganz. Sehr früh verheirathet, verblühen sie eben so schnell; ihre Fruchtbarkeit ist sehr groß. Auch unter den Weibern der gebildeten Classen, findet man wenige die lesen und schreiben können. Ihre Lage ist durch die Eifersucht der Ehemänner höchst unangenehm; allein ihr heftiges Temperament gibt ihnen Mittel an die Hand, der strengen Aufsicht sich zu entziehen. Alles opfern sie dem auf, der einmal Meister ihrer Herzen geworden ist. — Ein Theil der Zeit, die der Verf. in Calabrien zubrachte, fällt unter die Regierung des Königs Joseph; dieser that nichts für das Land. Er brachte seine Zeit in Wohlleben und im sinnlichen Genuß hin; nur die galanten Frauen in der Hauptstadt, hatten Ursache seine Abreise zu beklagen. Murat bestieg den neapolitanischen Thron mit dem Vorsatze, die Herzen seiner neuen Unterthanen zu gewinnen. Alle Stellen im Neapolitanischen, die bis dahin von Franzosen besetzt waren, wurden ihnen entzogen, und mit Eingebornen besetzt. Bald herrschten Unordnung und Gesetzlosigkeit überall. Unbekannt mit dem Character der Neapolitaner; traute Murat den glatten Worten derselben, er wandte sich sogar von den Franzosen ab, denen er seinen Thron verdankte, und durch deren Hülfe er ihn nur behaupten konnte. Er verließ das System, die

Neapolitaner durch Strenge im Zaume zu halten, das die Franzosen bisher mit gutem Erfolge befolgt hatten, um den Vorschlägen verräthrischer Neapolitaner Gehör zu geben, die nur ihr eigenes individuelles Wohl berüchtlichtigten. Nur zu theuer bezahlte er seine Leichtgläubigkeit, die ihm am Ende das Leben kostete. — Wir übergehen die militairischen Ereignisse, die um so weniger ein Interesse geben können, da solche sich nur auf Demonstrationen, gegen die in Sicilien befindlichen englischen Truppen, beschränkten. Die großen Zubereitungen, die Murat zu einer Landung in Sicilien machen ließ, hatten nur die Absicht, die Engländer zu verhindern, von Sicilien Verstärkungen nach Spanien zu schicken. Im Jahre 1810 nahmen die Räuberbanden, die von Sicilien aus, sowohl von der Königin Caroline, als von den Engländern, täglich mit Menschen, Waffen und Geld unterstützt wurden, so sehr überhand, daß die Franzosen sich damals nur auf einigen Punkten behaupten konnten. Man schritt zu dem strengsten Mittel, die Calabresen selbst zur Bekämpfung der Räuber zu zwingen, indem man die Einwohner der Gegenden, wo sie sich zeigten, so lange mit strenger militairischer Execution belegte, bis die Räuber vertrieben waren. Aber auch dieses Mittel erfüllte nicht immer seinen Zweck, und es scheint unmöglich zu seyn, daß eine fremde Nation den ungestörten Besitz von Calabrien auf lange Zeit behaupten kann.

Berlin

Animadversiones botanicae in Ranunculeas Candollii auctore D. F. L. de Schlechtendal M. D. rei herbar. Berol. adjuncto plurr. socc. sodali. Sectio prior c. tabb. aen. quatuor. 1819. 30 S. in Quarto. Sectio posterior c. tabb. aen. duab. 1820. 39 S.

Wie trefflich auch der scharfsichtige De Candolle die Ranunkeln bearbeitet hat, so hat er doch bey einer so schwierigen und weitläufigen Gattung auch mit der größten Sorgfalt begreiflich nicht über alles ein genügendes Urtheil fällen, nicht alle Irrungen ver-

meiden können, und manches mußte deshalb andern nachzuholen und zu berichtigen überlassen bleiben. Hr. v. Echl., vor der Erscheinung des De Candolle'schen Werks mit einer Monographie der Ranunkelgattung beschäftigt, die nun freylich vorerst entbehrlich geworden ist, theilt deshalb in der vorliegenden Abhandlung dem botanischen Publicum die Nachträge und Berichtigungen mit, welche sich ihm bey der Vergleichung der De Candolle'schen Arbeit mit den Resultaten seiner Untersuchungen ergaben. Daß sich viel neues und interessantes darunter finden muß, laßt sich schon daraus schließen, daß der Verf. viele reiche Herbarien, zumal das Willdenow'sche benutzte, und unter andern auch von dem weitgereiseten Chamisso die Ranunkeln erhielt; hohen Werth aber bekommen seine Bemerkungen vor allen durch die strengen, geläuterten Grundsätze, die er bey der Unterscheidung und Feststellung der Arten jener polymorphen Gattung mit eben so viel Vorsicht als Scharfsinn angewandt hat, und die sich auf den ersten Blick als Ergebnisse eigener genauer Beobachtungen beurlunden. So verdient er gewiß Beyfall, wenn er die Bekleidung und hauptsächlich die Blattform nicht für wesentlich genug hält, um Pflanzen, die darin allein etwas verschieden sind, als besondere Species anzusehen, wenn er dagegen für die wichtigsten Kennzeichen diejenigen hält, die von der Bildung der Karpellen entnommen sind; obgleich die consequente Anwendung dieser Sätze nothwendig zur Folge haben mußte, daß manche sogenannte Arten, auch De Candolle'sche, wieder mit andern vereinigt wurden. Doch ist Hr. v. Echl. so sorgfältig dabey verfahren, daß jeder Unparteyische gewiß in den meisten Fällen seine Ansicht theilen wird. Ref. will nur einiges auf bekanntere Arten Bezug habendes herausheben, hofft aber, daß es hinlänglich seyn wird das Gesagte zu bestätigen. R. reptans ist nach dem Verf. Varietät von R. Flammula: zum R. ophioglossifolius Vill. werden R. uliginosus Willd., pusillus Poir., cochlearifolius Hornem., Flammula β natans Ten.

und als β R. polyphyllus Waldst. et Kit. gezogen: R. sculatus W. Kit. ist mit R. Thora L., R. brevifolius Ten. mit R. hybridus Bir., R. Traunfelleri Hp. mit R. alpestris L. als var. γ (mit vollem Rechte!) verbunden. Auch R. cassubicus L. wird als eine der zahlreichen Spielarten des R. auricomus mit diesem vereinigt, so wie R. montanus Willd. mit R. Villarsii, R. gracilis Schl. und R. Gouani (wenigstens dem der meisten Botaniker) eine und dieselbe Art ist. Eben so können R. polyanthemus und R. nemorosus Del. nicht als Arten getrennt werden.

Meisterhaft sind die weißblühenden Wasserranunkeln nach allen ihren mannichfaltigen Formen auseinander gesetzt, bey deren Bestimmung gerade DeCandolle am wenigsten glücklich gewesen ist. Hr. v. Schl. nimmt die Allionischen Arten wieder an und zieht zum R. aquatilis All. R. aquatilis α et β und R. pantothrix α et β Del.; zum peucedanifolius All. hingegen R. pantothrix γ Del.

Auf den von Guimpel angefertigten Kupfertafeln sind theils ganz neue, theils weniger bekannte Arten, als R. flagelliformis Sm. tab. III. sect. pr. und R. fascicularis Mühlenb. tab. II. sect. post. abgebildet. Neu sind: R. Chamissonis (tab. I. s. pr.): foliis radicalibus petiolatis tripartitis partitionibus cuneatis trilobis, lobis integris obtusiusculis, intermedio majore, caule unifloro. calyce hirsutissimo, carpellis ovalibus basi curvatis utriculosis acuminatis. Dem R. glacialis ähnlich, vom Hr. v. Chamisso an der Lorenzbay im nordöstlichen Asien gesammelt. — R. Pallasii (tab. II. s. pr.): caule repente fistuloso, foliis omnibus petiolatis ovalibus obovatisve cuneatis tripartitis, calyce trisepalo, floribus octopetalis, seminum capitulo sphaerico, carpellis crassis ovatis glabris rostellatis. Eine ausgezeichnete, merkwürdige Art, ebenfalls von Chamisso an den Küsten des äußersten nordwestlichen Americas gesammelt. — R. halophilus (tab. IV. f. I. s. pr.): foliis radicalibus petiolatis glabris sub carnosis apice cuneatis tridentatis, flagellise collo ortis, scapis unifloris, petiolis fere duplo longioribus, pe-

talis obovato-cuneatis calyce longioribus. Aus Sibirien, dem *R. Cymbalaria* Pursh et De C. (*salsuginosus* Pall.), *tridentatus* und *nubigenus* verwandt. — *R. cicutarius* (tab. IV. f. 2. s pr): *foliis pinnatisectis et pinnatipartitis, segmentis cuneatis incisus dentatisque glabris, caule subramoso adpresse villosa, calyce patente adpresso pubescente.* Aus dem östlichen Sibirien. — *R. Eschscholzii* (tab. I. sect. post.): *foliis ciliatis. radicalibus petiolatis tripartitis, partitionibus lobatis, caule subbifloro, calyce hirsuto petalis breviora, carpellis oblique ovatis stylo ipsis breviora terminatis.* Auf den Inseln Unalafschka und St. Georg von Chamisso entdeckt. Nähert sich dem *R. nivale* sehr.

Darmstadt und Gießen

Bei Meyer und Leske: Motive zu dem Gesetzbuche für das Großherzogthum Hessen, über das Verfahren in bürgerlichen Rechtsfachen. Herausg. von P. J. Floret, Großherz. Hess. Oberappellationsgerichtsrathe u. Mitglied der Gesetze-Redactions-Commission. Zweytes Heft. Ordnung des gerichtlichen Verfahrens bey den Mittelgerichten. 1819. 198 Seiten in Octav.

Von dem Plane, nach welchem diese neue Proceßgesetzgebung entworfen ist, wie von der Ausführung des Plans, ist bereits bey der Anzeige des ersten Hefts, in unsern Blättern (Jahrg. 1819. S. 1820), die nöthige Kunde gegeben. Diesem Plane gemäß befolgt die vorliegende Proceßordnung für die Mittelgerichte, im ganzen die Verfügungen der französischen und westphälischen Proceßordnung, jedoch mit manchen Vereinfachungen, Abänderungen und Modificationen. Es muß der Erfahrung überlassen bleiben, in wie fern die durch diese neue Proceßordnung versuchte Verschmelzung des schriftlichen und mündlichen, des französischen u. deutschen Verfahrens, sich als zweckmäßig u. heilsam erprobt. An der Umsicht und Sorgfalt der Redactoren hat es wenigstens nicht gelegen, wenn man dennoch in der Folge die Ueberzeugung gewonnen haben sollte, daß es nicht von Nutzen gewesen sey, halbe Maßregeln genommen zu haben.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1821.

G ö t t i n g e n.

Noch sind wir mit der Nachricht von der am 7. Julius gehaltenen Sitzung der Königlichen Societät der Wissenschaften, in welcher der Herr Geheime Justiz-Rath Eichhorn die Vorlesung (de prophetica poësi Hebraeorum parastipomena. Comment. II.) gehalten hat, im Rückstande.

Die von der Königlichen Societät der Wissenschaften für diesen Julius aufgegebene ökonomische Preisfrage: wie die auf den Salinen zu gewinnende Koblenzfarre Talkerde, oder andre Talkerde haltige Körper, zur Verfertigung sehr feuerfester Schmelzmasse mit Vortheil benutzt werden können?

ist für dießmahl unbeantwortet geblieben.

Den schon im 194ten St. der vorjährigen gel. Anzeigen für die nächsten Termine bekannt gemachten Aufgaben, ward nun in der nemlichen Sitzung wieder eine neue hinzugefügt.

Sie waren:

für den November des laufenden Jahres:
Die mechanische, maschinelle Bearbeitung
des Schlachses statt der bisher üblichen Ko-

tung oder Röstung desselben, fesselt gegenwärtig die Aufmerksamkeit der deutschen Landwirthe im hohen Grade. Eine unparteyische, vollständige und richtige Abwiegung der Vortheile oder Nachtheile die mit der einen oder anderen dieser Methoden verknüpft sind, wird erst in der Folge möglich seyn, wenn eine bedeutende Sammlung unzweydeutiger Erfahrungen zu Gebote stehet und alte Gewohnheit und Vorurtheile auf der einen Seite, so wie eine zu lebhaftige Hinneigung zum Neuen auf der andern überwunden seyn werden. Eine solche Beurtheilung wird aber überall nur dann gründlich seyn können, wenn sie sich auf eine genaue Kunde der Veränderungen stützt, die bey den verschiedenen Zubereitungsarten mit dem Flachse vorgehen und der Eigenschaften, welche der Flachs dadurch erlangt; wiewohl außerdem noch manche andere Dinge dabey zu berücksichtigen sind. Lügen läßt es sich nicht, daß dieser Gegenstand im Allgemeinen und besonders auch für das Königreich Hannover von großer Wichtigkeit ist. Die Königliche Societät der Wissenschaften wünscht daher ihrer Seits zur künftigen, richtigen Würdigung der Sache beyzutragen indem sie folgende Aufgabe zum Gegenstande einer Preisbewerbung macht:

Eine gründliche Nachweisung der Veränderungen, welche der Flachs bey den verschiedenen Arten seiner Zubereitung durch das Aoten oder auf dem bloß mechanischen Wege erleidet, nebst einer genauen Untersuchung und Vergleichung der in Beziehung auf die weitere Verarbeitung wichtigen Eigenschaften des nach den verschiedenen Methoden bearbeiteten Flachses.

Die K. S. d. W. wünscht, daß dabey die in verschiedenen Gegenden üblichen Proceſſe der Wasser- und Thauröste einer Prüfung unterworfen werden, wobey es erforderlich ist, daß die Veränderungen welche darin mit dem Glasse vorgehen nicht bloß, wie solches schon oft geschehen, im Allgemeinen nachgewiesen, sondern mit Genauigkeit chemisch verfolgt werden, welches bisher nicht genügend geschah. Eben so ist es in Hinsicht der bloß mechanischen Bearbeitung erforderlich, die verschiedenen Modificationen der dazu in Vorschlag gebrachten Mittel zu prüfen. Sodann sind die Eigenschaften des auf verschiedene Weise zubereiteten Glases durch genaue Beobachtungen und Versuche vergleichen? auszumitteln und zugleich sowohl die Quantität der erhaltenen Producte als auch die Abfälle nach ihrer Natur und Benutzungsbarkeit, so wie auch die Beschaffenheiten der durch weitere Verarbeitung des Glases erhaltenen Fabricate zu berücksichtigen. Es versteht sich dabey von selbst, daß, um zu sichereren Resultaten zu gelangen, der zu den vergleichenden Untersuchungen bestimmte, rohe Glash von einer und derselben Qualität seyn müsse.

Um die Beantwortung dieser Preisfrage zu erleichtern, will die K. S. d. W. sie nicht ausdrücklich auch auf den Hanf ausdehnen; es wird indessen gern gesehen werden, wenn von den Preisbewerbern die Behandlung dieser Pflanze mit berücksichtigt wird.

Für den Julius 1822 wird die nachstehende Preisfrage von neuem, und zwar mit Verdoppelung des dafür bestimmten Preises in der Klasse aufgegeben, daß im Fall Eine genügende und die an-

bern überwiegende Schrift einkommt, ihr Verfasser den doppelten Preis, also vier und zwanzig Ducaten erhalten soll, falls hingegen zwei gleich gute einlaufen, jede derselben mit dem sonstigen einfachen Preis von zwölf Ducaten honorirt werden wird.

Die Verf. der schon im vorigen Jahre eingesandten Concurrrenz-Schriften können Abänderungen derselben, oder Nachträge dazu einschicken, auch wenn sie es nöthig finden sollten, eine Abschrift ihrer früheren Abhandlungen von hier besorgen lassen.

Die Aufgabe selbst ist folgende:

Da das Zusammentreffen verschiedener Umstände bewirkt, daß der Betrieb der Bergwerke am Oberharz gegenwärtig nicht mehr so schwunghaft seyn kann, als er es vormals war; und da die allmähliche Verminderung der Erze, falls nicht etwa unerwartet neue, große Anbrüche entdeckt werden sollten, eine Einschränkung des Betriebes und dadurch die Verminderung einer Haupterwerbsquelle für viele Menschen nothwendig zur Folge haben muß; so ist es gewiß gerathen, bey Zeiten zu untersuchen: welche Arten von Gewerben sich am besten dazu eignen dürften, um am Oberharz neben den eigentlichen Bergmännischen Gewerben mit Vortheil betrieben zu werden, und welche Mittel am dienlichsten seyn möchten, um solche neue Gewerbe dort mit Glück einzuführen. Die Königl. Societät d. W. bestimmt daher, um ihrer Seits dazu beyzutragen, die Aufmerksamkeit auf diesen, für jeden Freund des Vaterlandes und jener merkwürdigen Gebirgsgegend insbesondrer, so wichtigen Gegenstand zu leiten, zur Preisaufgabe, die beste Beantwortung der Frage:

Welche Arten von Gewerben sind in Hinsicht auf die natürliche Beschaffenheit und

Die übrigen Verhältnisse des Oberharzes am Mehrsten dazu geeignet, neben den eigentlichen Bergmännischen Gewerben, einem Theile der dortigen Einwohner einen angemessenen und dauernden Unterhalt zu verschaffen, und durch welche Mittel würde dort solchen neuen Gewerben am leichtesten Eingang verschafft werden können?

Und für den November desselben Jahres:

Die, auf eine kritische Zusammenstellung der bisherigen Erfahrungen und auf neue Versuche und Beobachtungen gegründete Nachweisung, des noch immer nicht gehörig erörterten Einflusses, den das Grasse (sogenannte Düpp) auf den Klee und einige andere ökonomische Gewächse äußert, um dadurch ein rationelles Verfahren bey der Anwendung desselben zu begründen

Nun die neue für den Julius 1823:

Durch die von dem Hrn. Professor Schübler im 5ten Hefte der landwirtschaftlichen Blätter von Hofwyl gegebene, treffliche Anleitung zur Untersuchung der physikalischen Eigenschaften der Ackerkrume, ist ein neues, weites Feld für die Agronomie gewonnen. Um aber daraus für diese Lehre, wie für den practischen Ackerbau wahren Vortheil ziehen zu können, ist es erforderlich, daß nach jener Methode durchgeführte Untersuchungen verschiedener Bodenarten, möglichst vervielfältigt und daß die erhaltenen Resultate mit den Local-Erfahrungen über das Gedeihen der ökonomischen Gewächse und den Ertrag der Aernnten, sorgfältig verglichen werden. Um nun zu Untersuchungen dieser Art, deren großer Nutzen nicht zu verkennen ist, zu ermuntern, so macht

die K. S. d. W. zum Gegenstande einer Preisfrage:

“eine genaue, nach der bekannten Schubler'schen Methode durchgeführte Untersuchung der physikalischen Beschaffenheiten der verschiedenen Bodenarten irgend einer Gegend, verbunden mit einer Darstellung des Verhaltens der wichtigsten ökonomischen Gewächse auf denselben, hinsichtlich ihres Gedeihens im Allgemeinen und des Durchschnittsertrages der Aernnten im Besondern.”

In Hinsicht der Beantwortung dieser Frage wird noch folgendes bemerkt:

1. Es ist wo möglich eine Gegend zur Untersuchung der Bodenarten zu wählen, wo diese recht auffallende Verschiedenheiten zeigen. Dabey würde es der K. S. d. W. besonders angenehm seyn, wenn die Arbeit eine Gegend, z. B. ein Amt, im Königreiche Hannover beträfe.

2. Wenn gleich die K. S. d. W. verlangt, daß die musterhafte Schubler'sche Anleitung zur Untersuchung des Bodens im Allgemeinen befolgt werde, so sollen doch dadurch Verbesserungen oder Erweiterungen, deren dieselbe in gewissen Stücken fähig seyn dürfte, nicht ausgeschlossen seyn; in welcher Hinsicht z. B. die darauf sich beziehenden Bemerkungen des Hrn Prof. Völker, in den Mögelin'schen Annalen, Bd. 4 St. 1. Berücksichtigung verdienen möchten.

3. Um den Einfluß des untersuchten Bodens auf die Vegetation gehörig beurtheilen zu können, werden die Preisbewerbler auch auf die äußeren Verhältnisse des selben, z. B. auf seine Lage, seine Tiefe, die Bes

schaffenheit des Untergrundes u. s. w. ferner auf die klimatischen Beschaffenheiten der betreffenden Gegend, Rücksicht zu nehmen haben.

4. Die K. S. d. W. wünscht mit den Concurrenzschriften, auch Proben von den untersuchten Bodenarten zu erhalten.

Der gesetzliche Termin zur Concurrenz der Postfrey einzuschickenden Schriften, ist das Ende des Mayes und des Septembers jeden Jahres; und der auf jede dieser Aufgaben ausgesetzte gewöhnliche Preis der Werth von zwölf Ducaten.

Am Ende dieser Sitzung^{*} eröffnete der Hofr. Osiander zwey kleine Kisten, in welchen er seit einem Jahre Pflanzen und thierische Körper in Holzkohlen aufbewahrt hat. Der Zweck dieser Aufbewahrung war zu erforschen, ob sich 1. Pflanzen so erhalten ließen, daß ihre Form, besonders die Blüthentheile in ihrer natürlichen Stellung verblieben, damit bey einem Transport aus fernen Weltgegenden der Pflanzenkundige eher im Stande wäre, sie zu untersuchen und zu classificiren, als wenn sie zwischen Papier gepreßt verwahrt werden, und wie weit sich ihre Farbe erhielt? 2. Ob thierische ganze Körper in Kohlenpulver verwahrt, aus fernen Gegenden, ohne große Kosten der Gläser des Weingeists und anderer spiritubösen Flüssigkeiten, oder der so gefährlichen Gifte, wie der Arsenicssäure und des Sublimats, so erhalten versandt werden können, daß sie hiernach anatomisch untersucht und für Cabinete zubereitet werden könnten?

Die Kistchen waren absichtlich von sehr dünnem Holz damit zugleich die Erfahrung gemacht würde, welchen Einfluß die abwechselnde Lufttemperatur auf die dar in enthaltene Körper habe, und sie waren zu dem End in einem unheizbaren Zimmer ein ganzes Jahr versiegelt niedergelegt. Durch den Geruch war von Anfang an nie die mindeste Fäulniß wahrzunehmen,

war daher zu vermuthen, daß die Körper sich ziemlich in demselben Zustande erhalten haben, in welchem sie hineingelegt worden seyen, und daß dies die schon bekannte Erfahrung: "Kohle schützt das Fleisch vor Fäulniß" erwarten lasse. Nach der öffentlichen Entsiegelung aber fand sich die Sache ganz anders. 1. In dem einen Kasten war eine durch Druck getödtete Mauerfchwalbe, *Hirundo Apus*, unaufgeschnitten und unentweidet den 20. Jun. 1820 aufbewahrt. Bey der Eröffnung und Herausnahme aus den Kohlen, war die Schwalbe völlig ausgetrocknet; das glänzend Kupferfarbige ihrer Federn hatte sich im mindesten nicht geändert, aber ihr Leib war so ausgetrocknet, daß er kaum noch bemerklich war. Die in ihr befindlichen Feuchtigkeiten schienen vorzüglich durch den Schnabel entwichen zu seyn, denn an diesem hatte sich das Kohlenpulver festgeklebt. An dem Leib ist ein geringer Grad von fettsauren Geruch wahrzunehmen. Die Federn sitzen fest im Balg. 2. Die Pflanzen, Rosen und Pelargonien sind in der Stellung ihrer Blätter ausgetrocknet; die grünen Blätter in ihrer natürlichen Breite, die Rosen in der faltigten Form. Die rothe Farbe hat sich vorzüglich an den Pelargonien erhalten, weniger an den Rosen; die grüne Farbe der Blätter ist erblaßt, doch an einzelnen noch ziemlich grün. 3. In dem zweyten Kasten aus ganz dünnen Brettern von Tannenholz war der Kopf ohne Gehirn, und die beyden Füße eines den 31. Jun. 1820 geborenen und apoplectisch gestorbenen zeitigen und fetten Kindes, nachdem vier Tage lang diese Theile zu Ausziehung des meisten Blutes in Wasser gezeugt hatten, das oft ab und aufgegoßen ward, zwischen Büschenkohlenpulver aufbewahrt. Diese Theile sahen von dem, um und um anklebenden, Kohlenpulver aus, als wären sie selbst in Kohle verwandelt, und waren sehr leicht und ohne den mindesten üblen Geruch, an der sie umgebenden Kohle war hie und da ein Schwefelgelber Anflug, wie Schwefelblüthe, was aber in

Feuer durchaus keinen Schwefelgeruch verbreitet. Auch im Innern fand sich dieser gelbe Anflug, vielleicht dera Pflanzenreich angehörig. Die Kopfhaut ist so, wie das Corium dieser Theile äußerst dünne geworden, und hält noch die blonden Haare mit ihrem natürlichen Glanz. Das Fleisch ist völlig geschwunden und in Wachsfett, Ad-pocire, verwandelt; eben so die Adern, Membranen, Sehnen von denen kaum noch eine Spur übrig ist. In einem von einander gespaltenen Schenkel ist außer den trockenen Knochen, nichts als Wachsfett und Zellstoff, der völlig das Ansehen einer recht feinen Baumwolle hat. Von der fascia lata und den Sehnen sind noch bräunliche membranöse dünne Spuren übrig. Die Haut der Untersäße und die Nägel sind in ganz dünne Postpapierähnliche Membranen verwandelt. Die Knochen haben ihre Festigkeit und sind mit Wachsfett umgeben. — Die Holzfohle demnach, statt das Fleisch vor aller Umwandlung zu bewahren, schützt es nur vor faulichter Umwandlung, die durch stinkendes Gas in Verbindung des Wasserstoffs mit Kohlenstoff und Wärmestoff bemerktlich wird, aber nicht vor der Umwandlung in Wachsfett, welches vielmehr dadurch befördert wird, daß, nachdem der Stickstoff des thierischen Körpers aus den Muskeln, Ligamenten, Lymphe, Blut ic. mit dem Wasserstoff ohne Kohlenstoff, und daher ohne faulichten Geruch entflohen ist, der Sauerstoff und Kohlenstoff des thierischen Körpers inniger zusammentreten, und das Wachsfett constituiren. Durch diese Erscheinung ist daher jetzt ein Mittel entdeckt, 1. thierische Körper in weit kürzerer Zeit, als auf nassem Wege, in Wachsfett, Adepocire, zu verwandeln. 2. Leichen ohne faulichten Geruch über der Erde zu verwahren; 3. ihre Auflösung viel schneller, als in der Erde, und durch Kalk, ja in Jahresfrist ihre völlige Umwandlung bis auf die Knochen und Haare zu bewirken. 4. Leichen die durch ihre vorhergegangene

Krankheit und ihre faule Gährung den lebenden oft gefährlich werden, durch Ueberdecken und Umgeben mit Kohlenpulver bis zur Beerdigung völlig unschädlich zu machen. 5. Thierische Körper, wie Vögel, statt abzustreifen und zu skeletiren, ohne Verderbniß ihrer Federn, ganz, und unverdorben in Holzfohlen aus fernem Ländern mit zu nehmen; ohne daß freylich ihr Balg ferner abgezogen und ausgestopft werden mag, sondern nur der ganze Vogel, als mit Federn bekleidete Mumie aufbewahrt werden kann, was aber doch einen höheren Naturhistorischen Werth hat, als der bloße Balg. D.

L e i p z i g.

In der Dyßschen Buchhandlung: Vom Baue und Leben des Gehirns von Dr. Carl Friedr. Burdach, königl. preuß. Hofrath und Professor der Anatomie zu Königsberg u. s. w. Erster Band mit zwey Kupfern. 1819. 4. 283 Seiten.

Es zerfällt dieser Band in zwey Abtheilungen. Die erste spricht über den Ursprung der Seele, und über das Nervensystem überhaupt. Dann folgen Untersuchungen über das Kumpfnervensystem, und das Rückenmark. Die zweyte Abtheilung besteht aus Anmerkungen. Sie enthalten theils genauere Erörterungen der Ansichten und die Erzählung der Beobachtungen des Verf., theils mehrere Punkte aus der Geschichte des Nervensystems. Nachdem der Verf. von oben herab von Gott, von der Welt und ihrem Entstehen, von Kraft und Materie, von lebendigen und leblosen, beseeelten und unbeseeelten Wesen, seine Ansichten in oft hochtrabenden und mystischen Worten ausgesprochen hat, nähert er sich dem Organ der Seele, nehmlich dem Nervensystem. Da die Seele dem Verf. nichts anders ist, als ein Bruchstück oder Widerschein der Weltseele, diese aber allenthalben verbreitet sey, so nimmt er an, daß in den niedern Organismen die Seele noch mit dem organischen Leben verschmolzen sey, weil das

Nervensystem sich noch nicht bedeutend entwickelt habe, daß aber, da in den höhern Classen sich die Nervenmasse mehr von den übrigen körperlichen Bestandtheilen abscorde, und ein eigenes System bilde, sich auch die Seele isolire, und das Nervensystem als ihr Organ anerkenne. Was von dem Begriff der Sensibilität gesagt wird, von ihrem Streben nach Einheit, und daß sie eine eigene Form des Lebens ausmache, alles dieses ist richtig. Allein warum werden diese Lehren in so geheimnißvolle Worte eingekleidet? So heißt es: durch die Sensibilität tritt ein Abbild des Weltgeistes im individuellen Organismus auf; oder: wenn in dem individuellen Org. das Weltganze sich spiegelt, so strahlt in der Sensibilität der Grund der Welt zurück). Die Nervensubstanz besteht nach ihm aus Wasser, Eiweißstoff, Salzen, Fett, Inflammabilien und Osmazom, und in der zehnten Anmerkung beweiset er, daß verhältnismäßig im Nerven der Sauerstoff, im Muskel der Stickstoff vorwalte. — Die weiße und graue Substanz sollen sich in einer Spannung befinden. Da nemlich in der weißen die Kügelchen in einer geordneten-Reihe erscheinen, in der grauen aber unordentlich aufgehäuft sind, so soll hieraus die Spannung hervorgehen. In der grauen Substanz finde die Sensibilität ganz eigen ihren Heerd, indem es hier zur Durchdringung und Gleichsetzung komme, aber ein solches gesteigertes Leben entzünde sich nur durch die thätige Wechselwirkung mit der weißen Substanz. (Wer vermag diesen Satz zu fassen; wo sind die Beweise?). Nachdem von dem Nervensystem überhaupt, von seinem peripherischen und Centralende das Bekannte angegeben ist, wird die Function der Ganglien dahin bestimmt, daß sie Organe sind, welche in dynamischer Hinsicht Hemmung der Leitung, Vereinigung des Getrennten, Verähnlichung des Verschiedenen, Anneigung des Fremdartigen, Verallgemeinerung des Einzelnen erzeugen. (Ob wohl durch diese schwerfälligen und dunkeln Ausdrücke die Natur der Function der Ganglien

mehr aufgeheilt ist? Eben so wenig klar ist der Begriff der Empfindung. Der ganze §. 18 ist ein bloßes Gewebe von Worten, und die Weltseele spielt die Hauptrolle, ohne daß man erfährt, was Empfindung eigentlich sey, und wie sie sich von der Sensibilität unterscheidet). — Das Gemeingefühl faßt nach des Verf. Ansicht ein vielfaches in sich; theils das Gefühl des eigenen Daseyns; theils das Gefühl des jedesmaligen Zustandes des Körpers als Lust und Unlust; theils die Fähigkeit, den Zustand eines Freys, so fern er durch ein Aeußeres bestimmt wird, aufzufassen, die Empfindlichkeit. (Diese kann Rec. nicht zum Gemeingefühl rechnen. Sie ist ja die Vermittlerin, wodurch obige Gefühle erst im innern Sinn zu Stande kommen); theils die Fähigkeit, daß indem der allgemeine Zustand im Organismus empfunden wird, auch die Eindrücke von äußern Dingen bemerkt werden, ohne aber von der Beschaffenheit der letztern unterrichtet werden; (soll also heißen, es herrscht bloß das Gefühl vor, die Anschauung fehlt). Außerdem bemerkt der Verf. am Gemeingefühl noch eine doppelte Seite. Es wirkt in räumliche Ferne d. h. es empfängt Eindrücke von Körpern, wenn sie auch das peripherische Nervenende nicht unmittelbar berühren. So kehrt die geblendete Fledermaus vor den Wänden um, ohne anzustoßen!; so sollen Menschen verborgene Wasserquellen, und unterirdische Lager verschiedener Fossilien durch das Gemeingefühl entdecken. (Verhält sich dieses Gefühl hiebei thätig oder leidend; wirkt es activ in die Ferne um Eindrücke aufzusuchen, oder werden ihm dieselben erst von außen mitgetheilt? letzteres wird wohl das Richtige seyn. Der Wasserfühler muß also, wenn anders solche Eigenschaften Wahrheit enthalten, im Nervensystem eine Veränderung empfinden, die vielleicht vom Einfluß einer feuchtern Atmosphäre herrührt, und er schließt nun auf das Daseyn des Wassers). Eine andere Eigenheit ist die, daß das Gemeingefühl über die zeitliche Wirklichkeit hinausgeht, und sich in die Zu-

kunft wie in die Vergangenheit verbreitet. (Die gegebene Ansicht ist ganz mystisch. Das Gemeingefühl in die Zukunft soll den Trieb begründen). — Das Seelenorgan steht auf verschiedenen Stufen der Vollkommenheit. An den wirbellosen Thieren erscheint das Gestaltungsverhältniß unter zwey allgemeinen Formen, als Verdauungsanglienring, und als Schlundanglienring. (Die Beschreibung derselben leidet keinen Auszug). In den Wirbelthieren hingegen, wo sich das Seelenorgan mehr entwickelt hat, sind die Beziehungen der Sensibilität bedeutender ausgebreitet.

Das Rumpfnerven-system, so nennt der Verfasser den sympathischen Nerven mit seinen Geflechten, ist in den Wirbelthieren hervortragender, und nähert sich seiner Vollkommenheit in gleicher Maße, wie die Ausbildung des Gehirns und Rückenmarks fortschreitet. Seine Wirksamkeit besteht darin, daß es theils die bildenden Thätigkeiten leitet, theils Gemeingefühl erregt. Der Verf. fängt die Entwicklung dieses Systems nach einer neuen Ansicht, (und diese ist in der That fruchtbringender als die ältere), vom peripherischen Ende an, das in allen Gefäßen des Rumpfs, und in den plastischen Muskeln wurzelt. Durch seinen Einfluß werden die Bewegungen beider unterhalten, und es trägt zur Erzeugung der thierischen Wärme und zur Ernährung bey. Das Gemeingefühl ist in ihm nicht hoch gesteigert, und erscheint nur an den Organen lebhafter, wo Nervenfasern aus dem Gehirn und Rückenmark hinzutreten. Alle peripherischen Enden dieses Systems verflechten sich nebartig; das Ganze steigt aufwärts, und endigt sich mit drey Zügen. Der eine geht zum Gehirn und Rückenmark; hieher gehören die Fäden, welche sich mit den Sakralnerven, den Zwerchfellsnerven, den herumschweifenden vereinigen. Der andere sammlet sich im *nervus splanchnicus sup.* und *cardiacus superficialis* an, und verknüpft sich mit den Geflechten am Halse und

Kopfe. Der dritte verliert sich im Gangliens Stamm, als dem Centralorgan des Kumpfnervensystems.

Das Rückenmark besitzt wahre Längensfasern. Die weiße Substanz ist überwiegend; die graue nach innen gelagert bildet vier Stränge, zwey nach vorn und zwey nach hinten. Sie erscheinen bloß als Anhäufung kuglicher Massen, da hingegen das Mark überall weiße Fäden erzeugt. — Der Verf. redet nun von verschiedenen Gegensätzen, die sich am Rückenmarke befinden. a. Gegensatz von Rechts und Links, oder die Breite desselben. Je unvollkommener es ist, desto breiter erscheint es. Nach der Ansicht des Verf. entsteht es auf folgende Art. Zuerst wird eine Hülle und flüssiges Mark gebildet. Erstere trennt sich allmählich in die Gefäß- und Faserhaut und in die Wirbel. Das flüssige Mark gerinnt, und bildet einen bandartigen Theil, der aus zwey seitlichen Platten besteht, die sich vorn früher als hinten vereinigen. Seine Beweise für diese Ansicht hat er in der 95ten Anmerkung aufgeführt. Es besteht demnach auch im Erwachsenen das Rückenmark, aus zwey Seitenhälften, die nur schwach verbunden sind. Jede Hälfte ist daher auf einen gewissen Grad selbstständig, obgleich auch eine Uebereinstimmung in der Thätigkeit beider nicht zu verkennen ist. Die hervortretenden Nerven haben höchstwahrscheinlich ihr Centralende in der grauen Substanz. b. Gegensatz von vorn und hinten. Jede Seitenhälfte zerfällt in einen vordern und hintern Theil, da jene einen vordern und hintern Strang grauer Substanz enthält. Es wird nun behauptet, daß als Gegensatz im vordern Strange das Ingestive Sammelnde Vereinende Censibile, im hintern Egestive Ausstrahlende Irritable das Uebergewicht habe. (Eine kleine Spielerey, die der Verf. auch wohl nicht ernstlich meint, da er bald darauf selbst sagt, man müsse die Sache nicht zu streng nehmen). c. Gegensatz von oben und unten. Es soll in den obern Rückenmarksnerven die Censibilität freyer wirken, als in den untern. Der Verf. nehm-

lich nimmt nach S. 73 eine Längenströmung im Rückenmarke an, und eine seitliche Strömung der Nerven, welche erstere durchkreuzt. Da nun die obern Nerven horizontal ins Rückenmark übergehen, die untere hingegen unter spitzern Winkeln, so sollen die obern Nerven stärker auf die Längenströmung einwirken, als die untern. (So viel hat sich Rec. abstrahirt. Das Ganze ist wohl übrigens ein physiologischer Traum). — Endlich zeigt der Verf., warum der Mensch keinen Schwanz besitze. Der Grund ist doppelt. Der eine: je mehr sich die Extremitäten entwickeln, und eine freyere Bewegung erlangen, desto mehr verliert sich der Schwanz. Der andere: es ist ein Gegensatz zwischen dem Gehirn und dem Schwanze. Je mehr ersteres sich entwickelt hat, desto kürzer stellt sich letzterer dar. Klar geht also hieraus hervor, warum der Mensch dieses Gliedes nicht theilhaftig geworden ist. — Dem Werke sind zwey Kupfertafeln beygefügt. Die erste enthält vier Abbildungen, welche eine Uebersicht der Elementarformen des Nervensystems geben, wie sie bey den wirbellosen Thieren erscheinen: nemlich bey *Asterias aurantiaca* nach Ziedemann, *Unio pictorum*, *Helix pomatia*, *Astacus fluviatilis*. Die drey letztern Abbildungen sind Originalzeichnungen. Die fünfte zeigt einen Querdurchschnitt der Wirbelsäule und des Rückenmarks von *Petromyzon marinus*. Die andere Tafel gibt eine Anschauung von der innern Gestaltung des untern Theils des menschlichen Rückenmarks. Man sieht den Kanal vom Kreuzbein an bis zu den zwey untersten Brustwirbeln geöffnet, und das darin liegende Rückenmark. (Diese Darstellung ist eine Bereicherung für die anatomische Ansicht dieser Gegend). Vorzüglich kommt hier der Rückenmarksfaden in Betracht. Nach des Vf. Ansicht entsteht er, von unten nach oben angesehen, aus einem fadenartigen Dreyeck in der Gegend des untersten Beckenwirbels, eingehüllt von der Fasernhaut. Er durchbohrt nun am zweyten Beckenwirbel jene Haut, und ist nur umgeben von der Gefäßhaut.

Er hat bis zum dritten Bauchwirbel eine sehnige Gestalt. Allein hier erscheint zuerst in ihm graue Substanz, zu welcher sich im Aufsteigen zu beyden Seiten noch die weiße gesellt. Im ersten Bauchwirbel schwillt der Faden zu einem Zapfen an. Aus ihm geht die graue Substanz einfach aufwärts, und spaltet sich in mehrere Stränge für das Rückenmark. Diese Ansicht leitet den Verf. auf den Ausspruch, daß das obere Ende dieses Fadens noch wahres Rückenmark sey; das untere hingegen aus einem Convolut von Schwanznerven bestehe, die aber wegen Mangel des Schwanzes am Menschen wie verkrüppelt erscheinen. Seine Gründe sind in der 108ten Anmerkung aufgeführt.

§ — 1.

T ü b i n g e n .

Bey Oslander: Ueber Production und Consumtion der materiellen Güther, die gegenseitige Wirkung von beyden und ihren Einfluß auf Volksvermögen und Finanzen. Mit angehängtem Studienplan für künftige Staats-Wirthe aller höhern Classen. Eine nationalökonomische Abhandlung und Einladungsschrift zu den Vorlesungen der staatswirthschaftlichen Facultät auf der württembergischen hohen Schule in Tübingen. Von Friedr. Carl Fulda, ordentlichem Professor der National- und theoretischen Staats-Oekonomie etc. 1820. Auf 84 S. in 8.

Die kleine Schrift ist der Commentar zu S. 280. und 281. der von dem Verf. im 1819 herausgegebenen Grundzüge der ökonomisch-politischen Wissenschaften. Man wird darin die feinste Auseinandersetzung der schwierigen Begriffe finden, und den daraus sich von selbst ergebenden Resultaten seine Zustimmung nicht versagen können. Der vorgeschlagene Studien-Plan ist — wie sich von selbst versteht — im Geiste der neuen Facultät. Die Zeit wird lehren, in wie fern die Bildung der Verwaltungs-Beamten durch diese Accommodation der Wissenschaften zu den besondern Zwecken des Staats erleichtert und verbessert werden wird.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1821.

Leipzig.

Bey J. A. Barth: System der reinen, populär-practischen, christlichen Religions- und Sittenlehre. Ein Handbuch für Religionslehrer und angehende Theologen, von Georg Jac. Ludw. Neuß evangel. Prediger bey Gießen. I. Theil. Religionslehre. 1820. 400 S. II. 1819. der Sittenlehre erster Band. 1819. 460 S. Octav.

Dieses Buch, von welchem aus zufälligen Veranlassungen der zweyte Theil vor dem ersten erschienen ist, soll für Religionslehrer und angehende Theologen zu unmittelbarem Gebrauche und zur Anwendung im Unterrichte das Christenthum in seiner Vernunftmäßigkeit, in seiner Entkleidung von äußeren Hüllen, in seinem Zusammenhange und in seiner durchaus moralischen Tendenz, darstellen. Im Vortrage ist eine höhere Popularität beobachtet und von gelehrten Notizen ist nur das beigebracht, was dem practischen Theologen unentbehrlich ist. Die einzelnen Abschnitte sind selbst oft nicht nur in Predigtmanier abgefaßt, sondern Auszüge aus eigenen oder fremden Predigten, besonders in der Sittenlehre. Auch bey den Dogmen ist gewöhnlich eine practische Anwendung beigelegt.

D (5)

Das angenommene System ist das des rationalen Supernaturalismus, welches jedoch wiederum verschiedener Modificationen fähig ist und vielseitiger hätte betrachtet werden müssen. Der Vf. nimmt es so, daß das Christenthum nur der Form nach natürlich und übernatürlich geoffenbart, der Materie nach aber nichts anders als die Religions- und Sittenlehre der gefunden Vernunft sey. Doch ist nicht einzusehen, warum, wenn einmal eine Offenbarung durch eigentliche Wunder angenommen wird, nicht auch etwas sollte geoffenbart werden können, was unsre menschliche Vernunft durch sich selbst nicht entdecken und festsetzen kann, wofür sie aber doch Empfänglichkeit hat und was sie aus andern Gründen glaubwürdig finden kann. Ueber den obersten Grundsatz der Sittenlehre äußert sich der Verf. so: Da der Mensch auf jeder Stufe der Geistesbildung ein moralisches Wesen seyn soll und kann, indem eine Handlung von der gehörigen Form subjectiv = moralischen Werth hat, und eine sehr moralische seyn kann, ohne auch der Materie nach und objectiv eine durchaus moralische zu seyn, so kann der oberste Grundsatz der Sittenlehre, welcher auf alle moralische Handlungen passen soll, nur ein formaler seyn und zwar der: Handle gewissenhaft, als ein freyes Wesen, nach deiner Ueberzeugung, nach bestem Wissen und Gewissen. — Oder mit andern Worten: Handle den Anlagen deiner sittlichen Natur gemäß, gebrauche deine Freyheit gewissenhaft als vernünftiges Wesen, handle der Einrichtung deiner sittlichen Natur gemäß, aus edeln Beweggründen so, wie du überzeugt bist oder doch, wenn du willst, dich überzeugen kannst, daß du handeln sollst. Mehr oder weniger kann vom Menschen nicht gefordert werden. Dieser Grundsatz ist weder zu allgemein, noch zu speciell und dabey so deutlich, daß er nichts zu wünschen übrig läßt. Im Grunde ist er zwar identisch mit dem, daß man seiner vernünftigen Natur gemäß und einstimmig mit sich selbst handeln soll, aber er

ist bestimmter und umfaßt mehr, als man sich bey diesen Sätzen gemeiniglich denkt, er umfaßt nehmlich zugleich auch die Forderung, daß man als sittliches Wesen seyn soll, was man nach dem Grade seiner intellectuellen Geistesbildung seyn kann und damit begreift er jede Art moralischer Handlungen, sowohl die, welche bloß subjectiv, als auch die, welche objectiv moralischen Werth haben. — Dieser Grundsatz ist zwar formal, denn es wird dadurch bloß im Allgemeinen die Art und Weise, wie wir handeln sollen, ausgesprochen, dennoch aber zugleich (im Sinne des Kantischen Sprachgebrauchs nehmlich) auch material, also gemischt, weil er eine vernünftige Rücksicht auf die Gegenstände und Folgen unserer Handlungen nicht ausschließt, sondern vielmehr in der Anwendung als nothwendig voraussetzt. Denn unsere Ueberzeugung, wonach wir handeln sollen, entsteht aus Vernunftgründen, die zum Theil von der Beschaffenheit und Natur der Dinge oder von den Objecten und Folgen unserer Handlungen nothwendig hergenommen werden müssen. Wir wollen nicht untersuchen, ob der Vf. nicht sogleich Anfangs mehr in seinen Grundsatz, als eigentlich darin liegt, und Heterogenes hineinlegt, aber das ist doch ein offener Widerspruch, daß der höchste Grundsatz nur formal seyn können und doch nachher auch material seyn müssen, und dann verlangt man, wenn man nach einem solchem Grundsatz fragt, natürlich nicht nur überhaupt eine Ueberzeugung, sondern eine Regel, nach welcher die wahre moralische Ueberzeugung bestimmt werden soll. Eine Handlung kann subjectiv gut seyn und auf einer falschen Ueberzeugung beruhen, also objectiv dem Moralgesetze zuwider seyn. Man muß dieß in der Moral selbst anerkennen, aber in ihren obersten Grundsatz darf dieß nicht aufgenommen werden. Aus diesem kann nur das abgeleitet werden, was zugleich objectiv und subjectiv gut ist. Aus dem vom Vf. angenommenen Grundsatz würde zugleich objectiv — Gutes und — Böses

abfließen, welches durchaus dem Wesen einer Wissenschaft widerspricht. Diese strebt natürlich nach dem Objectiven und kann nichts Entgegengesetztes unter Eine Form und Regel bringen. Uebrigens leitet der Vf. aus seinem Principe sechs Hauptpflichten ab, unter welchen er die Ganze Pflichtenlehre begreift: 1. Gewissenhaftigkeit, 2. Wahrheitsliebe, 3. Selbstbeherrschung, 4. das der bekannten Wahrheit gemäße Handeln in Beziehung auf Gott, den Nächsten, uns selbst und die unvernünftigen Geschöpfe; 5. Klugheit oder Weisheit, damit die gute Handlungen den erwünschten Erfolg haben; 6. Besserung. Wir überlassen die logische Richtigkeit dieser Eintheilung der Beurtheilung der Leser. In dem vorliegenden Bunde ist der Verf. bis in die Pflichten gegen den Nächsten gekommen, in dem noch zu erwartenden wird das Ganze geendigt werden. Das Werk, welches dem christlichen Bunde der Europäischen Mächte gewidmet ist, kann Predigern, welche solcher Hülfe bedürfen, nützliche Dienste leisten.

R ö n i g s b e r g.

Bey G. Wilh. Unzer: Gründliche Darstellung der Differential- und Integralrechnung nach der eignen Id-e ihres Erfinders, nebst vorangehender Prüfung der sonst gewöhnlichen Erklärungsarten dieser Wissenschaft von E. F. Wrede, Prof. der Philos. und ordentlichen öffentlichen Lehrer der Math. etc. 211 Quartseiten. 1 Kupferstich. 1817.

In dieser Schrift soll nicht eine bloß veränderte Ansicht der Differential- und Integralrechnung, sondern eine Entwicklung derselben aus den von Leibniß selbst in seinen mathematischen Schriften niedergelegten Grundbegriffen gegeben, und hiedurch zugleich die vorgesezte Meinung widerlegt werden, als wenn Leibniß mit dem eigentlichen Begriffe jener Rechnungsarten selbst nie aufs Reine gekommen sey, dagegen Newton, Maclaurin u. a. weit besser als der deutsche Erfinder, die wahren Gründe dieses Calculs mit veränderlichen Größen, ins

Licht gesetzt hätten. Der Vf. geht von dem Satze aus, daß alle sich ununterbrochen und regelmäßig verändernde Größen als Reihen betrachtet werden müssen, und bemüht sich nun zu zeigen, daß von dieser Vorstellung die ganze Begründung des Differenzialcalculus nach Leibnizens Ansichten ausgehe. Wenn y eine Function von x ist, so solle man sich, wenn wir anders den Vf. richtig verstehen, die auf einander folgenden Zustände von y gedenken, wenn die veränderliche Größe sich immer um eine gleiche Differenz $= dx$ verändert. So erhalte man für die successiven Werthe von y Ausdrücke, welche sich in Reihen verwandeln, welche nach den Potenzen jener Differenz fortgehen: Z. B. wenn $y = x^n$, so sind die successiven Werthe von $y = x^n$; $y' = (x + dx)^n$; $y'' = (x + 2 dx)^n$ u. s. w. wo nun jeder von diesen Werthen sich durch eine nach den Potenzen von dx fortgehende Reihe ausdrücken läßt. Dieß ist also wohl die Meinung des Verf., wenn er sagt, jede sich ununterbrochen und regelmäßig verändernde Größe müsse man selbst als eine Reihe betrachten. Von diesen nach den Potenzen von dx fortgehenden Reihen kann man nun die ersten, zweyten, dritten u. s. w. Differenzreihen machen. Das erste Glied in den ersten Differenzreihen wird überall $= nx^{n-1}dx$: betrachtet man bloß dieses Glied, und läßt die übrigen alle von einander unterschiedenen Glieder einer solchen Reihe weg, so sey dieß die wahre Bedeutung von dem was Leibniz in seinem *calculo differentiali generali* unter dem Differenzial von y oder x^n verstehe, bey welchem Begriffen denn die Differenz dx jeden Werth haben könne. Aber es gebe auch Rechnungsfälle, wo man die momentanen Incremente dy und dx sehr klein sich gedenken müsse, um Differenziale zu erhalten, und dieß mache denn den *calculus differentialis specialis*, wie ihn Leibniz nennt, oder den Infinitesimal-Calcul aus, wobey jedoch keineswegs daran gedacht werde, jene dy und dx selbst für Nullen zu nehmen, und dadurch diese Rechnung in eine künstliche Null-

lenrechnung zu verwandeln. Auf eine ähnliche Art zeige sich nun daß für obige Function $y = x^n$, jede der zwayten Differenzreihen das gemeinschaftliche Glied $n(n-1)x^{n-2} dx^2$ jede der dritten das Glied $n(n-1)(n-2)x^{n-3} dx^3$ u. s. w. habe, woraus sich denn der Leibnizische Begriff der höhern Differenzen oder Differentiale ergoe. Für Functionen einer andern Gestalt gelten ähnl. Bemerkungen. Nur dasjenige Glied wela es in der Differenzreihe von einer gewissen Ordnung allemahl das erste oder gemeinschaftliche ausmache, sey nach Leibnizens Lehre ein Differential zu nennen, und es sey eine aus den Gesetzen des Calculs entspringende Nothwendigkeit die wir jedoch, nach allem was der Verf. hierüber beybringt, nicht recht deutlich einsehen) vorhanden, in jeder Differenzreihe den ganzen unbeständigen Theil (z. B. alles was oben in den Differenzreihen der ersten Ordnung auf das gemeinschaftliche

Glied $n x^{n-1} dx$ folge) wegzumwerfen, anstatt daß der Fundamentalsatz des neuern Functionen Calculs es bloß auf Willkühr ankommen lasse. In wie ferne der Verf. diesen angeblichen Leibnizischen Begriff von Differentialen, aus dessen wissenschaftlichen Aufsätzen über diesen Gegenstand zu rechtfertigen sucht, muß man in dieser Schrift selbst nachsehen. Uns ist es jedoch vorgekommen, als wenn der Verf. in gewisse Aeußerungen Leibnizens zuweisen eine andere Deutung hinein gelegt hätte, als bey genauer Erörterung wohl darin enthalten seyn möchte. Dem sey jedoch wie ihm wohl, hat K. unter jenen Differenzen oder Differentialen wirklich nur jene beständigen oder Anfangsglieder der vollständigen Differenzreihen verstanden, und also das Differenzens- oder das Differentialverhältniß $dy:dx$ nur in sofern gesucht, als es bloß von x , aber nicht von der Differenz dx selbst weiter abhängen soll, so haben wir diegegen, als gegen eine bloße Definition, nichts einzumenden, und man wird denn auch bald bemerken, in wie fern andere Entwicklungsarten des Differentialcalculs sich an diese Leibnizische anknüpfen.

Aber wenn der Vf. S. 119 behauptet, daß wenn $y = x^n$ ist, man für die obigen successiven Werthe von y die Reihe $y; y + dy; y + 2dy; y + 3dy$ &c. annehmen müsse, wenn überal ein erstes Differential von y soll stattfinden können, und daraus denn weiter den Grund ableitet, warum obige auf $n x^{n-1} dx$ folgende Glieder als überflüssig

flige weggeworfen werden müssen, so scheint uns in Rücksicht jener successiven Werthe von y etwas angenehmen zu seyn, was Leibniz zuverlässig nicht auf diese Art gemeint haben kann, und auch sonst dem Geiste eines bloßen calculi differentiarum finitarum, wenn anders der Leibnizische Calculus differentialis generalis so etwas seyn soll, entgegensteht. Denn dieser verstatet nicht die successiven Werthe von y für gleiche Incremente von x nach einer Reihe wie die obige fortgehen zu lassen, und noch weniger bey der Bestimmung des jedesmahligen Ver-

hältnisses $dy : dx$, die auf nx^{n-1} folgenden und von der Differenz dx selbst mit abhängige Glieder als überflüssige wegzuworfen, als nur in dem Falle, welchen Leibniz wohl eigentlich gemeint hat, wenn die Differenz dx so klein gedacht wird, daß die auf nx^{n-1} dx folgenden

Glieder gegen das erste $nx^{n-1} dx$ als unerheblich oder verschwindend dürfen angesehen werden. Nimmt man indessen dx so klein, daß das letztere geschehen darf, so erhält man den calculum infinitesimalem Leibnitzii, gegen welchen eigentlich der bekannte Streit geführt wird. Ist es nun aber bey der Anwendung dieses calculi infinitesimalis z. B. auf einen Gegenstand der Geometrie, wenn das Differential der Function $y = \sin x$ gesucht werden soll, nach §. 42 erforderlich, die Incremente von x so klein zu nehmen, daß statt $\sin. dx$ das Increment dx selbst soll genommen werden dürfen, um das Differential $dy = dx. \cos. x$ zu erhalten, so ist nicht einzusehen, warum,

wenn die Function $y = x^n$ ist, man nicht eben so gut auch dx so klein nehmen soll, daß bey der Entwicklung von $(x + dx)^n$ auch alle auf $nx^{n-1} dx$ folgenden Glieder als verschwindend gegen dieß erste dürfen angenommen werden, um sogleich $dy = nx^{n-1} dx$ oder $\frac{dy}{dx} = nx^{n-1}$

und zwar desto richtiger zu erhalten, je kleiner man sich diese Incremente dy und dx selbst gedenkt, ohne sie übrigens (was auf Aburditäten führen würde) in völlige Nullen übergehen zu lassen, wie der Verf. S. 154. 158 auch sehr richtig erinnert. Es scheint uns also nach allem was wir in die etwas zweydeutigen Ausdrücke Leibnitzens hineinlegen können, zu erdellen, daß wenn Leibniz $dy = nx^{n-1} dx$ setzt, er nur die Meinung gehabt haben kann,

das Verhältniß $dy : dx$ für den Fall zu bestimmen, wenn das Increment dx ohne Ende abnehmend gedacht wird, ohne es jedoch zu einer völligen Null werden zu lassen, an welcher Möglichkeit wohl niemand zweifeln wird, wenn man z. B. eine gewisse Differenz $= \Delta x$, nur nach

folgenden Gesetz $\frac{\Delta x}{m}$; $\frac{\Delta x}{m^2}$; $\frac{\Delta x}{m^3}$ etc. ($m > 1$ genom-

men) wollte abnehmen lassen, und so bleibt denn der vernünftigste Sinn, den man in die Gleichung

$dy = nx^{n-1} dx$, oder noch besser in die $\frac{dy}{dx} = nx^{n-1}$

hineinlegen kann, daß man sich unter $\frac{dy}{dx}$ einen Werth

vorstellt, welcher sich dem nx^{n-1} ohne Ende immer mehr und mehr nähert, je kleiner man sich das dx denkt. Wenn man durch andere Ansichten des Differentialcalculus die Vorstellung solcher unendlich abnehmenden Incremente hat vermeiden wollen, so läßt sich doch denken, daß dieß so anstößige unendlich kleine, sich in alle jene verschiedenen Ansichten doch immer wieder mit einmischte, so bald man von ihnen Anwendungen auf wirkliche Gegenstände der Geometrie, Mechanik u. s. w. zu machen unternimmt, oder ein solches Verhältniß $dy : dx$ suchen soll, ohne die primitive Function selbst zu kennen, die ja erst durch die sogenannte Integration gefunden werden soll. Es ist daher unsers Erachtens dienlich, Anfänger sobald als möglich mit dem wahren Begriff des unendlich Kleinen vertraut zu machen, und da dieser bey so vielen Untersuchungen einmahl nicht zu vermeiden ist, ihnen die Vortheile zu zeigen, die er bey diesen oder jenen Untersuchungen gewährt, und wie sehr dagegen durch eine scheinbare Vermeidung dieses Begriffs die Untersuchungen erschwert und zum Theil sehr erheblichen Einwürfen ausgesetzt werden, wie unter andern auch aus der Critik mit zu ersehen ist, welche der Verf. über jene verschiedenen Ansichten des höhern Calculs in dem ersten Abschnitte dieser Schrift mitgetheilt hat, und welche bis auf einige Punkte, worin wir nicht mit ihm übereinstimmen können, die aber wegen der Beschränktheit unserer Blätter hier übergangen werden müssen, allen Beyfall verdient.

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 26. Julius 1821.

B e r l i n.

Bey Maurer: M. H. E. Meieri, philos. doct.
aa. II. M. historiae juris Attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum libri duo. 1819.
S. XIV. 247. gr. 8.

Das Studium des Attischen Rechts und der Attischen Verfassung, welches lange unbillig vernachlässigt worden war, ist in dieser Zeit zuerst durch Fr. A. Wolfs Prolegomenen zur Leptinea und Hudtwalkers treffliches Werk über die Schiedsrichter Athens, jetzt aber besonders durch Vocth's Staatshaushaltung der Athener mächtig angeregt worden, welcher sich schon jetzt eine Reihe Schriften anschließt, die wir in dieser Anzeige zusammenfassen wollen: uns aber, da eine ausführliche Angabe des Inhalts der Raum nicht gestattet, dabey ganz im Allgemeinen halten müssen.

Das genannte Werk Hrn. Meiers, jetzt Professors in Greifswalde, behandelt die Fälle der Gütereinziehung nach Attischem Recht und verbreitet sich dabey weiter über die Strafen im Allgemeinen. Es enthält einen juridischen und historischen Theil. Im ersten werden die Fälle der Gütereinziehung systematisch

auseinandergesetzt; 1. in einen *ἀγὼν ἀτιμίας*, in welchem das Gesetz die Strafe bestimmt, und hier entweder in Verbindung mit Todesstrafe, mit Verlust der Freiheit, mit Exil, mit Acimie im höchsten Grade, wo nicht bloß die Person, sondern auch die Güter nach Attischem Ausdruck *ἀτιμία* sind, (wobey der Verf. die Lehre von der *Atimia* überhaupt auseinandersetzt und die Hauptstelle des Andotides trefflich commentirt,) oder außer Verbindung mit andern Strafen, so daß bloß Confiscation des ganzen Vermögens oder eines Theils zuerkannt wird; 2. in einem *ἀγὼν τιμίας*, in welchem das Gutdunken der Richter die Strafe bestimmt; daher hier die Fälle nicht einzeln und speciell angegeben werden können.

Der zweyte Theil erörtert zuerst kurz die Ansichten der Alten von der Anwendbarkeit der Confiscation im wirklichen und idealen Staat, erzählt darauf die Veranlassungen und Umstände mehrerer durch die Redner und andere Schriftsteller bekannter Confiscationen, wobey der Vf. eine tüchtige und gediegene Kenntniß der Attischen Geschichte entwickelt, und erörtert die Art und Weise, wie die confiscirten Güter eingeregistret und öffentlich versteigert wurden (*δημιόπρατα*), wie man sie zum gemeinen Besten zu verwenden pflegte, wie Privatleute theils unrechtlich die dem Staate anheimgefallenen Güter zu schmälern suchten, theils auch Rechtsforderungen darauf begründen und durchsetzen konnten, worauf zuletzt von der Aufhebung der Confiscation und Restitution der Güter nach bestimmten Fällen gehandelt wird.

Ueberall zeigt der Verf. den gründlichsten, besonnensten, eindringendsten Forschungsgeist; und wenn die Form auch etwas schwerfällig scheint, so sind die Gedanken stets mit großer Klarheit und Präcision gefaßt. Ueberall hat der Verf. mehr an die Mitforscher gedacht, als an Anfänger in dieser Wissenschaft, daher die Lehrgänge dieser Schrift denen nicht so zu empfehlen, die erst einen Eingang in die Disciplin des Attischen Rechts

suchen, als denen, die sich schon einigermaßen darin umgesehen. In den oft gar zu ausgedehnten und weitläufigen Anmerkungen werden viele Stellen der Redner und Grammatiker kritischer Prüfung unterworfen, doch ist hier wohl der Verf. einigemal zu schnell mit Conjecturen bey der Hand. So fehlt bey Demosth. in *Miciam* S. 549, 5 gewiß kein Wort, wie Hr. Meier S. 19 will; man muß nur unter *πόλις* den Staat verstehen, in so fern ihn jeder Einzelne repräsentirt. S. 22 wird bey Demosth. c. *Nausimach. et Xenop* 991, 2 *ἡ ἐκνοσίον* hineingesezt: allein Ref. kann noch nicht zugeben, daß beym vorsehlichen Morde irgend eine Versöhnung zwischen den bluträchenden Verwandten und dem Mörder habe statt finden dürfen; dieß war sicher nur dann erlaubt, wenn das Gericht der Epheten den Mord als unvorsätzlich erkannt hatte.

In demselben Jahre ist erschienen:

G r e i f s w a l d.

Bey Ernst Moriz; de *Comitiis Atheniensium libri tres. scripsit Georg. Frider. Schömann.* S. 12 und 392 gr. 8.

Das Vorwort, welches an Hrn. Prof. Bösch gerichtet ist, äußert sich mit Bescheidenheit über das Maas der Kräfte, und mit Bedauern über die Entbehrung mancher nöthigen Hülfsmittel, die in Greifswald nicht herbeyzuschaffen waren. Die dadurch entstandenen Mängel und Lücken werden indeß einem Werke wenig schaden, welches auf einem gründlichen Studium der Hauptschriftsteller beruht, und für den Forschenden eben so wichtig ist als geeignet, den Anfänger zu belehren und anzuleiten; obgleich auch für den Lesern die Schreibart bisweilen etwas gedrängter und zusammengezogener seyn könnte.

Nach einer geschichtlichen Uebersicht über die verschiedenen Stadien, welche die Ausbildung der Attischen Verfassung durchlaufen hat, handelt das erste Buch von der Form der Volksversammlungen, das zweyte

von der innern Thätigkeit derselben. Im ersten wird demnach von den Arten der Volksversammlungen gesprochen, die entweder *σύγκλητοι* oder *νόμοι*; *κρίσις* ist nach dem Verf. nur die erste von den vier regelmäßigen in jeder Prytanie, was gewiß richtig; dann von den Tagen der festgesetzten Versammlungen; welche mit Gewisheit zu bestimmen fast unmöglich ist; vom Ort der Comitien, besonders der Pnyx, in deren Beschreibung der Verf. manche kleine Fehler vermeiden hätte, wenn ihm Stuart und andere Werke bey der Hand gewesen wären; über die Art der Zusammenberufung durch einen Anschlag der Prytanen, bey außerordentlichen Versammlungen durch Landboten; vom Solde der Ecclesiasten, worüber Böckh schon Alles zum Resultat gebracht hatte; über die Zulassung zur Versammlung und die nothwendigen Beschränkungen derselben, (wennt hier der Verf. die Isotelen für zulässig erklärt, so hat er dieß doch noch keineswegs glaublich gemacht); von der Leitung der Versammlungen durch Prytanen und Proedren, deren Verhältnisse, der Verf. besonders lichtvoll und genügend auseinandersetzt; und über den Unterschied der Proedren-Prytanen und der Proedren, welche nicht zur *φύλη προτανεύουσα* gehören, eine Meinung aufstellt, welche der Luzac'schen zweifelsohne vorzuziehen ist; über die religiösen Gebräuche zu Anfang der Volksversammlungen; das Recitiren des Probuleuma und die Art, wie es hernach mit in das Psephisma aufgenommen wird; das Auftreten der Redner und die Bedingungen desselben; die Art der Abstimmung, den Begriff und die Form eines Psephisma, wobey das große Räthsel von neuem in Betracht gezogen wird, daß in allen Volksbeschlüssen bey Demosthenes, deren elf sind, Archonten als Jahresbezeichnung genannt werden, welche für das Jahr, in welches die Sache trifft, durchaus nicht passen. Zur Lösung dieses Räthfels haben Dodwell und Taylor höchst verwerfliche, Corsini und unser Verf. zwar sinnreiche und in mancher Hinsicht probabile Hypothesen aufge-

stellt, die aber doch auch nicht genügen. Denn wenn der letzte annimmt, daß die Athener ihre Archonten sehr oft und gerade in diesen Jahren, und zwar bisweilen mehr als einmahl in demselben Jahre, abgesetzt hätten: so müßte doch etwas bestimmtes von diesen so zahlreichen Absetzungen vorkommen, die alsdann fast zur Regel geworden wären. Zuletzt von der Entlassung der Versammlung, und der Verschiebung derselben, wenn eine *διόρησις* sie störte.

Das zweyte Buch handelt die Geschäfte und die Gewalt der Volksversammlung ab. Der Athenische Demos war *κύριος* und *αὐτοκράτωρ*, und nichts konnte wider seinen Willen geschehen, nachdem die Gewalt des Areopag geschmälert war. Der Rath ist nur Geschäftsführer des Volks. Die Thätigkeit der Volksversammlung läßt sich am besten vierfach zerlegen, 1. die Jurisdiction betreffend. Hier handelt zuerst der Verf. die *ἐπομοσία* ab, durch welche jedem Gesetzworschlagenden die *γραφὴ παρανόμων* angekündigt, und dadurch die Verhandlung über den Vorschlag aufgeschoben wird, wovon schon Hudtwalker den richtigen Begriff gegeben; dann wird die Eisangelie bey Verbrechen, die an sich oder durch Umstände aggraviret eine außerordentliche Wichtigkeit erhalten haben, besonders genügend und lichtvoll erläutert; darauf diejenigen gerichtlichen Verhandlungen der Volksversammlung, bey denen kein eigentlicher Kläger stattfindet, sondern entweder ein Magistrat *ex officio* den Schuldigen verfolgte, oder eine Privatperson mit einer bloßen Anzeige, *μὴνυσις*, aufgetreten war, oder das Volk selbst bey großen und Aufsehn erregenden Staatsverbrechen Untersuchungen anstellen ließ; darauf die *προβολή*; wodurch der Kläger auf ein Präjudiz der Versammlung anträgt, um seiner Klage größere Kraft und allgemeinere Aufmerksamkeit zu verschaffen; die *ἐπαγγελία* oder bloße Anzeige der anzustellenden Klage im Volke; endlich der Ostracismus, der eigentlich kein Gericht, sondern eine tyrannische Willenserklärung

des Demos war, aber sich doch zunächst an jene anschließt. 2. legislativisch. Hier spricht der Verf. vom Begriff des νόμος, von der Behörde der Nomotheten, den ordentlichen und außerordentlichen Revisionen des Corpus der Gesetze, den Beschränkungen und Gefahren beim Vorschlag neuer Gesetze. 3. politisch im engerm Sinne in Bezug auf Krieg, Frieden, Bündnisse und allerhand Verträge. 4. administrativ. Auch hier hat erstens das Volk die Aufsicht über die Finanzen, obgleich die Verwaltung größtentheils in den Händen des Rathes war, dann sorgt es für die Aufrechterhaltung der Religion, und besetzt eine große Anzahl ἀρχαί, ἐπιμέλειαί, ὑπηρεσίαι, welche der Verf. mit möglichster Sorgfalt bestimmt.

Das dritte Buch handelt von den Versammlungen des Volks in seinen einzelnen Theilen, in den Phylen und Demen; die Zusammenkünfte der Phratrien und Geschlechter werden übergangen, weil sie in der blühenden Zeit ohne politische Bedeutung waren. Hier möchte nur in dem, was von den ältern Verhältnissen des Athenischen Staats gesagt ist, so manche richtige Bemerkung auch gegeben ist, doch Kief. dem Verf. in Mehrerm widersprechen, z. B. darin, daß er keine Eroberung Attika's durch die Jonier zugibt. Natürlich ist diese durch die demokratische Tendenz der Attischen Tragiker und Mythologen in Vergessenheit gebracht, die jonischen Könige, Aegeus, Theseus u. s. w., sind mit den alten Erechthiden in genealogischen Zusammenhang gesetzt; aber die Mythen in der ältesten Gestalt bezuhen einstimmig, daß mit der Einwanderung der Jonier eine ganz andere Zeit, andere Verfassung, anderes Leben in Athen angefangen. Ueber die angebliche Priesterkaste im alten Athen hat Kief. sich anderswo ausgesprochen.

Von demselben Verfasser ist neulich erschienen:

Dissertatio de Sortitione judicum apud Athenienses ad schol. Aristoph. Plut. v. 277. quam ampliss. philos. ord. auctoritate pro venia

docendi p. p. G. Fr. Schömann. Gryphiswaldiae 1820. S. 48. Der Hauptsatz der Abhandlung ist folgender: Alle Jahre wurden in Athen 6000 Bürger zu Richtern durchs Loos ernannt, wobey noch die Epheten und Areopagiten ausgenommen sind. Diese theilten sich nach den Phylen in 10 Abtheilungen, jede zu 500 Mann, abusive *δυσαστήρια* genannt; so daß 1000 Mann übrig blieben, um jeden Ausfall und Mangel zu ersetzen und die Zahl der übrigen zu vervollständigen. Alle Richter jener 10 Decurien erhielten Tafelchen, wo die Nummer der Decurie mit Buchstaben A B Γ Δ u. s. w. angegeben war. Wenn nun die einzelnen Gerichtshofe besetzt werden sollten, warfen die 9 Archonten und der Grammateus das Loos, welche von den zehn Decurien an diesem Tage zu Gericht sitzen sollten. Dann erhielten die einzelnen Richter die *στυβόλα* ihres Gerichts, wozu auch der Stab gehört, welcher durch seine Farbe und das Zeichen des Knopfs den Gerichtshof, das Dilasterion, anzeigte. Diese Vorstellung, welche auch Ref. gefakt hatte, wird zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gebracht, und die Unrichtigkeiten und Verwirrungen der Scholiasten dadurch beseitigt. Aber bey dem Schol. zu v. 278 vertheidigt Ref. gegen den Verf. *σφραγισκω*; es kommt in der architectonischen Inschrift, die er kürzlich erklärt (*Minervae Poliadis te plum*) als Theil der *ἐποροπία* vor. — Noch bemerkt er: in Gräbern beim Piræus sind 2 bronzene Platten gefunden mit der Aufschrift Δ. Διδωρος Πρεσ[σ]βριος] — Ε. Δεινίας Αλαίεος, beyde mit Eule und Gorgonenhaupt und einem andern dunkeln Zeichen als Stadtwappen (Dodwell Travels I. p. 433), dieß sind ohne Zweifel die *πινάκια* zweyer Richter, welche zugleich ihre Decurie bezeichnen, und ihnen mit ins Grab gegeben sind. — In einer Appendix sammelt Hr. Schömann die Nachrichten von den Attischen Dicasterien, der Heliäa, dem Trigonon, Parabysten, Meson, Meizon, bey Lykos, Kallion des Metichos, Kainon, Phönix und Batrachon u. a. m.

Wir verknüpfen hiermit die Anzeige einer andern bedeutenden Erscheinung im Gebiete des Attischen Rechts.

M a r b u ſ g.

Beſy Krieger: Beyträge zur Kenntniß des Attiſchen Rechts von Eduard Platner, Profeſſor zu Marburg. Beygeſügt iſt eine lateiniſche Abhandlung über die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit im Homer und Heſiod, S. XXX und 339 — S. 158.

Der Verf. ſeit Jahren mit der Bearbeitung des Attiſchen Rechts beſchäftigt, motivirt in der ausführlichen Vorrede ſeine Vorliebe und Neigung zu dieſem Studium auf eine anziehende und einleuchtende Weiſe. Eingehend, daß die ſtrenge Conſequenz und ſcharfe Beſtimmtheit des Römiſchen Rechts dem Attiſchen gänzlich fehle, weil es nie die wiſſenſchaftlich ſyſtematiſche Behandlung erfahren hat, ſieht er doch mit Recht darin einen eigenthümlichen Vorzug deſſelben, daß es ein integrirender Theil des Attiſchen Lebens, aus Glaube, Sitte, nationalem Denken und Empfinden hervorgegangen, und ſtets im innigſten Zuſammenhange damit geblieben iſt.

Die Unterſuchungen, welche der Vf. als eine Probe einer vollſtändigeren Darſtellung des Attiſchen Rechts gibt, beſchäftigen ſich mit den Phylen, Phratrien und Demen Attikas und entwerfen eine Geſchichte davon, deren Hauptſätze wir ausheben wollen. Im Anfange denkt ſich Hr. Platner mit Creuzer rebe Pelasger und cultivirte Aegyptier, jene urtheilſorfen, dieſe herrſchend als Aethiopen und Arabidenkämmer, was auf lauter willkürlichen Annahmen beruht; die man eben ſo gut läugnen als annehmen kann. Weit begründeter iſt das, was von der alten Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit der einzelnen Hauptdemen erzählt wird, welche auch unter den Joniern fortdauerte. Eine dieſer unabhängigen Städte war Eleusis.

ches der Verfasser als pelasgisch anerkennt. Er nennt den Krieg zwischen Athen und Eleusis einen Aegyptisch-Pelasgischen Religionskrieg. Aber es sind in diesen Auseinandersetzungen gar manche Mißverständnisse, wie z. B. Herod. 2, 51 nicht von den altattischen, sondern von den tyrrenischen Pelasgern verstanden werden muß, und Hr. Platner hält gewiß selbst nach der Unbefangtheit und Aufrichtigkeit, die seine Forschungen auszeichnet, die Sätze des ersten Capitels am wenigsten fest. Die Ionische Einwanderung und Stammabtheilung sucht der Verf. sehr weit, in die Zeit des Dorischen Zuges, hinabzurücken, was Kef. durchaus nicht zugibt, fest überzeugt, daß Aeacus (der Eidam des Hoples) und Theseus Ionische Nationalhelden sind. Das Wesen dieser Stammabtheilung foßt er gewiß richtig in der Herrschaft eines Geschlechtsadels über unterworfenen Landbauer. Die Umbildungen der Verfassung durch die Solonische Timokratie werden sehr schön dargestellt, sie beruhen darauf, daß der Gesetzgeber die aristokratischen Rechte und Verhältnisse größtentheils stehen ließ, aber ihnen ein Gegengewicht in neuen zeitgemäßen Instituten an die Seite setzte. Kefker griff Klisthenes durch. Er richtete nicht bloß neue Phylen nach einer Localeintheilung des Landes ein, die mit der altjonischen Stammeintheilung gar nichts zu schaffen hatten, sondern stiftete auch, wie der Verf. zeigt, neue Phratrien außer den alten zwölf. Darin geht der Verf. aber wohl zu weit, daß er behauptet, auch die alten Phratrien wären gänzlich aufgelöst worden, und es habe überhaupt der Verband der Phratrien mit den Geschlechtern aufgehört. Denn aus Aeschines de falsa leg. 47, 39 geht doch deutlich hervor, daß es fortwährend Phratrien gab, die altattische Geschlechter in sich enthielten: und überzeugen sind die beygebrachten Gegengründe keineswegs. Von den Geschlechtern vermiffen wir eine vollständige Aufzählung, die sich auch bey Meursius und Favot Linnéswegs findet; über den Zusammenhang derselben mit

dem Cultus ist viel Treffliches gesaßt, besonders über Ἄπολλων πατρώιος und Ζεὺς ἐρχαῖος wo indesß Manches noch anders gestellt werden muß. Daß Ζεὺς ἐρχαῖος aus der phrygisch-samothracischen Kelation stamme, kann Ref. nicht einsehen; die Vergleichung mit den Penaten findet er hinkend. Denn die Penaten sind die in dem Innersten des Hauses, in den penetralibus beim Atrium verehrten Göttergötter, Zeus Herkeios aber hat im Vorhofe seinen Sitz und schützt nur die Unverletzbarkeit des Hausrechts, indem er die Mauer, ἔρκος, gegen die Straße bewacht. Besser nennt man ihn einen Lar. Der Abschnitt über die Phratrien gehört zu den vorzüglichsten und belehrt gründlich über die Einführung der Frau und Kinder, der natürlichen sowohl als adoptirten, in diese Gemeinschaft, über die Ausschließung der unehelichen Kinder, Schutzverwandten und selbst der ἀνομοτόντου davon, deren Kinder erst, wenn ihre Mutter eine Bürgerinn war, von dem mütterlichen Großvater eingeführt werden konnten. Beyläufig wird S. 118 von den Attischen Erbtöchtern gehandelt, aber die schon öfter mißverständene Stelle des Demosthenes contra Stephan. p. 1134, 15 ist nach des Ref. Meinung auch von Hrn. Platner nicht recht erklärt. Sie ist vielmehr so zu übersetzen "für echt gelten die Kinder einer Frau, welche ihr Vater, leiblicher Bruder oder väterlicher Großvater verlobt hat. Wenn keiner von diesen lebt, und das Mädchen zugleich eine Erbtöchter ist: so soll sie der nächste Verwandte, der κύριος, heirathen, (der alsdann dazu gezwungen ist). Lebt aber keiner von jenen und das Mädchen ist doch keine Erbtöchter: so soll sie der zur Ehe erhalten, welchem sie jener nächste Verwandte gibt, (welcher dann nur die Pflicht hat, sie auszustatten, und zwar nach Vermögen verschieden)". Im folgenden Abschnitt wird von dem Demen und dabey von den Naukrarien, der Einschreibung in die Listen der Demen, dem Waffendienst der jungen Bürger, dessen Zeit und Umstände der Verf. nach

der Meinung des Ref. am richtigsten auseinandergesetzt hat, den Prüfungen des Bürgerrechts in den Demen, der innern Verwaltung der Demen einsichtsvoll und gründlich behandelt. Daß die Phylen des Klisthenes geographische Abtheilung waren, glauben wir mit dem Verf., indeß ist es schwer zu beweisen und die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu lösen. Dieses Capitel ist jetzt mit den letzten in Hn. Schömanns Werk zu vergleichen.

Die auf dem allgemeinen Titel angekündigte Abhandlung ist unter der besondern Aufschrift: *Notiones juris et justitiae ex Homeri et Hesiodi carminibus explicitae ab Eduardo Platnero, antecessore Marburgensi*, und mit einer Dedication an Gottfr. Hermann versehen. Homer und Hesiodus sind in der Abhandlung getrennt, obgleich kein wesentlicher Unterschied in ihren Rechtsbegriffen ist; besser wären wohl die beyden Abschnitte zusammengegoßen. Bey Homer spricht der Verf. zuerst von der göttlichen Gerechtigkeit, und thut sehr schön dar, wie in der Homerischen Weltregierung Nothwendigkeit und Freyheit, jene in dunkeln Grundwesen, diese in der Persönlichkeit der Olympischen Götter dargestellt und gemischt sey. Ueberhaupt trifft in diesen Untersuchungen eine tiefe philosophische Bildung mit einem lebhaften Ergreifen der Homerischen Geisteswelt bey dem Verf. zusammen; nur hätte bey der Abfassung Manches mehr ins Kurze gezogen werden können. Dann vom menschlichen Recht, wo auch die Homerische Verfassung eben so fern von unhistorischen Vertragsbegriffen, als entgegengesetzten Vorurtheilen erörtert wird. Doch legt der Vf. den Homerischen Volksversammlungen ein größeres Gewicht bey, als sie nach sichern Stellen haben: die Altgriechischen Verfassungen hatten gewiß kein demokratisches Element, und nur in einem Zustande von Verwirrung und Auflösung wie in Ithaka wird das Volk von den Adligen selbst zur Thätigkeit aufgerufen. Hr. Platner sieht aber auch oft den Demos, wo nur die

Aristokraten handelnd auftraten, z. B. Od. 24, 419 ff. Es wäre zu wünschen, daß der geistreiche und scharfsinnige Gelehrte zur Erforschung der ältern Verfassung nicht bloß Homer, sondern die Mythen überhaupt, so viele aus epischen Quellen fließen, benützt hätte.

Zum Schlusse zeigen wir noch zwey Abhandlungen an, welche Hr. Dr. Carl Eduard Otto, zu Leipzig, die eine unter Auctorität der Philosophischen, die andere der Juristischen Facultät vertheidigt hat, unter dem Titel: *De Atheniensium actionibus forensibus Specimen 1. Commentatio grammatica et historica — Specimen 2. Dissertatio juris historica.* Lipsiae ex officina O. T. Uchazizii. S. 42 u. 55. Die erste handelt von der Arten des Attischen Processes, die zweite zählt die einzelnen *actiones privatas*, *δικας*, der Reihe nach auf, worauf die *publicae* oder *γραφαι* eben so behandelt werden sollen. Der Verf. hat noch eine dritte Art, die *actiores promiscuas*, die er *ἐγκλήματα* nennt: aber Kef. hält diese Abtheilung für unlogisch. Denn nur der Name ist hier das *promiscuum*; bey dem einzelnen Verbrechen entscheiden Ansicht und Umstände, welche Klage anzustellen ist. Im wesentlichen aber bedeutet es nichts, ob dadurch der Name des *crimen* derselbe bleibt oder verändert wird, wie letzteres der Fall ist, wenn jemand über körperliche Beleidigung klagte, die man als *αιμία* betrachtet, zum Gegenstand einer Privatklage, als *ἕβρις* zum Anlaß einer öffentlichen machte. Sonst zeichnen sich beyde Abhandlungen durch Vereinigung juristischer und philologischer Kenntnisse, beson- nene Erwägung und klaren Vortrag aus, und sind besonders solchen, die auch über die Grundbegriffe Belehrung wünschen, zur Lesung zu empfehlen. K. D. M.

W i e n.

Wey Gerold: Lehrbuch der Physik von Joh. Ph. Neumann, Prof. am K. K. Polytechnischen Institute in Wien. Erster Theil gr. Octav. 555 Seiten.

12 Kupfertafeln. Zweyter Theil. 785 G. 15 Kupfertafeln. 18 B.

Der Verf. hat schon vor einigen Jahren ein lateinisches Lehrbuch der Physik zum Behuf seiner Vorlesungen am K. K. Lycäum zu Grätz, an welchem er damals als Lehrer der Physik angestellt war, und wofelbst der Vortrag in Lateinischer Sprache gehalten werden mußte, herausgegeben. Jetzt als Professor der Physik am Polytechnischen Institute zu Wien, bedurfte er eines solchen Lehrbuchs in deutscher Sprache, und verfaßte daher das gegenwärtige, welches jedoch nicht als eine Uebersetzung des Lateinischen, sondern als ein ganz neues Werk anzusehen ist, bey dessen Bearbeitung der Verf. zwar das Aeltere mit zum Grunde gelegt, jedoch darin von demselben abgemichen ist, daß er sich in dem gegenwärtigen mehr an die eiaenthümlichen Lehren der Physik gehalten, und von den z. B. in die Chemie einschlagenden Gegenständen nur das Allgemeinste bezubringen zweckmäßig fand. Dagegen erscheinen aber in dem gegenwärtigen die einzeln Lehren in einem weit ausführlicheren Vortrage, weil der Zweck des Verf. war, nicht einen bloßen Leitfadenz, sondern ein zum Nachlesen und Selbstunterricht geeignetes Buch zu liefern. In dieser Rücksicht kann man diesem Lehrbuche nicht den Vorwurf machen, daß es für den Unterricht zu ausführlich sey, zumahl wir auch voraussetzen, daß bey dem Polytechnischen Institute der Vortrag einer so weitläufigen Wissenschaft nicht auf eine so kurze Zeit beschränkt ist, als dies auf den meisten Universitäten der Fall ist, wo idr Lehrer sich in einem Handbuche möglichst kurz fassen muß, um in einem halben Jahre eine brauchbare Uebersicht auch nur der vorzüglichsten Lehren seinen Zuhörern zu verschaffen, unter denen so viele sind, welche wegen anderer Studien sich mit keinem weitläufigen Detail einer solchen Wissenschaft befassen können, auch wohl die Physik nur zu ihrem Vergnügen mithören. Dreyenigen, welche sich indeß schon eine solche Uebersicht verschafft

Haben, und sich nun noch ausführlicher über diese oder jene Gegenstände belehren wollen, wird das Lehrbuch des Vf. wegen seines deutlichen und gründlichen Vortrags vortreffliche Dienste leisten. Der Plan nach welchem dasselbe ausgearbeitet ist, weicht von dem der bessern Lehrbücher in der Hauptsache nicht ab, außer daß der Lehre von der Bewegung sogleich auch die physische Astronomie beygefügt ist, welche man, wie uns deucht, doch besser nach dem Vortrage von mehr andern Lehren, deren man bey der Betrachtung der Weltkörper nicht entbehren kann, folgen läßt. Nach der Lehre vom Gleichgewicht und der Bewegung fester Körper im Allgemeinen, folgen die Erscheinungen der Anziehung in der Ferne, die Geseze der Schwere und der allgemeinen Gravitation, und der dadurch bewürkten besondern Bewegungen, überhaupt die Bewegungsgeseze mit Betrachtung der bewegenden Kräfte selbst, nebst Anwendungen auf die besondern Lehren vom Hebel, von den einfachen Maschinen, vom Schwerpunkte, vom Pendel, vom Stosse der Körper u. s. w. Sodann die Phänomene der tropfbar flüssigen Materien, der schweren ausdehnbaren Flüssigkeiten, und die Erscheinungen der vorherrschenden Anziehung in der Berührung, oder in unmerklichen Abständen. So weit der erste Theil. Im zweyten die Schwingungsgeseze elastischer Körper, besonders in Beziehung auf das Hörbare derselben (Akustik); Hierauf die Erscheinungen der Wärme, des Lichts, der Electricität und des Magnets. Zuletzt das Allgemeinste der physischen Geographie und Meteorologie, nebst mehreren zum physischen Gebrauche sehr nützlichen Tafeln. Man wird nicht leicht einen erheblichen Gegenstand der allgemeinen Physik in dem gegenwärtigen Werke vermissen. In der Lehre von der Wärme und dem Lichte erklärt sich der Vf. gleichfalls dafür, daß durch die Annahme eines besondern Wärme- und Lichtstoffes die Phänomene am leichtesten begriffen werden. In der Lehre von der Electricität läßt er hingegen einer jeden von den beyden bekannten Theorien gleiches Recht wiederfahren. Uns scheiner jedoch die electrisch-chemischen Erscheinungen der Wol-

taischen Säule mehr für das dualistische System zu sprechen. Daß die Beugung des Lichtes, auch wohl die Folge einer Brechung desselben in einer kleinen durch Adhäsion der Luft verwirkten Atmosphäre, dergleichen um einen jeden Körper sich wahrscheinlich befinde, und in einer verdichteten Luft bestehe, seyn könne, ist doch wohl nicht wahrscheinlich, und sind dadurch die dunkeln höchst merkwürdigen Zwischenräume im inflectirten Lichte oder die Lichtpausen nicht begreiflich, welche man bey diesen Phänomenen wahrnimmt. Auch von der Polarisation des Lichtes sind einige der vorzüglichsten Erscheinungen mitgetheilt. Eine umständliche Erörterung derselben gehört aber für besondere Werke. Die zu dem gegenwärtigen gehörigen Kupfer sind sauber und deutlich gezeichnet, und geben von den meisten physicalischen Apparaten eine hinlänglich belehrende Ansicht.

M a r b u r g.

Bev Krieger: Churhessisches Kirchenrecht von C. W. Ledderhose; neu bearbeitet von Christian Hartmann Pfeiffer, Regierungssecretarius zu Marburg. 1821. XII u. 711 Seiten in gr. Octav.

Der Werth und die Brauchbarkeit der in dem Jahre 1785, unter dem Titel: "Versuch einer Anleitung zum Hessen-Casselischen Kirchenrecht, entworfen C. W. Ledderhose" erschienenen ersten Ausgabe dieses Werks, ist allgemein anerkannt. Nicht minder war es dagegen auch das Bedürfniß einer Ergänzung desselben durch die, seit jener Zeit — in einem Zwischenraume von 36 Jahren ergangenen, zahlreichen Verordnungen und andern Verfügungen, die beynahe auf alle Lehren, welche den Gegenstand desselben ausmachten, von dem bedeutendsten Einflusse gewesen sind. Zu einer solchen Ergänzung hatte nun aber wohl niemand eigen größern Verzug, als der Verf. indem er nicht allein in den Besitz sämmtlicher von dem verstorbenen Ledderhose gesammelten nachträglichen Materialien gelangt war, sondern auch von seinem Bruder, dem vormaligen Consistorialsyndicus und Oberappellationstathe zu Cassel, jetzt zu Lübeck, sehr rei-

che Collectaneen erhalten hatte, und ihm überdies die Benutzung des Consistorialarchivs zu Cassel und zu Marburg vergönnt war. Unter diesen Umständen ließ es sich erwarten, daß der Verf. der beabsichtigten Aufgabe auf eine möglichst vollkommene Art entsprechen würde, und daß diese Erwartung nicht fehlgeschlagen sey, beweiset denn auch jede Seite dieser neuen mit großem Fleiße und unermüdlicher Sorgfalt ausgearbeiteten neuen Ausgabe. Was den Umfang derselben anbetrißt, so beschränkt sich das Werk auf die evangelischen Kirchenangelegenheiten in dem Nieder- und Oberfürstenthum Hessen mit den dazu gehörigen Provinzen und in der Grafschaft Schaumburg; ausgeschlossen sind, wegen der ganz eigenthümlichen Verfassung der Provinz, die Kirchensachen des Fürstenthums Hanau und der in kirchlicher Beziehung dazu gehörigen Ländertheile, so wie alle katholischen Kirchenangelegenheiten. In Hinsicht der Ausführung selbst, unterscheidet sich diese neue Ausgabe dadurch auf eine sehr vortheilhafte Art von der ältern, daß die vorhandenen Materialien vollständig und treu verarbeitet sind, daß sich der Vf. dabey einer sehr zweckmäßigen Kürze bedient und die neuen Verfügungen, so wie die neuere Literatur vollständig u. genau eingeschaltet hat. Zweckmäßig ist auch darin eine Abänderung von ihm vorgenommen, daß einige Lehren, die früher getrennt waren, mit einander verbunden sind, andere dagegen, an einen passendern Orte eingefügt wurden, als wo sie sich in der ältern Ausgabe befanden; z. B. die Lehre von den Rechten und Pflichten des Predigers, welche in der ältern Ausgabe zum Theile in dem ersten, zum Theile in dem dritten Abschnitte vorkam, die Lehre von der bürgerlichen Verbindlichkeit des Schwängerers, welche in der ältern Ausgabe in dem Abschnitte von der geistlichen Strafgerichtsbarkeit abgehandelt war, jetzt aber den Beschluß des ganzen Kirchenrechts macht, die Lehre von den weltlichen Vergehungen, deren Strafe milden Stiftungen zufließt, welche jetzt in den Abschnitte über die Verwaltung des Vermögens dieser Stiftungen, gesetzt ist, und dergl. mehr.

— . —

G ö t t i n g i s c h e G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1821.

G ö t t i n g e n .

Seine Majestät, unser allergnädigster König, haben huldreichst geruhet, den bisherigen Privatdocenten der hiesigen Universität, Herrn Georg Carl Justus Ulrich zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät unter dem 12. Junius zu ernennen.

B o s t o n .

Published by T. B. Wait and Co.: *The new England Journal of Medicine and Surgery and the collateral branches of Science: conducted by a number of physicians etc. Volume I, 1812. in Octav. S. VI u. 434.*

Nach einem dreißigjährigen Aufblühen des Nord-americanischen Continentes, häufen sich auch die literarischen Journale immer mehr, und unter ihnen zeichnen sich für Medizin und Chirurgie das vorliegende, nebst den Transactions of the physico-medical Society of New York (welches mit dem Jahr 1817 erst seinen Anfang nahm), besonders durch Originalabhandlungen aus. Nr. I. Januar. 1812. — Bemerk-

2 (6)

kungen über *angina pectoris* von John Warren, M. D. — Nach kurzer Erwähnung der Ansichten Parry's, Percival's, Blaeks, Heberden's über *Ossific actio* der Kranzadern des Herzens als Ursache dieser Krankheit, und nach Anführung einiger selbst beobachteten Fälle, behauptet Hr. W. 1. daß Ossificationen der Kranzadern nicht wesentlich mit der *angina pectoris* verknüpft seyen, indem der Vf. auch unter 10 Fällen, wo keine Symptome der *angina* vorhanden waren, bey vielen diese Verköcherungen fand: er hält sie deßhalb nur für mitwirkende Ursachen. 2. Daß bey der Definition der Krankheit noch Mangel an *palpitatio* und des schweren Athmens beachtet werden müßten: beyde Symptome sind so natürliche Folgen der Mißbildungen des Herzens und der *aorta*, daß sie jede Art begleiten können; 3. wahrscheinlich sey *angina pectoris* die Wirkung von Unfähigkeit des Herzens, sich der Blutmasse, welche in selbiges durch beschleunigte Circulation-getrieben, genügend zu entleeren, um die Vitalfunctionen zu unterhalten. Solche Unfähigkeit oder Schwäche hänge ab von Abweichungen des Herzens und seiner Anhängsel von deren natürlichem Zustande, und wahrscheinlich möge irgend ein einzelner Umstand die besondern Nerven so afficiren, daß die Schmerzen in der linken Brust und die Suspension der Circulation hervorgebracht werden. — Bemerkungen über Krankheiten, die das Zahnen begleiten, zumal im Sommer und Herbst, von James Jackson. Der Vf. hält die Zahnentwicklung für analog mit der der Geschlechtswerkzeuge in der Pubertät und andern örtlichen Veränderungen in andern Lebensperioden, und schreibt die heftigen Wirkungen der großen Reizbarkeit des kindlichen Alters zu. Die Wirkungen sind 1. Störungen der gesetzmäßigen und regulären Actionen des Systems; 2. Aufhebung einzelner; 3. Erzeugung einer krankhaften Irritabilität, wodurch krankhafte Thätigkeiten des Systems hervorgebracht werden. Effecte der ersten und zweyten Art sprechen

sich im Magen und Därmen aus, auch Urinwerkzeuge und andere Theile können leiden. Die der dritten Art zeigen sich in der großen Empfänglichkeit zahnender Kinder für verschiedene Krankheiten der Jahreszeit: solche Krankheiten kommen im Winter und Frühling meist in den Organen oberhalb des Zwerchfells, und während des Sommers und Herbstes unterhalb desselben vor. Die erste Affection kömmt zu allen Jahreszeiten vor, doch mehr in warmem als kaltem Wetter, eine *affectio organorum chylopoëticorum*, mit Fieber, Erbrechen alles Genossenen, mit Schleim, auch Galle vermischt, selbst mit Convulsionen verbunden, aber Nachlaß aller Symptome, wenn gleich oft nur momentan, und wobey ein oder der andere Zahn durchbricht. Diese Affection hat zur prädisponirenden Ursache Irritation vom Zahnen und zur *causa occasionalis* in zu großer Quantität genossener Speisen oder von unpaßlicher Quantität. Indicationen sind 1. den Magen aufzureizen, um sich zu entleeren, wenn von selbst kein Brechen erfolgt, 2. Spannung des Zahnfleisches über den Zähnen zu heben durch Einscheiden. Die zweyte Krankheit folgt oft der vorigen bey Vernachlässigung, oft ohne selbe, und ist die *diarrhoea ex dentitione*. Die dritte fast den zahnenden Kindern eigenthümliche im warmen Jahreszeiten, zumal August, böser in September, ist die *cholera infantum*. Beyde hinsichtlich ihrer Symptome, Ursachen und Krankheitsercheinungen bey Section beschreibt der Vf. dann ausführlich. — Lebensbeschreibung von Xavier Bichat. — Fälle von *Apoplexia* mit dem Leichenbefund von John C. Warren. Nach Mittheilung zweyer Fälle, wo Apoplexie auf Genuß unverdaulicher Eierspeisen erfolgte, untersucht der Vf. die von Bell bestrittene Frage, welchen Consensus Magen mit Hirn habe, und stimmt für die Nervensympathie durch die anatomische Ansicht der Nervengeflechte des Magens und aus pathologischen Effecten. — Uebersicht

der Resultate von Davy's kürzlichen electro-chemischen Untersuchungen: Zersetzungen der Alkalien und Erden durch galvanische Electricität, als höchst combustible metallische Körper in Verbindung mit Oxygen. Beobachtungen und Versuche zur Behandlung der Verbrennungen von Jacob Bigelow. Würdigung des Verfahrens von Kentish mit *stimulantibus*, *oleum terebinthinae* u. s. w. und das von Earle mit kalten Umschlägen, welches auch Walter Farquhar und Kinglake befolgen: der Vf. findet beyde Extreme der Behandlung irrational, und schlägt einen intermediaten Plan nach Verhältniß der Umstände, Grad und Zustand der Krankheit vor. — Beobachtungen über Krankheiten, die der Syphilis ähneln, und deren Ursachen von Walter Channing. — Fall und Section eines blausüchtigen Mädchens aus einem Briefe von John Dorsey. Es fand sich die aorta ungewöhnlich groß und aus beiden Ventrikeln des Herzens entspringend. — Ueber Mutterkorn (*Spurrod rye*) als Mittel die Geburt zu beschleunigen: der Vf. fand es wirksam, wo Kraftmangel zur Austreibung der Frucht vorhanden war, doch scheint es ihm, was noch nicht angeführt worden, den Tod des Kindes herbeizuführen, indem dieß Mittel durch seine die Wehen andauernd machende Wirkung niemals den Rücktritt des Kindeskopfes erlaubt. Demnach läßt der Vf. nur den Gebrauch bey Weibern zu, die schon geboren hatten, wo die Lage des Kindes natürlich ist, und eine völlige Relaxation des *ossis tinae* und *ossis externi* statt findet. — Physiologische Untersuchungen über den Einfluß des Hirns auf die Thätigkeit des Herzens und die Erzeugung der thierischen Wärme von B. C. Brodie (aus den Croonian Lectures entlehnt). — Rezensionen: 1. Sixteen introductory lectures to courses of lectures upon the institutes and practice of Medicine etc. by Benjam Rush prof. — Philadelphia. 1811. 2. dissertation on the proximate cause of inflammation, by Alex. Stevens, Philadelphia. 1811.

— 3. Letter to Dr. Jones on the composition of the Eau medicinale d'Husson by James Moore. London 1811. Nach Moore besteht es aus *vinum hellebori albi* mit *Vinum opiatum* vermischt. — Nachrichten: *Spina bifida*. Abernethys und Coopers Verfahren und Erfolge der Punctur. — Ankündigung neuer Bücher. — Brodies Observationen über die Todesarten durch Pflanzengifte. — Mareets Entdeckungsmittel für Arsenic. — Steinoperationen zu Boston. — Derscy in Philadelphia unterband zuerst in America die *iliaca externa* im Becken wegen *aneurisma* mit glücklichem Erfolg. — Chapman fand in der *polygala Senega* ein herrliches Mittel gegen hartnäckige Amenorrhoea. — Neu erschienene englische, französische und americanische Werke. — Meteorologische Tabellen vom October bis December 1811.

Nr. II. April 1812. Ueber die Krankheiten in Folge des Zahnens der Kinder von Jackson (Fortsetzung) Ursachen der *cholera infantum*. — Fälle organischer Krankheiten des Herzens und der Lunge von J. C. Warren mit 1 Kupfer. Der erste Fall betraf ein *aneurisma* des Ursprungs der *aorta*; Fall 2. eine widernatürliche Oeffnung in der *valvula mitralis* bey einer ein und zwanzigjährigen Frau; und Fall 3 eine Krankheit der Lungen, deren Symptome sehr einer Krankheit des Herzens ähnelten, wobei sich Lungen so induirt wie eine scirröse Brust und überall adhärirend, nebst schwacher Verkücherung der Kranzadern des Herzens fanden. Alle 3 Fälle bieten viel Merkwürdiges dar; die erste Gegenwart vieler, aber auch Abwesenheit mancher der wichtigsten und characteristischen Symptome, der zweyte war merkwürdig durch die schrecklichen Folgen einer plötzlichen Veränderung in der Herzorganisation. — Uebersicht von Davy's electrico = chemischen Untersuchungen (Fortsetzung) Zersetzen von Schwefel, Phosphor, Plumbago, Steinkohlen, Diamant. — Bemerkungen über die Krankheiten, die der *Siphylis* ähneln und deren Ursachen von Wal-

ter Channing (Fortsetzung) aus Hunters Werk gezogen. — Bemerkungen über Petechial- oder Fleckfieber, aus einem Briefe eines Arztes im Maine-District: durch drey Fälle veranlaßt, ohne besonderes Interesse. — Fälle von Apoplexie, nebst Sectionsbefund von Joh. Warren (Schluß der im vorigen Heft abgebrochenen Abhandlung) — Apoplexien nach Mahlzeiten hält der Vf. für Beweis, daß der Magen fähig ist materiell das Gehirn zu afficiren: Störung der Function desselben könne durch Sympathie eine Erregung in den Hirngefäßen und eine Anhäufung von Blut bewirken, wo von Effusion von Serum oder Ruptur eines Gefäßes und Blutertravasat Folge ist: ob eine solche Sympathie aber die Cerebralgefäße schwächen oder eine brandhafte Aufregung bewirken könne, will der Vf. nicht bestimmen. Schriftsteller erwähnen viele Fälle von Apoplexie nach starken Mahlzeiten: Krankheit erschien gewöhnlich nicht im Augenblick lebhafter Anstrengungen, sondern während der Patient noch am Tische saß, oder in der Zeit des Schlummers, wo die Thätigkeit des Gefäßsystems weniger kräftig als zu andern Zeiten ist: dieß, wie auch, daß organische Krankheiten des Magens, Scirrhus, beträchtliche Tuberkeln der Lungen keine Apoplexie bewirken, und *onaniaci*, *phrenitici* und Betrunkene nicht dadurch getödtet werden, scheint der Vf. die Irrigkeit von Bell's Meinung erhöhter Vascularaction darzuthun. — Ueber die Operationen des Steinschnitts und des Aneurism, aus dem Briefe eines Correspondenten. Schilderung von Astley Coopers Versuchen, doch dürftig. — Zwey Fälle von Necrosis von Dr. John Martin mitgetheilt; in beyden wurden Sequester durch Trepan weggenommen. — Bemerkungen über obige Fälle von einem Arzte im Maine District. Statt Trepan, Hammer und Meißel, die Boyer empfiehlt, schlägt der Vf. vor, mittelst einer Dogenförmigen Säge den Knochen oben und unten zu jedem Ende des wegzunehmenden Sequesters quer einzufügen, und beyde Querschnitte durch parallele Län-

genicisionen zu vereinigen, damit der Knochen ohne große Störung der weichern Theile des neuen Knochens weggenommen werden könne. Ist der kranke Knochen ein Röhrenknochen, und liegt er nahe an der Oberfläche, so rath er, eine Stelle quer zu durchsägen, die Enden desselben zur Seite von einander zu entfernen, aus beyden die Sequester herauszuziehen, dann die Segmente auf Art eines Beinbruchs vereinigt zu halten, wo dann alles heile. — Recensionen: 1. *Disquisitiones on the history of Medicine, Part. I. etc.* by Richard Miller. Edinburg 1811. 2. *An Essay on the disease called Yellow Fever, with observations concerning febrile contagion, typhus fever, dysentery and the plague etc.* by Nathaniel Bancroft M. D. London 1811. — Nachrichten: Fall von Operation des Nachstaars von Dr. John C. Warren. Wirkungen des *Olei terebinthinae* in Verbrennungen. Anzeigen von Travers Werk *on injuries of the intestines*, und Wenzel Untersuchungen über die Ursachen der Epilepsie. Ellis Untersuchungen der Veränderungen der atmosphärischen Luft durchs Keimen der Saamen, Vegetation und die Respiration der Thiere. *Diabetes mellitus*. Nach vergeblichen Versuchen, den Zuckersstoff im Blute aufzuspüren, nehmen Wollaston und Marcet ein Vermögen in den Nieren an, diese Substanz zu produciren. — Aerolithen bey Lissa am 3. Sept. 1808 gefallen. — *Swietenia febrifuga* ein neues Substitut der China nach Roxburgh. Fabriken von kohlen-saurer Magnesia und grünem Vitriol in America. — Radicalcur eines großen Wasserbruchs durch Biß eines Pferdes, der durch *tunica vaginalis* drang. — Königliche Societät. Mittheilungen von Brande's Untersuchungen über Gegenwart des Eisens im Blute; Herschels Untersuchungen über Cometen; Campion über Structur des Auges bey Menschen und Vögeln, zumal um deren Aye Gegenständen anzupassen; Le Gallois Experimente über das Ver-

mögen junger Thiere, ohne Athmen einige Zeit zu leben, und über Einfluß der Nerven auf die Bewegung des Herzens; Chaussier über Puerperalfieber und peritonitis, wogegen er die Wirksamkeit von Dampfbädern, und Mercurialeinreibungen in den Unterleib zeigt. — Anwendung der Dampfbäder in England gegen Catarrhe, Rheumatismen, steife Gelenke u. s. w. Gewöhnlich taucht man Holzscheite in heißes Wasser und legt sie ins Bett des Kranken. — Petechialfieber herrscht in den nördlichen Staaten und Canada nun ins siebente Jahr. — Auszüge aus den Transactions of the medical and chirurgical Society of London. — Litteratur und Meteorologische Tabellen.

Nr. III. July 1812. Uebersicht von Davy's electrico-chemischen Untersuchungen (Fortsetzung) Decomposition der Säuren. — Ueber das Petechial oder Fleckfieber in Connecticut von Nathan Strong. Von keinem besondern Interesse; nur der rasche Tod in den ersten 10-15 Stunden, und befallen wie mit Apoplexie oder Ohnmacht scheint die Wuth einer erst damals seit sieben Jahren in America aufgetretenen Krankheit zu beweisen. — Bemerkungen über die Krankheiten die der Syphilis ähneln, von Walter Canning (Fortsetzung). Aus Adams, Hunter und Abernethy entlehnte Stellen. — Ueber die Wirkungen des kohlensauren Eisens in Geschwüren des Uterus von Will. so Damage jun. M. D. Der Vf. bedauert, daß Carmichael wenig genau die Krankheiten unterschieden hat, in welcher das kohlensaure Eisen mit Nutzen anzuwenden sey; und fand es nun sehr wirksam in einer Krankheit die er *ulcus phagadenicum uteri* nennt, und welche in ihrer höchsten Form dem Krebs sehr ähnelt. Die Unterschiede bestehen aber in dem verschiedenen Grad der Härte der Theile (nicht so steinhart, als bey *cancer*), Schmerz im hypogastrio mit Schwächegefühl im Rücken, schießenden Schmerzen nach den Hüften (dagegen bohrender Schmerz bey *cancer*) einige Verdickung des *ossis tinae* und *fundi uteri*, Un-

regelmäßigkeit der Tamenien und stete Leuforchöe. Mit Fortschreiten der Krankheit tritt große Abmagerung ein, Gesicht wird schmutzig und abgehärmt, Puls klein und schwach, wenig Blutabträufeln und Schleimfluß sanibser Art, labia tincae werden uneben, Paroxysmen von Schmerzen, wie bey Geburten, mit heftiger Blutung. — Bis auf den dritten Fall endeten die übrigen erzählten auf Gebrauch des kohlensauren Eisens, drey mal täglich zu einer halben Drachme in Electuar genommen, glücklich. — Mittheilungen der Arbeiten des Kaiserlichen Institutes in Frankreich vom Jahr 1811. Durch John G. Coffin. Benutzung des Evaporationsprocesses zur Bereitung von Alcohol, Trocknen des Pulvers u. s. w. in Frankreich. — Paillet de Beauvoir Untersuchungen über die Bewegung des Pflanzensaftes, woraus hervorgeht, daß der obere Theil eines Stammes, wenn Rinde kreisrund bis aufs Holz durchschnitten worden, vom Holz aus noch ernährt wird. — Wirbel und Richard Untersuchungen über die Cotyledones der Monocotyledones, Gräser ic. — Fälle, in welchen oleum terebinthinae mit Erfolg gegen taenia angewandt wurde von John B. Brown. — Ueber die Goldpräparate und deren Anwendung in der Medicin. Nach Chrestien, doch gibt der ungenannte Hr. Verf. bessere Methoden zur Bereitung derselben an, und glaubt positivere Effecte vom innern Gebrauch, statt der Einreibungen ins Zahnfleisch. Eine Menge Versuche mit Gold in venerischen Krankheiten werden in einem nächsten Stücke dieses Journals versprochen. — Recensionen: 6. Fortsetzung der Recens. von Bancroft essay on Yellow fever. — 7. an inaugural dissertation on the medical virtues of the white oxide of bismuth etc. by Samuel W. Moore. New York 1811. — 8. an essay of organic diseases and lesions of the heart from clinical Lectures of Corvisart published under his inspect. by C. E. Horeau Dr. Med. and translated with notes by Jacob Gates. Boston

1811. — 9. Communications of the medical society of Connecticut. Nr. 1. Newhaven 1810. — Nachrichten. Auszüge aus den medico-chirurgical Transactions — James Currie über die Verurtheile, die man gewöhnlich gegen den Mercurgebrauch hegt. Der Vf. reducirt alles auf Leberkrankheit, und wendet überall Mercur an. — Entzündliche Krankheiten: Weddooes wirft die Frage auf, ob nach allgemeinen und örtlichen Blutlassen man nicht gleich zu starken Reizmitteln greifen könne, wie z. B. Chirurgen bey Pneumonien gleich nach Ueberlass sulphas cupri geben, und hierdurch den Congestionen in den Lungen und serösen Effusionen vorbeugen. — Unterbindung der Saphena. Freer in Birmingham unterbindet die vena varicosa, und nimmt wenige Minuten darauf die Ligatur wieder ab: er sah stets guten Erfolg, nie die bösen Folgen, die das Bleiben der Ligatur veranlaßt, und fand immer den Canal dadurch obliterirt. — Luftstreiffchüsse. Ellis Theorie, aus dem Edinburg med. and. surgic. Journ. bekannt. — John King empfiehlt Holzkohlenpulver als das beste Stipticum. — Bruce empfiehlt, um sich von der Aechtheit und Schutzkraft der Kuhpockenimpfung zu überzeugen, 5 bis 6 Tage nach der ersten, Impfung zum zweytenmale. Ist die Krankheit echt, so verläuft die zweyte Impfung so schnell, daß gleich in ein Paar Stunden eine areola entsteht, und dann die Pocke mit der ersten gleich verläuft. — Ueber Nabelbrüche der Kinder. Aus dem London medical Review. — Spontane Feuer- ausbrüche in Fabriken. — Dennisons Opium aus weißem Wahn. Mittheilungen der Königl. Societät und des Kaiserlichen Instituts in Frankreich. — Sterbelisten. — Neue Literatur: Meteorologisches Journal der letzten Monate. — Nr. IV. October 1812. Bemerkungen über Krankheiten, die das Zahnen der Kinder begleiten von Jackson. (Schluß). Behandlung der diarrhoea und cholera infantum ex dentitione, sehr ausführlich. — Ueber die Schußwunden.

Aus Richerand *nosographie chirurgicale* übersetzt, statt der daselbst angegebenen Instrumente sind die von Chevalier zur Extraction der Kugeln angeführt. — Bemerkungen über kalte Bäder von J. E. Coffin. Einfluß derselben auf Gesundheit, und Vorsichtsmaaßregeln bey ihrem Gebrauch: enthält nichts Neues. — Uebersicht von Davy's electrico-chemischer Untersuchungen (Schluß). Ueber die Verbindungen des übersalzsauren Gases und des Oxygens mit den Kalimetallen. — Interessant ist der Aufsatz über Davy's Selbstbildung. — Bemerkungen über die Krankheiten, die der Siphylis ähneln von Walter Channing (Schluß). — Ueber den Croup von J. Jackson M. D. der Vf. fand in den Leichen nicht immer die gewöhnlich angegebenen Erscheinungen, zwar die innere Schleimhaut des larynx entzündet, aber ohne falsche Haut; einmal war Schleimhaut sehr entzündet und so geschwollen, daß die Stimmröhre dadurch sehr verengt war, außerdem mit einem dicken Schleim überzogen. — Recensionen: 9. *Observations on hydrophobia, produced by the bite of a mad dog or other rabid animal etc.* by James Thatcher. Plymouth 1812. und *a dissertation on the bite of rabid animals, beeing the substance of an essay, which recieved the prize from the royal college of Surgeons in London* by James Gilmann. Lond. 1812. — 10. *Observations on combustion and Acidification etc.* by John Redman Coxe. Philadelphia 1811. — Nachrichten. Medizin. Vorlesungen in Boston für den Winter 1812. — Fälle von Entfernung von Blasenstein durch die dilatirte Harnröhre. Aus dem *London Medical Review*. Astley Cooper zog einen anderthalbzölligen Stein aus der Blase einer Frau, deren Harnröhre er durch Pressschwamm vorher dilatirt hatte. Bey einem vierjährigen Knaben wurde auch durch Wicken die Harnröhre binnen vierzehn Tagen so erweitert, daß der kleine Finger hineingeschoben werden

Konnte, und drey Muskatnußgroße Steine durch selbige ausgezogen. Fungus haematodes des ossis ilium. — Unterbindung der arteria iliaca externa (aus d. Lond. Medic. Review). — Wunde durch Kanonenkugel, welche Haut, und äußere Muskeln wegriß ohne Knochenbruch, als Beweis der Irrigkeit der Wirkung der Luft bey den Luftstreiffchüssen aufgestellt. — Ueber die Wirksamkeit des Knochens von Strammonium im asthmate convulsivo vom Dr. Bree. — Ueber die Zucht und Gebrauch der Blutigel (aus der pharmacopoes chirurgica americana) Um einem künftigen Mangel vorzubeugen, gibt die Ph. ch. an, Blutigel in großen steinernen und hölzernen Reservoirs brüten zu lassen: diese Behälter werden mit einem weichen Wasser beynah voll gefüllt, welches durch einen Abfluß und Hahn zweymal des Monats im Winter, und einmal wöchentlich im Sommer abgelassen werden kann, und erneuert wird: man bedeckt sie mit Moos und Rasen und stellt sie so, daß beynah das Ganze der Sonne ausgefetzt ist: das Wasser muß ein Bruch- oder Flußwasser seyn. Die größte Zahl der ausgewachsenen Blutiael, welche in die Sommermonate fällt, muß in weite Flaschen gesetzt, die zuweilen der Sonne ausgefetzt werden, und nur halb mit Wasser gefüllt seyn müssen, weil die Blutigel gern an den trocknen Wänden heraufkriechen, um sich abzutrocknen. Während des Winters sollten die Reservoirs mit Mist umgeben werden. Die jungen Blutigel bedürfen einiger Jahre, ehe sie ausgewachsen sind, während welcher Zeit sie nicht aus dem Behälter genommen werden dürfen. — In dem Lond. Med. and physical. Journ. Aug. 1812 reclamirt Home gegen Marcet und Roget die Entdeckung des salpetersauren Silbers als Reggens gegen Arsenik. — Thom. Clark über die Ipecacuanha. Nutzen dieses Decocts (Zij rad, ipecacuanha mit einem Quart. Wasser auf eine Pintze eingeseiht) als Clystiere nicht allein ge:

gen Nuhren, sondern auch gegen haemorrhoides internae und flatulente Aufdehnung der Eingeweide; nach eignen Versuchen und Mittheilungen von Dr. Connin, Barclimore und Baird. — Fälle von Menschenpocken nach der Vaccination (aus dem London Medical and physical. Journ. for August 1812) Dr. Pearson macht folgende Bemerkungen über die erzählten Fälle einer und derselben Familie: 1. daß nach echtem und gutem Verlauf der Vaccine die Constitution in einigen Fällen nicht geschützt wird. 2. Dies sey eins der entscheidendsten Beweise constitutioneller Susceptibilität gewisser Familien, die beobachtet worden. 3. Zwey Fälle waren heftiger, als je in dem Pockeninstitut bemerkt worden, und sich selten in der Privatpraxis ereignen wird, der dritte Fall war schnell verlaufend und Abtrocknung so eilig, daß man Zweifel hegen konnte, ob Disposition zu den Pocken dadurch getilgt worden, doch folgten sehr gemilderte Pocken. 4. Da diese Fälle von Nichtschützen der Vaccine zu gleicher Zeit eintraten, obgleich Kinder in den Jahren 1801 bis 1808 geimpft waren, so scheint jeder andere Grund der nicht schützenden Kraft wegzufallen. 5. Vaccination war von zwey Chirurgen angestellt, die Materie von drey verschiedenen Quellen und aus der wirksamsten Periode: weder Materie noch Impfort ist zu beschuldigen. 6. Die Narben zeigten stattgehabte kräftige Einwirkung. 7. Kinder schienen nicht die folgenden gemilderten Blattern nach Verhältnis des Grades der Affection durch Vaccine zu haben. 8. Der Umstand, daß vier Kinder derselben Familie nach einander Blattern bekamen, beweiset, daß Krankheit wahre Blattern waren. 9. Materie war von einem Kinde zur weitem Vaccination mit Erfolg gebraucht. 10. Die Krankheit würde bey drey Kindern ohne Vaccination sicher sehr schwer geworden seyn, da sie schon sehr heftig litten, und das vierte am 10ten Tage der Eruption starb. — James Jackson Anstellung als Pro-

fessor in Boston. — Neue englische und americanische Litteratur. — Meteorologisches Journal und Index.

M ü n c h e n .

Felix Josephs Lipowsky's Geschichte der Jesuiten in Schwaben. Thl. I. 1819. S. 250. in 8. Th. II. 1819. S. 283 in 8. Hr. L. muß eine äußerst rüstige Feder führen, oder eine höchst leichte Hand haben, denn allein die von ihm verfaßten Werke, die er selbst in dieser Schrift allegirt, könnten schon einen hübschen Anfang zu einer eigenen **Bibliotheca Lipowskiana** machen, und vermuthlich mag er noch mehrere geschrieben haben, die er nur nicht alle mit guter Art anbringen konnte, wiewohl ihm die Art des Anbringens bey seinen Citaten, wie man aus unzähligen Beyspielen in dieser Schrift ersieht, keine große Sorge zu machen scheint. Zwar müßten wir uns etwas schämen, daß wir mit den meisten dieser Erzeugnisse seiner Feder erst bey dieser Gelegenheit durch ihn selbst bekannt geworden sind; aber nach einer nähern Bekanntschaft mit dem Vorliegenden konnten wir es wenigstens zu keinem großen Bedauern darüber bringen. Die Flüchtigkeit, womit diese Geschichte der Jesuiten in Schwaben geschrieben ist, erklärt nehmlich das Wunder, wie Hr. L. so viel schreiben konnte, nur allzunatürlich, denn da er sich gewöhnt zu haben scheint hinzuschreiben, was und wie es ihm in den Kopf oder in die Feder kömmt, ohne sich jemahls über die Frage, ob es sich paßt, zu beunruhigen, so kann es ihm nicht schwer werden, in kurzer Zeit sehr viel zusammen zu bringen. Zum Beweise davon dürfen wir bloß den ersten Paragraph hersehen, womit sich die Geschichte eröffnet, denn nach diesem wird gewiß keiner unserer Leser einen weiteren verlangen. — "Philosophie — so holt Hr. L. aus — in so ferne sie sich dem Christenthume entgegenstemmt, entspringt aus der Hoffart, und der Unzucht. Kezerey, sagt daher der heilige Hieronymus ist Apter-Philosophie, und so haben Philosophen dieser Art, oder kezerische Philosophen immer eben den-

selben Zweck. Alle haben im Anfange Weiber, wenigstens als Gehülfsen, zur Unterstützung ihrer Irreligion gebraucht, und so hatten Simon der Zauberer die Helena, Montanus die Priscilla und Maximilla, die Pelagianer die Galba, die Arianer die Constantia u. s. w." Nach diesem schönen Anfange gab indessen Rec. nur die Hoffnung auf, eine zweckmäßig behandelte und nach einem verständigen Plane angelegte Geschichte, hier zu finden, hielt es aber immer für möglich, daß er doch noch auf manche einzelne, auch wohl anziehende Notizen über die Schicksale des Ordens in Schwaben stossen könnte, allein auch dasjenige, was von dieser Art in den zwey Bänden zerstreut ist, geht äußerst nahe, wenigstens das anziehende geht äußerst nahe zusammen. Der Verf. beschränkt sich darauf zu erzählen, wie die Jesuiten zuerst durch den Bischof Otto von Truchsess in das Augspurgische Bisthum gebracht, und von ihm auf seiner neuen Unversität zu Dillingen angestellt wurden, wie sie alsdann auch in Augspurg selbst zu einem Collegio und zu einer Kirche kamen, sich nun von hier aus allmählich weiter verbreiteten; und besonders an solchen Orten, wo die Katholiken, wie in Augspurg, mit Protestanten in einem gleichen oder auch ungleichen Verhältnisse gemischt waren, wie in Memmingen, Lütlich, Donauwähr, Kostniz, mit mehr oder weniger Glück sich einzunisten versuchten. Dabey erfährt man jedoch meistens weiter nichts, als die Namen der freigebigen Donatoren, die zu dem Baue ihrer Häuser und Kirchen, zu der Ausschmückung von diesen und zu der Unterhaltung ihrer Collegien am meisten spendirten. In dieser Liste steht die Fuggerische Familie voran, die dem Orden wenigstens eine Million von ihren Reichthümern zuwarf; aber den Anfang seiner gesegneten Arbeiten in Augspurg machte er ja auch damit, daß er zwey protestantische Damen bekehrte, welche die Töchter des reichen Anton Fugger geheiratet hatten, der diesen Dienst mit nicht weniger

als 80,000 Ducaten honorirte. (Th. 1. S. 44.) Nach den Fugger thaten wohl die Bischöfe von Augsburg am meisten für den Orden, jedoch vielleicht noch mehr durch ihre Verwendung für ihn, als durch dasjenige, was sie ihm selbst zufließen ließen, denn wahrscheinlich waren es nur sie, welche auch den Prälaten der Schwäbischen Klöster so manchen schönen Zuschuß zu den Unterhaltungskosten ihres Collegiums in Dillingen abschmeickelten, und auf ihrem eigenen Domkapitel, das sich aber etwas zäher zeigte, mehrmahls abzuschmeickeln versuchten. Was jedoch Hr. Lip. von der sonstigen Geschichte des Ordens angebracht hat, dieß läuft meistens darin zusammen, dieß er die Zahl der jährlichen Konvertiten und Proselyten, die der Orden in der Provinz machte, jedoch bloß die Zahl ohne weiteres Detail, und den Inhalt der Comödien angibt, welche er hier und da bey feyerlichen Gelegenheiten von den Schülern seiner Collegien, aufführen ließ. Selbst die Geschichte der schönen Dillingischen Kontroversen mit den Tübingischen und andern protestantischen Theologen; ist mit der äußersten Flüchtigkeit und Unvollständigkeit behandelt: die Parteylichkeit lassen wir dem Verf. gerne hingehen; aber den Mangel an Ordnung in seiner Geschichte, oder die Ungenauigkeit in der Zeitordnung, welcher er folgen zu wollen schien, können wir ihm weniger verzeihen. Die Langische Geschichte der Jesuiten ist doch einmahl genannt und Th. II. S. 174 wird die Echtheit der Langischen Actenstücke über die amores des ehrwürdigen P. Marull in einer Note bezweifelt. Lieber wird man dafür dem Verf. für einige jener Actenstücke danken, die er seinem zweyten Theile angehängt hat; aber begreifen wird man schwerlich, wie das größte darunter, der historische Bericht von den Chursächsischen Land- und Ausschuß-Tagen S. 253 — 276 aus Mosers diplomatischen und historischen Belustigungen dazwischen hinein kam.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1821.

G ö t t i n g e n .

In der letzten Versammlung der Königl. Gesellschaft der Wissensch. am 7. Jul. legte Hr. Hofr. Tychsen einige arabische Münzen vor, die von Hn. Collegiarath Frähn in St. Petersburg ihm für die orientalische Münzsammlung der Univ. Bibliothek übersandt waren; ein Geschenk, das um so mehr dankenswerth ist, da sich darunter mehrere befinden, die in unserer Sammlung, bisher gänzlich fehlten. Dahin gehören drey Samanidische Kupfermünzen, von Nasr ben Ahmed v. J. d. Hl. 302 (914) von Mansur ben Nuh 364 (975) und von Nuh mit unleserlicher Jahrzahl. Alle drey zu Bochara geprägt. Sie gleichen im Ganzen den silbernen Samaniden Münzen; die erste hat sogar die doppelte Kandschrift, auf allen ist auch das الله mit dem unterstehenden Namen des Fürsten, الله منصور بن , الله نوح , الله نصر . Sie unterscheiden sich aber durch Weglassung des Namens des Chalifen, und durch die Kandschrift der Rehrseite: $\text{منها امر به الامير نصر بن}$ Auf Befehl des Fürsten u. $\text{الله احمد اعزّه الله}$

dem Gott Macht verleihe. Auf den beiden andern scheint zu seyn: الأمير السيد الملك المنصور آية الله . . des Fürsten Herrn und Königs Mansur; den Gott stärke. Der Name

ist undeutlich. Hr. Fr. lieft auf der von 364 المظفر, der siegreiche König, vielleicht nach einem vollständigeren Exemplar. Nur durch die Vergleichung von solchen läßt sich bestimmen, ob das Mansur als Eigennamen oder als Titel, der siegreiche, zu verstehen sey. Zwen dieser Münzen haben das Ansehen von Messing. Die vierte Münze ist eine Kupfermünze von Vulgar, dergleichen H. C. R. Fr. in seiner Abh. de numorum Bulgharicorum forte antiquissimo beschrieben hat; sie hat aber sehr gelitten und ist kaum noch lesbar. Die übrigen 12 sind von Mogolischen Chanen, theils silberne, theils kupferne, theils genaue Abgüsse in Blei. Sie führen die Namen Mangu, Kulna, Cheder, Mirbed oder Marid, Tulun, Tuctamisch, Pulad, Timur Kutla, Schedibek. Alle dienen zur Ergänzung der hiesigen Sammlung und sind zum Theil für die Geschichte berichtend. Auf der Silbermünze von Kulna Chan steht deutlich قولنا. Kulpa ist

also unrichtig, wenn anders andre Münzen die Lesart unsrer Münze bestätigen. Die Münze mit dem Titel Ghiatheddin in unsrer Sammlung muß nach einem übersandten ähnlichen Bleiabdruck dem Tuctamisch beigelegt werden. Merkwürdig ist auf einer Kupfermünze die Inschrift حکم همايون (auf Königl. Befehl) 737 ohne leserlichen Namen. Auf der Rehrseite der Löwe mit dem Sonnenbild, wie auf den bekannten Münzen des Selgjuken Carhosru, von welchen diese Gepräge entlehnt zu seyn scheint.

Zugleich gedenken wir hier mit Dank eines schon früher erhaltenen bedeutenden Geschenkes, das von dem Königl. Beamten zu Hameln, Hr. Avenarius durch

Hrn. D. M. Nath N. Blumenbach der Univ. Bibl. zugekommen ist. Es sind, außer einigen merkwürdigen Bracteatzen, vier röm. Familien-Denarien, 21 von den Imperatoren Vespasian, Trajan, Hadrian, den Antoninen bis Gordian, nebst einem gro-sus Turonensis. Diese sämmtlich wohl erhaltenen Münzen sind jezt der Sammlung an den gehörigen Orten zugelegt worden.

Paris.

Bey Pancoucke: Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Buonaparte avec les cours étrangères, les princes, les ministres et les généraux françois et étrangers, en Italie, en Allemagne et en Egypte. Mit dem Motto: scripta manent. Première Livraison. Italie Tom. 1. 1819. S. 518. Deuxième Livraison. Etats de Venise. 1819. S. 539. Troisième Livraison. Suite de Venise. Traité de Campo Formio. Affaires de Gènes etc. 1819. S. 534. Quatrième Livraison. Italie 1819. T. II. S. 568. Cinquième Livraison. Egypte 1819. T. I. S. 511. Sixième Livraison. Egypte. 1819. T. II. S. 507. Septième Livraison. 1820. S. 467. in Oct.

Je wichtiger und interessanter diese Sammlung sowohl für die Zeitgeschichte im Allgemeinen, als insbesondere für die Geschichte des Mannes ist, dessen Namen sie an der Stirne trägt, um so unangenehmer ist es zugleich, daß sie ohne jede weitere Nachweisung über die Art und Weise, wie sie in die Hände des Herausgebers gerathen, so wie über die Person desselben, dem Publicum vorgelegt ist. In dem Werke selbst findet sich darüber gar keine Angabe. In einer kurzen, der ersten Lieferung vorangeschickten Ankündigung wird nur gesagt, daß dieser ganze Briefwechsel, von den Originalen, als sich diese noch in Buonaparte's Cabinet befunden, getreulich copirt worden, imgleichen, daß die Herausgeber aus der unermesslichen Sammlung, die ihnen mitgetheilt worden, alles was schon früher gedruckt erschienen, oder ihnen von keinem allgemeinen Interesse zu seyn gedünkt, ausgeschlossen

hätten. Ob der Prospectus des ganzen Unternehmens, dessen in der siebenten Lieferung S. 121 Erwähnung geschieht, irgend einen weiteren Aufschluß enthalte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da uns derselbe nicht zu Gesicht gekommen. Wiewohl also die Entstehungsgeschichte des Werkes selbst im Dunkelen ist, was allerdings bey dem Gebrauche desselben große Vorsicht empfiehlt und es nicht unbedingt als eine authentische Quelle gebrauchen läßt, so scheint dennoch bey genauerer Untersuchung gegen die Authenticität der hier mitgetheilten öffentlichen und privat Correspondenz Buonaparte's kaum irgend ein bedeutender Zweifel erhoben werden zu können. Nicht nur das mehrere der hier mitgetheilten Stücke mit den sonst schon auf amtlichem Wege bekannt gewordenen vollkommen übereinstimmen, nicht nur, daß ein großer Theil der Personen, an welche und von welchen hier Briefe mitgetheilt werden, noch am Leben ist und nicht selten dabey interessirt seyn mußte, jede Unrichtigkeit zu rügen und alles Untergeschobene und Unehnte sogleich als solches zu denunciiren, stimmt auch alles, sowohl mit dem Gange der Begebenheiten, als mit dem bekannten Character Buonaparte's so vollkommen überein, daß dem aufmerksamen und mit der Zeitgeschichte vertrauten Leser über die Echtheit dieser Sammlung kaum irgend ein Zweifel übrig bleiben dürfte. Selbst daß eine Menge für das größere Publicum wenig interessanter Brieffschaften, wie z. B. tägliche Berichte der Generale über einzelne die Bewegungen oder die Verwaltung ihrer Corps betreffende Gegenstände, aufgenommen sind, möchte als Beweis dienen können, daß diese Sammlung keinesweges untergeschoben sey; uns wenigstens kommt es mehr als unwahrscheinlich vor, daß dieselbe, wie neuerdings behauptet worden, wohl absichtlich von einem Anhänger Buonaparte's geschmiedet worden, um dadurch politische Zwecke zu erreichen. Dazu wäre wohl ein so bändereiches Werk, das doch nur verhältnißmäßig wenige durchzulesen den Muth haben werden, wenig passend, auch möchte es wohl

schwer halten, mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit einen bestimmten politischen Zweck bey diesem Buche anzugeben. Daß das Ganze, wie ebenfallis behauptet worden, gar sehr zum Vortheil Buonaparte's rede, daß darin nichts enthalten sey, was denselben in einem ungünstigen Lichte darstellen, ist keineswegs gegründet. Der aufmerkame Leser wird dagegen nicht selten auf Stellen gestoßen seyn, die für Buonaparte's Character keinesweges schmeichelhaft sind, wiewohl freylich auch die Politik des Directoriums darin in einem sehr ungünstigen Lichte erscheint. Der erste Band begreift den Zeitraum von Buonaparte's Uebernahme des Oberbefehls in Italien, am 27. März 1796, bis zu Ende des Augusts desselben Jahres. Wiederhohlt wird Buonaparte von dem Directorium Erregung von Aufruhr und Empörung in den benachbarten italiänischen Staaten, vorzüglich im Piemontesischen anempfohlen, so wie auch die Erhebung von starken Contributionen (S. 21. 22. 153) und wie pünctlich diese Befehle von dem Obergeneral befolgt worden, geht aus dem Verlauf der Correspondenz sehr deutlich hervor. Dagegen aber klagen auch vom Anfange an Buonaparte selbst und noch mehr seine Unterbefehlshaber bitterlich über die unsäglichen Betriegerereyen der Armee-Verwaltungs- und Verpflegungs-Beamten und den daher rührenden gänzlichen Verfall der Disciplin, der so auffallend ward, daß selbst das Directorium Buonaparte wiederholt auffordert, für Wiederherstellung derselben Sorge zu tragen. Schon jetzt aber zeigt sich zugleich das Streben Buonaparte's, sich in seinem Wirkungskreise unabhängig zu machen und niemand neben sich zu dulden; so widersteht er sich gleich anfangs der von dem Directorium projectirten Theilung der Armee in Italien, zwischen ihm und dem General Kellermann auf das heftigste und es glückt ihm, die Ausführung des Planes zu hintertreiben (S. 159. 160). Wie bald es ihm überhaupt gelungen, sich bey dem Directorium in Respect zu setzen, zeigt wiederholt die Aengstlichkeit, mit der es ihn zu beru-

higen sucht, so oft es vielleicht einen Versuch gemacht hatte, sich von dem überlästigt werdenden Feldherrn zu befreien (S. 359. 360), so wie auch der Ton, den er sich dagegen über die Anführer der übrigen Armeen, vorzüglich über Moreau erlaubt (Livr. 2. S. 6), den er schon früh, auf jede Weise anzuschwärzen und zu verläumdern bemüht ist. — Das Verfahren gegen die verschiedenen italiänischen Staaten, vorzüglich gegen Venedig, zeigt sich hier in seiner ganzen Verworfenheit und man bleibt zweifelhaft, wessen Politik, ob die des Directoriums oder seines Feldherrn größeren Tadel verdient. Absichtlich suchen beide nur Veranlassungen zum Streite, um zu rauben und zu plündern (Livr. 1. S. 232. 233. 334. 356. 357). Vornehmlich gegen Venedig, dessen letzte Katastrophe in der zweiten Lieferung enthalten ist, äußert Buonaparte bey jeder Gelegenheit einen wüthenden Haß. *Il nous faut du sang*, schreibt er selbst an das Directorium in Bezug auf Venedig (S. 3). Anfangs wüthet er hauptsächlich nur gegen die Regierung, dann als er diese gestürzt, schmähet er bey jeder Veranlassung das Volk selbst, als das verächtlichste in ganz Italien; *je ne vois plus d'autre parti*, äußert er gegen das Directorium, nachdem endlich die Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten der Franzosen die Venetianer gezwungen hatten, zu den Waffen zu greifen — er selbst hatte früher erklärt *qu'il avoit menagé une rupture avec Venise* — : *que celui d'effacer le nom vénitien de dessus la surface du globe; il faut le sang de tous les nobles vénitiens pour appaiser les mânes des françois qu'ils ont fait égorger*. Tentori's *Raccolta* verdient hier bey verglichen zu werden. Nicht viel besser als Venedig, wird der Papst behandelt; trotz des Friedens von Tolentino, fortwährende Bedrückungen. Selbst der französische Gesandte Carault, der wenigstens noch einiges Gefühl von Rechtlichkeit verräth, beklagt sich wiederholt und laut gegen Buonaparte über das räuberische und unrechtliche Betragen seiner Bevollmächtigten. Wie übrigens Buonaparte Verträge zu deuten und zu vollziehen mußte, davon gibt vor allen ein Brief desselben vom 13 Jun. 1797 an den Befehlshaber der französischen Seemacht im adriatischen Meere den Beweis, indem er letzterem die Anleitung gibt, unter dem Vorwande Corfu beschützen zu wollen, die vene-

ianische Marine in den Stand zu setzen, um sich derselben zu bemächtigen. Ein geheimer Artikel, der, mit der vorläufigen d. democratischen Regierung von Venedig, die aus den eifrigsten Anhängern der Franzosen bestand, geschlossenen Uebereinkunft, hatte Frankreich für drei Millionen Fr. Marinebedürfnisse versprochen; mais mon intention est, schreibt Buonaparte, de m'emparer pour la republique de tous les vaisseaux vénitiens et de tous les approvisionnementens possibles pour Toulon. Dritte Lieferung. In einem Brieve Buonaparte's an das Directorium vom 16. Aug. 1797 findet sich zuerst eine Aeußerung über Aegypten: les tems ne sont pas éloignés où nous sentirons, que pour détruire véritablement l'Angleterre, il faut nous emparer d'Egypte und bald darauf in einem Brieve an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten vom 13. Sept. desselben Jahres: s'il arrivoit qu'à notre paix avec l'Angleterre, nous fussions obligés de céder le cap de bonne esperance, il faudroit alors nous emparer de l'Egypte; l'Egypte n'appartient point au Grand Seigneur. — Beyläufig findet sich noch in diesem Bande ein merkwürdiges Urtheil Talleyrand's über Benjamin Constant (S. 386). Vierte Lieferung. Italien. An gelegentlich fordert das Directorium Buonaparte auf, in den angränzenden Ländern Insurrectionen zu erregen: il faut jeter les germes de l'insurrection dans les pays mêmes où nos armes n'ont pas encore pénétré, (25. Sept. 1795) und auf gleiche Weise äußert sich Buonaparte in einem Brieve an dasselbe (vom 28. Dec. 1795) in Bezug auf den König von Sardinien: je crois que notre politique à l'égard de ce prince doit consister à maintenir toujours chez lui un ferment de mecontentement etc. Fünfte Liefer. Aegypten. Daß der Admiral Bruueys auf ausdrücklichen Befehl Buonaparte's zu Aboukir geblieben, und daß daher der Unfall, der bald die französische Flotte traf, keinesweges dem Starrsinn des Admirals zuzuschreiben sey, der, wie nachmahls B. behauptet, seinen Befehlen nach Corfu zurückzukehren, keine Folge geleistet habe, geht aus einem Brieve des Obergenerals vom 27. Jul. 1798 klar hervor. Vergeblich macht Bruueys wiederholt auf das gefährliche seiner Stellung auf der Rhede von Aboukir aufmerksam und auch der Contreadmiral Blanquet Duchayla schreibt in seinem Berichte an Buonaparte, den Verlust der Schlacht hauptsächlich dem respect religieux des Admirals gegen seine Befehle zu, weshalb er allein in seiner gefährlichen Stellung geblieben. Wie leicht sich übrigens Buonaparte von der Wahrheit entfernte, dazu würde auch, bedürfte es noch eines Beweises, ein Brief desselben vom 27. Jul. 1793 einen neuen

Beleg geben, in welchem er den Verlust der Mamelucken in der Schlacht der Pyramiden auf nicht weniger als 10000 Reiter aniebt. Sechste Lieferung Aegypten. Nur durch Organisation einer Schreckensherrschaft glaubte er sich in dem Besitze von Aegypten behaupten zu können und rüth deshalb wiederholt seinen Generalen, fleißig nach seinem Beyspiele köpfen zu lassen. so schreibt er dem General Regnier: toutes les nuits nous faisons couper une trentaine de têtes, so in einem zweyten Briefe von Cairo vom 18. Aug. 1799: je recommande au général Dugua, qu'il fasse couper six têtes par jour. In einem Briefe an das Directorium vom 10. Febr. 1799 erklärt er sich über den Zweck seines Unternehmens gegen Syrien. Er beabsichtige dabey 1. jenseits der Wüste eine Festung anzulegen und dadurch den Besitz von Aegypten zu sichern, so daß keine combinirte Operation zugleich von der Land- und Seeseite gegen dasselbe zu fürchten sey; 2. die Pforte zu einer entscheidenden Erklärung zu nöthigen und den mit ihr angeknüpften Unterhandlungen mehr Gewicht zu geben und endlich 3. den englischen Kreuzern alle Hülfsmittel der Küste abzuschneiden, dieselbe vielmehr während der beyden noch übrigen Monate durch Güte und Gewalt gänzlich zu unterwerfen. Ueber den Erfolg äußert er sich mit der größten Zuversicht. — Die Ermordung der Gefangenen zu Jassa gesteht er selbst; 4000 hommes, schreibt er an Dugua unter dem 8. Jan. 1798, ont été passés au fil de l'épée und in einem zweyten Briefe an Kleber vom 9. März 1799: 2000 hommes ont été tués dans la ville et près de 2000 ont été fusillés entre hier et aujourd'hui. Zugleich findet sich jedoch schon hier in einem Briefe ein merkwürdiger Wink über seinen Plan nach Europa zurückzukehren. Si dans le courant de Mars, meldet er selbst an das Directorium, le rapport du citoyen Hamelin s'étoit confirmé et que la France fût en guerre contre les rois, je passerois en France. Siebente Lief. Anfangs noch Fortsetzung der Correspondenz über Aegypten, dann Fragmente bis zum Jahre 1813; das achte Buch enthält die Correspondenz über den Frieden von Campo Formio. Unter den spätern Briefschaften ist eine Depesche des Marquis von St. Marsan (Breslau den 15. Febr. 1813), damals Gesandten bey dem preussischen Hofe an den franz. Minister der auswärtigen Angelegenheiten von vorzüglichem Interesse. — Die Redaction des Werks selbst trägt manche unverkennbare Spuren der Flüchtigkeit an sich; mitunter sind selbst einzelne Briefe doppelt abgedruckt und auch Anachronismen in der Anordnung kommen nicht selten vor. Sehr brauchbar sind dagegen die Noten, die hin und wieder dem Texte hinzugefügt worden. S. C.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 2. August 1821.

Berlin

Bey Th. Chr. Fr. Enslin: Lehrbuch der Schiff-
fahrtskunde, in einer systematisch geordneten Samm-
lung zweckmäßig gewählter practischer Beispiele und
Aufgaben aus der Navigation; nebst den nöthigen
Hülftafeln u. s. w. von Ludolph Hermann Eo-
biesen, Doct. der Philos., Prof. d. Mathematik,
Russ. Kais. Astron. d. Marine, u. mehrerer gel. Ges-
ellsch. Mitglied. 1820. VIII u. 160 S. gr. 8.

Hr. E., der sich schon seit 20 Jahren durch seine
deutsche Uebersetzung aus dem Dänischen von Bug-
ge's Lehrbuch der gesammten reinen Mathematik. 2 Bde.
(Altona 1800 = 1807) gr. 8.; und noch vor Kurzem
durch die Nachricht von der in Danzig errichteten Kön-
math. Lehranstalt ic. (1818. 32 S. 4to. mit 2 Kupfert.)
rühmlichst bekannt gemacht hat, liefert in diesem klei-
nen Buche, aus dem rechten Gesichtspunct angesehen
und darnach gebraucht, eine nützliche Arbeit. Es ent-
hält nehmlich von S. 1-72 an 800 mathematische,
vom leichtern zum schwerern fortgehende Aufgaben,
ohne beygefügte Figuren, ohne directe Auflösungen und
Antworten; doch stehen die lezttern noch am Ende S.

E (6)

147-160. Als Anhang wird *E.* 73-94 eine Anleitung zur Führung eines richtigen See-Journals, nebst dem Journal eine: Reise von England nach Madagaskar geliefert, worauf Tafeln zur Schiffahrtskunde, nebst Anleitung zu ihrem Gebrauche folgen. Der Tafeln sind 13, gewöhnlich diejenigen, welche man in den meisten in- und ausländischen Anweisungen zur Steuermannskunst findet z. B. über die vertikale Refraction; — die Senkung oder Neigung des Meerhorizonts bey einem erhöhten Standpunct des Beobachters; — die Höhen-Parallaxe der Sonne; die Vergrößerung des Mondhalbmessers; die Reduction der Horizontal-Parallaxe und des Halbmessers des Mondes, — und die Reduction der Zeitgleichung (beyde nach dem *Nautical Almanac*, in welchem bekanntlich der Meridian von Greenwich als Zero angenommen, und darnach auch die östliche und westliche Länge bestimmt wird). In der XI. Tafel für die Verbesserung der scheinbaren Höhe des Mondes, ist die Horizontal-Parallaxe nebst deren Proportionaltheile von 10 zu 10 Secunden angegeben. Die Tafel VIII. über die logarithmische Differenz, enthält die Summe der Log. Cosin. der wahren und der Log. Sec. der scheinbaren Höhen der beiden Himmelskörper, deren wahre Distanz nach Borda's Methode berechnet werden soll. Die Argumente dieser Tafel sind für die scheinbare Höhe des Mondes und dessen Horizontal-Parallaxe von 10 zu 10 Secunden für volle Grade jedoch mit Differenzen = 100' angegebene. Die Tafel IX. enthält die Proportional-Logarithmen, welche aus den berechneten Tafeln vom verstorbenen Maskelyne entnommen sind. Sie dienen zur Erleichterung der Berechnung der wahren Zeit zu Greenwich, welche jährlich im *Nautical Almanac* zum Grunde gelegt wird. Tafel X. Mittagsdeclination der Sonne zu Greenwich von 1820-1843 nach Graden und Minuten. Taf. XI. Zur Verbesserung der Sonnen-Declination für den Längunterschied nach dem Meridian zu Greenwich behuf de

östlichen und westlichen Länge. Taf. XII. enthält auf einem Gr. 4. Blatt die Verbesserung der Declination der Sonne für einen gegebenen Meridian, und für die gegebene Zeit unter demselben. Daran reihet sich zuletzt die Taf. XIII. zur Berechnung des Hochwassers, oder der Fluth, nach dem Alter des Mondes, für alle Tage und Monate während der Jahre 1819 bis 1894 beyde einschließlich. Den Beschluß machen S. 147 = 160 die Resultate aller in diesen Bogen vorkommenden mathematischen Exempel. Außer 5 Holzschnitten ebener und sphärischer Dreiecke, die S. 3 = 8 dem Texte beygedruckt worden, sind keine Kupfertafeln, welche die Menge nautischer Aufgaben versinnlichen, beygefügt. Den Entwurf derartiger Figuren scheint der Hr. Verf. den Lehrern und Schülern der Schiffsfahrtskunde, welche dieses Buch zum Leitfaden ihres Unterrichts wählen, selbst überlassen zu haben. Demnach Lehrbuch der Schiffsfahrtskunde sind diese Bogen nicht, wohl aber, wie der Verf. solche selbst S. 73 bezeichnet, Anleitung zur Steuermannskunst in einer Sammlung zweckmäßiger Beispiele, bestimmt für Navigationschüler, welche schon gründlichen Unterricht genossen haben, besonders für Examinatoren und Examinanden der Steuermannskunst. Diesen Zweck erreicht das kleine Buch; nicht aber den eines Lehrb. der Schiffsfahrtsk., im eigentlichen Sinne seiner umfangsvollen Bedeutung. Dürften dann, um bloß nur einige wenige Theile der mathematischen Physik zu berühren übergangen seyn; z. B. die Berechnung: a. des Gewichts eines völlig zum Segeln ausgerüsteten Seeschiffes; b. des cubischen Inhaltes des Wasserraumes eines Schiffes, es sey durch eine Näherungs-Methode, oder nach dem Verfahren mehrerer Neuern; c. der gesammten Lasttauglichkeit des Schiffes, worüber geschichtliche und arithmetische in- und ausländische Methoden in Menge bekannt sind; d. des Widerstandes, welchen der Widertheil eines Schiffes im Wasser leidet; e. die Berechnung der Segelkraft, oder die Wirkung des Win-

des auf die ausgespannten Seegel; ferner: die Wirkung der Luft und des Windes auf die Magnetoadel; die Beobachtung der Schiffs-Barometer am Bord der Schiffe auf Seereisen zumal in hohen nördlichen Breiten, und eine Menge anderer nautischer Gegenstände mehr. (Vergl. Don Josef de Mendoza y Riol. Pratao de Navigation; II Tom. En Madrid. 1787. T. I. XLI u. 508 Pag. T. II. 477 Pag. 4to. mit 20 Kupfert.; auch George Juan Esame maritimo pratico, von welchem vortrefflichen Werke Don Gabriello Escar, zu Madrid 1793 eine neue Ausgabe in 4to veranstaltet hat). — In der ebenen Trigonometrie, scheint die Lehre von den Logarithmen als bekannt vorausgesetzt zu werden. Da der Hr. Vf. überall die Engländer und die englischen Anleitungen zur Steuermannskunst zu Hülfe nimmt, indem dieselben unstreitig zu den vorzüglichsten aller schiffahrenden Völker Europens neuerer Zeiten gehören; so würde es nicht unzweckmäßig gewesen seyn, wenn sich derselbe, jener Logarithmen wegen, auf das berühmte Werk: *Scriptores Logarithmici; or: a Collection of several curious tracts on the nature and Construction of Logarithms* (deren Herausgeber bekanntlich Francis Maseres ist) bezogen hätte. Auch wird nicht erwähnt, daß negative Größen keine Logarithmen haben, zumal, wenn die Basis des logarithmischen Systems, wie es bey den Briggschen der Fall ist, eine positive Zahl hat; dennochschaden negative Größen in logarithmischen Rechnungen nichts. — S. 31 ff. wird vom Gebrauche der See-Char-ten einleitend zu den folgenden Aufgaben gehandelt. S. 33-35 wird nicht nur ein Verzeichniß einiger guten und dem Schiffer als brauchbar zu empfehlenden dänischen, schwedischen, französischen, besonders englischen See-Charten über die Ost- und Nord-See, den englischen Canal, das atlantische- und mittelländische Meer aus den neuern Zeiten geliefert; sondern auch die Adressen angegeben: in welchen Kunst- und

See-Charten-Handlungen solche zu haben sind, und welche von ihnen sich besonders auszeichneten. Das ist sehr verdienstlich, weil es in unsern deutschen Anleitungen zur Steuermannskunst vermist wird. Dabey wird S. 34 ganz der Wahrheit gemäß bemerkt, die englischen Charten zeichnen sich durch einen deutlichen und kräftigen Stich, so wie durch Eleganz der Zeichnung, vor den Schwedischen und Dänischen aus, ständen aber an Genauigkeit oft diesen weit nach. (Dies ist auch sehr häufig bey holländischen und französischen See-Charten, besonders bey denen, die in den Buch- u. Kunsthandel kommen, der Fall). Vorzüglich warnt der Hr. Verf. gegen den Ankauf bey englischen Chartenhändlern von sogenannten Pilots Charten über die Nord- und Ostsee, unter welchen alte verlegene Blätter, mit neuen Titeln aufgefrescht, gesteckt würden, die sonst keine Käufer fänden. Davon, wie von den neuen englischen See-Charten, welche man in dem gewöhnlichen Buch- und Kunsthandel findet, wollen wir ein ganz neues öffentlich bekannt gemachtes Beyspiel anführen, welches der Schiffer Claus Fick, führend das Schiff *Polidara*, am Bord dieses Schiffes im Hafen zu Portsmouth am 10. Novbr. 1820, allen Steuerleuten und Lootsmännern zur Nachricht und Warnung mitgetheilt hat. Dieser versichert: er habe auf seinem langen Kreuzzuge zwischen London und dem Texel gefunden, daß die von J. J. Schot's herausgegebene Charte von der Nordsee, ungleich richtiger sey, als alle englische See-Charten, die man bey den gewöhnlichen Chartenhändlern antreffe. Fast jede Stunde habe er das Loot gebraucht, und sonach durch vielfache Prüfungen sich von jener Wahrheit überzeugt. Auch wären in Ansehung der Sandbänke und Tiefen in der Nordsee, besonders in den Gegenden von Helgoland und dem Texel, die engl. See-Charten sehr fehlerhaft und äußerst unzuverlässig. — Rec. fügt hinzu, daß dieses bey allen derartigen Fabrikarbeiten der Fall ist, die unter keiner nautischen Controlle der Staats-Marine stehen. Mitteltst dieser Bemerkungen werden unsre Leser erst

den hohen Werth der schönen und kostbaren Sammlung von See-Charten begreifen, welche Se. Königl. Hoheit der Herzog von Clarence unserer hiesigen Universität huldreichst geschenkt hat. Als bloß der Königl. Marine bestimmt, sind sie selbst für Kaufahrten: Schiffe völlig unzugänglich. S. 32 hält Hr. L. den Gerh. Mercator für einen Flamänder. Das ist irrig; vielmehr wurde er den 5. März 1512 zu Kürmond an der Maas geboren. Von seinen Land- und See-Charten besitzt Rec. die 2te Ausg. Duisb. 1592. gr. Fol. — Bey den S. 65:69 aus Englischen Werken der Nautik entlehnten Beyspielen über Längenberechnungen, gibt der Hr. Verf. der Borda'schen Methode, in Berechnung des wahren Abstandes, den Vorzug. Nach dem Ermessen des Rec. ist die Dunthornesche Regel eben so kurz und weit sicherer als jene, wie wohl wir jener alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eine Menge angestellter astronomischer Beobachtungen, und die darauf nach beyden Methoden veranstalteten Berechnungen, haben dem Rec. immer die Resultate zum Vortheil der Dunthorneschen Regel geliefert. Die Differenz zwischen den Resultaten der Rechnung und den genauesten Beobachtungen, war nie unter 2". und über 10". zum Nachtheil der de Borda'schen Methode. — Das musterhafte See-Journal S. 80:94 ist aus Noire's *Epitome of practical Navigation*, Lond. 1819 ins Deutsche übersetzt, wobey das Hafen-Journal als überflüssig weggelassen worden.

Leipzig.

Mycologische Hefte, nebst einem allgemein-botanischen Anzeiger von G. Kunze und J. C. Schmidt. Erstes Heft. 142 Seiten in 8. Mit 2 Kupfertafeln. 1817. Böß'sche Buchhandlung.

Der doppelte Zweck dieser Hefte, womit uns schon der Titel zum Theil bekannt macht, ist 1. die reichhaltigen mycologischen Entdeckungen der Verf. zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, einzelne mycologische Beobachtungen zu sammeln und sie der allgemeinen Prüfung zu unterwerfen; 2. eine Uebersicht der neuesten

rein botanischen Literatur und kurze Notizen über das Leben und Treiben bekannter Botaniker zu liefern. Dies Unternehmen verdient um so mehr den Dank aller Freunde der Botanik und der Mycologie insbesondere, da das Verlangen einer solchen Schrift schon lange empfunden wurde, und sich die Vf. als Männer bewährt haben, welche dem schwierigen Geschäfte welches sie unternommen, vollkommen gewachsen sind. Eine vortreffliche Abhandlung vom Hn. Kunze. — "Beschreibung von zehn neuen Pilzgattungen" verdient im hohen Grade an der Spitze des Ganzen zu stehen; der Vf. bekundet sich darin als gründlichen Naturforscher und genauen Kenner der Pilze. Um so mehr bedauern wir, besonders bey dieser Abhandlung, daß der Raum unsrer Blätter keine so ausführliche Anzeige gestattet; als sie es verdiente, und beschränken uns ungern auf ein Verzeichniß der bloßen Namen von den hier aufgestellten Gattungen, da der Vf. überall interessante Beobachtungen, in seine Beschreibungen eingeflochten hat. Seine neuen Gattungen nennt er *Cryptosporium*, *Bactridium*, *Apiosporium*, *Arthriniüm*, *Scolicothrichum*, *Alysidium*, *Hormiscium*, *Polythrincium*, *Chaetomium* und *Præsthemium*. Hiezu die erste Tafel, auf welcher eine Analyse aller dieser neuen Gattungen gegeben ist. — Die zweite Abhandlung ist von Hn. Schmidt — "Monographische Bearbeitung der Gattung *Phacidium*". Der Gattungs-Charakter ist beichtet und die 11 Arten, welche hieher gehören, sind in 2 Abtheilungen A. *Erumpentia* und B. *Libera* gebracht; dann folgen die Synonyme und eine ausführliche Beschreibung jeder einzelnen Art. Die 11te, 12 u. 13te Figur der 2ten Tafel gehören hieher. — Dritter Aufsatz: "Beschreibung der Gattung *Solenarium* von Kunze". Die ausführliche Beschreibung und vortreffliche Abbildung (Tab. 2. Fig. 22) dieser zuerst vom H. Prof. Sprengel aufgestellten Gattung sind nach Exemplaren aus der Sammlung des Hn. Prof. Schwägrichen gemacht, welche dieser noch vom verstorbenen Mühlberg selbst erhalten hatte, der bekanntlich diese Gattung in Nord-America entdeckte. — Vierter Aufsatz "Erste Decade neuer Spärten, von Schmidt" 1. S. *anthracina*. Tab. 2. F. 14. gehört wie im Nachtra-

ge. bemerkt worden zu *S. Nummularia* Decand. 2. *S. Eluteriae*. 3. *S. xanthostroma*. 4. *S. scabra*. 5. *S. Sorbif.* 6. *S. aperta*. 7. *S. punicea*. 8. *S. Dulcamarae*. 9. *S. Stilbum*. 10. *S. Avellanae*. — Fünfter Aufsatz "Neue Pilze von den Herausgebern beschrieben". Von den 30 Arten, womit uns die Verf. hier bekannt machen, sind 15 vom Hrn. Kunze aufgestellt: nehmlich: *Uredo vesicariae* und *epitea*. *Puccinia asarina*, *disformis* und *Succisae*. *Bactridium candidum* Tab. 2. Fig. 20 und *B. carileum* T. 2. F. 21. *Xyloma Spizraeae*, *Coryneum pulvinatum*. *Sporotrichium croceum*, *Phyllerium quercinum*. *Tremella papillata*. *Sphaeria porphyrostoma* und *Nemaspora incarnata*. Die vom Hrn. Schmidt beschriebenen sind, *Coryneum depressum* Tab. 2. Fig. 17. *Coryneum disciforme* T. 2. f. 18. *Atractium olivaceum*, *Acremonium fuscum* T. 2. f. 25. *Oidium fructigenum* T. 2. f. 22. *Botrytis didyma*. *B. cinero-virens*, *B. capa*. *Polyactis turbinata*. *Phyllerium Pseudoplatani*. *Scerotium strobilinum*. *S. atrovirens*. *Systotema Hollii*. *Hydnium fuliginoso-album*. *H. candidum* und *Ascobolus ciliatus*. Sechster Aufsatz "Beobachtungen der *Sphaeria capitata* von Schmidt". Die Beobachtungen über diesen, früher in Deutschland nur von Sprengel bey Halle gefundenen Pilz, sind höchst merkwürdig und belehrend. So wie *Sph. militaris* Pers. immer aus gestörbenen Insecten-Larven hervorkommt, kommt diese *Sphaeria* nur auf einem andern Pilz *Scleroderma cervinum* Pers. vor, und ist oft so genau mit der Rinde desselben ver wachsen, oder durch dieselbe bis auf die innere Substanz eingedrungen, daß sie, ohne zerstört zu werden, nicht davon getrennt werden kann. Dabey entstand die irrige Meinung von der knolligen Wurzel dieser *Sphaeria*. Unter dem Titel "Vermischte Bemerkungen" liefern die Vf. eine Reihe interessanter Beobachtungen und Berichtigungen aus dem Gebiete der Mycologie, die aber nicht wohl einen Auszug gestatten, und wogegen wir nur erwidern, daß uns die Aufschrift "Vermischte Bemerkungen" nicht ganz passend scheint. Aus dem allgemeinen botanischen Anzeiger und aus den das Ganze beschließenden Miscellen, welche gewiß niemand ohne Interesse durchblättern wird, läßt sich noch weniger ein Auszug machen. Wir sagen den verdienten Vf unsern besten Dank für ihre treffliche Schrift, die auf wenigen Bogen so viel Interessantes u. Neues enthält, u. wünschen, von dem Nutzen und der Zweckmäßigkeit dieses Unternehmens innigst überzeugt, daß uns recht bald das Vergnügen werden möge, die Fortsetzung dieser Hefte anzeigen zu können.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück,

Den 4. August 1821.

U t r e c h t.

Bey Johann Altheer: *Dissertatio Inauguralis de Anglorum lege navali ejusque vi. in patriam nostram, quam etc. pro gradu doctoratus in jure Romano et hodierno etc. publico et solemni examini submittit Petrus Simons. 1820. VIII et 84 Pag. 8vo.*

Die seit mehr als 160 Jahren von den Holländern so oft, und von dem berühmten niederländischen Staats-Manne Johann de Witt in seinen *Politique Gronden en Maximen* ('s Gravenh. 1661. 4.) zu erst vielseitig besprochene, in der Diplomatie und englisch-holländischen Handlungsgeschichte sehr bekannte englische Navigationsacte, hat der Verf. der vorliegenden Schrift, zum Gegenstand einer Abhandlung gewählt, in welcher derselbe, mit philosophischer Geschichts- und Staatskunde, den nachtheiligen Einfluß darstellt, der durch die unauslöschlichen Folgen, dem holländischen Seehandel seit dem J. 1651 bis auf die neuesten Zeiten zugefügt worden. Diese Abhandlung zerfällt in drey Capitel. Im ersten werden in der Kürze die Beziehungen und Handelsverhältnisse erwähnt, in welchen die vereinigten Niederlande damals zu Großbritannien

standen, als der Usurpator Cromwell durch das Englische Parlament im J. 1651, durch die bekannte Acte, den holländischen See- und Frachthandel zu beschränken, und in der Folge zu vernichten, unternahm. Die Veranlassung dazu wird hier England zur Last gelegt, welches die Absicht gehabt habe, die vereinigten Niederlande dem brittischen Reiche einzuverleiben, welches, da dieses Vorhaben vereitelt worden, den Krieg gesucht, und in der Ausführung dieser Acte, ihn auch wirklich gefunden habe. Der unpartheyischen Geschichte schwerlich ^{zu} gemäß. Der Geist der Handlungspolitik Englands, die unter der Königin Elisabeth den ersten Grad der Ausbildung erhalten hatte, ward von dem scharfsinnigen Cromwell für das Interesse der Britten sehr weislich benützt. Die in England entstandene Idee der Alleinherrschaft auf dem Meere, forderte, als erste Bedingung, den Besitz der Ostseefahrt, worin sich bisher die Holländer vorzüglich auszeichneten. Um sich über diesen Punct genau zu vereinigen, wurde von Cromwell eine Gesandtschaft nach dem Haag gesandt, die aber von den General- Staaten nicht auf die empfehlendste Art aufgenommen ward. Dies veranlaßte den damaligen Brittischen Protector zur bittersten Rache. Die Vernichtung der holländischen Schifffahrt, besonders nach England und den Colonien, die seit dem Verfall der Hansa sich so sehr ausgebreitet hatte, wurde nunmehr beschlossen. Cromwell's persönlicher Haß gegen die Holländer, welche Theilnahme für die Stuarte gezeigt hatten, mischte sich hiebei ins Spiel, und so wurde die Veranlassung zur Navigations-Acte herbeigeführt, worüber Büsch schon vor 30 Jahren eine geschichtlich interessante Abhandlung geschrieben hat (s. Büsching's u. Ebel's Handl. Bibl. 2r Bd. S. 630-669), Anderer Bemühungen dieser Art, nicht zu gedenken. Das zweyte Capitel zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste enthält die bekannte Navigations-Acte ^{von} und für sich selbst. Ihr Umfang gehört nicht für unsere Blätter. Der drey Hauptpuncte wollen wir nur (um im Folgenden deutlicher zu

sprechen) im Kurzen erwähnen: 1. daß kein fremdes Schiff, Güter nach englischen Häfen führen sollte, als die Producte des Landes, von denen das Schiff herkomme; 2. daß ein solches Schiff in brittischen Staaten gebauet seyn, und dessen Mannschaft wenigstens zu zwey Drittel, nebst dem Capitain, geborne oder naturalisirte Britten seyn müssen; 3. daß kein fremdes Schiff eine Rückfracht von England, jedes englische Schiff aber doppelte Fracht von andern Ländern solle nehmen dürfen. Dieses in seinen Wirkungen für die vereinigten Niederlande äußerst furchtbare Gesetz, führte bey dem damaligen Zustande des Seehandels und der unermesslichen Frachtfahrt, besonders den Provinzen Holland, Utrecht und Seeland, einen unerseßlichen Verlust herbey, den unser Hr. Verf. mit Umsicht und Klarheit darstellt, ohne mit Leidenschaft (wie einige seiner früheren Landsleute) dagegen anzukämpfen; vielmehr gibt er in der zweyten Abtheil. dieses Cap. gerne zu, daß, nach dem Völkerrecht, eine Nation das Recht habe, Beschränkungen im Handel und Seewesen zum Vortheil ihrer eigenen Selbstständigkeit einzuführen. In der Hinsicht, und nachdem er zuvor das Gewicht des Handels im Allgemeinen angepriesen, geht er zuvörderst S. 21-35 zur genauen Untersuchung der Frage über: welchen Nutzen oder Schaden derartige Beschränkungs-gesetze auf die Industrie und den mercantilen Verkehr der Niederländer bewirkt hätten? Gleich von vorne hinein vertheidiget er S. 21 die Meinung (welche doch aller Erfahrung zuwider ist); England habe keinesweges seinen blühenden Handel der Navigations-Acte und ähnlichen Seebeschränkungs-Gesetzen zu verdanken; vielmehr wären derartige Gesetze, Großbritannien (pag. 23 seq.) schädlich. (Eine solche Behauptung ward zwar vor bey nahe 170 Jahren häufig gehört, wie Anderson [Gesch. d. Hand. 5r Thl. S. 313.] anführt; allein die schönsten Darstellungen des Hrn. Verf. werden seine Landesgenossen und die Seehandel führenden Kaufleute, Rheder und Schiffseigner in Amsterdam, Rotterdam, Dortrecht,

Middelburg und anderwärts im Königreiche der Niederlande, nie zu der Ueberzeugung bringen, England habe seinen ausgebreiteten Handel, auf Kosten der Holländer, nicht seinen Seegesetzen, sondern dem statistischen Philosophem des Hn. S. zu danken). S. 25 werden einige Fälle angeführt, wo die Handelsbeschränkung dem Staate nützlich wird, wie z. B. in England das Verbot der Einfuhr des Getreides, so lange der Preis desselben, nicht eine gewisse Höhe erreicht hat; diese gesetzliche Maßregel befördere die Landwirtschaft und sey ein wahres Heilmittel, um (S. 27) einem größern Uebel dadurch vorzubeugen. (Diese Staats-Maxime, die wir auf sich beruhen lassen wollen, indem sie von einigen neuern Lehrern der Staatswirthschaft außer England, nach dem physokratischen System vorgetragen wird, trägt gewiß nicht überall zu dem allgemeinen Volkswohl bey, wie die Erfahrung in den Jahren 1816 u. 1817 gezeigt hat). Andere Gründe, wie S. 28 das Retorsionsrecht, sind weniger dem Zweifel unterworfen. Allein Smith hat in seinem bekannten Werke die Navigations-Acte aus dem Hauptgrunde vertheidigt, um sich gegen die zunehmende Macht der Holländer zu schützen, so wie Ganilh den wahren Gesichtspunct der Britten aufgeklärt hat, um durch jenes Seegesetz allen holländischen Handel zu vernichten. Der Hr. Vf. läßt sich S. 33 fg. angelegen seyn, die Vortheile eines uneingeschränkten Handels der Engländer zu schildern. Nach seiner Ansicht bestehen solche a. in einem ungestörten beständigen Frieden; b. man müsse vom Verfertigen solcher Waaren, die man aus der Fremde wohlfeiler beziehen könne, völlig abstehen, um nicht genöthiget zu seyn, seine eigenen Fabrikate, mit großem Nachtheil im In- u. Auslande abzusetzen. Dadurch würde c. die Industrie in andern Artikeln zunehmen; d. würden die Künste und Wissenschaften gehoben; und e. die allgemeine Wohlfahrt im Staate vermehrt werden. Dieß alles wird recht schön anschaulich gemacht, und liefert einen Beweis, daß die Staatswirthschaftslehre in Utrecht, durch einen trefflichen de

Brueys, mit sichtbarem Nutzen verbreitet wird. Das dritte Cap., das wichtigste in der vorliegenden Abhandlung, zerfällt in drey Abtheilungen, welche den Einfluß und die Wirkungen der englischen Navigat.-Acte auf die Niederlande zum Gegenstande haben. Zuvörderst wird in der ersten Abtheil. der Handel der Holländer und Engländer bis auf die Erscheinung jenes Verbots unter Cromwell historisch dargestellt, und aus einem dreyfachen Grunde erwiesen, daß seitdem und bis auf die neuern Zeiten der niederländische Handel nach England unbedeutend sey. Einmal durch das bekannte Verbot an und für sich, zum andern durch den Wachsthum des Handels anderer Völker, welche in diesem bedeutenden Zeitraume, die Quellen und Wege des Handels selbst hätten kennen und ausüben gelernt, wodurch also drittens letztere der Zwischenkunft der Holländer nicht mehr bedürften. Dieses auf Wahrheit gegründete Geständniß, macht dem Vf. Ehre; die Erfahrung bestätigt solches täglich. Nach eine andere Ursache, die den Verfall des holländischen Handels herbeiführt, glaubt Hr. C. S. 42 in wider-natürlichen Zwangsgesetzen und Verbotsystemen zu finden. Wären diese, wie er weislich hinzusetzt, einmal vernichtet, so wäre die Hoffnung einer baldigen Rückkehr des Handels, völlig begründet. (Dieses unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Was würde, um bloß nur eines einzigen Handelszweigs zu erwähnen, der niederländische Durchfahrhandel auf Strömen und die Frachtfahrt auf der See, nicht gewinnen, wenn solche in unsern jetzigen Zeiten minder lästig und kostspielig wären, wie sie es wirklich sind! — Der Handelsstand des Inn- und Auslandes weiß dieses am besten zu würdigen und gehört nicht zu unserer Untersuchung). Der S. 43 geäußerten Meinung: die angesehensten Londoner Handelshäuser hätten noch neuerlich die völlige Freyheit des Handels und der Schifffahrt der englischen Regierung vortragen lassen, wagen wir aus Gründen, die nicht hiehin gehören keinesweges beizutreten. Eben so wenig können wir in die Lobes-

erhebung einstimmen, wodurch der Verf. den in Frankreich bekannten Volksvertreter Benjamin Constant, in der Note S. 44 an die Seite der besten griechischen und römischen Redner setzt, und ihn dadurch über alle Verdienste unserer Zeitgenossen erhebt. Was werden dazu Hrn. S. Landsteute sagen, unter denen es gewiß große Staatsmänner gibt, die an Gründlichkeit und erschöpfendem Scharfsinn, so wie an echter Vaterlandsliebe, wodurch sie sich nie des Wetterfahnen-Ordens schuldig gemacht haben, tausend Ausländer bey ihrer Nation, weit hinter sich zurück lassen. — Die zweyte Abtheil. betrachtet die Folgen der Navigations-Acte, die den unglücklichen Krieg zwischen England und den vereinigten Niederlanden im J. 1652 = 1654 herbeysführte, und zum Nachtheil der General-Staaten ausfiel. Wir übergehen den geschichtlichen Theil desselben, indem wir solchen als bekannt voraussetzen, S. 48 = 57 bringt indessen der Verf. Gründe bey, durch welche der holländische Admiral Tromp (der, als er aus der Nordsee in den Canal segelte, an den Hauptmast seines Schiffes einen Besen binden ließ, um damit anzuzeigen, daß er käme, das Meer zu kehren, oder dasselbe von der Seeherrschaft zu befreien), nicht ganz von aller Schuld des Mißlingens seiner Unternehmung frey zu sprechen sey. Da dieses nicht hiehin gehört, so lassen wir solches ebenfalls auf sich beruhen, und gestehen aufrichtig, daß Hr. S. mit der Geschichte dieses Gegenstandes völlig vertraut zu seyn scheint.

Dritte Abtheil. Diese enthält das traurige Ende des Krieges und die nachtheiligen Folgen desselben. Was die General-Staaten als unglückliche Ursachen des Seekrieges, früherhin verworfen und gleichsam mit Unwillen von sich gewiesen hatten, mußten sie jetzt als Besiegte, sich durch den Tractat vom 5. April 1654, den Cromwell den niederländischen Gesandten in London, in 33 Artikeln gleichsam dictirte, gefallen lassen. (Auffer Landoep, Vastell, Engelbrecht u. a. Diplomaten, liefern diesen Friedenstractat auch Dumont Corps diplom. Tom. VI. Pars II. pag. 74 = 79). Dadurch

wurde die Seeherrschaft Brittanniens von den Holländern anerkannt. (Vergl. Andersons Gesch. d. Hand, 5r Thl. S. 337 = 347) der Hr. Verf. hat S. 63 = 66 einige der vornehmsten Artikel dieses Tractats ebenfalls angeführt, und zugleich Winke gegeben, daß der. Art., wodurch das Haus Oranien von allen Staatswürden ausgeschlossen bleiben sollte, auf Anstiften des holländ. Staatsmannes Jan de Witt eingeschaltet worden sey, ohne jedoch diese Vermuthung durch Gründe zu unterstützen. (Im Dumont l. c. p. 79. 80 ist dieser geheime Art. mit keiner Unterschrift versehen). Nichts desto weniger bleibt, wie ferner gezeigt wird, die Einschränkung des holländ. Handels in seiner Kraft; selbst wurde dieselbe, nach dem Ableben Cromwells; durch Cael II. bey seiner Selangung zum engl. Thron, im J. 1661 bestätigt, und durch Wilhelm III. im J. 1689 in seiner gesetzmäßigen Gültigkeit erhalten. Angehängt ist in der Beylage die merkwürdige Friedensproclamation v. J. 1654, so wie sie mit dem Wappen von England und Seeland versehen, in englischer Sprache in den vereinigten Niederlanden damals öffentlich angeschlagen und sonst aller Orten in Holland ic. verkündet worden. Für diese diplomatische Zugabe verdient Hr. S. unsern aufrichtigen Dank. Möchte es ihm in der Folge gefallen, den Gegenstand der vorliegenden Abhandlung, die in einem guten Latein abgefaßt ist, weiter auszuführen: dgdurch würde er sich um die Literatur des Inn- u. Auslandes wirklich verdient machen. B.

W i e n.

Bey Schaumburg u. Comp.: Anleitung zum gründlichen Studium der Botanik, zum Gebrauch bey Vortlesungen und zum Schulunterrichte, von J. A. Schultes. Erster Theil. Grundriß einer Geschichte und Literatur der Botanik, von Theophrastus Eresios bis auf die neuesten Zeiten, nebst einer Geschichte der botanischen Gärten. 411 Seiten in groß Octav. 1817.

Nachdem wir bereits so viele vortreffliche Schriften über den historischen Theil der Botanik besizzen, war es gewiß keine leichte Aufgabe über diesen Zweig der Wissenschaft,

womit sich der Vf. im ersten Theil ausschließlich beschäftigt, etwas Neues u. Interessantes zu liefern. Das vor uns liegende Werk, welches für sich ein Ganzes ausmacht, zerfällt in acht Abtheilungen, wovon die erste die Quellen für Geschichte und Literatur der Botanik angibt, die zweyte vom Zustande der Botanik von der Zeit des Theophrastos Eresios bis auf Lorenzo Medici handelt, die dritte bis auf die Brüder Bauhin, die vierte bis auf Tournefort und die fünfte bis auf Linné geht. Die sechste Abtheil. geht von Linné bis auf Jussieu u. Lamarck, die 7 bis auf das Jahr 1816; die letzte endlich enthält der Versuch einer Geschichte der botanischen Gärten von Theophrastos Eresios bis auf die neuesten Zeiten durchgeführt. Um die Grenzen der Wissenschaft nicht zu sehr zu erweitern, übergeht der Vf. wie er S. 15 sagt: die Juden und Homer und fängt seine Geschichte der Botanik mit dem ältesten in einem wissenschaftlichen Geiste über Pflanzen geschriebenen Werke an. Er verfolgt dann durch die verschiedenen Abschnitte seines Buches die Fortschritte der Wissenschaft, mit einer sorgfältigen Angabe der verschiedenen Schriften und der verschiedenen Ausgaben derselben, bis auf die neuesten Zeiten. Mit großem Fleiße und lobenswerther Genauigkeit hat der Vf. auch kleinere weniger bekannte Schriften und einzelne Abhandlungen am gehörigen Orte angeführt; doch wird er bey der Würdigung manches Verdienstes nicht allgemeinen Beytritt erwarten dürfen, wie z. B. S. 173 wo von den allgemein anerkannten großen Verdiensten der Hn. von Jacquin die Rede ist, so gern wir übrigens das vielfache Interesse seines Werkes anerkennen. Der letzte Abschnitt: Versuch einer Geschichte der botanischen Gärten muß uns um so willkommener seyn, da wir bis jetzt nicht einmal ein bis auf die neuesten Zeiten durchgeführtes, einigermaßen vollständiges Namenverzeichnis derselben besaßen.

Der Vf. verspricht uns in der Vorrede, im zweyten Theil seines Handbuchs die Terminologie und Philosophie der Botanik zu behandeln und im dritten die Pflanzenphysiologie nach einer rein historischen Methode zu bearbeiten, welche er für die einzige hält, wodurch dieser Theil der Wissenschaft wahrhaft gewinnen könne.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1821.

S t u t t g a r t.

In der L. D. Gattler'schen Buchhandlung: Zeitschrift für Kriegswissenschaft. Herausgegeben von einer Gesellschaft süddeutscher Officiere. Erster Jahrg. 1819. 1stes bis 3tes Heft.

Seitdem von Gröber vor und während des siebenjährigen Krieges seine Kriegsbibliothek herausgab, — ein Werk, das noch immer geschätzt wird, und welches, wenn wir nicht irren, das erste militairische Journal in Deutschland war, — haben wir von Zeit zu Zeit in den verschiedenen europäischen Heeren Zeitschriften erscheinen sehen, die ausschließlich den Kriegs-Wissenschaften gewidmet sind. Die militairischen Journale haben dadurch, daß sie oft Berichte von Augenzeugen über einzelne militairische Ereignisse enthalten, für den Geschichtschreiber großen Werth; sie tragen aber auch in so fern zu der Bildung einer Armee bey, indem sie die Aufmerksamkeit auf einzelne Gegenstände des Studiums leiten, die gemeiniglich, veranlaßt durch Begebenheiten aus dem letzten Kriege, oder durch neue Kriegseinrichtungen, an der Tagesordnung sind: sie verdienen daher höhern Orts unterstützt zu werden.

Es tritt freylich oft der Fall ein, daß sie dem angehenden Schriftsteller Gelegenheit geben, seine Jungfern-Aufsätze, — die Erstlinge seiner literarischen Wirksamkeit, — das Tageslicht erblicken zu lassen, und man muß sich daher gefaßt machen, unter dem Korn auch viele Spreu zu finden. Auch ist dieses bey dieser angezeigten Zeitschrift, wovon sich der Major von Breithaupt und der Hauptmann von Kausler, als Redactoren nennen, der Fall. Wir werden unsere Anzeige auf die mer.würdigsten Aufsätze, beschränken Das erste Heft beginnt mit einem Aufsätze über den kleinen Krieg, von dem Verf. der Vorlesungen über die Tactik der Reiterrey, (Graf von Bismack). "Die Heere der neuern Zeit", sagt der Verf. "sind im strengsten Sinne des Wortes, vaterländische Heere; — sie sind eben so wenig prätorianische Garden, als sie je Mittel seyn werden, für die Zwecke des Jacobinismus, welche keine andere haben, als Umsturz der Ordnung der Dinge". Wir sind der Meinung, der Verf. hätte billig erklären sollen, welche Heere der neuern Zeit er bezeichnen will, denn es herrscht in der Verfassung und dem Geiste derselben eine große Verschiedenheit, die russische Armee ist z. B. ganz verschieden von der englischen, so wie diese es von der preussischen oder französischen ist; die kürzlich erlebten Ereignisse im Westen und Süden von Europa geben hinreichenden Grund zu der Besorgniß, daß die bestehende Ordnung der Dinge nicht immer vollkommen durch die gegenwärtigen stehenden Heeren gesichert sey. Es scheint vielmehr, daß gerade der Umsturz dieser Ordnung von ihnen zu besorgen stehe, und zwar aus der Ursache, weil die Kriegsgesetze, denen sie gehorchen sollen, nicht mit den Urprincipien unserer reinen Monarchien in Uebereinstimmung stehen, und der Geist der Zeit, den unbedingten Gehorsam, den wir mit dem Verf. für die Seele der stehenden Heere halten, in dem Kriegswesen vieler europäischen Staaten, wenn nicht ausgemerzt, doch sehr geschwächt hat. Stehende Heere, die es sich herausnehmen, mit der Gewalt

der Waffen die bestehenden Staatsverfassungen zu verändern, sind für die Ruhe der Staaten im Innern noch gefährlicher, als die ehemaligen prätorianischen Garden, die sich mit der Veränderung des zeitigen Monarchen begnügten. Das Wesen eines stehenden Heeres besteht darin, daß der in selbigem dienende Soldat, seinen Stand als seine Egge und seinen Pflug, als sein Erwerbsmittel betrachtet, so wie der Mönch seinen Mönchsstand. Dient der Soldat, zur Ergreifung des Kriegshandwerks durch die Gesetze des Landes gezwungen, nur einige Jahre, und bringt er von diesen Dienstjahren, nur die Zeit, welche er zu den nothdürftigen Uebungen in den Waffen bedarf, bey seinem Regimente zu, während er die übrige Zeit, ohne Gehalt zu erhalten, ganz in die bürgerlichen Verhältnisse zurücktritt, so wird nie der wahre Soldatengeist auf ihm ruhen; statt den Kriegsstand zu lieben, und an ihm zu hangen, wird er ihn verabscheuen, weil er ihn in seinem Erwerbszweige unterbricht, und ihn von Zeit zu Zeit einem, für ihn keinen Ersatz gebenden Zwange unterwirft. Er liebt seine Officiere nicht, die er kaum dem Namen nach kennt, und diese haben kein Zutrauen zu ihm, da er ihnen eben so unbekannt bleibt. Ist bey jeder Compagnie ein Kern von Freywilligen, der sich ganz dem Soldatenstande gewidmet hat und immer zum Dienste bleibt, vorhanden, so ist das Uebel nicht so groß, weil dann doch ein Keim des Soldatengeistes sich erhält, der sich den übrigen mittheilt; ein Heer, das aber ganz aus sogenannten Militairpflichtigen besteht, die unter den eben bezeichneten Verhältnissen dienen, darf nicht mit dem Namen eines stehenden Heeres bezeichnet werden, sondern ist eine gezwungene Miliz und hat alle die Vortheile und Nachtheile, die mit dieser Kriegseinrichtung verbunden sind, in ihrem Gefolge. Wenn nun gleich eine solche Miliz mit Vortheil gegen einen auswärtigen Feind bey einem Vertheidigungskriege gebraucht werden kann, so

wird der Staat doch bey dem Ausbruche von innerer Unruhen nicht auf sie rechnen können. Auf der andern Seite kann ein stehendes Heer, das nach dem von uns angegebenen Begriff organisirt ist, auch der innern Ruhe gefährlich werden, wenn die Disciplin erschlafft ist, und der Staat dem Soldaten das ihm Gebührende nicht zu Theil werden läßt. Der Hauptzweck des angeführten Aufsatzes des Hn. Grafen v. B. ist das, dem Partisanenkrieg, so wie einst Zrenk, Luchner u. a. m. ihn führten, das Wort zu reden. Der Partisanenkrieg ist der angenehmste, vorzüglich für junge Krieger. In neuern Zeiten ist er außer Credit gekommen, und die beiden Völker, welche in den letzten Kriegen die meisten Lorbeeren auf dem Felde der Ehre eingeerntet haben, die Franzosen und Engländer, haben ihn gar nicht angewandt. Der Herzog von Wellington ist vorzüglich ein abgesagter Feind vom kleinen Kriege und den leichten Truppen; freywilligen Corps wies er gern ihren Platz in Festungen an, weil er sie außerdem nicht bräuchbar hielt. Die russischen Cosaken haben bey Gelegenheit des berücktigten Rückzugs von Moscau den Partisanenkrieg wieder etwas zu Ehren gebracht. — Allein sobald sie über den Rhein gegangen waren, war nach der Sprache der Soldaten, ihr Latein am Ende. Daß der kleine Krieg im Großen nicht entscheidend ist, lehren alle Kriege. Unter besondern Verhältnissen kann er allerdings nützlich seyn. Der Hr. Gr. v. B. nimmt an, daß man einen Vertheidigungskrieg führt, und dann Festungen, Gebirge, Wälder und Moräste in dem Kriegstheater hat. Unter diesen Voraussetzungen pflichten wir dem Verf. über die nützliche Anwendung des Partisanenkrieges bey; nur nicht, wenn er den Landsturm mit zu Hülfe nehmen will; diesen lassen wir auf alle Fälle gern zu Hause. — II Gedanken über wohlfeilere und leichtere Anschaffung der Geschützröhren, nebst einer größeren Haltbarkeit als die bisherigen. Dieser Aufsatz, der in den folgenden Heften fortgesetzt wird, beschäftigt sich vorzüglich mit der Mäßigkeit und dem

Nutzen einer Vereinigung der Gießereyen von metallenen und eisernen Geschützröhren mit Eisengießereyen. Daß der Staat bey allen Unternehmungen, die er auf eigene Rechnung führt, Schaden leidet, lehren alle Erfahrungen, und wenn er daher seine Geschütze durch Contracters erhalten kann, so wird er sie weit wohlfeiler, und im Ganzen besser haben, als wenn er sie selbst gießen läßt. England kauft seine Land- und Seegegeschütze so wie seine Gewehre, zum größten Theile von Contracters in London und Birmingham. Nur in kleinen Staaten wird sich nicht leicht ein Unternehmer mit Lieferungen von Geschützen befassen, weil er nicht hinreichenden Absatz hat, die Kosten der Gießereyen u. s. f. zu decken. Und in diesem Falle wird sich der Staat zu den kostbaren Anlagen von eigenen Gießereyen entschließen müssen. Der Verf. hält mit Recht dafür, daß die aus einer Mischung von Zinn und Kupfer bestehenden Geschützröhren eben so, wie die von Eisen auf einer Eisenhütte verfertigt werden können, und berechnet den dadurch entstehenden Gewinnst in Vergleich mit dem Gießen in einer Stückgießerey.

— III. Ueber den Gebrauch und die Proportionirung der Feldhaubigen von C. v. A. Der Zweck dieses Aufsatzes ist vorzüglich darauf gerichtet, die Aufmerksamkeit auf die Vervollkommnung der Haubigen zu lenken, und die Nachtheile der bisher in den mehrstem Artillerien üblichen Einrichtung, solche paarweise den Batterien zuzutheilen, zu zeigen. Wir pflichten dieser Ansicht vollkommen bey, und sind mit dem Verf. der Meinung, daß Haubigen in Batterien vereinigt, bey einzelnen Veranlassungen außerordentliche Wirkungen leisten können; nur müssen wir uns gegen alle Haubigen von kleinem Caliber erklären. Der Vf. nimmt die Länge des Rohrs einer zehnpfündigen Haubige, — die uns als Feldgeschütz am zweckmäßigsten zu seyn scheint, — auf $5\frac{1}{2}$ bis 6 Caliber an, und proportionirt die Metallstärke auf 2 Pfund Ladung. Demnach würde ein solches Rohr ungefähr 7 bis $7\frac{1}{2}$ Centner

wiegen. — V Ueber die Waffen = Uebungen der Infanterie im Frieden, als Vorbereitung zum Kriege. Die Erscheinung eines neuen Exercier = Reglements für die Württembergische Infanterie gibt dem Vf. Veranlassung, einige Punkte desselben einer Critik zu unterwerfen. Als Saldern sein Exercierbuch bekannt machte, und ein Exercierkreis, der sich in Potsdam anhieng und in Stuttgart schloß, ganz Deutschland gleichsam in ein Exercierhaus verwandelte, da legte man auf die so genannte niedere Infanterie Tactica einen hohen Werth, und die Frage: ob der Fuß einige Elle rechts oder links, oder der Daum am Gewehr ausgestreckt oder gerade liegen sollte? gab zu den bittersten Streitigkeiten Anlaß, und kostete manchem Officier sein Brod. Seitdem haben sich die Begriffe über den absoluten Werth dieser Wissenschaft oder Kunst sehr geändert, und vieles Zwecklose ist abgeschafft. Wie verschieden ist z. B. das gegenwärtige Preussische Exercier = Reglement, von dem vorhergehenden. Indessen bleibt der relative Werth der Exercierkunst, der darin besteht, daß der Soldat im Frieden beschäftigt und an militairischen Gehorsam gewöhnt werde, immer sehr groß, und daher verdient das Bemühen, auch ihr den möglichst größten Grad von Vollkommenheit zu geben, verdienstlich genannt zu werden. Der Verf. erklärt sich gegen die zu gezwungene Stellung der Soldaten unter dem Gewehre; dagegen, daß die größten und nicht die kleinsten Leute ins erste Glied gestellt werden; gegen den langsamen Schritt, so wie gegen den schrägen Schritt; gegen die übertriebene Gewissenhaftigkeit, mit welcher auf die gleichzeitige Ausführung aller Tempos bey den Gewehr = Exercicien gehalten wird vorzüglich sollte man auf richtiges und gutes, statt auf gleiches Laden, halten; gegen das Präsentiren des Gewehrs, als Ehrenbezeugung; gegen das Niederfallen des ersten Gliedes beim Feuern u. s. w. — Zweytes Heft. III. Ueber den Feldzug der Verbündeten gegen Frankreich, im Jahre 1814. (Ein strategischer Versuch). Der Verf. geht von dem Gesichtspuncte

aus; der Operationsplan der Allirten für den Feldzug von 1814, habe folgenden Hauptfehler gehabt: man sey, in zu vielen kleinen Armeen ins Innere von Frankreich vorgegangen, ohne zuvor Meister von Bessel, Mainz und Strasburg gewesen zu seyn. Mainz, Mannheim und Strasburg, hätten als die drey Hauptthore zu den Ausfällen aus Deutschland angesehen werden müssen, das schlesische, oder Blücher'sche Heer wäre nach der Eroberung des verschanzten Lagers bey Mannheim, über Kaiserslautern gegen Weß, das Hauptheer, oder Schwarzenberg'sche nach der Eroberung von Strasburg in zwey Colonnen über Saverne und Pfalzburg, und über Müßig und Nancy vorgerückt, hier hätte Halt gemacht werden müssen, weil wieder einige Plätze erobert und zu Vorraths-Plätzen hätten eingerichtet, Brückenköpfe und Magazine angelegt werden müssen. Zur Deckung der Flanken mußten mehrere Seitencorps aufgestellt werden. Das Ganze mußte unter einem Feldherrn (nach des Verf. Ansicht, sey der Erzherzog Carl allein dazu geeignet gewesen), stehen. — Dieß wäre freylich eine methodischere Operation gewesen, als die, welche ausgeführt ist. Allein wie, wenn man durch diesen regelmäßigen Gang Buonaparte Zeit gab, die Streitkräfte, die ihm noch zu Gebote standen, zu sammeln und zu organisiren? — IV. Ueber die Verfassung der Dienstvorschriften, im Geiste der Betrachtungen über die Kriegskunst. Eine Dienstvorschrift darf nach der Meinung des Verf. nicht das Werk eines Einzelnen, sondern sie muß das Werk der Berathschlagungen einer Versammlung seyn, in welcher jeder Grad seinen Sprecher hat. — Demnach sollen in der Folge alle Dienstvorschriften von einer Committée ausgehen, in welcher der Soldat und der Tambour, so gut als sein commandirender General mit spricht. Diese Committée soll zunächst untersuchen: 1. unter welcher Justiz die Officiere sehn sollen? 2. welchen Begriff im Allgemeinen der Titel Officier, durch alle Grade bezeichnet; 3. welche Pflichten jedem

Grade auferlegt werden können? Der Verf. empfiehlt vorzüglich, die Macht der Obersten über ihre Untergebenen zu beschränken; das ganze Officier-Corps solle eine Gesellschaft wissenschaftlich gebildeter Männer seyn, welche vom höchsten bis zum untersten Grade gewisse Verbindlichkeiten der engsten Freundschaft zu einander haben; das blinde Verhältniß des Dienstoberalters, soll aufhören, so wie die unglückliche Idee: "der Vorgesetzte hat Recht"; u. s. f. Sollte der verewigte Barenhorst, den Geist, der in diesem Aufsatze herrscht, wohl für den seinigen erkennen? — VI. Ueber stehende Heere und die Nachteile ihrer Abschaffung. Dieser Aufsatz hat den Zweck zu beweisen: 1. daß die Geschichte aller Zeiten lehre, daß jedes nach dem System der Landwehr zusammengesetzte Heer einer regulären Kriegsmacht unterliegen müsse; und 2. daß die plötzliche Umwandlung eines Heers in Landwehr, auch in Friedenszeiten, in jeder Rücksicht (die finanzielle ausgenommen), nachtheilig sey. Dagegen räumt der Vf. ein, daß neben einem mäßigen stehenden Heere, die Errichtung einer Landwehr, besonders für kleinere Staaten, in den Zeiten der Noth, als das einzige Defensionsmittel angesehen werden kann. Uebrigens ist dieser Aufsatz zum größten Theil aus dem Werke: Betrachtungen über das Verhältniß der stehenden Heere zu dem Zweck der Staaten vor v. d. Decken, entlehnt. — IIItes Heft. Ueber den Gebrauch der 12pfündigen Kanonen. Der Verf. will den Nachtheil des Gebrauchs der 12pfündigen im Vergleich mit den 6pfündigen Kanonen im Felde, zeigen, und zu dem Ende vergleicht er 1. die Schussweiten, und die Gewisheit des Treffens von beiden. Die Schussweiten sind bey gleichen Elevationen nicht sehr verschieden, und rücksichtlich des Treffens auf 100 bis höchstens 1500 Schritte, hat der 12 Pfünder vor dem 6 Pfünder keine bedeutende Vorzüge. Ueber 1500 Schritte ist der Vorzug des 12 Pf. bedeutend. 2. Vergleichung der Wirkungen. Da man in keinem Fall über 1500 Schritte, mit die-

sen Arten von Geschützen, auf Truppen schießen kann, so wird die Wirkung auf diese bey beiden ziemlich gleich seyn. 3. Vergleichung der Beweglichkeit. Das ganze Gewicht des 12 Pf. ist 4480 Pfund; das des 6 Pf. ist 3047; der 12 Pf. muß haben 8 Pferde; der 6 Pf. muß haben 6 Pferde. Das Auf- und Abproben geht bey erstern um viel langsamer, als bey letztern; auch kann der 12 Pf. nicht so schnell geladen und bewegt werden, als der letztere. 4. Vergleichung des Kosten-Betrags. a. Anschaffungskosten der Geschütze für den 12 Pf. mehr 800 Fl.; b. desgleichen für die Transportmittel 440 Fl.; c. für die Befladung und Bewaffnung der Bedienung der Mannschaft 200 Fl.; d. für die Munition 388 Fl.; e. für die Transportmittel derselben 1270 Fl. Im Ganzen verursacht die Anschaffung der Geschütze u. s. f., bey einem 12 Pfänder einen größern Kostenaufwand von 2928 Fl. gegen einen 6 Pfänder. Wenn aber hieraus der Schluß gezogen werden soll, daß es rathsam sey, die 12 Pfänder als Feld-Geschütz ganz abzuschaffen, und dagegen nur 6 Pfänder einzuführen, so können wir dieser Meinung nicht beypflichten, denn 1. die 12 Pf. leisten in Actionen nicht allein über 1500 Schritt eine viel größere Wirkung, als 6 Pf., sondern auch unter dieser Entfernung in Betreff des Demontierens der feindlichen Geschütze, so wie sie auch insbesondere gegen Feldverschanzungen mit größerem Erfolge gebraucht werden können; und 2. der moralische Eindruck, den ein Geschütz auf das Gemüth macht, — ein wichtiger Vortheil der Artillerie — ist bey schwerem Caliber viel größer als bey leichterem. Der Soldat wird muthlos, wenn er sieht, daß das feindliche Geschütz weiter reicht, als das seinige, und verliert das Zutrauen zu letzterm. Wir würden aber den englischen 9 Pf. vorzugsweise vor dem 12 Pf. als Feld-Geschütz empfehlen, mit Ausnahme einiger Batterien 6 Pfänder, und der reitenden Artillerie, für welche die letztern am angemessensten zu seyn scheinen. Bey

dem dritten Hefte ist eine Zeichnung der Geschligbohr und Drehmaschine, nach einem im Museum zu Bückeburg stehenden Modell, welches der Graf Wilhelm zu Bückeburg, nach der Sattler hat verfertigen lassen, bezeichlich; sie ist im 20sten Theil der natürlichen Größe gezeichnet.

Paris.

Chez Mad. Wassermann rue Thevenot n. 18:
Description d'une Mosaïque antique du Musée Pio-Clementin à Rome représentant des Scènes de Tragédies par A. L. Millin, de l'imprimerie de P. Didot l'aîné 1819. S. 35 pl. 28 Fol.

Bis jetzt fehlte es ganz an Abbildungen tragischer Scenen von der griechischen Bühne, da die Gemähldte in Handschriften (des Terenz in der Vaticana und zu Paris) nur komische darboten, und in die Basreliefs und Vasengemähldte höchstwenig vom tragischen Costüm übergegangen ist. Vorliegendes Werk ergänzt diesen Mangel, es ist von Millin selbst vollständig ausgearbeitet, und auch die Platten wurden unter seiner Aufsicht gestochen und colorirt, obgleich es erst ein Jahr nach dem Tode des Vf. erschienen ist. Es gibt die Mosaiken, welche in den Fußboden des achteckigen Saals im Museum Pio-Clementinum eingelegt sind, gefunden zu Porcareccia, bey dem alten Vorum in Etrurien. Visconti hat ihrer nur flüchtig gedacht. Die Mosaik ist im Ganzen sehr roh, bey einigen (Zf. 16. 20. 27) sind die Stifte kleiner, aber die Arbeit nicht besser. Die Zeichnung ist oft sehr mißlungen, und nur der dargestellte Gegenstand gibt diesen Bildwerken einen bedeutenden Werth. Es sind im Ganzen 32 Tafeln, wovon 8 (Pl. 2-5) pyramidalische Vierecke bilden und Masken vorstellen. Die auf Pl. 2. 3. 4 sind ohne Zweifel tragisch, von dunkler und greller Färbung, offenem Mund, die Augenbraunen über dem innern Winkel hoch ausgezogen, die Augen selbst oft kreisrund. Nur die Uebersetzung, daß die große Ferne der Zuschauer den grellen

Ausdruck nöthig machte, kann diese Zerbilder entschuldigen. Deutlich sieht man über der gewöhnlich dreyeckigen Stirn den aufgethürmten Haarwulst, Onkos, der ebenfalls noch dazu diente, die Gestalt zu erhöhen. Die Haare haben alle Farben, nur nicht die natürlichen. Dagegen ist die siebente Maske *Tr. VII* von schönen Zügen; sie stellt einen Eilen vor, dem Epheu um den kahlen Scheitel, mit zerlich gelocktem Bart, und bezeichnet das Satyrspiel, wie die drunter stehende von nichts sagenden aber regelmäßigen Gesichtszügen die Komödie. Beide haben keinen Nasos und einen wenig geöffneten Mund, weil hier die volle aus der Höhlung der Maske hervor tönende Stimme milder tief und hohl klingen durfte. Die übrigen 24 Tafeln sind regelmäßige Sechsecke mit einem einfachen Blumengewinde eingefasst und inwendig eine tragische Scene immer von zwey Personen enthaltend, nur eine (*Tr. I*) stellt mehrere Personen vor. Hier sitzt nehmlich der Dichter bekränzt bloß mit dem *Himation* verhüllt auf dem *Scrinium*, in welchem seine Werke. Hinter ihm stehen zwey Frauen, Masken haltend, eine dritte bringt ein kleiner unbedeckter Knabe, den man für einen Satyrisk halten kann. Sollen jene beiden Frauen, wie *Willin* meint, *Thalia* und *Melpomene* seyn: so würde sich der Dichter schwer aufsitzen lassen, der Tragödie, Komödie und Satyrspiel vereinigte, da jene beiden von ältern Dichtern nie zusammen geübt wurden und das letztere nicht lange blühte. Auch bezeichnet nichts den verschiedenen Character der beiden Musen; so bleibt die Sache schwierig. Jetzt bleiben noch 23 Vorstellungen, über die *Ref.* erst im allgemeinen berichten will, ehe er in den muthmaßlichen Gegenstand der Vorstellung eingeht. Alle Figuren, männliche und weibliche, haben im Ganzen ein und dasselbe Theater-Costüm, und nur einzelne Attribute unterscheiden sie: von jener oft ins lächerliche getriebenen. Sucht, die Costüme aller Jahrhunderte und Stände getreu nachzuahmen, mit der sich unser Zeitalter brüstet, wußten die guten Alten so wenig, als

unser älteres Theater. Diese Tracht besteht für Männer und Frauen aus einer bunten Tunika mit Ärmeln, welche bis an die Knöchel reicht; oft ist noch eine andere darüber gezogen, die dann bis zum Knie herabfällt, beide werden von einem breiten Gürtel unter der Brust zusammengehalten, und das bunte Ansehn wird noch durch Querstreifen oder auch Weänder von heller Farbe erhöht. Die Obertunika scheint mir des Peplos. Darüber ist das Himation geworfen, so daß es den linken Arm zum Theil verhüllt, und hier festgehalten wird, dann reicht es am Rücken bis unter dem rechten Arm herum, welcher stets frey bleibt. Das Himation ist gefütert, so daß es innen eine andere Farbe zeigt, wie außen, wie man Taf. 8. 9. 21 26 deutlich bemerkt, gewöhnlich die blaue. Mehrmal bemerkt Ref. (Denn Willin geht hier nicht genug ins Einzelne) bey heroischen Figuren ein anderes Kleid, welches durch eine Spange auf der rechten Schulter befestigt ist und über Brust und Rücken fällt, die Chlamys. So Taf. 7. 10. 12. 14. 20. 25. Bisweilen kommt auch noch ein anderes Kleid vor, welches vom Himation sich besonders dadurch unterscheidet, daß es unter dem Gürtel liegt. Taf. 11. vgl. 12. Auf dem Kopfe sitzt stets eine Art Diadem mit herabfallenden Bändern, besonders merkwürdig ist der hohe Kopfschmuck des Priesters Taf. 26. Die Haare sind wie in der alten Kunst oft in lange zierliche Flechten gewunden. Taf. 15. Am auffallendsten ist die Fußtracht. Was man so gewöhnlich Kothurn nennt, sieht man nie, da die Füße vom Kleide verdeckt sind, nur Tafel 9 kommt die Fußspitze, Taf. 11 der halbe Fuß vor; dagegen stehen alle Figuren auf einer Art Stelzen, etwa von 10 Zoll Höhe, von höchst unformlichem Ansehn. Diese erhöhen natürlich die Figur bedeutend, aber heben zugleich allen Rhythmus der Gestalt auf, der nur dadurch einigermaßen hergestellt wird, daß alle Glieder bedeutend ausgepolstert sind, obgleich auch dadurch der Mißstand nicht ganz gehoben ist. Der Hals verschwindet bey der Größe der überfüllten Maske fast ganz (Taf. 14), die Arme

erscheinen kleinlich und zu kurz, und bey jeder Bewegung fallen die hohen Knie ins Auge. Ueberhaupt sind nothwendig alle Bewegungen steif und gewaltsam, auch die der Arme und Hände. Hiebey spricht Ref. die Ueberzeugung aus, daß alle Bewegungen auf der Bühne, das Ausstrecken der Hände in gewissen Richtungen, die Biegung der Arme u. dergl. eine conventionelle und ein für allemal angenommene Bedeutung hatten, daher dieselben auf diesen Wildwerken öfter wiederkehren. An dergleichen festgesetzte und nicht willkührliche Geberdensprache, waren die Alten durch Gottesdienst gewöhnt, sie hatten viel dergleichen symbolische Zeichen im gemeinen Leben, man findet manches der Art in alten Kunstwerken, und im Theater scheint man diese Geberdensprache aufgenommen und genäuer bestimmt zu haben, so daß der Willkühr der Schauspieler möglichst wenig überlassen blieb. Auch hätten bey der Beengung der Schauspieler alle aus dem Affect hervorgehenden Bewegungen einen Angstlichen und widerlichen Eindruck machen müssen. — Ueberhaupt gibt diese Mosaik von neuem Anlaß zu Bemertungen, wie wenig wir unsere ästhetischen Natürlichkeits-Vorstellungen auf die alte Bühne anwenden dürfen. Alles war hier fremdartig, grotesk und vornweg darauf berechnet, das Gemüth aus dem gewohnten Kreise des gemeinen Lebens zu entrücken. Doch wir kehren zum Costüm zurück. Unerklärlich sind auf einer der Tafeln (14) die Streifen, welche von den Sohlenstelzen einwärts fallen, und fast wie Schatten aussehen; aber eine Meinung der darüber aufgestellten ist nur immer thörichter als die andern. — Ungesehene Personen zeichnen sich durch lange einfache Scepterstäbe aus, Helden haben das kurze Seitengewehr über dem Himation an der linken Seite und zwar sehr hoch, in gleicher Höhe mit den Ellbogen, sitzen. Taf. 11. vergl. 17 wo es Millin verkennt.

Was nun die einzelnen Scenen betrifft; so gibt es kaum zwey, die zusammen zu gehören scheinen, und man sieht dieselbe Person nur zweymal wieder. Sollte

man also an eine Auswahl von Vorstellungen aus Dramen denken, aus jedem etwa eine? Allein dann würde man sicher die bedeutendern ausgehoben haben; und nicht ganz gleichgültige Situationen, in denen oft nicht die geringste Handlung ist. Sonach müssen wohl diese Mosaiken zu einem weit andern Complex gehören, welcher viele Scenen aus mehreren Tragödien darstellte, und wovon der Zufall diese wenigen erhalten hat. Bedeutende Scenen sind etwa folgende: Tf. 6 eine Person mit zwey Fackeln vor einer andern in gleichgültiger Stellung, unmöglich eine Furie und Orest, wie Willin meinte. Taf. 7. Hercules mit Bogen und Keule als Jüngling, von einer andern Person Abschied nehmend, wie es scheint. Tf. 8. Hercules als Mann mit der Keule ohne Handlung. Tf. 9. Ein Jüngling mit gespanntem Bogen, einen Greis verfolgend, der einen Dolch an sich hält. Willins Vermuthung, daß es Herakles sey, der im Wahnsinn seinen Vater tödten will, hat wenig für sich. Tf. 10. Hermes Psychopomp eine weibliche verschleierte Figur führend. Sein Stab ist ganz so, wie ihn neulich Hr. Hofrath Böttiger beschrieben. Auch hier muß man fragen, in welchem Stück diese Abführung zur Unterwelt auf dem Theater selbst vorging. Tf. 15 schwingt eine Figur einen kleinen Dolch, dessen rothe Scheide sie in der linken Hand hält; eine andere will vor ihr auf die Knie sinken. Hier ist wohl etwa an Orest und Klotämnestra zu denken. Tf. 22 zieht eine Figur die andere beim Himation, welche sich langsam fortbewegt. Willin denkt wohl mit Recht an eine Verführungsgeschichte. Tf. 24 Ein Traumm mit schrecklicher Miene, in hochrothem Kleide, in drohender Stellung: vor ihm eine Gestalt mit auf den Rücken befestigten Händen. Tf. 25 sieht man einen Bittenden mit dem grünen Zweig und ausgestreckter Rechte; der Andere hält die Rechte noch überlegend an sich. Tf. 26. Die Darbringung eines kleinen Opferthiers. Tf. 27. Eine Spende auf einem Altare. Die merkwürdigste Vorstellung ist vielleicht die letzte, die offenbar einem Sa-

tyrspiele angehört. Ein kleiner Satyrisk, den der krumme Hirtenstab bezeichnet, deutet den Chor an, und ist im Tanz begriffen: im Vorgrunde steht eine große erkränzte Figur eines Gottes im prächtigen Gewand, bekränzt und das Scepter fahrend; etwa Apollo: Willin vermuthet Eilen, aber das, was er für einen fahlen Scheitel hält, scheint eher ein Diadem zu seyn.

R. O. M.

London.

Bey Cadell und Davis: *Historical memoirs of my own time.* Part the first from 1772 to 1780 Part the second from 1781 to 1784. By Sir William Wra xall, Bart. Second edition. 1815. Band I. S. VII. 561. Band II S. 602. nebst einem Anhang S. 1-62.

Nur auf eine kurze allgemeine Anzeige dieses Werks, das gleich bey seinem ersten Erscheinen allgemeines Aufsehn erregte, müssen wir uns hier beschränken; einen Auszug aus demselben zu geben, ist durchaus unthunlich, da dasselbe großen Theils aus Anecdoten und einzelnen Erzählungen besteht, die selbst gelesen seyn wollen. Der Verf. hatte unter günstigen Verhältnissen einen großen Theil von Europa besucht, war mit den meisten politisch wichtigen Personen seiner Zeit nicht nur in England, sondern auch in verschiedenen andern Ländern näher bekannt geworden und gibt hier die Resultate von dem was er sah und hörte und was ihm für die politische Geschichte des Zeitraums von 1772 bis 1784 irgend von Interesse zu seyn schien. Daß er dabey nicht immer die reinsten Quellen benutzte, daß er wenigstens auch da, wo er diese benutzt zu haben glaubte, nicht selten irrte, gesteht er selbst und um so leichter mußte der Irrthum seyn, da das was er erzählt, großen Theils das Innere der Höfe und Kabinette angeht, wo nur nach Hörensagen und oft nach sehr einseitigen Darstellungen berichtet werden konnte. Wer eine interessante Unterhaltung sucht, der wird sie in diesem Buche in reichlichem Maße finden, der Gewinn für Geschichte

selbst, ist dagegen ungleich geringer, da, wie freylich nicht anders zu erwarten, der Verfasser nicht immer seine Quellen an gibt und weniger auf historische Forschung und Ergründung, als auf das Sammeln von Merkwürdigkeiten und Anekdoten ausgeht. Auch ist er in seinen Urtheilen, zumahl wenn von England die Rede ist, keinesweges von Parteylichkeit freyzusprechen und ein gewisses ängstliches Streben nach Gunst bey ihm durchaus nicht zu verkennen. Der erste Theil enthält größtentheils auf seinen Reisen von dem Verfasser gesammelte Bemerkungen über Portugal, vorzüglich den Hof von Lissabon unter Joseph II., über Frankreich, Holland, Rußland, Deutschland und Italien; auch England selbst wird nicht vergessen, und unter andern eine höchst interessante ausführliche Beschreibung des im Jahre 1780 durch Lord George Gordon zu London erregten furchtbaren Tumults gegeben. Der zweyte Band dagegen beschäftigt sich allein mit England in dem Zeitraume von 1781 bis 1784, und enthält gleichfalls eine Menge interessanter Bemerkungen und Angaben über den damaligen innern Zustand des Landes, vorzüglich über das Ministerium des Lord North. Angehängt ist eine Vertheidigungsschrift gegen verschiedene auf den Vf. in öffentlichen Blättern gemachte Angriffe.

-F. C.

H a n n o v e r.

Ben Hahn: Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämtliche Provinzen des Hannoverschen Staats, jedoch was den Calenbergischen, Lüneburgischen u. Bremen- u. Verdenschen Theil betrifft, seit dem Schlusse der in denselben vorhandenen Gesessammlungen bis zur Zeit der feindlichen Usurpation ergangen sind. Mit Genehmigung des K. Cabinets-Ministerii herausgeg. von Ernst Spangenberg, Dr. b. R. u. K. Großh. Hann. Hof- u. Canzleyrathe in der Justizcanzley zu Zelle. 3r Thl. die Jahre 1780 = 1799 enthaltend. 1821. 989 S. in 4.

Da der Plan dieses Werks in den hiesigen Blättern bereits angezeigt worden ist, so möge hier nur die Erwähnung der ununterbrochenen Fortsetzung desselben genügen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1821.

P r a g.

In Commission bey Joseph Krauß: Pentateuch, oder die fünf Bücher Moses, übersetzt von Jos. Bern. Benedict Venusti, Abten zu Osseg. 1820. 471 S. hebräischer Text mit einer deutschen Uebersetzung zur Seite, und 263 S. das Wörterbuch, in 4.

Ein seltenes Beyspiel! Ein ehrwürdiger Prälat wendet nicht bloß Zeit und Mühe, sondern auch eine bedeutende Summe Geldes auf, seine jüngere Geistlichkeit zum Studium der Schriftsprachen zu ermuntern. Des tiefern Eindrucks wegen verweist er sie nicht auf fremde Hülfsbücher, sondern gibt ihnen, von sich bearbeitet, den ersten Autor, den sie in hebräischer Sprache, lesen sollten, in die Hand, mit einem Wörterbuch, mit Paradigmen u. s. f. begleitet, um sich über manche grammatische Fälle auf der Stelle Rath's erhohlen zu können. Die Wahl des Schriftstellers fiel auf Moses, dessen fünf Bücher durch Mannigfaltigkeit des Inhalts, der Sprache und Schreibart, auch durch die häufige Wiederkehr derselben Worte und Redensarten alle Eigenschaften an sich haben, bey der Erlernung einer Sprache zur Grundlage zu dienen. Um ihre Brauch-

F (6)

barkeit dazu zu vermehren, stattete sie der gelehrte Prälat mit allem aus, was ihm dazu zu gehören schien. Den Zusammenhang des Hebräischen Textes stellte er in einer deutschen Uebersetzung dar; die Gründe der in der Uebersetzung den Worten beygelegten Bedeutungen gab er in einem Wörterbuch an, das alle im Pentateuch vorkommende Worte enthält; zur grammatischen Auflösung der Worte hängte er die nöthigen Paradigmen, und ein alphabetisches Verzeichniß der von der Regel abweichenden Formen, mit Zurückführung auf ihr Stammwort, an; dem Lehrer gab er durch die Aushebung der wichtigsten Varianten, die vielleicht den Vorzug vor dem masorethischen Text verdienen möchten, Veranlassung, die erste Anleitung zur Kritik zu geben. Und was dabey das Wichtigste ist, bey allen diesen Zugaben zum Text leiteten den Verfasser unter Zuziehung vollständiger Hülfsmittel, die mit einer sich gleich bleibenden Unverdroßtheit angewendet sind, die richtigsten Grundsätze. Für correcten Abdruck hat der Hr. Prof. Rosenmüller zu Leipzig gesorgt, dem die Aufsicht über den Druck übertragen worden, der auch den Vorredner des Werkes gemacht und die Leser von dessen Zweck unterrichtet hat. Vergessen ist nur die Anzeige, aus welcher Ausgabe der Text abgedruckt worden: denn wenn gleich in allen Ausgaben des hebräischen A. T. derselbe Text gegeben wird, so ist doch in manchen noch in einigen Kleinigkeiten ein Unterschied. Nach allem diesem dürfen Zweck und Ausführung dieses Werks auf Verfall gerechten Anspruch machen.

Daß es dessen ohnerachtet nicht an Stellen fehlen kann, bey denen man mit dem Herrn Verfasser nicht einverstanden ist, bringt die Natur des bearbeiteten Gegenstandes mit sich. Ueber die erste Zugabe, die deutsche Uebersetzung des Pentateuchs, erinnern wir nichts. Sie sollte den hebräischen Text kunstlos, nach den Worten, ohne erklärende Einschüßel, mit dem Bestreben wieder geben, seine Alterthümlichkeit nicht zu verwischen, und von der hohen Einfalt der Darstel-

lung in einer noch ganz sinnlichen Sprache so viel durchleuchten zu lassen, als in einer philosophisch gebildeten Sprache, wie die Deutsche, möglich ist. Deutlichkeit und Richtigkeit, was bey dem Zweck des Hn. Verfassers die Hauptsache ist, wird ihm jeder gern zugestehen. Ueber manche einzelnen Worten beygelegte Bedeutungen ließen sich Einwendungen erheben: aber gegen wessen lexicalische Arbeiten sänden diese nicht statt? Der steteste Fleiß, unter der Zuziehung der besten Hülfsmittel, verwahrt nicht vor einzelnen Mißgriffen, von denen oft nur der Augenblick der Entscheidung die Schuld trägt. Ueber Punctuation und Erklärung von **לן** 4 B. Mose 16, 2. 7 und 14, 36 hätte sich wohl der Verf. etwas anders bestimmt, wenn er sich in dem Augenblick erinnert hätte, daß zum Wurzelwort auch **לן** angenommen werden dürfe. Eben so würde von **כמים פרו** 1 B. Mose 49, 4 die Erläuterung etwas anders ausgefallen seyn, wäre es nicht zu **עלה** gezogen worden. Von **שעל** *distinxit, separavit* ist **מסערל כרמים** "was die Weinberge von einander trennt", ein Weg zwischen Weinbergen, wofür sich keine Erläuterung in **שעל** *pugillus* suchen läßt. **פמה** hätte sich noch aus 4 B. Mose 24, 17 nach **فبأ** und Nehem. 9, 22 mit der Bedeutung *agmen* vermehren lassen u. s. w. — Textberichtigungen sind nur an einzelnen Stellen versucht worden; zwar überall nach Gründen, die Achtung verdienen, weil der Text nach ihnen an Concinnität gewinnt: dasselbe kann aber auch den Masorethen nicht entgangen seyn, und wenn sie doch die inconcinne Lesart beybehalten haben, so lag wohl die Ursache an dem Alter und der Güte der Handschriften, nach welchen sie ihre Recension festgesetzt haben. Es wäre allerdings bequemer, wenn 1 B. Mose 1, 14 **ולמיערים ולימים** stände, wie vorhin **ולמים**; die Masorethen aber dachten, das Präfixum ließe sich

auch bey'm Interpretiren ergänzen. 1 B. Mose 38, 17 wird allerdings der Text runder, wenn an die Stelle des einfachen תָּתן das vollere לִי תָתֵן tritt, das mit einem noch vorhandenen Codex die Septuaginta, Syrer und Vulgata zuzusehen scheinen; doch kann auch לִי entbehrt werden. Das Passivum וַיִּשָּׂא ist 1 B. Mose 50, 26 allerdings leichter als das Activum וַיִּשָּׂא ; aber die Masorethen müssen es doch nicht in ihren zu Rath gezogenen Handschriften gefunden haben. וַיִּשָּׂא , das 2 B. Mose 8, 17 (al. 13) zwey Handschriften haben, fordert der Zusammenhang nicht nothwendig, wenn וַיִּשָּׂא zum Vorhergehenden gezogen wird. 1 B. Mose 34, 3 ist הַבְּעֵרָה richtig als Archaismus für הַבְּעֵרָה erklärt, welches auf 1 B. Mose 24, 55. 57 übertragen ist, wo dasselbe Keri und Cethib, vielleicht durch ein Verschreiben, mangelhaft erklärt worden. 1 B. Mose 8, 6 ist $\text{וַיִּלְכְּדָהּ הַשָּׂרָה}$ doch wohl nichts, als ein uraltes Glossem, das auch die Masorethen kannten und in Hebräisch = Jüdischen Handschriften fanden, aber doch nur so mangelhaft bestätigt, daß sie sich nicht getrauten, es einzurücken, sondern bloß ihre Bekanntheit damit durch einen leeren Raum anzeigten. Manchmal ist eine Lesart übergangen, die vielleicht eine Anzeige verdient hätte, wie 4 B. Mose 23, 10 וַיִּסְפָּר , das drey Samar. Handschriften, eine arabische Uebersetzung des Samaritanischen Textes, und der Araber der Polyglotte haben, statt וַיִּסְפָּר u. s. w. So mannichfacher Tadel auch die Samaritanischen Lesarten trifft, so hat sich doch mehrmahls unter ihnen die richtige Lesart erhalten, weshalb wir uns nur auf וַיִּשָּׂא 1 B. Mose 1, 11 berufen wollen, das auch der Hr. Verf. mit Recht vorgezogen hat.

Leipzig.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung: **Thucydides de bello peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum codicum fidem, adhibitis doctorum virorum observationibus, recensuit, summariis et notis illustravit, indicesque rerum et verborum adjecit Christoph. Frid. Ferd. Haackius, Gymnasii Stendaliensis rector. Vol. I. S. XXVI und 546. Vol. II. S. VIII und 594. In Octav. 1820.**

So sehr die hohe Achtung gegründet ist, in welcher Thucydides bey allen Freunden und Kennern der griechischen Litteratur und der Geschichte von jeher stand und noch steht, so wenig ist doch bisher für einen leichtern und bequemern Gebrauch desselben gesorgt worden, indem bloße Abdrücke des Textes, die aller Hülfe ermangeln; den meisten Lesern, die den Thucydides für sich studiren, nicht genügen. Eben so wenig können die größern Ausgaben, die übrigen alle Werthschätzung verdienen, sie mögen bloß den Text mit der lateinischen Uebersetzung, oder den ganzen Apparat liefern, auf diesen Ruhm des leichtern und bequemern Gebrauchs den unbestrittensten Anspruch machen, da sie mit so vielen, oft unter sich streitigen Bemerkungen, Erläuterungen und dergl. so umlagert und überladen sind, daß sie nur für den eigentlichen Humanisten, der sich jedoch mit Geduld zu waffnen hat, bestimmt seyn können. Den gemüthlichern Leser dagegen, der darum nicht der Geizigkeit geziehen werden darf, muß dergleichen zurückschrecken: denn er will den Thucydides als pragmatischen Historiker lesen, und sich nicht auf das gefährliche Meer der alten und neuern Critik und Eregese wagen, wo er unterzugehen oder doch um den ersohnten Genuß zu kommen fürchtet. Die 15 Ausgaben, vielleicht gibt es noch einige mehr, die seit der Wiederherstellung der Wissenschaften erschienen sind, haben alle den einen oder den andern Character, nicht

einmahl die Unsicherheit des Textes hier in Anschlag zu bringen, die in einigen derselben über alle Vorstellung groß ist. Es war also ein sehr erwünschter Gedanke des Herausg., den angegebenen Mittelweg zu wählen, und sehr verdienstlich vom Verleger in den Gedanken einzugehen, und die Unternehmung zu beginnen, die doch etwas Gewagtes zu haben schien. Wir freuen uns, daß sie zu Stande gekommen ist, da die Lesung des herrlichen Geschichtschreibers dadurch um ein Großes erleichtert und befördert werden muß. Wer nun den Thucydides als pragmatischen Historiker lesen will, und die nöthige Sprachkenntniß und Einsicht in die geschichtlichen Verhältnisse mitbringt, auch wer als Schüler mit Hülfe und unter Leitung eines Lehrers herzukommt, wird einsehen, daß für diese beiden Classen zunächst gearbeitet sey: beide werden ihre Rechnung und ihren Genuß finden. Der Herausg. hat sich redlich bemüht, dieß zeigt sich auf allen Seiten, diese Zwecke stets vor Augen zu haben, was die Scholien und der übrige Apparat nicht wenig erschweren mußten, aus welchem Reichthum man sieht, daß er im Besitze aller Hülfsmittel war, einen richtigen Text und eine planmäßige, kurze und deutliche Erläuterung zu liefern. Man braucht nur einige streitige und viel besprochene Stellen, als gleich im Anfange die berühmte Einleitung deßhalb anzusehen, um sich von der Wahrheit unsers Urtheils und von unsrer Unparteylichkeit zu überzeugen. Vielleicht hätte der Herausg. hier und da, dieses seines Zwecks mehr eingedenk, noch kürzer seyn, und einiges weglassen können, was seine Leser in Hinsicht der Textes = Berichtigung und Exegese nicht von ihm ausgeführt oder weitläufig widerlegt verlangten: einiges könnte auch von diesem und jenen Leser wohl vermisset werden: und manche werden die gegebene Erklärung bestreiten, denn Thucydides liest sich nicht so leicht als Xenophon; aber nichts ist wohl relativer, als dieß. Wie schwer, ja unmöglich es sey, allen zu gefallen, ist ja besodners hier klar, wo der Erklärer

z. B., dem seine lange Bekanntschaft mit seinem Autor vieles kinderleicht vorstellt, und der daher, wie man sagt, trocknen Fußes so etwas übergeht, in der Hoffnung und billigen Voraussetzung ist, daß der freundliche Leser sich auch eben so geschwind in des Autors Ideengang gefünden, als er selbst, und das Seinige auch thun und die nöthigen Vorkenntnisse mitbringen werde. Denn wer wird von dem ersten besten Lesebuche, woraus er sein Griechisch gelernt hat, sogleich zum Thucydides fortgehen? Der unbefangene Urtheiler wird unsrer Meinung seyn. Daß die lateinische Uebersetzung weggelassen ist, stimmt mit dem Zwecke überein. Unter dem griechischen Texte, der mit besonnener Critik behandelt ist, stehen Inhaltsanzeigen, vorzüglich für den, der den Gang der Erzählung schnell übersehen will: alsdann folgen die Bemerkungen, einfach und ohne vielen gelehrten Prunk, wozu die Einladung oft lockend genug war, die critischen und ergetischen Inhalts sind. Am Ende folgen gute chronologische Tabellen und zwey Register, ein *index nominum et rerum* und ein *index verborum*. Am Ende des Ersten Bandes finden sich *Corrigenda*, denen in der Vorrede zum zweyten Bande ein Nachtrag folgt. In der Vorrede zum ersten Bande gibt der Herausg. nach Angabe seines Planes unter andern auch die hier befolgte Ansicht, einige grammatische Kleinigkeiten, wie er es nennt, betreffend, zu erkennen, die um so weniger zu mißbilligen ist, da sie das Ansehen der besten Handschriften, einer sehr achtungswerthen Richtschnur, auf ihrer Seite hat: Auf die Vorrede folgt eine Abhandlung *De Thucydidis vita, dicendi genere, codicibus manuscriptis et editionibus*, wo das Nöthige kurz und mit richtigem Urtheile in guter Latinität beygebracht ist. Wir dürfen hoffen, daß diese Ausgabe fleißig gebraucht, und sehr viel dazu beytragen werde, das Studium des vortrefflichen Geschichtschreibers zu befördern und zu verbreiten.

Paris.

Bey Magimel: Relation des sièges de Saragosse et de Tortose par les François, dans la dernière guerre d'Espagne. Par M. le Baron Rogniat, Lieutenant-général du Génie. 1814. C. VI. 67. Mit zwey Planen. In Quart.

Der Verf., der nach dem Tode des Generals La Coste, selbst die Belagerungsarbeiten gegen Saragossa leitete, gibt uns hier eine umständliche Beschreibung der Eroberung dieser Stadt, deren Bekanntmachung ihm während Buonaparte's Herrschaft verweigert worden war. Auch er, wiewohl er sich nur allein auf die Erzählung der rein kriegerischen Vorfälle während der Belagerung beschränkt, läßt dennoch dem heroischen Muth der Vertheidiger Saragossa's volle Gerechtigkeit wiederfahren, und gewiß, wenn irgend etwas im Stande wäre, die Bewunderung zu erhöhen, welche sich dieselben bey der Mit- und Nachwelt erworben, so würde dieß durch diese Beschreibung bewirkt werden. Der Erzählung selbst gebührt im Ganzen das Lob strenger Unparteilichkeit, ausgenommen, daß der W. den Verlust der französischen Armee, während einer Belagerung von zwey und fünfzig Tagen nach Eröffnung der Laufgräben, nur auf 3000, den der Spanier von jedem Alter und Geschlechte auf 54000 Köpfe berechnet, während doch nach seinen eigenen Angaben des französischen Verlustes in den zahllosen einzelnen Gefechten, sich ein ungleich nachtheiligeres Resultat eraubt. Weniger glänzend war die Belagerung und Vertheidigung von Tortosa, welches, eine regelmäßige Festung, sich schon nach siebenzehntägiger Einschließung, sammt einer Besatzung von 8000 Mann den Franzosen ergab. — Einen Auszug leidet die vorliegende Schrift nicht; wir begnügen uns daher, darauf im Allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben.

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 9. August 1821.

G ö t t i n g e n .

Den Kennern der höhern Geodäsie sind die Schwierigkeiten bekannt, sich zur Bildung großer Dreyecke recht zweckmäßige Zielpuncte zu verschaffen. Hohe Kirchtürme finden sich in manchen Gegenden nicht in dazu schicklichen Lagen, und auch die vorhandenen bieten oft nicht die gewünschte Gelegenheit zur Aufstellung der Instrumente und zum Centriren der gemessenen Winkel dar; auch ist ihr Bau öfters nicht in dem Maße regelmäßig, wie es zur Erreichung der äußersten Schärfe wünschenswerth ist. Besonders gebaute Signalthürme haben, auch abgesehen von dem Aufwand an Geld und Zeit, welchen ihre Erbauung kostet, mit den Kirchtürmen das gemein, daß sie in solchen Fällen, wo sie sich auf nahen dunkeln Hintergrund projectiren, in beträchtlichen Entfernungen schwer zu sehen, und zu pointiren sind, und wenn man ihnen eine helle Farbe gibt, nach der verschiedenen Beleuchtung von der Sonne eine veränderliche höchst nachtheilige Phase zeigen. Ja selbst die vollkommensten Signalthürme, geschwärzte, die sich gegen den Himmel projectiren, sind in sehr großen Entfernungen, wenn

man zugleich eine von der Sonne beleuchtete und eine im Schatten befindliche Seitenfläche sieht, nicht gänzlich von einer beschwerlichen Phase frey. Die Messungen bey Nacht mit Hülfe Uragidischer Lampen sind zwar diesen Fehlern nicht unterworfen, haben aber dagegen, besonders auf schwer zugänglichen Bergen, andere Inconvenienzen, die zu sehr von selbst einleuchten, als daß es nöthig wäre, sie hier zu berühren.

Diese Betrachtungen haben den Hrn. Hofr. Gauß veranlaßt, für die auf allerhöchsten Befehl im Königreich Hannover auszuführende Gradmessung, auf ein neues Hülfsmittel zu denken, welches, wenn auch nur neben den genannten, mit Vortheil für die Triangulirung im Großen anzuwenden wäre. Der Erfolg davon hat seine Erwartungen noch weit übertroffen.

Eine auf photometrische Gründe gestützte Untersuchung hatte ihm schon früher die Ueberzeugung gegeben, daß das von einem nur sehr kleinen Planspiegel reflectirte Sonnenlicht auch in den allergrößten Entfernungen, welche nur bey Triangulirungen vorkommen können, noch hinlängliche Kraft haben müsse, um den schönsten Zielpunct abzugeben. Um diese Idee zu benutzen, kam es darauf an, ein Instrument anzugeben, mit dessen Hülfe das Sonnenlicht überall genau in jede nöthige Richtung gelenkt werden kann. Es war zugleich die Bedingung zu erfüllen, daß ein solches Instrument überall leicht aufgestellt und gehandhabt werden kann, und daß der Mittelpunct des reflectirenden Spiegels, während der Bewegungen, die gemacht werden müssen, um der fortrückenden Sonne gleichsam zu folgen, stets in absoluter Ruhe bleibt. Ein solches Instrument, welches diese Lenkung des Sonnenlichts in jede beliebige Richtung aufs vollkommenste und auf die angezeigte Art, auszuführen dient, scheint am schicklichsten den Namen eines Heliotrops zu führen, zum wenigsten eben so schicklich, wie zwey bekannte Producte des Pflanzen- und Mineralreichs.

Das weitere Nachdenken über diesen Gegenstand hat den Hrn. Hofr. Gauß auf zwey ganz verschiedene

Einrichtungen eines Heliotrops geführt; nach der einen ist ein solches Instrument von unserm geschickten Hrn. Inspector Kumpf bereits vortrefflich ausgeführt, und an einem zweyten nach der andern Einrichtung wird von demselben Künstler jetzt gearbeitet. Eine vollständige Beschreibung, die für unsere Blätter sich nicht eignen würde, wird an einem andern Orte gegeben werden. — Um, noch ehe der erwähnte Heliotrop vollendet war, wirkliche Versuche über die Kraft des reflectirten Sonnenlichts anstellen zu können, kam Hr. Hofr. Gauß noch auf eine dritte Idee, vermittelt welcher jeder Spiegelsextant zu einem ziemlich vollkommenen Heliotrop eingerichtet werden kann, ja allenfalls ohne allen Zusatz, wenn er nur auf ein gutes Stativ gesetzt werden kann, als Heliotrop zu gebrauchen ist. Hr. Hofr. Gauß ließ nemlich durch Hrn. Inspector Kumpf an dem großen Spiegel eines Sextanten einen dritten Planspiegel so befestigen, daß dessen Ebne auf der Ebne des Sextanten senkrecht ist, und mit der Ebne des großen Spiegels einen Winkel macht, der den Complement des Winkels der Gesichtslinie (die nöthigenfalls erst durch eingezogene feine Kreuzfäden zu bilden ist) gegen die Ebne des kleinen Spiegels, zum rechten Winkel, gleich ist. Sobald ein solcher Sextant in eine solche Lage gebracht ist, als wollte man die Distanz eines Objectes vom Mittelpunct (ja, in so fern alles gut gearbeitet und berichtigt ist, nur von irgend einem Punct) der Sonnenscheibe messen, gleichviel, welches von beiden direct gesehen wird, reflectirt jener dritte Spiegel das Sonnenlicht nach dem Objecte zu. Steht ein solcher Sextant auf einem guten Stativ, so ist es einer etwas geübten Hand nicht schwer, das reflectirte Sonnenlicht ununterbrochen nach dem gewünschten Puncte hinzusenden. Ist der dritte Spiegel nicht vorhanden, so kann der große Spiegel selbst seine Stelle vertreten, wenn man bey völlig unverrückter Ebne die Alhidade um den vorhin erwähnten Winkel schnell vorwärts schiebt (oder nominell auf dem Gradbogen, um

den doppelten Winkel). Bey dieser letzten Art ist offenbar nur eine unterbrochene Reflexion zu bewirken; doch kann eine geübte Hand, bey Anwendung der nöthigen Sorgfalt und einiger kleiner Kunstgriffe, die hier anzuführen zu weitläufig seyn würde, die Reflexion des Sonnenlichtes nach dem vorgeschriebenen Punkte wohl jedesmal zwey Minuten und darüber anhaltend machen. Beide letztere Arten haben übrigens offenbar die kleine Unvollkommenheit, daß, in so fern das Stativ fest steht, der Mittelpunkt des reflectirenden Spiegels nicht in absoluter Ruhe bleibt. In den meisten Fällen wird jedoch dieß fast von gar keiner Erheblichkeit seyn, so wie man, wenn man es für nöthig hält, auch leicht fortwährend etwas nachhelfen, oder davon Rechnung tragen könnte. Auch ist die Anwendbarkeit davon natürlich auf die Winkelentfernung der Sonne vom Object beschränkt, welche die Größe des Gradboogens des Sextanten vorschreibt.

Ehe wir den Erfolg der Versuche, die mit dem Heliotrop angestellt sind, hier anführen, bemerken wir, daß alle zur Reflexion angewandten Spiegel eine Breite von 2 Zoll und eine Höhe von $1\frac{1}{2}$ Zoll haben. Die Erfahrung hat bestätigt, was Hr. Hofr. Gauß schon aus photometrischen Gründen vorausberechnet hatte, daß bey nur einigermaßen günstigen Umständen, größere Dimensionen ganz unnöthig seyn würden, wenigstens für den geodätischen Gebrauch. Bey der zweyten oben erwähnten Einrichtung, kann man übrigens auch nach Gefallen und ohne die Dimensionen des Instruments sonst zu vergrößern, einen größern Spiegel anbringen lassen.

In der Distanz von der hiesigen Sternwarte zum Hohenhagen, einem Hauptdreieckspuncte der Gradmessung (beynahe 2 geographische Meilen), war das Licht vom Heliotrop selbst sowohl, als das von dem zum Heliotrop eingerichteten Sextanten mit bloßen Augen, wenn die Sonne hell schien, überaus schön zu sehen; im Fernrohr des Theodolithen war es im Grunde zu stark,

und dagegen gab bloß das reflectirte Licht von einer hellen Wolke den schönsten Zielpunct, der sich denken läßt. Offenbar kann übrigens das reflectirte Sonnenlicht selbst, wo man es wünscht, leicht durch Bedeckung eines Theils des Spiegels nach Gefallen gemäßigt werden.

In der Entfernung des Hils (eines andern Hauptdreyeckspunctes) zum Meridianzeichen der Sternwarte, sehr nahe 5 geogr. Meilen, war das Licht beider Instrumente gleichfalls noch mit bloßen Augen wie ein schönes Sternchen vortrefflich zu sehen, und bot im Fernrohr des Theodolithen den herrlichsten Zielpunct dar. Zuweilen bey nebliger Luft, wo von dem Berg Rücken des Hils im Fernrohr des Theodolithen, eben so wenig wie von dem dort erbauten Signalthurm, nur eine Spur zu erkennen war, schien das Licht des Heliotrops wie ein prachtvoller Stern im blauen Himmel zu schweben.

Die wichtigsten Versuche sind nur erst in den letzten Tagen angestellt. Hr. Prof. Enke, Vorsteher der Seeberger Sternwarte, war auf die Einladung des Hrn. Hofr. Gauß hieher gekommen, um den Gebrauch des Spiegelsextanten, ohne dritten Spiegel, als Heliotrop, und die dabey anzuwendenden kleinen Kunstgriffe kennen zu lernen, und begab sich sodann auf den Inselberg, während Hr. Hofr. Gauß die Messungen auf dem Hohenhagen anfang. Jener sandte das Sonnenlicht mit dem als Heliotrop gebrauchten Sextanten abwechselnd nach dem Hohenhagen (Entfernung 85000 Meter oder $11\frac{1}{2}$ geogr. Meilen), von wo das Sonnenlicht mit dem eigentlichen Heliotrop nach dem Inselberge gelenkt wurde. Die Versuche und Beobachtungen sind vom 19 bis 29 Julius unter abwechselnd ungünstigen und günstigen Umständen fortgesetzt, und haben den allererwünschtesten Erfolg gehabt. Beide Beobachter haben durch das heliotropische Licht die aller schönsten Zielpuncte erhalten, die sich nur irgend denken lassen; häufig erschien es wie ein schönes Sternchen,

während man in demselben Fernrohr den Umriss des Berges kaum oder gar nicht wahrnehmen konnte; der eine Beobachter, befand sich zuweilen in Nebel und Regen, während das Heliotropenlicht von drüben kräftig durchdrang. Ja einmal glaubten mehrere Anwesende auf dem Pöhenhagen von vorzüglich scharfer Gesichtskraft das Lichtpünttchen auf dem Inselberge mit bloßen Augen zu erkennen. Wir können noch hinzufügen, daß die Winkelmessungen selbst, die sich auf das Heliotropenlicht bezogen, beiderseitig eine Uebereinstimmung gewährt haben, wie sie in einer so großen Entfernung von keinem andern Signal, es sey denn bey ganz besonders günstigen Umständen, hätte erwartet werden dürfen.

Diese Erfahrungen setzen bereits außer Zweifel, daß bey Anwendung des Heliotropenlichts, es für die Größe zu bildender Dreyecke keine Grenzen weiter geben wird, als die die Krümmung der Erde setzt.

So wie das Bedürfniß der höhern Geodäsie dieses Instrument veranlaßt hat, so beschränken wir uns hier auf Erzählung obiger Erfahrungen, ohne die sich von selbst darbietende Aussicht zu dem künftigen, vielleicht noch wichtigern Gebrauch eines den Raum so kräftig durchdringenden Mittels zu telegraphischen Signalisirungen in Krieg und Frieden, jetzt weiter zu verfolgen.

Hildburghausen.

Archäologie der deutschen Lehnverfassung mit einem Anhang von der Erbfolge in dem Hause Sachsen. Von Johann Ulrich Röder, Herzogl. Sächsischem Geheimen Rath. 1816. XXIX. 271 und 35 Seiten. in Quart.

Der ehrwürdige Verfasser, welcher in seinem sechs und siebenzigsten Lebensjahre das vorliegende Werk ausgearbeitet hat, sucht in demselben, aus zahllosen Stellen der ältern Geschichtschreiber, und Urkunden, zu beweisen, daß das Lehnrecht aus Italien nach Deutsch-

land gekommen sey, und daß die Italiäner nicht solches von den Deutschen, sondern die Deutschen daselbe von den Italiänern erhalten haben; ferner, daß die Lehen, in dem Verstande, in welchem sie gegenwärtig genommen werden, erst um die Zeit des Kaisers Friedrich I. in Deutschland aufgekomen seyen; endlich, daß die deutschen Reichswürden und Reichsländer nicht eher, als um diese Zeit Reichslehen zu werden, und die Eigenschaft derselben anzunehmen, angefangen haben. Durch die Auflösung der Reichsverfassung, folgert der Verf. weiter, sey die Eigenschaft eines Reichslehn in Hinsicht aller dieser Länder erloschen, und mithin diejenige Lehnseigenschaft wieder aufgelebt, welche diesen Ländern, im Mittelalte, nach jener italiänisch-deutschen Lehnverfassung angelebt hätte. Die Glieder des deutschen Bundes befäßen daher gegenwärtig ihre vormals reichslehnbare Länder, als Eigenthum, oder als Allodium, und diese Verwandlung der ehemaligen Reichslehen in Eigenthum werde sowohl in den souverainen als in den mediatisirten deutschen Häusern bey Erledigungs- und Succession Fällen Ereignisse zur Folge haben, die höchst gefährlich werden könnten, wenn nicht die deutschen Bundesglieder zum Voraus deßhalb Vorkehrungen träfen. Jetzt z. B., da die vormahligen Reichslande nicht mehr Lehen seyen, träten die Töchter in die Erbselgerechte, welche sie im Mittelalter gehabt hätten, zurück. Wie, wenn nun einmal die Erbtöchter eines großen deutschen Hauses in das Haus der Beherrscher von Frankreich heirathen, und der französischen Krone ihr Erbrecht zubringen würde? Aehnliche üble Folgen könnte die Erledigung eines solchen ehemaligen Reichslehns haben, da jetzt an keinen Rückfall an einen Oberlehnsherrn mehr zu denken sey, und das ganze Erbgut an ein anderes Haus kommen könne. Es sey also doppelt nothwendig für die deutschen Bundesglieder, dergleichen Fälle vorauszu sehen, und durch Hausgesetze jene möglichen gefährlichen Folgen zu beseitigen. Alles dieses

anschaulich zu machen, ist die Aufgabe des vorliegenden Werks. Es zerfällt in zwey sehr ungleiche Theile. Der erste und kürzere, welcher überschrieben ist: "Ei- nige vorausgeschickte Lehren und Observationen aus dem Lehnrecht"; handelt von dem Entstehen der Lehns- verfassung in Deutschland überhaupt, so wie solche von Italien überkommen sey, und nach ihren Eigenthüm- lichkeiten, bevor die deutsche Reichslehnsverfassung sich ausgebildet gehabt. Der zweyte und bey weitem grö- ßere Theil, überschrieben: "Von dem Ursprung und der Geschichte der Lehnsverfassung der vormäligen Chursürstlichen Häuser und der alten Fürstlichen deut- schen Häuser", sucht das Aufkommen der deutschen Reichsverfassung, und die Zeit dieses Aufkommens nachzuweisen. Er zerfällt in sechszehn Capitel, nehml- ich; "Von den Herzögen und Königen von Böhmen, den Herzögen und Erzherzögen von Oesterreich, den Agilolfingischen Herzögen von Baiern und ihren Nach- folgern bis auf Heinrich den Löwen, den Rheinischen Pfalzgrafen, dem Hause Pfalzbaiern, den Herzögen von Sachsen, Ludolphischen, Billingschen und Supp- lenburgischen Stamms, den Herzögen von Sachsen, Welfischen Stamms, von dem Herzogthum Sachsen seit der Aechtserklärung Heinrich des Löwen bis zum Jahre 1230, von den Zubehörden, Bestandtheilen und Dependenzen des alten Herzogthums Sachsen, von dem neuerrichteten Herzogthum Braunschweig=Lüne- burg, den Herzogthümern Lauenburg, Pommern, Meck- lenburg und Holstein, von den Markgrafen zu Meissen, den Landgrafen zu Thüringen, und den Herzögen zu Sachsen Weisnischen Stamms, von der Herrschaft oder dem sächsischen Fürstenthum Coburg, und der dem Hause Sachsen angefallenen Graffschaft Henne- berg, von den Markgrafen von Brandenburg, den Markgrafen von Baden, und den Landgrafen von Hes- sen". Der Arhang endlich beschäftigt sich mit der Erb- folge in dem Hause Sachsen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 11. August 1821.

B r e m e n .

Bey Joh. Georg Heyse: Ueber das Verhältniß der freyen Hansestädte zum Handel Deutschlands. Von einem Bremer Bürger. 1821. S. 207. In Octav.

Den mancherley irrigen Meinungen, welche theils absichtlich, theils aus Unkunde, vorzüglich in der letzten Zeit namentlich durch den deutschen Handels- und Gewerbsverein und durch das Manuscript aus Süd- deutschland, sowohl über das Handelsverhältniß von Deutschland und Eng- land und zum Auslande im Allgemeinen, als auch insbesondere über das Verhältniß und den Einfluß der Hansestädte zu und auf den Handel Deutschlands, verbreitet worden, entgegenzuwirken, dem Ungrund jener Behauptungen zu zeigen und die Hansestädte gegen die ihnen gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen, das ist Zweck dieser, in einer klaren, allgemein verständlichen Sprache, mit eben so viel Unparteylichkeit als Sachkenntniß abgefaßten, durch und durch mit authentischen Belegen unterstützten Schrift, die nicht durch leere Declamationen die Leidenschaften anregen, sondern durch gründliche Darstellung der behandelten Verhältnisse überzeugen will, und diese Ab-

sicht, nach dem Urtheile des Ref., gewiß bey jedem unparteyischen und sachkundigen Manne auf das vollkommene erreichen wird. Aus drey Hauptgesichtspuncten hat der Verf. seinen Gegenstand behandelt, theils die von den Organen des deutschen Handels- und Gewerbsvereins verbreiteten Behauptungen, theils die aus der vollkommensten Unkunde und Leidenschaftlichkeit hergestoffenen Verläumdungen gegen die Hansestädte in dem Manuscripte aus Süddeutschland zu widerlegen, und dann endlich das wahre Verhältniß dieser Städte zu dem Handel Deutschlands, vorzüglich durch eine Menge höchst schätzbarer über den Handel der freien Stadt Bremen beygebrachten Notizen darzustellen und zu erläutern. In einer Reihe von Abschnitten sind die hierher gehörenden Fragen behandelt. Wir wollen versuchen, so viel es der enge Raum dieser Blätter gestattet, die Resultate derselben wiederzugeben — "Standpunct." Berichtigung der so oft, vorzüglich jetzt vorgebrachten falschen Begriffe über den Handel, durch Darstellung des Handels in Deutschland und seinen Haupthandelsplätzen, namentlich auch Widerlegung der jetzt sonderbar genug wieder so häufig gehörten Lobreden auf das Continentsystem. "Sind die Klagen über sinkenden Wohlstand in Deutschland gegründet?" Der eintretende Friedensstand nach langen Kriegesjahren, wo so manche Verhältnisse gewaltsam verändert waren, bewirkt natürlich ein Sinken der Preise bey vermindertter Nachfrage und vermehrter Concurrenz der Producenten aller Art. Hauptächlich findet dieß auch statt bey einigen Zweigen der Fabriken, vorzüglich der Baumwollenfabrikation, — denn über deren Verfall wird am lautesten geklagt — die durch das, in anderen Rücksichten durchaus verwerfliche Continentsystem, einen augenblicklichen unnatürlichen Zuwachs in Deutschland erfahren hatte. In den nächsten Jahren nach wiederhergestelltem Frieden dauerte noch bey plötzlich wieder eröffneten Handelswegen, die Nachfrage nicht nur fort, sondern stieg selbst wohl noch,

als aber das Bedürfniß befriedigt worden, alles wieder in den gewohnten Gang gekommen war, nahm sie ab, und die Fabriken, die zum Theil höchst unvorsichtiger Weise ihre Geschäfte unverhältnißmäßig erweitert hatten, geriethen ganz natürlich und unvermeidlich in große Verlegenheit. Das Nothjahr 1816 vermehrte die Bedrängniß. Sehr unrichtig gab man alsdann dem Handelsübergewichte der Engländer und den Bemühungen der Hansestädte Schuld, was man nur der veränderten Lage der Dinge hätte Schuld geben sollen, und empfahl gegen England ein Retorsionsystem, welches nur übel ärger gemacht haben würde. Das Wahre an der Sache ist, daß die Baumwollenfabrikation in Deutschland aus natürlichen Gründen eben so wenig bey freyem Handel bestehen kann, als dagegen die Leinwandfabrikation, dieß recht eigenthümlich deutsche Gewerbe, dabey nur gewinnen wird. Hat man sich ja doch noch neuerdings selbst im englischen Parlamente laut gegen das Retorsions- und Prohibitionsystem als dem engl. Handel durchaus nachtheilig erklärt! "Wird England wegen der Retorsion Deutschlands sein System aufgeben?" Es wird es nicht, weil der Handel mit Deutschland nur einen unbedeutenden Theil des englischen Gesamtthandels ausmacht. Deutschland würde sich durch ein solches System, dessen Durchführung wegen der geographischen und politischen Lage des Landes außerdem unmöglich ist, nur selbst den mehrsten Schaden thun. "Ist die Idee einer Retorsion dem deutschen Gewerbsverein eigenthümlich?" Beschränkungen der Ein- und Ausfuhr können nur als Finanzmaßregel, oder um einer andern Nation als Feind zu schaden, oder um gewisse Gewerbe, die der Natur der Sache nach in einem Lande entstehen könnten, für den Anfang in den Stand zu setzen, mit den Ausländern zu concurriren, entschuldigt werden; werden sie aus blinder Rachsucht angeordnet, so schadet sich der Rachsüchtige jedesmahl selbst; das erfuhr Frankreich und ganz Europa während des Con-

tinental-systems. Die wahrhaft nationalen deutschen Fabriken, die Tuch-, Eisen-, und Linnen-Fabriken bestehen, ohne alle solche Beschränkungen der fremden Einfuhr; die Baumwollenfabriken sollen dadurch gehalten werden; sie sind aber für Deutschland ein unnatürliches, nur durch außerordentliche Zeitverhältnisse erkünsteltes und daher nothwendig immer kränkelndes Gewerbe. — Bis hierher hat den Verf. hauptsächlich die Wiederlegung der von dem sogenannten deutschen Handels- und Gewerbsvereine, der jedoch in Wahrheit nur ein Verein von Baumwollenfabrikanten sey, aufgestellten Behauptungen beschäftigt. — Von hier an thut die Wiederlegung der gegen die Hansestädte hauptsächlich in dem Manuscripte aus Süddeutschland vorgebrachten Beschuldigungen. Verläumdung der freyen Städte. Diese ist in der letzten Zeit vornemlich aus Süddeutschland hervorgegangen. Wiederholt hat man die Hansestädte englische Factorien, deutsche Barbareken gescholten, die nur dem Namen nach zu Deutschland gehörten und jedes deutschen Patriotismus baar, nur auf Plünderung des übrigen Deutschlands und auf Vernichtung seiner Industrie ausgingen. Wohl fragt der Verf. mit Recht, ohne jemanden zu nahe zu treten, wo sich denn wohl ein reinerer vaterländischer Sinn, wo sich wohl größere Bereitwilligkeit zu Opfern aller Art in dem Befreyungskampfe kund gegeben, als eben in diesen Städten? “Woher der Groll gegen die freyen Städte in der jetzigen Zeit?” “Es war eine Zeit, bemerkt der Verf., wo Abhandlungen geschrieben werden mußten, um Frankreich, England und Rußland zu überzeugen, daß die Unabhängigkeit der Hansestädte ihnen keinen Schaden brächte, daß im Gegentheile diese deutschen Freyhäfen dem Auslande nicht weniger wichtig wären, als dem deutschen Vaterlande”, Ref. erinnert sich sehr gut dieser Zeit, da er selbst eine solche Abhandlung kurz vor der französischen Usurpation geschrieben; daß aber eine Zeit kommen würde, wo man die Hansestädte, selbst gegen die Anschuldigungen und Verläum-

dungen von Deutschen werde vertheidigen müssen, das hätte er freylich nimmer erwartet. Der Vf. findet den Hauptgrund zu allen diesen Vorwürfen in der geringen Begehrlichkeit, welche die Beförderer des Handels- und Gewerbsvereins in den freyen Städten gefunden, ihr Unternehmen mit Geldbeyträgen zu unterstützen, da man hier bald das Unausführbare desselben eingesehen. Wir lassen dieß dahin gestellt seyn; auf jeden Fall ist es ja nicht die einzige Inconsequenz einer Zeit, die sich nur in Extremen zu gefallen scheint! Mit welcher gänzlichen Unkunde übrigens der Vf. des Manuscripts aus Süddeutschland über Norddeutschland und die Norddeutschen geurtheilt, das ist für diejenigen, die dazu noch eines Beweises bedürfen, hier in bündiger Kürze dargethan. Daß Norddeutschland, seitdem der Ocean die große Straße des Welthandels geworden, günstiger für den Handel gelegen ist, als Süddeutschland, darüber mag der Handelsneid mit der Vorsehung rechten; gab es ja doch auch eine Zeit, wo Augsburg, Regensburg und Nürnberg den bedeutenden orientalischen Handel für Deutschland allein in Händen hatten! Mit überzeugender Klarheit ist dagegen hier der Satz ausgeführt, daß eben die Hansestädte die Erhalter und Beförderer des deutschen Wohlstandes seyen, weil ihr ganzes Streben dahin gehe, die Factoren der Engländer nicht zu seyn, sondern ohne ihre Vermittlung direct mit dem Auslande den deutschen Handel zu betreiben, und daß sie hauptsächlich deshalb so ganz vorzüglich dazu geeignet seyen, weil sie als kleine unabhängige Freystaaten bestehen; eine Behauptung, die schon mehr als ein Mal ausgeführt worden, und der niemand, der mit dem Handel überhaupt und dem Handel der Hansestädte insbesondere, nur einiger Maassen bekannt ist, seine volle Zustimmung versagen wird. "Warum der deutsche Handel nicht ganz in die Hände der Engländer gefallen?" Daß der größte Theil des deutschen Handels nicht ganz in die Hände der Engländer gefallen ist, daß Deutschland überhaupt einen directen

Colonialhandel erhalten hat, das haben die Hansestädte allein bewirkt — diese Behauptung wird hier ebenfalls mit einer für jeden nicht durch blinde Leidenschaftlichkeit verblendeten, durchaus überzeugenden Gründlichkeit ausgeführt. “Warum sind die Hansestädte schon als alte Seeplätze für Deutschland wichtig und nützlich”? Weil sie als solche die meisten Verbindungen in fernem Verenden haben und so nicht nur auf eigene Rechnung, sondern auch als Commissionäre und Speditöre des binnenländischen deutschen und des fremden Producenten den Handel am leichtesten und sichersten betreiben können, weil zugleich die nöthigen Hülfsmittel der Handlung, Banken, Asscuranzen u. s. w. lange Zeit und große Capitalien zu ihrer Bildung erfordern, und sich daher nicht plötzlich und willkürlich versehen lassen. Wiederholte Beispiele haben es ergeben, wie bedenklich es für die deutschen Binnenländer sey, den directen Handel mit fernem Gegenden zu betreiben; der Zwischenhandel erscheint dabei in manchen Fällen, als durchaus unentbehrlich. “Würde der deutsche Handel und das deutsche Gewerbe gebessert seyn, wenn die freyen Städte nicht unabhängig wären, sondern irgend einer großen deutschen Macht gehörten”? Diese Frage beantwortet sich zum Theil schon aus dem vorhergehenden. Der Hauptvortrag der Hansestädte bey der Betreibung des deutschen Handels besteht eben darin, daß sie kleine unabhängige Freystaaten sind und daher auch mehr als größere Staaten Freunde des Friedens und der strengsten Neutralität. “Haben die Seestädte ein Retorsionsystem zu fürchten”? Das haben sie nicht, denn nicht sie, sondern der letzte Consumant der aus der Fremde eingeführten Waaren würde die Retorsionszölle bezahlen. Nur dann würden sie leiden, wenn Deutschland nichts mehr auszuführen hätte, also auch nichts mehr kaufen könnte d. h. sie würden nur zugleich mit Deutschland verarmen. Nur Deutschlands Zwischenhandel würde bey Retorsionszöllen größtentheils zu Grunde gehen. “Beweis,”

daß sich die Handelsbilanz, in so fern man daraus Gewinn oder Verlust bey dem Handel überhaupt erweisen zu können glaubt, nicht berechnen lasse. "Der Bremer Handel in drey verschiedenen Jahrhunderten". Eine Zusammenstellung der Jahre 1696, 1786 und 1818 bis 1820, woraus sich ergibt, daß verhältnißmäßig die englische Einfuhr nach Bremen fortwährend abgenommen, die echt hanseatische dagegen in gleichem Maaße zugenommen habe. Während im Jahre 1786 noch der siebente Theil aller angekommenen Schiffe aus englischen bestand, machten von 1796 bis 99 die englischen Schiffe nur den neunten, von 1818 bis 1820 gar nur den funfzehnten Theil derselben aus. "Einfuhr." Dieselbe betrug von 1815 bis 1820 jährlich zwischen 14 und 16 Millionen Thaler; die Ausfuhr von 1818 bis 1820 dagegen jährlich zwischen 4 bis 6 Millionen; allein ein großer Theil der eingeführten Artikel bestand in rohen und andern Stoffen zum Gebrauch der deutschen Fabriken, ein anderer war zur Wiederausfuhr bestimmt; die Einfuhr der Manufacturartikel allein betrug von 1815 bis 1820 etwa nur den acht und zwanzigsten Theil der gesammten Einfuhr "Ausfuhr," namentlich in den Jahren von 1818 bis 1820, welche jedoch dafür eben nicht die vortheilhaftesten waren. Ein Hauptausfuhrartikel, der noch fortwährend im Steigen begriffen ist, ist die Leinwand. Ueberhaupt aber ergibt sich aus den mitgetheilten Berechnungen, daß Bremen allein jährlich noch ein Mahl so viel gewebte Manufacturwaaren im Auslande absetze, als es englische einführe; von Getreide und Wolle aber ward in den angegebenen Jahren für wenigstens den dreysfachen Werth aller in Bremen eingeführten englischen Manufacte nach England ausgeführt. "Erläuterungen;" eine gründliche Widerlegung des Einwurfs: "die Einfuhr betrage aber doch mehr als die Ausfuhr, folglich gehe das baare Geld aus Deutschland weg, folglich müsse dieß bey diesem Handel dennoch immer mehr verarmen", die jedoch hier keinen Auszug zuläßt "Gegenstellung". Der englische

auswärtige Handel ist überhaupt garz und gar so beträchtlich nicht, daß er namentlich auf Deutschlands Nationalwohlstand von bedeutendem Einflusse seyn könnte. Zum Schluß gibt der Vf. das Resultat, worin jeder Unparteyische und Sachkundige unbedingt einstimmen wird: "da kauft man am Vortheilhaftesten wo man das Beste und Wohlfeilste kauft; von wem man kauft, und ob dieser von uns wieder kaufe, darauf kommt es gar nicht an, wenn nur unser Wohlfeiles und Gutes auch irgendwo einen Käufer findet, der uns gibt, womit wir den, der uns verkauft hat, bezahlen können". - Damit schließen wir denn auch die Anzeige dieser gehaltvollen Schrift, die gewiß zur Berichtigung der vielen irrigen Ansichten über Fabriken und Handel, die zum Theil durch augenblickliche, vorübergehende Bedrängnisse in einigen Theilen von Deutschland in Umlauf gekommen, auch wohl bey manchem Gutmeinenden aus Unkunde des wahren Verhältnisses Eingang gefunden haben, wesentlich beitragen wird.

F. C.

Berlin

Hey E. H. G. Christiani: Spaniens Staatsverfassung durch die Cortes, aus der Urschrift übertragen und herausgegeben von Friedrich von Grunenthal und Carl Gustav Dengel. 1819. S. XXIV. 88. In Octav.

Auf eine kurze Einleitung (S. I bis XVI), worin die Hauptpunkte der gegenwärtig in Spanien geltenden Verfassung der Cortes ausgehoben sind, folgt die Verfügung der Cortes vom 18. März 1812, welche die Feyerlichkeiten vorschreibt, mit denen diese Grundverfassung an allen Orten des Reichs, bey dem Heere und der Flotte bekannt gemacht werden soll, auch eine Untersuchung der Gefängnisse angedordnet wird, und dann die zu Cadix am 19. März desselben Jahres publicirte Verfassungsurkunde selbst, in 384 Artikeln oder Sätzen, nach der zu Madrid veranstalteten Ausgabe. Eine kurze Anzeige des Inhalts der einzelnen Hauptstücke und Abschnitte erleichtert die Uebersicht:

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1821.

W i e n.

De Peste, Dysenteria et Ophthalmia Aegyptiaca auctore Ludovico Frank, M. D. Mariae Ludovicae Ducis Parmae Archiatro etc., cum tabula lithographica quae structuram nosocomii pro pestiferis in Oriente repraesentat. 1820. 223 Seiten, ohne Vorrede in Octav.

Praefatio. Der Verf. ein Neffe unseres ehemaligen hochberühmten Lehrers und mehrere Jahre Leibarzt, Ali's Pascha von Janina, bemühte sich ohne Weitläufigkeit von den Umständen zu handeln, welche die Aegyptische Pest auszeichnen, und die darüber herrschenden zweifelhaften und ungewissen Meinungen zu widerlegen. Er übergehe mit Stillschweigen die Versuche einiger Aerzte die Pest einzukupfen, weil sich von ihnen nicht die Vortheile wie in den Blattern erwarten lassen, indem die Pest ein Individuum mehrermahl mit gleicher Heftigkeit ergreift. Die Abhandlung über die Augenentzündung, welche er bereits im Jahre 1812 herausgab, erscheint hier mit Vermehrungen. **Observationes generales de Peste Aegypti.** Als H. Fr. im November 1797 in Alexan-

dria landete, suchte er vor allen Dingen sichere That-
sachen über die Pest zu sammeln, und liefere nun hier
die Beobachtungen während eines vierjährigen Auf-
enthalts zu Kairo, Alexandria und Rosette. Schon
als er mit der französischen Armee aus Aegypten heim-
gekehrt war und die Werke der franz. Aerzte mit sei-
nen Beobachtungen verglichen hatte, hätte er seine Beob-
achtungen bekannt machen können, allein um noch ge-
nauer die Pest zu erforschen, machte er eine zweite
Reise nach Tunis und eine dritte nach Griechenland,
wo er sechs Jahre lang weilte, so daß er in allem
funfzehn Jahr lang über dieselbe nachdachte. *Regio
Aegypti quae pro primario Fonte miasmatis pesti-
feri omnino habebatur.* Die allersichersten That-
sachen hätten ihn überzeugt, daß die ägyptische Pest
unenbliche Varietäten darbiete. Auch zweifelte kein
französischer Arzt außer Hn. Assalini an ihrer Ansteck-
barkeit obgleich solche nicht so groß ist, als man ge-
meiniglich glaubt. Fast alle in Aegypten wahrgenom-
mene Pesten waren ädynamischer Natur. Pugnoz habe
sich durch die Behauptung, daß es auch eine inflam-
matorische Pest gäbe, einen gefährlichen Irrthum zu
Schulden kommen lassen. Nun werden, vom Verf.
folgende zwölf Fragen erörtert. 1. Hat die Pest ihren
Ursprung in Aegypten? Pugnoz und Savaresi Grün-
de, für den einheimischen Ursprung werden widerlegt.
Die von Thucydides geschilderte Pest zu Athen sey ein
typhus maxime contagiosus gewesen. Gewöhn-
lich würde die Pest eingebracht, doch sey die Mög-
lichkeit, daß sie in Aegypten selbst erzeugt werden könne,
durch Erfahrungen deutlich bewiesen. Er sey innigst
überzeugt, daß in den Jahren 1812 u 1813 wo die
am *typhus contagiosus* Kranken in Spitälern auf-
gehäuft lagen, leicht die wahre Pest hätte entstehen
können, wenn man, wie in der Türkei nichts dagegen
gethan hätte. Aegypten, sey, was auch die Verläum-
der desselben saagen mögen, eines der gesündesten Län-
der des Erdbodens. 2. Welche sind die verschiedenen

Erscheinungen, welche der Pest vorangehen, oder ihre Entwicklung ankündigen? Die Ueberschwemmung des Nils stehe in keiner Verbindung mit der Pest. Ein Viehsterben dagegen, so wie Epidemien bösfartiger Blattern oder Hungersnoth erscheinen bisweilen als Vorboten. Stechende Schmierzen in den Narben von Pestbeulen oder Carbuakeln, ja selbst in den Drüsen ganz gesunder furchtloser Menschen verkündigen die einbrechende Pest. 3. welchen Verlauf nimmt die Pest in Aegypten? Gewöhnlich erscheint sie im Febr., März und April. Fängt sie im September oder October an; so ist sie fürchterlicher, als wenn sie später eintritt. Mit dem May nimmt sie ab. Nach dem Sommer Solstitium folgen auf die Pest, typhose Fieber ohne Beulen und Brandflecken (anthraces) und ohne Ansteckungsfähigkeit. Zur Zeit des Neumondes ist die Pest tödlicher und häufiger. Der Südwind wirkt nachtheilig nicht durch etwas giftiges, sondern durch seine bis auf 44 Grad Reaumur steigende Hitze. Vielleicht fände zu gleicher Zeit eine größere Differenz zwischen den Gasarten, aus welchen die Atmosphäre besteht, statt; oder sey mehr oder weniger Electricität in der Atmosphäre vorhanden. 4. Hört die Pest beständig zu einer bestimmten Zeit auf? Allerdings, wie schon bemerkt worden, zur Zeit des Sommer-Solstitiums wo der Nordwind beständig weht, auch die große Hitze das Pest-Miasma wegschaffen hilft. Pignet und Savaresi irren, wenn sie das Pestgift beständig in Aegypten vorhanden seyn; nur oft lange schlafen lassen. 5. Welche Gegenden Aegyptens werden meistens von der Pest verheert? Das Land und die Städte, welche am Ufer des Mitteländischen Meeres liegen, werden häufiger als andere von der Pest heimgesucht. Nicht die Feuchteit und der Südwind dieser Oerter, sondern ihre Handelsverbindung mit der Levante ist davon die Ursache. 6. Welche Verheerungen bewirkt gewöhnlich die Pest unter den Einwohnern Aegyptens? Nicht so arg als Prospero Apertus und andere angeben. Die Einwohner über-

treiben gern alles bey ihrer feurigen Einbildungskraft, und machen bey dem Begräbniß ein unertragliches Geheule und Weinen. Eine Leiche wird selten von weniger als zehn Klagenweibern zur Erde bestattet. Eine mäßige Pest tödtet in Cairo etwa 24,000 eine heftige bis 70,000. 7. Welche Ursachen können das contagiöse Princip der Pest erzeugen? Auch der Verf. wagt nichts als Vermuthungen hierüber, so wie seine Vorgänger aufzustellen. Als er noch in Aegypten sich aufhielt, meinte er dieses durch die Anwendung der neuen Chymie zu entdecken, und besprach sich deshalb bey seiner Rückkunft nach Frankreich mit ausgezeichneten Chemikern. Nach Dr. Zulati's aus Cephalonien Meinung soll das Noth viel zur Erzeugung dieses fürchterlichen Miasma beytraagen. Die übrigens noch so schädlichen stagnirenden Wasser und die Fäulniß seyen gewiß nicht die Hauptquelle der Pest in Aegypten. Selbst in Häusern am großen Canale zu Cairo, welcher abscheulichen Gestank verbreitet, zeigen sich seinen Erkundigungen nach, weder die ersten noch die häufigsten Pestfälle. Er glaube *pestis unicum ac genuinum* fontem in homine ipso esse quaerendum. Das Spitalfieber so wie das Kerkerfieber, seyen nur ein *diminutivum* oder die Pest im Kleinen. *Intime persuasus sum, requiri typhum contagiosum et adhuc plures alias circumstantias, ut vera pestis oriatur.* Dahin gehören z. B. Genuß des Fleisches kranker Thiere, der gänzliche Mangel an allen Anstalten gegen die Pest, die höchste Indolenz, der Aberglaube, die Armuth und die Ueberhäufung der Menschen in elenden Hütten, die Hungerstoth und die Heuschrecken. Kirchers Meinung, daß die Pest durch Thlerchen entstünde, sey nicht gänzlich zu verwerfen. 8. Welche Individuen werden am leichtesten von der Pest ergriffen? Bekanntlich Fremde leichter als Einheimische, Unmäßige leichter als Mäßige, van Ervieten's Behauptung, daß eine Veränderung in der Saftmasse dazu gehöre, sey ein gefährlicher Irrthum:

Der wüste Zustand, in welchem sich die abgemergelte französische in Aegypten einbrechende Armee befand, machte sie freylich für die Pest empfindlicher als die mäßigen Landesbewohner. Er sah Todtengräber die Kleider der Tags zuvor an der Pest Gestorbenen anziehen. 9. Wie wirkt das ansteckende Princip auf den menschlichen Körper? Diese Frage ließe sich nicht befriedigend beantworten. Man hat noch nicht genau genug die Nerven und das Rückenmark der an der Pest Gestorbenen untersucht. 10. Welches sind die diagnostischen Zeichen der Pest? Zu Anfangs hält es bisweilen schwer, sie gleich zu erkennen, oder eine syphilitische Beule von einer Pestbeule zu unterscheiden. Oft verrathen eigene Gesichtszüge, ein Stammen, eine Somnolenz die Pestkrankheit. 11. Prognosis der Pest? Der Verf. halte es für ein außerordentliches Glück, wenn Jemand diese Krankheit übersteht. Ist die Farbe des Bubo livide, so ist keine Hoffnung zur Rettung, ist sie lebhaft roth, so läßt sich Heilung hoffen. 12. Welches ist die Methode die Pest zu heilen? Cap. 1. **Observationes generales.** Die Therapie habe in dieser Krankheit bis jetzt nur geringe Fortschritte gemacht, denn oft schrieben sich die Aerzte eine Heilung zu, welche lediglich der Natur gebührte. Nicht selten sehe man in Aegypten Menschen ohne irgend eine Arzneey von der Pest genesen. In den Schriftstellern von der Pest fände man nichts, außer was die Ohnmacht der Kunst bewiese. Allenfalls hülfschweißtreibende Mittel, doch solle man nicht verzweifeln ein Antidot eben so wohl gegen die Pest, als gegen die Blattern, die perniciosen Fieber oder die venerische Krankheit zu finden. Nach demjenigen was er habe in Erfahrung bringen können, verhielt sich in der französischen Armee die Zahl der Geheilten zu der Zahl der Erkrankten wie 20 zu 100, vielleicht nur wie 10 zu 100 wenn man die durch die Natur allein Geheilten in Anschlag bringt. Oft genasen die Eingebornen von der Pest, welche nichts als Süßholzdecoct in großer

Menge genommen hatten. Die Pest sey jederzeit adynamischer Natur, und man könne keine andere Unterscheidung gestatten, als in *pestis mitis*, *mediocris*, und *violenta*. Sehr oft sey bey ihr die höchste Agitation des Nervensystems vorhanden, nebst der äußersten Schwäche. Brechmittel, Abführungen, Aderlassen schaden. Cap. 2. *De remediis a me in peste curanda adhibitis*. Es ist nothwendig, daß die Pestfranken nicht bloß unter Tags, sondern auch daß sie Nachts fleißig und ordentlich besorgt würden. Der Verf. schüzte sich bey seinem täglich dreyimaligen Besuchen bloß dadurch, daß er die Kranken nicht anfahre, und die Fliegen von sich bahielt. Die Del-Einreibungen schienen eines der besten Mittel, auch Opium verdiente in steigender Dosis versucht zu werden. Allein es mangelte der Armee an Del und Opium. Cap. 3. *Ideae de diversis tentaminibus instituendis, ad perfectiorem reddendam, in quantum fieri potest, pestis curationem*. Etiam in *arduis tentasse decorum*. Man sollte Opium allein oder nach Stütz abwechselnd mit Alkalischer Auflösung, oder Dowers Pulver anwenden, desgleichen Quecksilber, Belladonna, Asa foetida, Schwefel: Salpeter: oder Salz: Aether, in kleinen, aber oft Tag und Nacht durch wiederhohnten Dosen, Kirschlorbeer: Wasser, *Digitalis purpurea*. Von innerlichen Säuren halte er nicht viel, allenfalls sollte man oxgenirte Salzsäure versuchen, oder Phosphor, ja selbst Arsenik. Seinen eigenen Erfahrungen nach übertrifft das Chinische aus Arsenik bereitete *Tiun - Isui* alle Niesmittel und er sah es in Griechenland von vielen Menschen gegen Schnupfen und halbseitiges Kopfweh anwenden. Wollte man nach Fried. Hofmann's Rath Schwefel mit Campher gebrauchen, so sollte man wenigstens größere Gaben, und solche öfter reichen, vielleicht auch *Capsicum annuum*, Maclean heilte sich durch Colomel, Opium, Cantheriden = Tinctur, und Spießglanzwein. **Animadversiones de usu re-**

mediorum externorum in peste. Waschen mit kaltem Wasser u. s. f. könnte sich nützlich zeigen, nur müsse man damit beym Ausbrechen von Schweiß einhalten. Er selbst heilte damit zu Corfu schwere Typhuskranke. Einreibungen von *Tartarus emeticus* oder Campher, von Altalien mit Opium, Aether, Essig, Quecksilber; weil oft die Zeit zum Gebrauch innerlicher Arzeneien zu kurz ist. Auch vom Einsprüzen der Arzeneien in die Venen ließe sich etwas hoffen. Aromatische, weinige Aufschläge auf den Kopf, Glüh-eisen auf den Scheitel. Die Türken bedecken den Körper des Kranken mit in Wasser zu einem *lutum* angemachten Thon. — Auch wären das Waschen mit Seifensiederlauge, Einreibungen mit Canthariden-Tinctur, und Schwefeldämpfe in Galés Schwitzkassen, zu versuchen. **Propositum qua ratione curatio pestis perfectior reddi possit.** Der Verf. schlägt vor, daß der Oesterreichische und der Russische Kaiser ein *Seminarium medicorum curationi pestis designatorum* errichten lassen möchten, und erörtert die nähere Einrichtung desselben. **Propositum Nosocomii pro peste adfectis erigendi** mit genauen dazu gehörigen Zeichnungen. — **De Ophthalmia Aegyptiaca** Der Verf. bedauert, daß er mit keinem der bisher über diese Krankheit geschrieben habe, (z. B. Bruant, Savarosi, Larrey) über die Natur derselben übereinstimmen könne. Nie sey diese Entzündung eine active oder sydenische, sondern eine passive und locale Entzündung. Alle auf den ganzen Körper einwirkende, so wie alle locale, schwächende Arzeneien schaden. Seinen Beobachtungen zufolge, könne man fünf Grade dieser Augenentzündung unterscheiden. **De causis ophthalmiae Aegyptiacae.** Der Staub sey schlechterdings nicht die Ursache, auch wohl nicht das helle Sonnenlicht, oder die Kälte und die Feuchtigkeit, oder die unterdrückte Hautausdünstung. Zufolgeden, von ihm angestellten Erfahrungen scheint ihm die wahre Ursache der Augenentzündung in der Atmosphäre Aegyptens

tens verborgen zu liegen, welche Salzsäure enthalte, und vorzüglich auf die im höchsten Grade lebende Volksclasse besonders der Juden wirkt. Des Arztes Olivier's (*Voyage dans l'empire Ottoman, l'Egypte et la Perse*) Aeußerungen, stimmten hiermit sehr gut überein. De prognosi in ophthalmia Aegyptiaca. Die Prognosis richtet sich nach der Festigkeit der Krankheit. Sobald sich die Empfindung der Verstopfung in der Nasenhöhle zu vermindern, und eitrige Materien wie beym Catarrhe auszutropfeln beginnt, kann man Besserung hoffen. Bisweilen alternirt die Ophthalmie mit dem Durchfall oder der Ruhr, oder coexistirt mit ihnen. Will man sich vor dieser Augenentzündung schützen, so ist wesentlich, Kälte und Feuchtigkeit zu meiden. Die Einwohner schützen sich durch Kopfbedeckung, Waschen des Kopfes mit Essig, und eine schwarze aus verbranntem Wehrauch bereitete Composition, welche sie Cofel nennen und zwischen die Augenlieder bringen. Der Verf. rath den Gesunden Mäßigung in physischen und moralischen Dingen, den Kränkenden Tinctura chinae mit Stahlfeil. Die schmutzige Nahrung aus rohen Zwiebeln und halb faulen Fischen, trägt bey dem gemeinen Volke auch viel zur Erzeugung dieser Krankheit bey. De methodo ophthalmiarum curandi. Regulae generales. Vermeidung des Lichts, Fußbäder, Blasenpflaster an die Schläfe, in den Nacken, an die Arme, aromatische Dämpfe an die Augen, Et. Yves rothe Augensalbe, Scarificationen am äußern Augenwinkel, welche doch bloß durch Reizen nuzen. Generose Diät, Weingeist, Peruvische Rinde, Colomel. Regulae speciales. Außer den schon angedehnten Mitteln gebrauchte er mit größtem Nutzen 99 Opium in Substanz alle Stunde einen Gran bis zum Einschlafen. Viele nehmen mit dem auffallendsten Nutzen stündlich vier, demnach 12 bis 14 Gran Opium in einem Tage. Ueberlassen schadete, so auch Abspülungen und Brechmittel. Die gastrischen Zufälle seyen bloß symptomatisch. Das beste

sey die St. Yves'sche Augensalbe, deren Anwendung genau beschrieben wird. Gegen die nachbleibende Augenschwäche ist in Aegypten das berühmteste Mittel der Saamen Chichm. **Diversae sequelae ophthalmiae Aegyptiacae.** Die Folgen seyen unzählig und nicht immer leicht heilbar. Eine halbstaphylometose, verdunkelte Hornhaut ward durch Sublimatauflösung geheilt. — **De Dysenteria Aegyptiaca.** Nächst der Pest sey die Ruhr in Aegypten am meisten zu fürchten. Seiner langen vielfältigen Erfahrung nach hat die Ruhr weder den Character der Entzündung, noch der Fäulniß, noch der Malignität, und werde am besten **dysenteria adynamica** oder **irritativa climatum calidorum** genannt. Sie sey in Aegypten nicht contagios. Die Verdauung sey bey fast allen Individuen in Aegypten träge, und werde durch die geringsten Ursachen in Unordnung gebracht. Bey der in Aegypten einbrechenden franz. Armee trafen eine Menge ihren Körper besonders den Darmcanal schwächende Ursachen zusammen, welche sie an der Ruhr erbärmlich leiden machten. Die dabey erscheinende Entzündung war keine active, sondern eine passive, adynamische, analog der vorhin beschriebenen Ophthalmie. **De prognosi in dysenteria Aegyptiaca.** Immer ist diese Ruhr bedenklich, war auch der französischen Armee nachtheiliger als selbst die Pest. Man mußte Acht haben ob nicht die Leber litte. **Methodus curationis in dysenteria Aegyptiaca.** Da diese Ruhr nichts mit den Arten der Ruhr, welche Tissot, Zimmermann, Dezner und Pringle beschrieben, gemein habe, so müsse sie auch anders behandelt werden. Man halte auf strenge Diät, kleide den Kranken warm, lasse ihn sich ruhig halten, reiche nach den Umständen Tamarinden, einwickelnde, schleimige Sachen, Reiskaffee, Auflösung des arabischen Gummi's, vermeide alle Fleischspeisen. Brech- und abführende Mittel sind schädlich, das Ausaugen von Granatäpfeln zeigte sich nützlich. Desgleichen kleine Clystire von milden Sachen mit Opium. Vielleicht

ließe sich die Ruhr auch durch phosphorsaure Kalkerde, Musterschaalen = Kalk heilen. Zum Schlusse werden neun, einzelne Geschichten unverbessert, zum Theil wunderbarer Heilungen der Ruhr erzählt. Z. B. Einer ward durch ein *drast cum*, ein anderer durchs Verlassen des Spitals, ein anderer durch einen starken Trunk Wein, ein anderer gar durch Arsenik, den man ihm um ihn zu vergiften bezubracht hatte, noch Andere theils durch Schrecken, theils durch Estigedampf mittelst eines heißen Ziegelsteins an den After gebracht, theils durch ein Stuhl Zäpfchen aus Butter, Terpentin, Opium und Bleyzucker, theils durch Ortsveränderung geheilt. Zuletzt wird noch Quecksilber zur Heilung der Ruhr von dem Verf. dieses schätzbaren Wertes nachdrücklichst empfohlen.

E d i n b u r g h.

Genealogies of the Hindus, extracted from their sacred writings; with an introduction and Alphabetical Index by Francis Hamilton, M. D. F. R. S. etc 1819. 8vo. 126 S. Mit XXV Genealogischen Tabellen in Folio.

Wer mit der Mythologie und Poesie des Hindus einige Bekanntschaft hat, kennt auch die großen Schwierigkeiten, welche die Menge und Mannigfaltigkeit der Namen ihrer Gottheiten, Heiligen und Könige, verursacht. Auch ein starkes Gedächtniß unterliegt unter dieser Last; oder verwirrt sich bey der Anhäufung der vielen Beynamen, die eben so oft als Eigennamen gebraucht werden; so wie an den Genealogien, an welche doch der Faden der Dichtungen geknüpft ist. Nicht leicht konnte also den Freunden der Indischen Litteratur ein erwünschteres Hülfsmittel dargeboten werden, als ein zweckmäßig eingerichtetes Handbuch, mit den genealogischen Tabellen ihrer Götter und Helden, die für die Indische Mythologie unaefähr dasselbe leisten, was die den Apollodor begleitenden Heynischen Tabel-

len für die griechische. Alles kommt hier aber nebst der Genauigkeit auf die Zweckmäßigkeit der Einrichtung an; über die wir also zuerst Nachricht zu geben haben. Die Einleitung enthält, nach einigen vorläufigen Bemerkungen, die Erörterungen über die beiden großen Hauptzweige der Indischen Königsdynastien, die des Mondes und die der Sonne, die aus Jones bekannt sind. Die Monddynastie läßt am ersten sich ordnen; und wird daher als Basis angenommen; zu ihr gehören mehrere Zweige und Nebenzweige, die unten in den Tabellen erörtert werden; besonders die Pandoz und Coros, um welche das größte Indische Epos sich dreht. Die Monddynastie leitet ihren Ursprung von Atri, oder besser seinem Urenkel Pururava ab. Die Sonnendynastie von Marichi, dem Zeitgenossen von Atris, sie geht aber nur bis auf Rama herunter. Der Verf. sucht sie zu ordnen nach Jahrhunderten; anfangend mit dem zwanzigsten vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, und heruntergehend bis zu dem Ende des dreyzehnten. Dieß die Einleitung. Das übrige des Buchs nimmt nun der Index ein; ein nach dem Alphabet geordnetes Wörterbuch der Indischen Götter, Könige, Städte, Berge und Flüsse u. in so fern diese alle in die Mythologie gehören. Bey den Königen ist stets der Name des Vaters, und der Stadt wo sie herrschten, angegeben; und bey allen auf eine sinnreiche Weise auf die genealogischen Tabellen zurückgewiesen. Ein solcher alphabetischer Index ist gewiß das Zweckmäßigste, was der Verf. geben konnte. Der Leser kann nun so fort ohne vieles Nachsuchen sich helfen. Ob der Index vollständig ist, kann erst durch einen fortgesetzten Gebrauch entscheidend beantwortet werden; von den Artikeln die wir nachschlugen haben wir keinen vermißt. Wir kommen nun auf die Tabellen. Ihrer sind XXV; sie sind geordnet nach den Quellen. Nämlich die ersten XI aus dem Sri Bhagawata, einem der Puranas, wovon wir auf dem Continente nur die sehr mangelhafte Französische Ueber-

setzung oder Auszug des Osbornville haben. Der vielseitige Inhalt desselben ist aus Langlés Catalogue p. 10 bekannt; (in s. Heeren Ideen u. 1, 2, S. 502. dritte Ausgabe). Die Verzeichnisse der Könige machen nur einen Abschnitt desselben aus. Die vier folgenden XII XV aus dem Bangja Lata; vermuthlich einem andern Purana, worüber wir alle Nachweisung vermissen; die neun folgenden XVI-XXIV aus dem Haribansa, einer Episode des Mahabarat; und die letzte XXV aus dem Ramajan. Ihr Inhalt ist: Tab. I. Geschlecht des Swatambhuwa, Königs von Bramavata oder Bitora. Tab. II Fortsetzung. Tab. III. Gleichfalls. Tab. IV. Abkündigung des Gottes Brahma. Tab. V. Genealogie der Monddynastie. Tab. VI. Fortsetzung. Tab. VII. Fortsetzung. Geschlechter der Könige von Matura, von Naghada; von Hastinapur; von Panchala. Tab. VIII. Fortsetzung. Tab. IX. Geschlechter der Könige von Indrapasta und Kansambi. Tab. X. Geschlechter der Könige von Ajudhia, Mitala und Besala. Tab. XI. Fortsetzung. Das Vriherige also aus dem Saahawata. Jetzt folgen die Geschlechtsregister aus den Bonaha Lata. Tab. XII. Die Sonnendynastie; oder die Könige von Mithila, Nachkommen des Marichi, und von Besala. Tab. XIII. Die Monddynastie aus dem Bangsalata. Tab. XIV. Fortsetzung. Tab. XV. Gleichfalls. Tab. XVI. Gleichfalls; die Könige von Bharattanda. — Die folgenden sind aus der Episode des Mahabarat, Haribangha. Tab. XVII. Nachkommen des Brahma. Tab. XIX. Fortsetzung. Tab. XX. Die Monddynastie aus dem Haribangha. Tab. XXI. Fortsetzung. Tab. XXII. Fortsetzung; Könige von Kasi, Anaga, Panchala. Tab. XXIII. Fortsetzung. Tab. XXIV. Sonnendynastie, oder Nachkommen des Marichi aus dem Haribangha, Könige von Ajudhia. Endlich Tab. XXV. Sonnendynastie, oder Könige von Ajudhia und Mitala nach dem Ramajana des Valmiki.

Aus diesem Verzeichnisse werden die Leser übersehen können, wie viel und was sie in diesen Tabellen zu erwarten haben. Auf jeden Fall ist man dadurch jetzt im Stande die Vergleichung zwischen den Geschlechtsregistern nach den verschiedenen Quellen anzustellen. Ob die Tabellen in Beziehung auf Vollständigkeit den Forderungen entsprechen, ist unmöglich zu bestimmen, so lange wir selber die Quellen nicht benutzen können. Wir hätten nur gewünscht, daß der Verf. über seinen Gebrauch derselben uns etwas mehr belehrt hätte. Wir glauben, daß er sie im Sanscrit las. Aber las er den ganzen Mahabarat; den ganzen Bhagawata u. s. w. Dieß ist es, worüber er uns in Ungewißheit läßt; so wie auch darüber ob mit diesen Genealogien die Mythologie der Puranas schon erschöpft sey; was wir schwerlich uns vorstellen können. Vielleicht wird die Vergleichung des bekannten Werke der Frau von Volier schon darüber Aufschlüsse geben können.

¶n.

Paris.

Histoire de l'Inde ancienne et moderne; ou l'Indostan, considéré relativement à ses Antiquités, à sa Géographie, à ses usages, à ses moeurs, à la Religion de ses habitans, à son commerce, et à son état actuel; avec une Carte de l'Inde; et de pieces inédits à l'appui; par Ms. Collin de Bar, ancien magistrat de la Cour supérieure de Pondichery. T. I. 370 S. T. II. 408 S. 8. Zufolge der Vorrede war der Verf. 30 Jahre lang Obrichter in Pondichery; und konnte noch außerdem die Memoires von Labourdonnais und Duplex während der achtjährigen Gefangenschaft, (wahrscheinlich Kriegsgefangenschaft) benutzen, die er der Ausarbeitung des Werks widmete. Der ausführliche Titel zeigt an, was er verspricht. Wir können indeß bey der Anzeige desselben uns kurz fassen; da des Neuen, was herauszuheben wäre, sehr wenig ist.

Der ganze erste Band, welcher die Geschichte und Geographie Indiens bis auf den Anfang der Französischen Niederlassungen enthalten soll, ist eine sehr dürftige und unzuverlässige Uebersicht; die sich nur durch den Mangel an Hülfsmitteln entschuldigen ließe, wäre nicht eine so lange Reihe derselben in der Vorrede aufgeführt. Wir hätten gewünscht, der Verf. hätte sich auf die Geschichte der Französischen Etablissements und O. J. Gesellschaften beschränkt; und diese vollständiger und sorgfältiger geliefert. Diese fängt erst mit dem zweiten Theile an, und die ersten Capitel desselben, welcher die Periode der Verwaltung von Martin, Labourdonnais, Dupleix und Bussy umfassen, sind derjenige Theil des Werks, der ihm einigen Werth gibt; wiewohl auch dieser sich erst nach einer genauen Vergleichung mit Kainal bestimmen läßt. Die versprochene Benutzung der Papiere von Labourdonnais und Dupleix hatte vielleicht unsere Erwartungen zu hoch gespannt; wir gestehen auch hier wenig Neues gefunden zu haben, außer einigen Angaben über die Einkünfte, und einigen Actenstücken in den Pièces Justificatives, die sich theils auf die von Dupleix gemachten Acquisitions, theils auf die Uebergabe von Pondichery an die Engländer im Jahre 1761 beziehen. Allerdings aber bleibt der ersten Hälfte dieses Theils das Verdienst, eine gute Uebersicht der Verhältnisse der Franzosen in Indien, in den Zeiten der Verwaltung der oben genannten Männer von etwa 1730 bis 1762 zu geben; woraus klar hervorgeht, daß es nur die Mißverständnisse und kleinlichen Leidenschaften jener, sonst so ausgezeichneten Männer, und die eben so kleinliche Eifersucht des damaligen französischen Cabinets waren, die es den Britten ermöglichte, ihre Herrschaft in Indien zu gründen. Hätten sich Labourdonnais und Dupleix, hätten sich Bussy und der unglückliche Bally so verstanden wie Lawrence und Clive, und wären sie von ihrer Regierung so behandelt worden wie diese, so sieht man nicht, wie man die Fran-

zosen aus Indien, hätte verdrängen wollen. Die Geschichte der spätern Periode von Hyder Ali und Tippu ist meist nur Kriegsgeschichte; und wir haben Nichts darin gefunden, was nicht schon aus den Werken der Britten und andern öffentlichen Nachrichten bekannt wäre.

Hn.

London.

Annals of the reign of King George the third; from its commencement in the year 1760, to the general peace in the year 1815; by John Aikin, M D in two Volumes. Vol. I. 505. S. Vol. II. 480 S. 8. 1816. Die Natur dieses Werks erfordert keine ins Einzelne gehende Kritik, sondern nur eine allgemeine Charakteristik. Der Vf. bemerkt selbst in der Vorrede, daß er keine Geschichte, sondern Annalen schreibe. Die Erzählung wird also nach den einzelnen Jahren eingetheilt; so daß große Genauigkeit in der Vertheilung der Begebenheiten darin beobachtet wird. Sind es gleich nur Annalen von England, so umfassen sie doch aber auch die Geschichte Europas und der übrigen Welt, in so fern sie mit England in Berührung stand; und man wird daher nicht leicht Begebenheiten von einiger Wichtigkeit vergeblich suchen. Die Geschichte der Britischen Angelegenheiten ist indeß mit etwas größerer Ausführlichkeit und Vollständigkeit behandelt, indem noch besonders von den Parlementsverhandlungen jedes Jahrs Rechenschaft abgelegt wird. Das Hauptverdienst bey einer solchen Unternehmung ist, daß nicht mehr und nicht weniger gesagt wird; als zur klaren Uebersicht des Gegenstandes nothwendig ist. Demnachst, wenn man es auch dem Verfasser nicht vorschreibt, daß er bloß als das Organ eines Andern, referirt, daß er doch den Partengeist nicht vorwalten läßt. Diesen Forderungen hat der Vf. ein Genüge geleistet. Daß es nicht seine Absicht gewesen sey, die Intriguen der Cabinette zu enthüllen, bemerkt er selber. Wenn nun aber auch das

Meiste was die Leser finden ihnen bekannt seyn wird, so möchte dieses doch nicht mit Allem der Fall seyn; denn bey Manchem was die innere Geschichte von England betrifft, ist der Rec. auf Nachrichten gestoßen, die ihm noch unbekannt waren; und auch bey Bekanntem hat die große Präcision der Erzählung seine Kenntnisse oft bestimmter gemacht. Wir kennen die innere Geschichte Großbritanniens fast bloß aus Deutschen Zeitungen und Zeitschriften, deren Herausgeber so manches übergehen, was ihnen nicht wichtig scheint. Freylich der regelmäßige Leser der Englischen Zeitungen mag in diesem Werke nichts Neues finden; aber wie Wenige gibt es deren auf dem festen Lande, und kann es deren geben? Von den Britischen Geschichtschreibern ist außerdem die Geschichte des Hauses Hannover bisher am dürftigsten behandelt; und vor Allen die Regierung des letzten Königs. Wir halten daher das Werk des Vf. für ein verdienstliches Unternehmen, das zweckmäßig eingerichtet ist; und müssen auch noch bemerken daß die fremden Nahmen, so weit wir es einsehen, correct geschrieben sind. Hn.

Cambridge (in America) und Neu-York.

Von daher sind uns zwei Schriften über die Aussprache des Griechischen zugekommen. Die erste vertheidigt mit den Gründen, die Hr. Pickering aus dem Munde zweyer (nicht gelehrter gebildeter) Neugriechen genommen und mit allerley gelehrten Beweisen unterstützt hat, die gegenwärtig übliche Aussprache: *An Essay on the Pronuntiation of the Greek Language, as published in the Memoirs of the American Academy of Arts and Sciences, by John Pickering. Cambridge 1818. 70 S. 4.* Die andere vertheidigt die Erasmische Aussprache: *Remarks on the Pronuntiation of the Greek Language, occasioned by a late Essay on the same subject by John Pickering By N. F. Moore, A. M. N-York 1819. 46 S. 8.* Er thut es mit den bekannten Gründen, und sucht die Angaben der beyden Griechen und Hn. Pickerings Beweise zu entkräften.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 13. August 1821.

L o n d o n.

Sketches of the Philosophy of Life by Sir T. C. Morgan M. D. Fellow of the K. College of Physicians, of London. 1819. 466 Seiten in gr. Octav.

Preliminary Remarks. Diese Einleitung enthält strenge, ja bittere Bemerkungen über Vernachlässigung des Nachdenkens, und blindes Nachbeten, als welche Despotismus, juristische, religiöse und medicinische Betriegerereyen zur Folge hätten. Ganz besonders wird die medicinische Praxis als vorzüglich der Schelmercy und des Betrugs fähig dargestellt, weil selbst Aristoteles u. a. den Doctor machten, bis die Verbreitung weit nützlicherer Kenntnisse, die Buchdruckerey, dem Unwesen ein Ende gemacht hätte. **Moralists and legislators ignorant of their own structure, have persisted in considering mind as abstracted from organization; and have contented themselves with the contemplation of one half only of their subject.** Und doch fühlte schon eben der Aristoteles die Nothwendigkeit der Verbindung zwischen moralischen Betrachtungen und der Physiologie und

R (6)

bezeichnete durch das von ihm erfundene Wort *Metaphysik* deutlich genug den zu nehmenden Weg. Unbekanntschaft mit der Organisation des menschlichen Körpers bewirkte einerseits Ueberschätzung, so wie anderseits Geringschätzung der Aerzte. Ist's schon schwierig Thiere und Pflanzen zu classificiren, so ist dieß noch weit mehr der Fall bey Krankheiten. *Medicine taught in generals, is practis'd in particulars.* Daß jede Krankheit ein ihr angemessenes Heilmittel habe, sey eine Schimäre. Die Nachtheile der Ignoranz in medicinischen Gegenständen werden treffend dargestellt, so wie auch die Schwierigkeit denselben abzuhelpen, und sich vor unhaltbaren Hypothesen und irreführender Phantasie zu sichern. Die rechte Mittelstraße zwischen theoretisiren und experimentiren zu halten, sey eben die große Kunst. *It is the philosophy of physiology rather than physiological science, which is attempted.* Chap. 1. *Of the character and Causes of organic Combinations.* Unter allen in der Natur vorhandenen Wesen (*species*) gebe es eine Verbindung. Die activen Kräfte der Materie lassen sich als mechanische, chemische und lebendige betrachten. Organische Körper sind nicht in allen Fällen leicht von unorganischen zu unterscheiden. Die aus unorganischen Elementen entstehenden organischen Körper werden durch ihre Functionen modificirt. Unter Element dürfe man nicht unzerseßbares, sondern nur unzerseßtes verstehen. Die Total-Summe der Functionen, welche irgend ein Individuum zu leisten vermag, constituirt dessen Leben. Der Verf. handelt von der *generatio aequivoca*, doch hauptsächlich von den Unterschieden zwischen den organischen und unorganischen Wesen, von den bey denselben zu bemerkenden Aneignungen und Ausschreibungen, von der Vascularität der organischen Körper, von der organischen Identität, von Empfindung und Bewegung, als Relations-Functionen des thierischen Lebens, und von den weniger combinirten Bestandtheilen der Vegetabilien. Chap. II. *On Organi-*

sation. Soweit bis jetzt Beobachtung reiche, schiene, das Zusammenkommen von etwas Festem mit Flüssigem zur Vitalität nothwendig. Daher auch sowohl im gefunden als franken Zustande des menschlichen Körpers stets die solida in wechselseitigem Bezuge mit den fluidis blieben, sowohl in der verhältnismäßigen Quantität zu einander, als in der Wirkung aufeinander. Betrachtung des Zellstoffs in Thieren und Pflanzen, des Fetts, der Gefäße, der Flüssigkeiten, des Blutes des Chylus und der Lymphe. Chap. III. Of the Combination of Organs and Functions. Der Verf. gibt eine cursorische durchdachte Uebersicht der Organe, welche entfernter und näher zur Ernährung und Erhaltung thierischer und vegetabilischer Körper dienen, handelt demnach von den Organen und Einrichtungen derselben zum Kauen, zum Verdauen, zum Umlaufen des Blutes, zum Athmen, zu den Secretionen, und betrachtet dann noch insbesondere den nervösen Apparat, die Knochen, die Muskeln, das generative System, die Mißgeburten, die Beschränkung der Arten, und die Pluralität der Welten. Von Ausländern benugte er vorzüglich Haller und Cuvier. Besonders eigen scheinen dem Verf. unter andern folgende Bemerkungen anzugehören; -bey der Leichenöffnung eines Mannes im Thomas-Spitale, welcher verschiedene Zusammenleg-Messer (clasped knives) verschluckt hatte, fand man die Handgriffe derselben mehr oder weniger zerfressen. S. 124 wird irrig behauptet, daß nur die Säugthiere Milzen besäßen, welche sich doch so leicht z. B. in Hühnern und Fröschen nachweisen lassen. Die Kraft der Thiere, dem Uebermaaß von Wärme zu widerstehen, sey gänzlich unerklärbar. Die Nieren lägen zufolge einer unerklärlichen Caprice der Natur hoch in den Lenden. — It is in rain to dissimulate: the gravel and stone are diseases, the immediate consequences of an awkwardness in the mechanism of the organs, welche freylich nothwendig sey, weil sie existire, allein in so weit sie operirt, unverträglich mit dem Wohlfeyn des Indivi-

buums, und oftmals seine Existenz zerstörend. Die Umstände, welche die Nothwendigkeit eines nervösen Organs verursachen, sey nicht evident. Im ganzen Pflanzenreiche und in einigen niedrigen Thieren sey keine Spur einer solchen Structur entdeckbar. Folglich sey es auch zur vital action nicht wesentlich. — The theory which the speculators Gall and Spurzheim have promulgated; and which assigns distinct functions to the different portions of the brain, and ascribes to each a definite propensity, must at present be regarded as a mere gratis dictum; and as one also that is contradicted by the best ascertained facts in metaphysical science. Die große Zeh des Menschen sey ein mißrathener Versuch (abortive attempt) des Daumens. (Sieht man aber denn nicht armlose Menschen außer andern künstlichen Berrichtungen, mittelst der Zehen selbst die feinsten Nähnadeln vom Boden aufheben und einfädeln?) Es sey, gar nicht wahrscheinlich, daß eine ganze Summe organischer Gebilde verloren gegangen sey. In Großbrittannien z. B. habe die braune Rase die schwarze Species gänzlich vernichtet, welches sie wahrscheinlich überall wo sie erscheint thun werde. Chap. IV. Of the Laws of Vital Action. Handelt von Sensation und Rückwirkung nebst deren Verschiedenheiten, von den verschiedenen Reizen, von Ueberreizung, von Anhäufung und Mangel der Sensibilität, von der Theorie des Schnupfens, vom Habitus, von Ocular-Spectris, von Sympathien, von Instinct, von Association, Orgasmus, Trunkenheit, Schlaf, Träumen, delirium, Winterschlaf, Schlaf der Pflanzen, und der während des Schlafs erfolgenden Erärkung. Die Unhaltbarkeit der Bichatschen Eintheilung der Contractionen in organic, insensible, organic sensible, und animal contraction wird gezeigt, und dargethan, daß unser Haller, die beiden letztern unter der Benennung Irritabilität richtiger zusammenfaßte. Daß der Catarrh eine Landplage der Engländer, öfter durch den plötzlichen Uebergang von

Kälte zur Wärme, als umgekehrt (wie man sich gemeinlich einbildet) durch den von Kälte zur Wärme entstehen, wird sehr artig durch die Analogie bey Erfrierungen mit deren besser Behandlung dargethan. Den albern genug sogenannten Mesmerism oder den sogenannten animalischen Magnetismus heist der Vf. S. 247 eine unverschämte, und abominable Charlatanerie: the nature of the deception is fully developed, by counter experiments of making the subject of trial believe that he is mesmerized, when in fact he is not; and of performing the real process upon him without his knowledge. When the mind is disengaged, no effect is produced; and when it is possessed by the experimentalist, the effect follows without the intervention of its pretended cause.

Chap. V. Mental Phenomena. Die relative Sensibilität hänge von denselben Ursachen wie das organische Leben ab. Es gäbe kein *centrum commune* der Empfindungen, die Reaction variirt. Gedächtniß, Einbildung, Kraft, Urtheilskraft, Abstraction, Empfindung seyen verschiedene Modificationen der *association*. Der Verf. handelt von Erziehung und ihrem Einfluß auf den Character, von National-Character, von Vernunft, Sprache, von Wahnsinn, Trunkenheit, von blödsinnigen, gemeinen, geniereichen, excentrischen, verrückten Leuten, dem Universalgenie und schließt diesen Abschnitt mit den Gründen, welche ihn bewegen, sowohl ein spirituelles als ein materielles Lebensprincip zu verwerfen. *A glance into nature overthrows at once the a priori reasonings of Metaphysicians, and shews that a conviction of reality of ideal prototypes is an integral part of sensitive impressions. Memory is not a distinct faculty inherent in a peculiar organ or subdivision of the brain, but the result of associate movements of the cerebral tissue.* Ein bis jetzt zu wenig beachteter, wichtiger Satz scheint folgender: *There is in all individuals, a preponderance of some*

viscus, which gives it a lead in the organization, and stamps a peculiarity in the harmonized action of the whole. Dem Leben eine substantivische Existenz zuzuschreiben, sey eine Absurdität. Im gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse bilden die zwey allgemeinen Thatsachen der Sensation und Contraction, die natürlichen Gränzen der physiologischen Wissenschaft und seyen nicht unwahrscheinlich das *ne plus ultra* der philosophischen Untersuchung.

Chap. VI. Phenomena of Disease. Jedes Gewebe habe seine eigene Krankheiten, welche entweder organisch oder functional, allgemein oder örtlich, hüzig oder chronisch seyen. Ueber die *vis medicatrix* und den Einfluß des Habitus auf eine Krankheit werden treffende Bemerkungen gemacht. Luft und Diät seyen die zwey großen Quellen krankhafter Reizung. Allgemeine Beobachtungen über Diät, relative Verdaulichkeit verschiedener Nahrungsartikel und den Einfluß des Climas auf Diät, kränkliches Fasten, Veränderlichkeit der Atmosphäre, rücksichtlich der Oxygenation, der Schwere, Feuchtigkeit und Wärme derselben. Einfluß des Climas auf Krankheiten, Krankheiten in den verschiedenen Altern des Lebens, Sympathie, Metastasis, Schätzung der Kunst, Wirkungsart der Arzneyen, Aderlassen, Abführungsmittel, stärkende Mittel, *remedies not applicable to diseases but to functions*. Es gebe keine wirklichen *specifics*; Wirkungen der Einbildungskraft in Krankheiten. Bey den Leichenöffnungen der auf der Insel Walchern am Fieber Gestorbenen fand man den Herzbeutel verdickt, und eine Neigung zur Lungenentzündung. *Religion in its externals has its geographical limits; and rules of observance cannot be universal*. Z. B. hätten Pythagoras und Mahomet in Scandinavien gelebt, so würden sie weder den Wein proscribirt, noch das Thierschächten verboten haben. Der Aussatz sey als Epidemie in Britannien fast verschwunden und der *typhus gravior* sey nicht nur seltener, sondern auch weniger gefährlich als vor wenig Jahrhunderten. Ein

Zunahme der Elasticität der Atmosphäre erhöhe die reactive Kraft des Körpers, und vermehre die Intensität des Denkens. Die so lange bestehende Schwierigkeit der malaria in Italien zu zerstören, beweise fast mathematisch die innige Verbindung zwischen einer freyen Verfassung, und der Gewalt über die physischen Elemente, welche wesentlich zum Wohlseln des menschlichen Geschlechts gehört. Nicht leicht hat uns ein Werk so viel Vergnügen u. Belehrung gewährt, als eben dieses, welches sich durch tiefes eigenes Nachdenken nebst ungemeiner Sorgfalt des Styls, als classisch auszeichnet.

P u n d.

Caroli M. Agrell S. Th. Doct. Comment. de varietate generis et numeri in LL. OO. hebraea, arabica et syriaca P. I. II. 1715. 146 S. 4.

Der Vf. Probst von Albo und Prediger zu Skatelof (in Schonen), gibt hier ein rühmliches Beispiel von nützlicher Anwendung der Mußestunden eines Geistlichen, auch zu gelehrten Forschungen; freylich muß er sich die Kenntnisse schon erworben haben, auch die nöthigen Hülfsmittel besitzen. In der vorliegenden Abhandlung, denn beide Theile machen ein Ganzes aus, untersucht der Verf. die in der Syntax der Semitischen Sprachen häufig vorkommende Verschiedenheit des Genus und Numerus, in einem weitern Umfange als in den Abhandlungen von J. H. Michaelis, Aurivillius und Storr geschehen war. Alles ist gehörig in Classen geordnet und mit Beyspielen belegt, die für das Arabische meistens aus dem Coran, den Lockmannschen Fabeln und den Schultensischen Excerpten der Hamasa genommen sind, damit Anfänger sie leicht nachschlagen können. Auszüge lassen sich aus einer solchen Schrift nicht machen; der Philolog wird sie ganz lesen. Rec. bemerkt nur, daß der Vf. sich viele Beyspiele aus den Arabischen hätte ersparen können durch die Bemerkung, daß der sogenannte Plur. Fractus der Regel nach mit dem Singular verbunden wird. Ein Beyspiel von Construction des Singular mit Volks- oder Stammes-Namen, das der Vf. S. 133 vermißt, findet sich in der Hamasa S. 435. — Am Ende der Abhandl. S. 142 ist

noch ein Abschnitt über die verschiedene Construction der Wörter denen das **و** voransteht, das er mit andern **emphaticum** nennt. Eigentlich ist es **Partitivum**, und **شي** oder **حس** quidquam, vllus, zu ergänzen, was der Verf. selbst auch richtig supplirt. Die Construction hat weiter keine Schwierigkeit.

Von demselben Verf. haben wir noch anzuzeigen seine
E b e n d a s e l b s t

erschienenen **Otiola Syriaca**. 1816. 58 S. 4. Das Syrische scheint den gelehrten Verf. besonders beschäftigt zu haben. Er erwähnt hier (S. 28) seine 1791. 1792 erschienenen **Lumina Syriaca ad illustrandum Hebraismum** und (S. 53) eine Rede **de dictione N. Foederis**. Hier erhalten wir 1. Probe aus einem Werke über die syrischen Partikeln, den Gebrauch des Worts **ܠܘܘܐ** betreffend, sowohl einzeln als in Zusammensetzung mit andern Partikeln. Die verschiedenen Bedeutungen sind sorgfältig, fast zu subtil, unterschieden, und alles mit gut gewählten Beispielen belegt. Treffend ist die Ableitung der Partikel von **ܐܢ** und **ܐܘ**. **ܠܘܘܐ**, haec res.

2. von der Art, wie die Fehler fremde Reden ansühren, Probe einer handschriftlichen **Syntax**. 3. Uebersicht der Anzahl der syrischen Conjugationen. Der Vf. zählt 4 einfache und 16 zusammengesetzte Conjugationen, **auctae**. 4. Probe aus einer Uebersetzung der **Locher'schen syr. Chrestomathie**. 5. Zusätze zum etymologischen Theil der syrischen Sprachlehren. Die Auslassung des **ܐ** mobile, wovon S. 51 Beispiele angeführt werden, möchte doch wohl für Schreibfehler zu halten seyn. 6. Zusätze zu der oben erwähnten Rede, Erläuterungen des Sprachgebrauchs **N. T.** aus dem Syrischen. Die ganze Abhandlung, die von sorgfältiger, in grammatischer Hinsicht angestellter, Lectüre zeugt, verdient von dem künftigen syrischen Grammatiker und Lexicographen genau verglichen zu werden, und es wäre zu wünschen, daß der Vf. seine ausführlichen Arbeiten für syrische Grammatik und Wörterbuch bekannt zu machen in den Stand gesetzt würde.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 16. August 1821.

B e r l i n.

Ueber höhere Landes-Cultur und den vortheilhaf-
ten Anbau neuentdeckter [?] Getreidearten. Vom
Freyherrn von Witten, Ritter ic. und Ehrenmitz-
gliede mehrerer landwirthschaftlichen Gesellschaften. Mit
einem Kupfer. In dem Verlage von Dunder und
Humboldt. 1821. Auf X und 204 Seiten in 8.

Der Versuch, den der Hr. v. Witten in dem ersten
Theile des hier genannten Buchs unter der Aufschrift
"über höhere Landes-Cultur" gemacht hat, die wich-
tigern Gegenstände der Cultur für sich allein und außer
der Verbindung und den Umständen und Verhältnis-
sen, worunter sie sich uns sonst darstellen, gleichsam
aus einem höhern Gesichtspuncte zu betrachten, kann
zwar nur für die Einleitung zu der darauf folgenden
Abhandlung "über den Anbau verschiedener Getreide-
Arten" angenommen werden; aber er ist so ergiebig an
intéressanten Ideen und Ansichten, daß er dieser an
Wichtigkeit und Fruchtbarkeit nicht im Mindesten nach-
steht. Der Verf. scheint sich darum einen dreifachen
Standort für seine Betrachtungen gewählt zu haben—
den des Völkernirths, wenn wir uns dieses Aus-

drucks für den Staatswirth bedienen dürfen, der die Wirthschaft seines Staats mit der der fremden Staaten in Verbindung zu bringen denkt; den des eigentlichen Staatswirths, der der Landwirthschaft in seinem Staate die höchste Vollkommenheit zu geben sucht, und den des Landwirths, der nur für seinen Kreis strebt. In der Völkewirthschaft erkennt der Verf. für Preußen den Vorzug des Agricultur-Systems, mit einiger Veredlung der Hervorbringungen seines Bodens zur Ausfuhr, vor dem Manufactur-Systeme an: weil in diesem, so wie in den übrigen unter dem gemäßigten Himmelsstriche liegenden Ländern von Europa das mehltreichste Getreide erbauet werde, weil Preußen als ein Küstenland die beste Lage zur Ausfuhr habe, und weil, wenn die den Manufacturen gewidmeten Fonds auf die Vervollkommnung des Ackerbaues gewandt werden wollten, und dadurch die Vervielfältigung der Aussaat auch nur noch um ein einziges Korn vermehrt würde, die 20 Millionen Scheffel der jährlichen Aussaat einen weit größern reinen Ertrag geben müßten, als man von allen Manufacturen nur erwarten könne. Als Staatswirth zählt der Verf. die vorzüglichsten Mittel, den Ackerbau zu heben, nach einander auf. Sind diese nun auch an sich nicht alle neu, so sind sie es doch unter diesem Gesichtspuncte; und wir sind daher überzeugt, daß die Zusammenstellung derselben hier an der rechten Stelle ihren Platz gefunden hat. Als Landwirth gibt der H. v. W. eist eine kurze Uebersicht der Physiologie der Pflanzen, handelt darauf von dem Boden sowohl in seiner natürlichen Beschaffenheit, als bey der Verbesserung desselben durch Vermengung anderer Erdarten; von der Bearbeitung, Düngung, Bepflanzung, Reinigung vom Unkraute und von dem Fruchtwechsel. Endlich kömmt er auf die Getreidepflanzen selbst. Hier zeigt er, in wie fern eine Art derselben allein oder mit andern vermengt, zu säen; empfiehlt den Exstirpator zur Unterbringung der Saamen; gibt noch nähere Bestimmungen über die Vor-

Bereitung des Ackers zur Saat; erklärt die Krankheiten der Getreidepflanzen, besonders den Brand; führt das Verhältniß der im dem Getreidesaamen befindlichen nährenden Bestandtheile an; äußert sich über den Werth (Preis) des Getreides; und macht am Schlusse darauf aufmerksam, daß die Natur an mehlsgebenden Gewächsen wirklich so arm nicht sey, als wir bisher geglaubt haben. Hier schließt sich nun der zweite; aber der Haupttheil des Buchs an, nemlich der über den Anbau der von dem Verf. also genannten neuen entdeckten Getreidearten. Es sind ungefähr 30 Jahre, daß unsere Landwirthe damit gespielt haben, ohne daß auch nur ein Resultat herausgebracht worden wäre, das auf die Landwirthschaft im Großen eingewirkt hätte. Unter den Händen des Hr. v. W. hat es damit aber, und wie es scheint, in der kurzen Reihe von 10 Jahren mit einem Male eine ganz andere Gestalt gewonnen. Die Forschungen dieses so Kenntnißreichen, scharfsinnigen, thätigen Mannes haben uns über die Eigenschaften der verschiedenen Getreidearten, und über die Umstände, unter denen sich die eine vor der andern für uns zum Anbaue eignet, so sehr aufgeklärt, daß dadurch in unserm Ackerbaussysteme eine völlige Reform entstehen, und die Wahl der Getreideart zum Säen ein neues eigenes Studium werden wird. Vollendet ist die Untersuchung indessen doch noch nicht. Der Hr. v. W. glaubt nur erforscht zu haben, was von den Getreidegräsern bey uns mit Vortheil zu cultiviren sey. Weiter auf diesem Wege fortzuschreiten, scheint ihm nicht Sache des Privatmannes. Die Herbeyschaffung der Saamen in Menge sey zu schwierig und zu kostbar; der Anbau im Großen stöhre die eingerichtete Wirthschaft gar zu sehr, und erfordere zu viele Vorrichtungen. Nun müsse also der Staat eintreten. Doch wir kehren zurück, um unsere Leser mit dem bekannt zu machen, was unser Verf. hier wirklich geleistet hat. Er hat von den Getreidegräsern 50 Arten Weizen, 7 Arten Roggen, 9 Arten

Gerste, 17 Arten Hafer, 14 Arten Hirsen; von den Schotengewächsen, außer den Pferdebohnen 6 Arten Erbsen, 4 Arten Linsen, 40 Arten Widen; vom Buchweizen 3 Arten zusammen gebracht, größtentheils neu botanisch bestimmt; ihre Eigenschaften, in so fern sie bey'm Landbaue in Betrachtung kommen, erforscht; und dann festgesetzt, welche von den 6 Arten des Bodens, die vorher beschrieben worden, einer jeden am meisten zusagt, und wie sie bey'm Anbaue behandelt werden müssen. Was dem Staats nun obliegt, besteht darin, die Versuche in das Große übertragen zu lassen, um die Bedingungen zu erfahren, unter denen die neuen Fruchtarten am zweckmäßigsten in die allgemeine Wirthschaft eingeführt werden können, und von denen, die den Vorzug vor den andern verdienen, dem Publico den nöthigen Vorrath Saamen zu verschaffen. Den Mays, den Reis und die Knollengewächse hat der H. v. W. hier nur berührt, um die Gewächse, die eine mehrtartige Nahrung für den Menschen enthalten, in ihrer Gesamtheit darzustellen. Wenn er sich des Wortes "Art" zur Andeutung der Verschiedenheit der Gewächse bedient, so scheint er zwar die Unveränderlichkeit des Characters derselben, aber doch nicht eigentlich das, was wir Species nennen, damit haben bezeichnen zu wollen. Die vielen lehrreichen Bemerkungen, die der Verf. über den Getreidebau im Allgemeinen, und über die Anbauung der einzelnen Arten insbesondere, mit eingestreuet hat, müssen wir unsern Lesern im Buche selbst nachzulesen empfehlen.

S a m b u r g.

Bey Perthes: Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. Von Anton Christian Wedekind, k. Amtmann zu Lüneburg. Als Beylagen aus ungedruckten Handschriften; Chronographi Saxonis fragmentum Lüneburgense, ann. MLVII - MCXXX. Chronicon Corbeiense ann.

DCCCXXII - MCLXXVIII. Chronicon monasterii S. Michaelis de Saxoniae principibus, ann. DCCCCXXXVII — MCCXXVIII. 1821. 8. VI u. 198 Seiten.

Es ist eine Freude, wie gemeinschaftlich emsig die Deutschen jetzt ihr Mittelalter durchforschen und beleuchten, und wie zu diesen Arbeiten theils fürsorgender Schutz, theils liebevolle Theilnahme ermuntert: wie wir streben, um mit dem Verf. zu reden, einer spätern Zeit die Geschichtschreibung vorzubereiten. Er selbst war schon längst dabey, und der rüstige, tüchtige Mitarbeiter hat nun durch die neue Leistung neue Ansprüche auf Beyfall und Dank.

In dem ersten der beiden vorliegenden Hefte weist er eben so künstlich als sinnreich die Gegenden und Dörfer nach, welche bisher bey Witikind von Corvey, Dithmar von Merseburg, Adam von Bremen ic. dunkel geblieben, oder unrichtig gedeutet sind. So hat Kais. Friedrich I. dem Landgrafen Ludwig mit der Terra *Briséiae* (Eccard 350) nicht Preussen, sondern, nach einer Handschrift in der k. Bibliothek zu Hannover, *Pleisse*, *Plissia*, im Eroberungsfalle, verliehen. Werden, dessen Grenzen und Bischöfe angegeben werden, ist oft mit Verdün an der Maas, Werden an der Roor, Kaiserswerth verwechselt. Da die Grenzen des alten Sachsens jenseits der Elbe, besonders auf die Landesvertheidigung berechnet waren, so ist zu wünschen, daß ihr bezeichneter Zug von Officieren geprüft werde, welche dabey nicht bloß die damalige Kriegskunst, sondern auch den größern Zusammenhang der Wälder und Gewässer vor Augen haben. Der Verf. stellt mit seiner gewöhnlichen Vorsicht in dieser Beziehung eine Vermuthung auf, welche wohl als Gewißheit angenommen werden darf, nemlich, daß der Plönersee, der Dieksee und der Kellersee in den frühesten Zeiten Einer gewesen und nur im Letzteren die Spur des Colsees zurückgeblieben sey. Beyläufig soll noch bemerkt werden, daß die Stadt Lübeck die Verbindung

der beiden Meere, die s. g. Stefnissfahrt 1390 anfang. Wöchte die Zeit zu solchen städtischen Unternehmungen wiederkehren! — Das zweyte Heft verbreitet neues Licht über jenes Sächsische Haus, welches seine Fürstlichkeit und Macht gründete, indem es mit Karl dem Großen verwandt wurde, den geistlichen Stand benutzte, und seine zerstreuten Besitzthümer in geschlossene Güter und Grafschaften verwandelte. Nun ist über Evert's des Stammvaters der Ottonen, Gemahlin Ida kein Zweifel mehr. Sie war die Tochter von Bernhard, dem Vaterbruder Karl des Großen. Ihr Sohn Ludolf ward Herzog, der andere Wain Abt von Corvey, einer Stiftung seiner Blutsverwandten, die Tochter Hadwig, Aebtissin zu Herford, wie Ludolf's Tochter Hathumod zu Brunshausen, wahrscheinlich auch einer Stiftung seines Hauses, dicht bey Wandersheim, welches er selbst ausstattete. Alles was sein Stiftungsbrief kennt, findet sich noch in dortiger Gegend. Eben so haben sich auch viele der Ortschaften um Braunschweig erhalten, welche nach der Urkunde vom 10. Jun. 888, dem Herzoge Otto, Ludolf's Sohn, für das zurückgegebene Boigtergut Godelsheim an Corvey, vom König Arnulf verliehen und mit andern Hausbesitzungen an der Oker verbunden wurden. — Die Zeitrechnung zu dem Vorgange auf Canossa kommt völlig ins Reine. Kaiser, Heinrich erhält zu Goslar am 1. Jan. 1076 die Ladung nach Rom, der Kirchenbann erfolgt hier am 9. Febr. und seine Buße zu Canossa vom 25. bis 28. Jan. 1077. Eine seltsame Uebersetzung von equus in rheda hat das heilige Pferd der Wendern zum Ansprinaen mit dem rechten Fuße über Spieße als glückliche Vorbedeutung, auf einen Wägen gestellt. Es stand in der Hauptstadt Rhetra und richtiger Rheda am Tollenser See. Aber noch seltsamer ist, daß wahrscheinlich aus einem schlechten Genitiv von Joas (sorore Joas's. Lamb. Schaum. e. Krause 22.) eine Ungrische Prinzessin Jojada in die Geschichte gekommen ist. Sie hieß Sophie, war die Tochter des Königs Bela I., vermählte sich zuerst mit Ulrich Markgrafen

von Krain und dann mit Magnus Herzog von Sachsen. Schließlich glauben wir den Vf. in die Seele der Leser bitten zu dürfen, die Fortsetzung u. die angekündigten Verlagen bald folgen zu lassen. Für die Letzteren ist noch zu bemerken, daß ihre Entstellung durch Druckfehler nicht zu befürchten ist, weil der Druck bey Bieweg in Braunschweig geschieht, der noch auf die reichsbelobte Buchdruckerehre durch gut und wohlgefehte Schrift und überdem auch auf geschmackvolle Schrift hält.

Marburg und Cassel.

Bey Krieger: Ueber den Advocatenstand. Ein Versuch von Wilhelm von der Nahmer, Adv. und Proc. bey dem herzogl. Nassauschem Hofgerichte zu Dillenburg. 1818. 104 Seiten in Octav.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß ein Stand nothwendig schlecht werden muß, wenn er gedrückt und seines Ehrgefühls beraubt wird. Wenn nun der Advocatenstand schon dadurch bedeutend verler, daß durch Einführung des geheimen und schriftlichen Verfahrens dem Einzelnen die Möglichkeit, seine Talente zur allgemeinen Kunde zu bringen, geraubt, daß ferner jedem Einzelnen die Belohnung seiner Talente, neben den besten Versprechungen, welche manche Prozeßgesetze enthalten, durch die einmal bestehende Staatsverfassung, erschwert wurde; so läßt es sich nicht läugnen, daß der ganze Stand dadurch, daß er den Gerichten in der Maasse subordinirt worden ist, wie gegenwärtig, in eine Knechtschaft gerathen ist, welche ihn des Ehrgefühls beraubt, und ihn in der öffentlichen Achtung so tief herabgesetzt hat, daß man ihn allenfalls als mit einer *levis notae macula* behaftet, anzusehen gewohnt geworden ist. Daß es hierdurch schlechter geworden ist, läßt sich ebenfalls nicht läugnen, aber, daß alle Mittel der Gesetzgebung, diesen Schlechtigkeiten vorzubeugen, da sie bis jetzt nur immer dahin gegangen sind, den Stand noch mehr zu beschränken, und zu unterdrücken, unwirksam geblieben sind und

vielmehr neue Quellen zu Schleichigkeiten veranlaßt haben, läßt sich gleichfalls behaupten. Ueberzeugend und wahr hat dieses der Verf. in dem vorliegenden Werkchen auszuführen gesucht, und als vorzügliche Mittel, den Advocatenstand zu heben, die Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit von den Gerichten und die Untergebung der einzelnen Mitglieder unter eine, nach französischem Muster einzuführende Advocatencorporation (*chambre des avocats*), so wie eine Eröffnung der Aussicht zur Beförderung in Staatsdiensten, angegeben, womit Ref. nach allen Erfahrungen, die er gemacht hat, vollkommen einverstanden ist. Angehängt ist des damaligen Generaladvocaten d'Aguesseau Rede über die Unabhängigkeit des Advocatenstandes.

K o p e n h a g e n.

Bei Oylbendal: Catalogus librorum Sanskritanorum, quos bibliotheca universitatis Havniensis vel dedit vel paravit Nathanael Wallich, Doct. Med. et Philos. etc. Scripsit Erasmus Nyerup, Bibliothecarius Universitatis. 1821. VI und 51 S. 8.

Wir möchten jeder öffentlichen Bibliothek einen so dankbaren Landsmann, wie der Director des botanischen Gartens zu Calcutta, Hr. D. Wallich, ein geborner Däne, ist, wünschen; so würde es nicht mit so vielen Schwierigkeiten verbunden fern, die in Ostindien gedruckten Werke, die zum Theil von so großem Werthe sind, für die Wenigen, die sie brauchen können, zu erhalten. Hr. Bibliothekar Nyerup hat es nicht bey einer bloßen Verzeichnung der Titel der Bücher bewenden lassen, sondern auch die Nachrichten von ihnen und über sie bey Kennern der indischen Litteratur aufgesucht und mitgetheilt. Es kommen auch Handschriften im Sanscrit vor, die noch ihren Erklärer erwarten. Eine in Kupfer gestochene Inschrift eines babylonischen Backsteins, von Abraham Loček, macht den Beschluß dieser, jedem Litterator, der nicht selbst indischer Sprachkennner ist, erwünschten Schrift.

— — —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 18. August 1821.

H a a g.

In der allgem. Landes-Buchdruckerey: Verhandlungen der tweede Klasse van het Koninglyk-Nederlandsche Instituut van Wetenschappen; Letterkunde en Schonen Kunsten te Amsterdam. Eerste Deel. 1818. II en 176 Pag. gr. 4.

Die Abhandlungen der ersten Classe dieser gelehrten Gesellschaft in Amsterdam, haben wir in diesen Blättern (1819. 61 St. S. 601 - 606) schon angezeigt. Seitdem haben wir die gewiß nicht minder rühmlichen Arbeiten der zweyten Classe dieses Gelehrten-Instituts erhalten, wovon wir unsern Lesern einige Nachricht zu ertheilen nicht verfehlen. — Der vorliegende erste Band enthält fünf Abhandlungen. I. "Ueber den Einfluß, welchen König Christian II. von Dänemark, Norwegen und Schweden, auf die Geschichte der vereinigten Niederlande bewirkt hat." S. 1-80. Diese Abhandlung ist bey weitem die ausführlichste, aber keines gedrängten Auszugs fähig. Wir müssen auf die mit wahrer Sachkenntniß abgefaßte Schrift, die den, für die Wissenschaften und die Gelehrten-Bildung in Holland leider zu früh verstorbenen Johann van Meer-

N^o (6)

man n (weiland Herr zu Dalem und Büren, — † 14. August 1815) zum Verf. hat, verweisen. Die deutsche und dänische Litteratur, so wie mehrere holländische Chroniken sind dabey häufig und mit Auswahl benützt. Manches hat der Verf., der bekanntlich den Norden bereiset und denselben vielseitig und gründlich beschrieben hat, aus eigener Erfahrung anschaulich gemacht, wovon die Resultate die Geschichte seines Vaterlandes hinlänglich begründen. II. "Bericht (Verlag) über die Dea Sandraudiga" S. 81-103. Eine gelehrte Abhandlung, die eine genaue Beschreibung des steinernen Denkmals enthält, welches im Novbr. 1812 von einigen Erdgräbern; neben der neuen Kunststraße von Breda nach Antwerpen, zwischen den Dörfern Kysbergen und Groß-Sündert gefunden wurde. Auf einer besondern Kupfertafel zu S. 93; ist diese Entdeckung abgebildet. Auf der Vorderseite dieses, 5 Fuß 3½ Zoll hohen ungefähr 3 Fuß breiten, und 1 Fuß 6 Zoll rheinl. dicken Steins; liest man in 4 Linien die eingehauene Inschrift: Dea Sandraudigae cultores Tem-pli. Die gelehrte Classe dieses Instituts hält diesen Stein für die vordere Seite eines Altarblatts, welcher bisher einer noch unbekannten Göttinn, die im Alterthum in dieser Gegend wäre verehrt worden, könne gewidmet gewesen seyn. Dieß führt sie S. 100 ff. auf die Vermuthung: man könne durch den Namen Dea Sandraudiga, die Göttinn von Sandrode verstehen, die vielleicht an verschiedenen Orten, deren Namen mit vordere endigte, und wovon hier mehrere Beispiele angeführt werden, verehrt worden wäre. — Ob und in wiefern diese grammatische Erklärung, den eigentlichen historischen Zweck dieses Denkmals erschöpft, lassen wir der Kürze wegen, auf sich beruhen. So viel ist gewiß, daß weder van Meermann, noch van Wyn, noch van Hasselt, noch irgend ein neuerer Alterthumsforscher unter den holländischen Gelehrten, so viel uns bekannt ist, dieser Göttinn gedenken. III. "Nachricht von eini-

gen silbernen Münzen aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts, welche nahe bey Assen in der Grafschaft Drentje sind gefunden worden." S. 104-110. — Diese, dem Zeitalter Carl des Großen, seiner Söhne und Enkel angehörigen, in genannter Gegend ausgegrabenen 17 Münzen, wovon sieben auf zwey Kupfertafeln hier abgebildet sind, hat der Correspondent des besagten Instituts, Hr. van Lier, der zweyten Classe dieser gelehrten Gesellschaft eingesandt. Die acht größern Münzen führen offenbar das Gepräge von Carl dem Großen, dessen Sohn Ludwig dem Gottesfürchtigen, und dessen Sohns Lothar, also eine periodische Reihenfolge von drey Kaisern einer Dynastie in absteigender Linie. — S. 109 wird nicht ohne Grund, und auf das Ansehn der Frankfurter und Nacher Capitularia Caroli mag. vermuthet: diese Münzen wären die eigentlichen Handelsmünzen für das bürgerliche Leben gewesen, deren Weigerung im Umlauf, wenn solches erwiesen, von den Kaisern wäre hart verpönt worden. (Das ist richtig; Rec. fügt aber, zur nähern Erklärung dieser Vermuthung hinzu, daß Kaiser Carl der Große die, in den *legibus salicis*, welche hierin zur Norm dienen, festgesetzten Strafen, die goldene *solidos* betrafen; welche auf silberne Schillinge reducirt wurden, von welcher Herabwürdigung jedoch die Friesen und Sachsen ausgeschlossen blieben. Dieses Gesetz hat bey einigen historischen Münzforschern die ihrige Meinung veranlaßt, als habe Carl der Große und seine Nachfolger, alle *Solidos* von 40 Pfennigen damaliger conventioneller Handelswerth, auf 12 Pfennige herabgesetzt, welches sich aber durch die angeführte Ausnahme von selbst widerlegt. Dieß geht hervor aus den Worten des Capit. 11. Caroli M. ad L. Salic. Nr. IX. A. 803. l. 309. *Si Saxo aut Friso salicium occiderit, pro 40 denariis solidus solvator.* Indem nun die Grafschaft Drentje, in der jene Münzen gefunden worden, damals zu den Friesen gehörte; so galten die *Solide* ihren völligen Handels-

werth, ohne der Einschränkung des Carolischen Gesetzes unterworfen zu seyn, ein Umstand, den wir glaubten, als eine Berichtigung hier einschalten zu müssen). Die übrigen neun kleinern Münzen, könnte man nach den Ansichten der Gelehrten dieses Instituts, als äußerst dünne Blechmünzen (*Bracteati*) betrachten, die in das nehmliche Zeitalter gehörten. Auf den Grund der Capitularien Carls des Großen, haben schon le Blanc und Joachim ähnliche Stücke der Art beschrieben und abgebildet: *Traité hist. des monn. de France*; p. 84 suiv. und Kupfert. p. 100 u. 108. Paris. Ausg. vergl. Grosch. Cabin. 1r Bd. S. 4-12. Kupfert. 1. Nr. 7 und Dav. Thom. ab Hagelstein, *Acta publ. monet.* 1r Thl. S. 43. Bey diesen Münzen des Carolischen Zeitalters verdient unstreitig die gegründete Critik zu Rath gezogen zu werden, welche der unlängst verstorbene berühmte Münzkenner Jos. Mader in seinen crit. Beitr. zur Münzk. des Mittelalt. 1r Thl. S. 38 ff. mit historisch-technischer Genauigkeit dargestellt hat). IV. „Etwas (iets) über das, durch Guy von Hennegow der Stadt Amsterdam im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts verliehene Stadtrecht (*Kour*). S. 111-129. Diese Abhandlung ist von dem berühmten Hrn. Hendrik van Wyn (aus Gouda), Verf. mehrerer lehrreicher Schriften über historisch-antiquarische Gegenstände, deren wir früher in diesen Blättern erwähnt haben. Die vorliegende Abhandlung, ist, wie ihre Ueberschrift zu erkennen gibt, ganz örtlich, und keines Auszugs fähig. Das Wesentlichste besteht darin: daß jenes Amsterdamer Stadtrecht, auf das Aufsehn von Wagenaar, in den Zeitraum falle, daß Guy von Hennegow, der am 21. May 1300 Hr. von Amstel geworden, und im Monat Juny 1301 zum Bischof von Utrecht gewählt sey. Diesem zufolge müsse jene Urkunde innerhalb dieser 13 Monate abgefaßt worden seyn. Wagenaar, von dem Hrn. v. W. ganz richtig bemerkt, daß er zu alten Archiven den Zugang unbedingt gefunden, und äußerst zuverlässig in seinen

geschichtlichen Darstellungen wäre, sey der Meinung: jene Urkunde sey nicht mehr vorhanden. (Dieses sagt Wagenaar unumwunden: Amsterd. in zyn Opkomst, enz. 2de St. p. 50:61. Amst. 1761. 8.). Hr. v. Wyn hat indessen jene Urkunde, nicht nur aufgesucht und im Landes-Archiv im Haag angetroffen, sondern er liefert davon auch S. 116 fg. eine treue Abschrift, welche mit vielen historisch-statutarischen Wort- und Sacherklärungen begleitet ist, die man a. a. O. selbst lesen muß. Durch den unermüdeten Eifer dieses verdienstvollen Gelehrten, der sich bisher alle Mühe gegeben hat, die Geschichte seines Vaterlandes aufzuklären und zu vervollständigen, ist nunmehr auch dieser Gegenstand der ältesten Verfassung von Amsterdam ins Reine gebracht. Möchte es dem Hn. Verf. gefallen, mehrere derartige Abhandlungen in der Folge hier, oder in einem eigenen Archiv zu liefern! — V. "Abhandlung über die Namen der Monate in der Niederländischen Sprache. Von J. D. Meyer." S. 132:473. Für unsere Blätter zu ausführlich, um davon einen übersichtlichen Auszug zu liefern. Ueberdem enthält diese Abhandlung meist bekannte Sachen, welche die Geschichte der Sprache und des Kalenderwesens in Deutschland und den vereinigten Niederlanden, besonders seit dem frühen Mittelalter bis auf die neuesten Zeiten, bisher geliefert hat. Vieles ist in dieser Darstellung mit sichtbarem Fleiße zusammengetragen und mit Sachkenntniß bearbeitet; daher sich diese Abhandlung, aus mehreren Gesichtspuncten betrachtet, von selbst empfiehlt.

M a g d e b u r g.

Bei Heinrichshofen: Encyclopädie der classischen Alterthumskunde ein Lehrbuch für die obern Classen gelehrter Schulen. Von Ludwig Schaaff, Prediger zu Schönebeck bey Magdeburg. Erster Theil. Zweyte verbesserte Auflage. Unter dem besondern Titel: Litteraturgeschichte und Mythologie der Griechen und Römer. 1820. S. 328. gr. 8.

Vorliegendes Lehrbuch soll, auch nach des Vf. Plane, keineswegs vollständigen Vorträgen über die einzelnen Theile der Alterthumswissenschaft zum Grunde gelegt werden, da solche Vorträge für keine Classe einer Schule gehören: es soll dem reiferen Schüler zum Selbststudium übergeben werden, und dem Lehrer als Veranlassung dienen, die dargebotenen Kenntnisse mit dem Sprachstudium in Zusammenhang zu bringen. Ref. muß diesen Zweck für in der Hauptsache verfehlt halten. Compendien dieser Art können nie das Selbststudium anregen, eher möchten sie dem Schüler Widerwiden einflößen; sie sind nur als Erinnerungs- oder als Vorbereitungs-mittel zu ausführlicheren Vorträgen brauchbar, durch welche erst Leben und Zusammenhang in die abgerissenen Notizen hineinkommt, daher für die Universität anwendbar, für Schulen nie. Geistreiche Entwicklungen, die einzelne Hauptpunkte zur vollkommenen Klarheit bringen, würden ohne Zweifel weit mehr zum Selbststudium anregen. Nichts ist aber verderblicher als wenn dem Schüler die Pönitenz aufgelegt wird, compendiarische Sätze im Gedächniß aufzufassen, die nicht entweder genetisch vor seinen Augen entstanden, oder durch practische Anwendbarkeit ihm anschaulich gemacht sind. Wie sehr aber strenge Folgerichtigkeit und klare Evidenz den Sätzen des Verf. fehlt, das kann gleich der erste Hauptsatz der griechischen Litteraturgeschichte beweisen: "Der Natur gemäß war Poesie das erste Erzeugniß des emporstrebenden griechischen Geistes (Warum? wird nicht einmal angedeutet). Bestand diese auch anfangs nur in einer lebendigen Darstellung der gegenwärtigen Empfindung durch tönende Worte; denen Tanz und Musik zu Hülfe kam, so mußte sie doch neben der allgemeinen Wirkung auf den Geist, besonders das Gefühl für Wohlklang und Rhythmus der Sprache beleben. Als Dienerin der Religion äußerte sich die Poesie zunächst in regellosen (Wo steht das?) Hymnen bey gottesdienstlichen Handlungen u. s. w." Man sieht deutlich, daß der Vf. die ältesten Griechen ohne das lebendige Ge-

Fühl für Wohlklang setzt, und doch soll der Natur gemäß Poesie die erste Mittheilungsweise seyn, die eben auf der Lebendigkeit jenes Gefühls beruht. Darauf wird dann von den falschen Orphicis und dem Epyllion des Musäos gesprochen; wovon wenigstens das letztere ganz von hier entfernt werden mußte, da durchaus kein Grund abzusehen, warum es hier stehen sollte. Von den Sibyllinischen Büchern wird gesagt, daß was man jetzt als solche aufweist; sichtbare Spuren der spätern Verfälschung zeige. Ist dieß genug, und wird der Schüler nicht vielmehr dadurch neugierig werden, nach dem, was darin echt und vorhomerisch seyn soll? Ebenso ist bey Homer die Wolfische Vorstellung zwar befolgt; aber so wenig die Entwicklung derselben angedeutet, daß sie als eine Willkürlichkeit erscheint.

Indessen ist in der Litteraturgeschichte eine fleißige und getreue Benützung des Vorhandenen und ein Bemühen nach ausreichender Vollständigkeit nicht zu verkennen, und hier wird das Werk auch nicht ohne Nutzen gebraucht werden. Weit weniger kann dieß von der Mythologie gerühmt werden, wo freylich die Hülfsmittel weniger ausreichen. Die einzelnen Capital über die Götter bestehen oft nur, wie bey Apoll. u. a., aus einigen Homerischen und Ovidischen Stellen; dann werden kurz mehrere Hauptansichten neuerer Mythologen angeführt, so daß der Schüler vollkommen im Dunkel bleibt. Der letzte Abschnitt "die Heldensagen" hätte fehlen können, da der Schüler bloß aus Apollodor eine zusammenhängendere und belehrendere Kenntniß schöpfen kann. In der Rechtschreibung der Namen muß man noch strengere Richtigkeit verlangen; nicht Kynäthos S. 16. Kyparissos S. 259. Orthigia 261. Σπῆροι 28 ἀσπυρα. ib. auch nicht πρροσῶδια. sondern προσῶδια. R. D. M.

M ü n c h e n .

Bey Jacob Biel: Chronica oder kurze Beschreibung der churfürstl. Stadt Amberg in der obern Pfalz, zusammengebracht durch Michael Schwaiger, Bürgermei-

sier daselbst. Neu herausgegeben und mit Erläuterungen über magistratische Verfassung, mit Anmerkungen und Notizen älterer und neuerer Zeit; dann einem Anhange versehen von Felix Joseph Lipowsky, Königl. Bair. Central-Rathe. 1818. S. XVI. 224. In Octav.

Die von dem Bürgermeister Michael Schwaiger verfaßte, zuerst zu Wittenberg im Jahre 1564 durch den dortigen Professor Peucer und den Archidiaconus Fröschel zum Druck beförderte, seitdem aber äußerst selten gewordene Chronik von Amberg, hat hier an dem durch seine Geschichte der Jesuiten in Baiern bekannten Hn. Lipowsky, der wiewohl nicht zu Amberg geboren, dennoch den größten Theil seiner Jugend daselbst verlebte und dadurch eine große Vorliebe für diese Stadt erhielt, einen neuen Herausgeber und Bearbeiter gefunden. Indem wir uns freuen, daß er diese Chronik, wie sie es denn allerdings in mancher Hinsicht gar sehr verdient, der Vergessenheit entriß, auch den in den Anmerkungen niedergelegten Forschungen und dem dabei bewiesenen Fleiße alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wünschen wir jedoch, daß es ihm gefallen haben möchte, dieselben etwas lesbarer zu machen, als dies gegenwärtig der Fall ist, indem nicht nur der Stil durch Provincialismen und eine affectirte pretidöse Diction entstellt ist, sondern auch die Anordnung und Behandlung der einzelnen Materien manches zu wünschen übrig läßt, der Anhang aber gar vieles enthält, wie z. B. die Beschreibung der beiden im Jahre 1747 geschehenen Durchreise der kaiserlich bairischen und königl. polnischen dann churfürstlichen Prinzessinnen, so wie auch die Beschreibung und Einweihung der Salesianerinnen-Kirche, was kaum für Amberg selbst gegenwärtig noch von irgend einem Interesse seyn möchte. Dagegen würde sich der Verfasser gewiß Dank verdient haben, wenn er auch der neuern Schicksale der Stadt eine kurze Erwähnung gethan hätte, indem die hier mitgetheilten Nachrichten nicht über den siebenjährigen Krieg hinausreichen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1821:

L o n d o n.

Bey Rodwell und Martin: A Classical and topographical tour through Greece during the Years 1801, 1805 and 1806. By Edward Dodwell, Esqu, F. S. A. and member of several foreign academies. In two volumes. 1819. 4.

Vorliegende Reise ist einer von den bedeutendsten Beiträgen zur Topographie Griechenlands. Der Vf., ein Urenkel des berühmten Chronologen Heinrich Dodwell, unternahm sie mit guten classischen Kenntnissen ausgerüstet; Beharrlichkeit in der Ueberwindung von Schwierigkeiten, und die genaueste Aufmerksamkeit auf jede kleine Merkwürdigkeit zeichnen ihn gleich aus. Die Reise selbst hat vor andern größere Kürze voraus und sparsamere Anwendung rhetorischen Schmucks, nur bey weiten Aussichten finden sich oft Exclamationen über den Ruhm und Glanz der unten liegenden Gegenden, wo wir lieber genaue Beobachtungen mit der Magnernadel über die Richtung der Hauptpunkte lesen würden, an denen es indessen auch nicht fehlt. Sehr viel Zeit hat der Verf. und sein Begleiter, Signor Pomardi, auf die Aufnahme pitoresker Ansichten verwandt;

N (6)

von denen. eine große Anzahl im Kleinen in diesem Werke mitgetheilt sind; andere kolorirte in dem großen Prachtwerke: *Views in Greece from original drawings by Edward Dodwell*, welches in einzelnen Heften ausgegeben wird. Wir wollen diesen pittoresken Ansichten ihren Werth nicht abstreiten; doch machen sie auf jeden Fall die Gegend kaum so anschaulich, als der flüchtigste Plan oder als jede genaue Reisekarte, die nur die bereiste Straße mit den nächsten Umgebungen, die kreuzenden Flüsse und Bäche mit Angabe der Richtung, die nächstliegenden Hügel mit ihren Dörfern und Trümmern u. aufzeichnet, und überall die Entfernungen auf der Straße selbst nach Stunden und Minuten, rechts und links nach dem Nutzenmaß angebe. Eine solche Reisekarte wäre die nützlichste Vorarbeit zur griechischen Geographie. Die dem Werke beigelegte Karte von Griechenland dagegen ist schon ihres kleinen Maßstabs wegen nicht sonderlich brauchbar. Aber noch schlimmer ist, daß sie ganz ohne Rücksicht auf das Werk gefertigt, ihm in unzähligen Einzelheiten widerspricht, und daher mehr verirrt und verführt, als aufklärt und unterrichtet. Der Leser muß sich daher, wenn er das Buch wahrhaft benutzen will, selbst eine Reisekarte zu machen versuchen (wie Ref. wenigstens durch den größten Theil gethan), wozu die genauen Angaben der von einem Ort zum andern gebrauchten Zeit, wobey man freylich auf die Beschaffenheit der Gegend und des Bodens Rücksicht nehmen muß, gute Data an die Hand geben: eine Stunde Ritt beträgt gewöhnlich 30 Stadien des Pausanias (Vorrede S. VIII), deren man am sichersten 50 auf die geographische Meile rechnet.

Die erste Reise Dodwells, im J. 1801, geht die Istrische und Jülyrische Küste hinab, über Corfu, Leukadien, Ithaka, Kephallenien, durch Phokis und Bœotien nach Athen, durch den Archipelagus nach Troja und Constantinopel. Von dieser beschreibt der Verf. nur das Stück bis zur Landung in Phokis, da er hier

Inneregriechenland nur flüchtig besuchte, in Cap. 1. 2. S. 1-77 des ersten Bandes. Die zweyte im J. 1805. 1806 ging von Sicilien aus, über Zante, dann durch Phokis und Bötien und nach Athen, von wo der Verf. erstens Thessalien bis Tempe besuchte, und darauf den Peloponnes in allen Haupttheilen durchwanderte, bis er sich in Patras wieder nach Rom einschiffte. Aus dem großen Reichthum des Gesehenen und Bemerkten heben wir eine Anzahl Bemerkungen aus, die das eigne Verdienst der Reise besonders zu bezeichnen scheinen.

In Corfu sah er das Museum des Signor Prosalinda, welches Inschriften und Alterthümer enthält. Unter diesen erwähnt der Vf. eine Menge kleiner Kegel von gebrannter Erde, die deutlich zum Anhängen bestimmt; oft schwarz und roth angemahlt, selten beschrieben, in Griechenland auf den Feldern gefunden werden. Nach Dodwells Meinung (S. 35) wurden sie dem Vieh angehängt, um dessen Weideplatz zu bezeichnen. Auf mehrern Bergen findet man in großen Buchstaben das Wort ΟΡΟΣ, welches die Gemeinweide zu bezeichnen scheint; oft aber liest man es auch als Grenzbestimmung eines heiligen Districts und sonst, z. B. *ὁ ὄρος Ἀρτεμίδος τεμενος Ἀμαρυνίας* in Attika, eben da *Ὅρος Ἑλικῆς*. In Leukadien sah Dodwell auf seiner Reise zuerst sog. kyklopische Mauern, über welche er S. 51 ein ausführliches Werk verspricht, dem wir mit Erwartung entgegensehen. Er bedient sich öfter der Ausdrücke, erste, zweyte, dritte, vierte Art des Mauerbaues, welche eine dem 2ten Bande beigegebene Tafel deutlich macht. Die erste Art ist die an den Mauern von Tyrus bemerkte, wenig behauene Steinmassen so übereinander geworfen, daß die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt werden; bey der zweyten sind die Steine ziemlich behauene und genau zusammengefügte Polygone; in der dritten werden die Schichten horizontal, doch so, daß eine Reihe in die an-

N (6)

dere übergreift und einhaft, bey der vierten sind die einzelnen Schichten schon mehr gefondert, und die Lagen ganz parallel; nur sind die Steine einer Lage noch unter schiefen Winkeln an einander gesetzt; dann folgt der Quaderbau. — In Ithaka war Dodwell mit William Gell zusammen, der indessen eine ausführliche Beschreibung der Insel gegeben hat; wenige Jahre nach seiner Rückkehr wurden hier zwey Gräber geöffnet, in denen ein Silberbecher, Ohrringe, ein Halsband und mehr dergl., alles Arbeiten von der höchsten Schönheit, entdeckt wurden, welche Dodwell nachmahls bey Linckh in Rom sah.

Auf der zweyten Reise landete der Reisende zuerst in Messaloggion, in dessen Nähe eine Castro der heiligen Irene mit alten Mauern, wahrscheinlich Deniada in Aetolien, dann in Galaxidi, dem alten Deante, von wo er zu Lande über Salona, (Amphissa) durch das Krissäische Feld nach Delphi ging. Auch Dodwell unterscheidet S. 159 zwischen Krissa und Kirrha, so daß Krissa etwas oberhalb des Meers, Kirrha unmittelbar am Meerbusen liegen soll. Allein es sind offenbar nur verschiedene Formen eines und desselben Namens. Nun mag es seyn, daß die Stadt, welche durch den Amphiktyonenkrieg Ol. 47 zerstört wurde, bey den Meisten den Namen Krissa behielt, während der Hafen am Meer, der durch diesen Krieg Delphischer Hafen geworden war, gewöhnlich Kirrha genannt wurde: doch ist im Wesen kein Unterschied. Auf dem Wege von Krissa nach Kastri (Delphi) sieht man mehrere Grabkammern, welche dem Reisenden zu allgemeinen Bemerkungen über die in Felsen gehauenen Grabgewölbe im Orient, Griechenland, Sicilien, Italien veranlassen. In Delphi fand der Vf. außer andern merkwürdigen Inschriften besonders einen Stein, welcher auf der einen Seite eine griechische, auf der andern eine lateinische Inscription enthält. S. Appendix S. 510. N. 5. Die erste findet sich auch bey Coriacus (S. 28) und Muratori (2, 589) was weder Dodwell bemerkt,

noch Clarke, der sie auch zu copieren angefangen (Vol. IV. p 195). Sie enthält Grenzbestimmungen des Delphischen Gebiets gegen Antikyra unter römischer Herrschaft, und beruft sich dabey auf alte *determinaciones Hieronimemonum*. Die griechische Inschrift betrifft wohl die Grenze gegen Amphissa (*περι της ἀμφισσῆς ἑταίρειας της Δελφῶν προς Αμ...*) und erwähnt außer den Bestimmungen der Hieronimemonen eine Entschädigung des M' Acilius Labrio, der Antiochus und die Aetolier schlug. Dodwell hat keine recht verstanden, auch hat die Schwierigkeit des Abschreibens an einem dunkeln Ort viel Fehler hineingebracht. Eine andere Delphische Inschrift (Append. x S. 507) zählt eine Menge kleiner Geldsummen in Stateren, Drachmen, Obolen (*οβολοις*) und Dreiern auf, vielleicht Zinsen für ausgeliehene Capitale aus den Tempelgütern.

Von Delphi geht der Reisende durch den Engpaß zwischen Parnas und Kirphis, bis zur Schiste, wo Oedipus den Laios erschlug. Hier trennt sich der Weg, und führt rechts nach Distomo (Ambrysos), gerade aus nach Daulis die heilige Pythische Straße entlang. S. 197. Daulia, ehemals Daulis, die alte Stadt der Thraker, liegt an den Parnas gelehnt, so daß man von da die Ebne von Tharonea und weiter überschaut, die Karte setzt es durchaus falsch an die Nordseite des Parnas und das Ufer des Kephiss, im Widerspruch mit der Erzählung des Verf. selbst. Von da ging der Verf. nach Hagios Blasias, wahrscheinlich dem alten Panopeus, welches freylich Paus. von Daulis nur 7 Stadien entfernt setzt, während es nach Dodwell 27 Stadien seyn müßte, wie ~~man~~ der Verf. zu ändern vorschlägt; dann weiter nach ~~Βινάδια~~ (Lebadeia) Kapurna (Tharoneia) und über den Kephissos nach Ochomenos, welches die Karte ganz gegen den Willen des Verf. südl. vom Kephissos setzt. Nur ist nun besonders das Schachhaus des Mänvas, so viel davon erhalten, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit. Es war wahrscheinlich das größte seiner Art, wie sich noch

aus der erhaltenen Pfote bestimmen läßt, da die Oberschwelle Segment eines Kreises ist, dessen Diameter 65 Fuß beträgt. Da nun aber die kuppelförmige Gebäude vom Boden an beständig sich verjert, so kann der Durchmesser auf ebner Fläche an 70 Fuß betragen haben. An dem Schachthause des Atreus zu Mykene mißt er nur 48. Ueberdies ist das Orchomenische Gebäude von weißem Marmor, das Mykenäische von Breccia. Ähnliche Schachthäuser gab es noch zu Syria in Bötien und unter dem Delphischen Tempel (beide verwechselt Dodwell); und vorliegendes Reiseverk erwähnt noch Spuren von zwey andern. Das eine ist in Pharsalos in Thessalien, wo eine breite cirkelförmige Aushöhlung im Boden davon noch übrig ist (Band II. S. 121) doch darf man hier noch zweifeln. Das andre ist bey dem Dorf Baphio in Lakonien, nicht weit vom alten Amoklä; man sieht von ihm noch den Thorweg, aber es ist so verschüttet und verfallen, daß einer jeden Untersuchung Excavationen vorhergehen müssen (Band II. S. 415). Auch in Sardinien finden sich mehrere Gebäude vom höchsten Alterthum und nach demselben Plane gebaut, nur kleiner, welche Noragis genannt werden. Darauf werden interessante Nachrichten von dem Katabathron oder unterirdischen Abzügen des Sees Kopais gegeben. Dodwell unterscheidet einen Abzug in den See Hylake, welchen wir fortwährend bezweifeln, da auch er ihn nicht in der Nähe gesehn, einen andern durch den Berg Kyrtonon westlich von Akräphion, welches der sog. Larvi ist, und dann die ganz unterirdischen Schlünde unter dem Berge Ptoqn. Die Brunnentiefen, welche zur Reinigung dienten, fand Dodwell, wie Wheler. Dies gibt übrigens die Behauptung, daß diese natürlichen Abzüge seit alten Zeiten, und besonders unter der Herrschaft der Römer durch Menschenhand erweitert und im Stand gehalten wurden, keineswegs auf. Sie verschlammten, da diese Herrschaft aufhört, und Alexander hätte nicht auf den Gedanken kommen kön-

nen sie zu reinigen, wenn man sich unter ihnen bloß Spalten und Risse im Gebirg vorgestellt hätte.

Von Orchomenos geht der Reisende über Haliartos, welches die Karte grundfalsch ansetzt; Eremonastro (Thespiá) Kakosi, (Thisbe) nach Theben, welches zu oft verwüstet wurde, um bedeutende Ruinen zu haben. Unter den Münzen zeigt eine ein zweygehenteltes Gefäß mit der Umschrift KABI, offenbar in Beziehung auf den in Theben herrschenden Kabirendienst. Von da über Kofla (Platáa), durch den Pasi von Siphtho-Kastro, welches der Verf. mit Barbíe-du-Bocoge für Eleutherá, Ref. für Panakton hält, — nach Athen. Ueber Athen könnten die Bemerkungen wohl kürzer und succincter seyn; die Reisenden sollten hier mehr darauf denken sich wechselseitig zu ergänzen und zu berichtigen, statt daß jetzt Jeder möglichst Alles umfassen und über jedes Monument sprechen will. Wie zeichnen S. 335 die Bemerkungen über die architectonische Zierrath der Palmette aus, in welcher der Vf. die Amaranthe erkennt und Beziehungen auf Tod und Trauer nachzuweisen sucht. Bey dem Tempel der Polias folgt er der Erklärung, die Wilkins von der bekannten Inschrift gegeben. Aus dem Thesieion werden einige Figuren des Lapithen- und Centaurenkamps auf drey Tafeln mitgetheilt S. 362. S. 402 sind mehrere Votivtäfelchen genesener Kranken mit menschlichen Gliedmassen abgebildet oder beschrieben. Am wichtigsten sind die Bemerkungen über die Nekropolis, welche nördlich vom Piráeus liegt und aus in den Felsen gehauenen Gräbern besteht, deren Gránze eine Inschrift *οπος μνηστων* angeben soll; und über die mannigfachen Gegenstände, welche bey ihrer Oeffnung ans Licht gezogen wurden, z. B. zwey bronzene Platten, die mit dem Wappen der Stadt (Gorgoneion und Eule) versehen sind, und durch Buchstaben den Gerichtshof anzuzeigen scheinen, zu welchem der Verstorbne gehörte, eine bewegliche Figur von terra cotta (*τεροσπαστων*) S. 439, abscheuliche Masken S. 445, stei-

nerne Vasen mit Reliefs, mehrere Bronzetafeln mit Vorstellungen. Auch Attita hat Dodwell mit größerer Aufmerksamkeit durchwandert, als die meisten Reisenden vor ihm. Wir erinnern nur an die Entdeckung einer sehr alten Stadtmauer auf dem Hymettos, welche wahrscheinlich in der Zeit der Tyrhenischen Perlaszer gebaut wurde, S. 484, an die Beschreibung der Penthelischen Steinbrüche u. dergl. Vor allen Attischen Demen ist Theufes durch seine alten Mäuren, Trümmer eines Apollotempels, und das Theater dem Reisenden merkwürdig; über diese Ortschaft wie über Eleuffis verweist der Verf. auf die *Unedited Antiquities of Attica* publ. by the Dilett. Society with engravings from drawings by Sir W. Gell. In der Grotte zu Bari in Attika, welche Pan und den Nymphen heilig war, glaubt der Verf. in einer unkenntlichen weiblichen Figur eine Statue der Isis zu finden: in solchen Puncten sind oft die engl. Reisebeschreiber überaus wunderlich. Von Megina bringt Dodwell nichts bei, das nicht schon sonst bekannt wäre.

Den zwerften Band eröffnet der Verf. mit anziehenden Bemerkungen über die Naturgeschichte Attikas und die Sitten und Gebräuche der Einw. z. B. über den aus alter Zeit fortbestehenden Aberglauben des bösen Auges. S. 30. Darauf wird die Reise nach Thessalien erzählt. Den Hinweg nahm D. an der östlichen Seite des Kopaischen Sees und der Küste des euböischen Meeres, wo die genauen Angaben der Ortentfernungen für die Topographie sehr schätzbar sind, dann durch Lokris und die Thermopylen, über Zeitus (Lamia) an der Küste hin bis zum Pagasetischen Golf, über Jolkos, Phoen, Leiffa und in das Thal Tempe hinein, dessen Beschreibung durch einige Ansehnlich gemacht wird. Wir heben davon aus; was zum Verständniß der Homerischen Stelle beygebracht wird, nach welcher der schön strömende Titarefos, ein Ausfluß der Styx, in den silberstrudelnden Peneios fließt und mit abgefondertem Wasser wie Öl auf der Ober-

fläche desselben bleibt. Strabon u. A. dachten sich hier den Titaresios als dunkles schlammiges Gemäyser, den Peneios als durchsichtig und klar; aber Dodwell bezeugt, daß das Umgekehrte statt finde: Peneios hat von aufgelöster Thonerde eine weißliche Farbe, Titaresios ist ein heller und reiner Geystrach; und in der That stimmt diese Nachricht auch mit der Homerischen Worten besser als jene Erklärung. Von Scyphing der Reisende über Pharfalos, Schaumater, Larria, und alsdann über Deta auf Bergpfaden in des Thakland der Dorer, welches südlich an den Parnas stößt. Es ist zu bedauern, daß auch Dodwell nur einen kleinen Theil, den östlichen, von Doris besucht hat, da dieß merkwürdige Land bisher von Reisenden ganz unbeachtet geblieben. Die Karte ist auch hier ganz falsch; sie setzt Lilaa mit den Quellen des Kephissos an den Deta, während es laut der Reise selbst und Pausanias Angabe am Parnas liegt. Dem Laufe des Kephissos folgend, geht die Reise über Amphilia und andere Phokische Städte. Lithoraa wird in Veliga am Kephissos gesucht, was wohl nicht angeht, da es Pausanias nur 80 Stad. von Delphi setzt; Elateia ist Eleuta bey Turkochorio, nördlich davon noch Spuren des Tempels der Athena Kranaa. Dann nach Chironia, Orchomenos, Theben, über den Euripos nach Chalkis, über Aulis, Oropos, nach Marathon, wo die Tumuli beschrieben werden. In dem größern finden sich eine Menge Pfeilspitzen des persischen Heeres von schwarzem Flint, auf dem Felde umher Bleiugeln für die Schleuder, die oft beschrieben sind.

In Athen wieder angelangt unternahm Dodwell bald eine Durchwanderung des Peloponnes. Zuerst über Megara nach Korinth. Die Straße, welche auf der Höhe des Geb. Geranea führt, ist neu; im Alterthum zog man den engen Weg zwischen der See und den Ekronischen Felsen, welcher indeß auch fahrbar gemacht wurde. Bey Korinth fand D. in einem Dorf Mertese alte Graburnen. die in der Nähe auf einem

alten; Gräberplage gefunden waren. Er theilt eine mit schwarzen Figuren mit; der Deckel stellt die Jagd eines wilden Ebers dar, mit benegeschriebenen Namen, die aber zum Theil gänzlich unbekannt sind, zum Theil nicht passen wollen. Der Verf. ließ manches falsch, wie er z. B. das alte Koppa ϕ immer für ϕ ansieht. Noch merkwürdiger sind die archaisischen Reliefs von 10 Göttern von einem Puteal Korinths, welches jetzt Guilford in London besitzt. Die Abbildungen geben drey Tafeln S. 250. Drey Frauen sich die Hände reichend stellen die Chariten vor, Hermes durch Fußflügel kenntlich führt sie an; vor ihm Leto, Artemis die Hirschkuh hinter sich nachziehend, mit Bogen und Köcher, Apollo mit einfacher Cithar und Plektrum. Entgegenkommen Athena den Helen in der Hand tragend, Herakles mit Löwenfell und Keule, und eine Frau unbekanntes Namens. Das Werk gehört zu den sichersten Denkmälern des alten Styls; das puteal im Capitolinischen Museum scheint in Manchem eine Nachahmung davon. — Ueber Kleonä, Nevea, Argos, Lerna, Mykenä. Diese Gegenden hat W. Gell in der trefflichen Schrift: Argolis, beschrieben, und nur in wenigen Punkten möchte er aus Dodwell zu ergänzen seyn. Auch dieser beschreibt das Schachhaus des Atreus, und hält sich besonders bey den eignen Verzierungen auf, die an der Basis eines Pilasters und sonst hier angebracht sind, und aus spitzwinklichen Zickzacks und Spirallinien bestehen. Die Herleitung derselben aus Aegypten ist durchaus ungegründet, und daß sie Wasser und Feuer darstellen, fast lächerlich. Ueber Nauplia nach dem Heiligthum des Asklepios, von dem einige Reste schöner Baukunst, besonders ein Korinthisches Antenkapital, abgebildet sind, dann nach Epidaurus selbst, von da nach Trözen, Kalauria, Methana, zurück an der Küste des Saronischen Meerbusens durch eine unwegsame und wenig bekannte Gegend nach Korinth. Darauf wendet sich der Reisende gegen W. und durchreißt ganz Nchaja. In Patras trifft er W.

Gell, mit dem er einen Theil des Peloponnens zusammen bereist, namentlich Olympia. Die Nachrichten Dodwells über diese Gegend übergehn wir; sie sind neulich mit Recht angewandt worden, um den von Winkelmann schon so langgehegten Plan, Nachgrabungen auf diesem Tempel- und Statuenfelde zu veranstalten, von neuem anzuregen und zu unterstützen. Bey der Reise durch Triphylien, wie durch den ganzen Peloponnes, drängt sich dem Leser oft, wenn der Vf. diese oder jene alte Stadt seitwärts liegen lassen muß, weil er dem Nachtquartier zueilen muß, die lebhafteste Sehnsucht nach einer Zeit auf, wo man mit mehr Muße diese Trümmer durchforschen und aufräumen, und fast alle alten Städte Griechenlands wieder erkennen wird. In Messenien ist Ithome unter manchen Gefahren von dem Verf. besucht worden. Sehr eifrig hat der Reisende den Ruinen von Lykosura, der ältesten Stadt nach Pausanias, nachgeforscht, und sie endlich in uralten Mauern bey Agios Georgios auf der Höhe des Lykäons aufgefunden, zwey Stunden von Sinano oder Megalopolis. In Sparta und Amyklä traf D. nichts von den angeblichen Entdeckungen Fourmonts. Aber was soll man zu den eben so lächerlichen als abscheulichen Prahlereyen dieses Mannes sagen, die Dodwell aus handschriftlicher Mittheilung anführt, "daß er die meisten bedeutenden Städte des Peloponnes theils zerstört habe, theils zerstören wolle," so daß er zuletzt und allein genaue Kunde von ihnen geben könne. Das Meiste davon ist eitle Rodomontade. Unter den arkadischen Städten hat besonders Orchomenos eine starke Akropolis, deren Mauern den Tirynthischen ähneln, und auch in der Unterstadt bedeutende Reste von Architektur S. 427. Bey Pheneos und in der Umgegend fand D. öfter mit Quadern gepflasterte Straßen. Aus Arkadien gelangt der Verf. durch den gefährlichen Engpaß von Kalabryta nach Achaja, und schiffet sich in Patras nach Rom ein.

Der Anhang des zweiten Bandes enthält eine Liste der neuen Namen von alten Plätzen mit genauer An-

gabe der verschiedenen Schreibung, Aufzählungen von Dörfern in mehreren Districten, welche besonders durch die Unruhe der Entfernung großen Werth erhalten; denn ein paläographisches Alphabeth, und eine Reihe Inschriften aus Koryra, Delphi, Athen, doch in nicht so bedeutender Anzahl, als man nach den Umfang der Reise erwarten sollte. Ein ausführliches Register ist eine bey solchen Werken ungewöhnliche, aber darum desto schätzbarere Erleichterung im Gebrauche.

K. O. M.

Frankfurt a. M.

Vincent von Beauvais Hand- und Lehrbuch für Königl. Prinzen und ihre Lehrer, als vollständiger Beleg zu drey Abhandlungen über Gang und Zustand der sittlichen und gelehrten Bildung in Frankreich bis zum dreyzehnten Jahrhundert und im Laufe desselben. Von Friedr. Christoph Schloffer, Director der Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg. 1819. Th. I. S. 243. Th. II. S. 263. in 8.

Das Studium der Geschichte im Großen hat gewiß zu unserer Zeit durch nichts so viel gewonnen als dadurch, daß immer mehrere von den einzelnen Partien des unermesslichen Feldes, besonders bearbeitet und bebaut worden sind; ganz vorzüglich aber hat sich der Nutzen davon in der Geschichte der Religion, der Kirche, und der Wissenschaften erprobt. Für die letzten fand es Nec. immer am vortheilhaftesten, wenn aus ihrer großen Masse von Zeit und Raum ein besonderer Sector herausgeschnitten, und nach allen seinen Eigenheiten ausgewählt, aber auch mit seiner besondern Zeitfarbe ausgegemahlt wurde, wobey denn die Geschichte des Wirkens irgend einer dem Zeitsector gehörigen in politischer, oder archäologischer, oder wissenschaftlicher Hinsicht merkwürdigen Personen den Rahmen und die Einfassung des Gemähltes machen könnte. Er hat den Wunsch, daß sich die besseren und die aufstrebenden unter dem Nachwuchs unserer jüngeren angehenden Historiker zuerst in und an einer solchen Ar-

beit versuchen möchten, schon mehrmahls öffentlich geäußert, und ihn wenigstens seit zwanzig Jahren jedesmahl in seinen Vorlesungen wiederholt, so oft er an die Methodologie des historischen Studiums kam. Es ist ihm auch die Freude geworden, ihn schon mehrmahls erfüllt zu sehen; aber erst durch das vorliegende Werk ist ein Bedürfnis befriedigt worden, das er bisher noch immer dabey fühlte: denn erst das vorliegende Werk hat ihm zu einem vollkommenern Muster geholfen, als er bisher de^m vorschlagen und zur Nachahmung empfehlen konnte. Dem Verf. desselben kam es freylich nicht in den Sinn, jenen Wunsch oder dieß Bedürfnis dadurch befriedigen zu wollen. Er dachte dabey schwerlich an etwas anders, als daß er bloß aus seinem reichen historischen Schätze mittheilen wollte, was ihm allen Umständen noch zur Mittheilung besonders geeignet schien, und er fand dieß so natürlich, daß er es nicht einmahl für nöthig hielt, sich in einer Vorrede darüber zu erklären: wenn sich aber diese Form der Mittheilung auch dem Muster zuerst und von selbst anbot, spricht nicht dieß am stärksten für ihre Schicklichkeit und ihre Brauchbarkeit. Rec. hat absichtlich diesen Eingang zu seiner Anzeige vorausgeschickt, um dadurch die Aufmerksamkeit allgemeiner auf ein Werk zu richten, das ihr bey dem zu wenig anziehenden vor dem ersten Theile seines Titels allzuleicht entgehen könnte. Der Verf. hat es, wie gesagt, verschmäht, von irgend einem dazu geeigneten Nebenmittel Gebrauch zu machen. Für einen Theil der gelehrten Leser, für welche er schrieb—, wiewohl das Werk drey Frankfurtschen Damen zu geeignet ist—mag sie auch schon sein Name überflüssig machen. Ein anderer Theil wird sich durch den Inhalt stark genug angezogen fühlen, sobald er nur hinein kommt; aber bey dem gegenwärtigen Zustande unseres literarischen Marktes sind es nur all zu selten Leser dieser Art, welche das Glück eines Buchs machen; etwas Glück gehört jedoch immer dazu, wean es zum Wirken kommen soll, und wenn wir dazu etwas beytragen könnten, so glauben wir ein sehr gutes Werk zu

thun. — Weil man in unsern Tagen angefangen hat, die geistige Thätigkeit des sogenannten Mittelalters billiger beurtheilen, als man wohl sonst zu gewohnt war, so schien es Hr. Schl. — wie er B. II. C. 3. selbst sich erklärt, “gerade jetzt an der Zeit zu seyn, auf die Denkmahle, die sich in den gelehrten Schulen über den Geist jener Zeit erhalten haben, “auf eben die Art die Aufmerksamkeit zu wecken, wie man von der andern Seite bemüht ist, die eigentliche Volkslitteratur zugänglicher zu machen, Kraft des Gefühls und der Sprache in ihren Dichtungen nachzuweisen, und in den Resten der National-Gebräuche, welche die spätere Zeit fast verwischt hat, die Spuren von einer Gesetzgebung und Staats-Einrichtung zu suchen, welche zwar nicht nach Art der heutigen berechnet, nichts desto weniger aber eines edlen und kräftigen Stammes würdig war.” Dabey wollte er es jedoch auf keine vollständige Geschichte anlegen, sondern sich nur darauf beschränken, einen generellen Ueberblick dem Zustande von der eigentlichen Wissenschaft, der Studien und der innern Verhältnisse des Lebens aus dieser Zeit mit Hinweisung auf einige der Denkmahle zu geben, in denen er sich für uns am kräftigsten abgedruckt erhalten hat, immer zwar selbst nur in besonderer Beziehung auf Frankreich zu geben. Für diesen Zweck fand er keines der Zeitdenkmahle so bequem, als die Schrift von der Erziehung, die von Vincenz von Beauvais aus der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts auf uns gekommen ist, denn in dieser fand er nicht nur schon sehr vieles von demjenigen beysammen, was er jetzt zum Anschauen für unsere Zeit herausheben und aufstellen wollte, sondern an diese ließ sich auch dasjenige, was er sonst dafür gesammelt hatte, am schicklichsten anknüpfen, und durch diese am besten erläutern und beglaubigen. Dieß findet man in dem zweyten Theile dieses Werks — denn den ersten füllt allein die Uebersetzung der Vincenzischen Schrift aus — in drey größere Abschnitte geordnet und niedergelegt. Der erste davon enthält C. 3 = 76 nach eini-

gen allgemeinen Bemerkungen speciellere Notizen über die Erneuerung der Studien im Occident überhaupt und insbesondere über das Leben und die Regsamkeit, welche die bloß gelehrten Theologen erweckten und beförderten, hernach über die Schulen und Lehrer, welche dem Unterrichte zugleich eine practische Richtung gaben und darüber bald mit der Speculation in Kampf kamen, und endlich über die einzelne Schule von Sct. Viktor in Paris, und die Viktorianer, Hugo, Richard und Walter, an welche noch Johann von Salisbury sich anschließt. Der zweyte Abschnitt S. 78:490 umfaßt allein die Zeit Ludwigs IX. und schildert ihre Eigenheiten in Beziehung auf bürgerliche Ordnung, religiöse und moralische Bildung, Unterricht und didaktische Poesie unter den folgenden fünf Titeln. 1. Ludwig IX. und seine Gemahlinn in ihren moralischen Verhältnissen zu ihrer Zeit, S. 79:101. 2. Joinville und seine Geschichte. S. 103:109. 3. Ludwigs IX. bürgerliche Ordnungen. S. 110:118. 4. Ludwig IX. im Verhältnisse zu dem Pabst, zu der Universität Paris, zu den Bettelmonchen. S. 119:149. 5. Lebhaftes Betreiben der Litteratur in Frankreich im 13ten Jahrhundert. S. 150:190. In dem dritten Abschnitte S. 191:263 beschäftigt sich ender Vf. allein noch mit Vincent von Beau vis und dem Inhalte seiner größeren Werke, nemlich seines **Speculi naturalis, historicalis** und **doctrinalis**; denn diese, welche ihrem Zweck und ihrer Anlage nach eine Encyclopädie alles Wissens der Zeit enthalten sollten, konnten ihm noch den schicklichsten wie den reichsten Stoff zu allgemeinen und besondern Bemerkungen über den Umfang, und über die Formen, wie über den Geist und über die Tendenz der ganzen Zeit-Wissenschaft geben. Dieser letzte Abschnitt enthält daher des Belehrenden darüber noch am meisten; daher möchte man fast meinen, daß sich Hr. Schl. die Mühe hatte ersparen können, jene eigene Schrift von Vincent, welche der erste Band enthält, ganz zu übersehen; allein gerade deswegen hält sich ihm Rec. desto mehr verpflichtet. Man muß nur, wie man auch durch eine Note des Vf. auf dem Titelsblatte des ersten Bandes angewiesen ist, die Schrift von Vincent erst nach den Abhandlungen lesen, denn dadurch wird hernach die Anschauung, welche man durch diese bekommen soll, einen Grad von Klarheit, und

der Eindruck, den sie zurücklassen, wiew einen Grad von Starke bekommen, der sonst durch nichts so hoch gesteigert werden könnte. Da uns der Raum unterer Blätter nicht gestattet, in das besondere lebende Auszug aus einem Werke dieser Art zu geben, so müssen wir uns mit der allgemeinen Angabe begnügen, daß darin ein Schatz der ausgezeichnetsten Notizen über den wissenschaftlichen, sittlichen und auch kirchlichen und religiösen Zustand des Mittelalters niedergelegt ist. Nur dieß war es, und keine vollständige Beschreibung, was der Vf. geben wollte: dafür verräth aber jede der gegebenen Notizen auch unverkennbar, daß sie nicht bloß bey einer oberflächlichen Bekanntschaft mit — oder bey der flüchtigen Durchsicht einiger Schriften über das Mittelalter aufgehascht, sondern Früchte eines eigenen auf die Denkmahle der Zeit verwandten Studiums sind. Hr. Schl. scheint es sich selbst zum Gelehr gemacht zu haben. bey allgemeiner bekannter und schon häufiger besprochenen Umständen, Thatfachen und Personen weniger zu verweilen, um des weniger bekannten mehr anbringen zu können. Am sichtbarsten wird man dieß bey demjenigen gemahr was er von dem personlichen solcher Männer, wie Abälard und Roscelin, und Gilbert von Poree und der heilige Bernhard, angebracht und nicht angebracht, besonders aber von dem letzten zu unterm Bedauern nicht angebracht hat, bey welchem er ganz auf die neuere Schrift von Hrn. D. Neander: der heilige Bernhard und sein Zeitalter, zu verweisen für gut fand. Man darf es ohne Zweifel eben dieser Ursache zuschreiben, daß er mehrere Umstände und Thatfachen aus der Zeitgeschichte ganz unberührt ließ, woraus sich sonst allerdings auch über den Zustand der wissenschaftlichen und der sittlichen Zeitbildung manches hätte schließen lassen; wenigstens lieh er sie gewiß nicht deswegen unberührt, weil sie seiner eignen Ansicht von diesem Zustande weniger günstig waren, denn man erkennt ja sonst aus einer Menge von Beweisen, wie sehr diese von jeder Einseitigkeit frey ist. Was indessen das letzte betrifft, so rechnen wir es ihm gar nicht zum besondern Lob an, daß er weder in die kindlichen Lobprenungen des Mittelalters untrer neueren romantischen Schule noch in die unverständigen Schmähungen einstimmt, mit denen sich gewöhnlich eine etwas ältere Schule von historischen Kompilatoren darüber ausließ, denn in eine solche Einseitigkeit kann der ernstere Geschichtsforscher gar nicht hineingerathen; wenn man aber hin und wieder bemerkt, daß ihn eine vielleicht früher aufgefasste Neigung doch zumeilen etwas merklicher auf die eine Seite hinüberzog, so wird man sich geneigt fühlen, es ihm nur desto höher anzurechnen, daß er doch dabey noch immer gerecht blieb.

— — —

**G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1821.

G ö t t i n g e n .

Se. Majestät, der König von Frankreich, Ludwig XVIII., haben gnädigst geruhet, unsern Herrn Professor Artaud zum Ritter der Ehrenlegion zu ernennen.

W i e n .

Bey Carl Gerold: Der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben, oder Grundzüge zu einer Physiologie des Denkens. Für Aerzte, Philosophen und Menschen im höhern Sinne des Wortes. Von Ph. Carl Hartmann, Dr. und öffentl. ordentl. Professor der Medicin an der Universität zu Wien. 1820. C. XXIV u. 390 in 8.

Die in diesem Werke enthaltenen Nachforschungen über die Beziehungen, worin das geistige und das organische Leben des Menschen zu einander stehen, gehören durch ihre Gründlichkeit, durch die Richtigkeit der Methode, welche dabey befolgt worden ist, so wie auch durch die Deutlichkeit und Bestimmtheit des Vortrages mit zu dem Vorzüglichsten, was seit mehreren Jahren für die Aufklärung jener Beziehungen geleistet worden

ist. Und da die Ableitung des geistigen Lebens im Menschen aus dem Organismus des Körpers neuerlich in Deutschland viele Anhänger gefunden hat, so muß man es dem Hrn. Verf. um so mehr Dank wissen, daß er in seinem Werke mit großer Evidenz dargethan hat, daß nur eine sehr seichte und oberflächliche Kenntniß des geistigen und organischen Lebens im Menschen auf diese Ableitung führen und ihr einen Schein von Richtigkeit geben könne, und daß hingegen eine tiefer eindringende Betrachtung der Verschiedenheiten, Gesetze und Verhältnisse beyder Arten des Lebens zu einander nach den unbestreitbaren Regeln der Naturforschung dazu nöthige, das Erkennen und Wollen im Menschen noch auf einen von dem organischen Leben wesentlich verschiedenen Grund zu beziehen. Die in dem Werke enthaltenen Untersuchungen sind in zwey Abtheilungen gebracht worden. Die erste enthält die Erörterung der verschiedenen Formen des geistigen Lebens und des obersten Principis dieses Lebens, ohne alle Rücksicht auf die körperlichen Organe und das organische Leben, woran es gebunden ist, betrachtet. Der Anfang davon besteht aus Bemerkungen über die Philosophie, über das aus einer Thätigkeit bestehende Wesen der Dinge, über den Idealismus und Materialismus, über die in der neuen pantheistischen Naturphilosophie angenommene absolute Identität des Idealen und Realen, und über den Werth der in diesen Theorien enthaltenen Bestimmungen des Verhältnisses, worin geistiges und organisches Leben zu einander stehen sollen. Hierauf folgt eine Beschreibung der Anschauungen durch die Sinne, des Wirkens der Einbildungskraft, des Denkens durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse, und des Wollens, verbunden mit einer genauen Anzeige des Antheils, welchen die Selbstthätigkeit des geistigen Principis im Menschen an diesen Bestandtheilen des geistigen Lebens hat. Nachdem ferner die Beziehung des Bewußtseyns der Einheit unsers Ich auf die verschiedenen Aeußerungen des Erkennens und

Wollens angegeben, auch gezeigt worden ist, daß die verschiedenen Functionen des Geistes innig und mannichfaltig in einander eingreifen, so werden die Eigenthümlichkeiten des Denkens bey einzelnen Menschen, die Verschiedenheiten der Anlagen des Geistes und Gemüthes bey denselben, und die Leidenschaften in Betrachtung gezogen. Als eine Vorbereitung zu den Untersuchungen der zweyten Abtheilung sind aber noch die Einflüsse angegeben worden, welche Abstammung, Temperament, Organisation, Geschlecht, Alter, Krankheit und Clima auf den psychischen Character der Menschen und auf dessen besondere Bestimmung haben. In der zweyten Abhandlung, welche dasjenige enthält, was der Hr. Verf. unter den ungewöhnlichen und auffallenden Titel Physiologie des Denkens gebracht hat, werden vorzüglich folgende drey Fragen beantwortet: 1. Welches sind die Organe des Menschenkörpers, durch welche die Aeuserung des menschlichen Denkens vermittelt wird? 2. Was und wie wirken diese Organe zu jeder einzelnen Denkverrichtung mit? 3. Welche Denkfunctionen bedürfen zu ihrer Aeuserung eigener, für sie bestimmter Organe, und welche bedürfen derselben nicht? Die Antworten auf diese Fragen werden immer durch Anführung genau bestimmter Thatfachen der Erfahrung, und durch eine sorgfältige Zergliederung und Vergleichung derselben begründet, so daß sie, wenn dadurch auch nicht völlige Befriedigung gewährt wird, doch gänzlich frey von Hirngespinnsten bleiben, die so oft in der Lehre von der Verbindung des Leibes und der Seele für tiefe Weisheit gegolten haben, und zum wenigsten etwas zur Aufklärung dieser Lehre Taugliches enthalten. Der Hauptinhalt und der Gang der Untersuchungen in der zweyten Abtheilung ist aber folgender. Nachdem Betrachtungen über die chemischen und organischen Bestandtheile des Gehirnsystems, über die Gestaltung und Entfaltung desselben in bestimmte Organe, so wie auch

über das Leben und die Berrichtungen des Nervensystems überhaupt, vorausgeschickt worden sind, werden die Organe der fünf äußern Sinne, deren Structur, die dadurch erzeugten Empfindungen, ferner das, was die lebendige Thätigkeit der willkührlichen Muskeln hiezu beyträgt, und endlich der Antheil beschrieben, welchen die Selbstthätigkeit des Geistes an allen eigentlichen Erkenntnissen durch jene Sinne und durch den Sinn des Gemeingefühls hat. Hierauf folgen die Untersuchungen über die Einbildungskraft und das Gedächtniß, worin gezeigt wird, daß die Aeußerungen beyder aufs innigste mit dem Leben des Cerebral-Systems verflochten, aber an kein einzelnes Organ im Gehirne gebunden sind. Was hingegen die Aeußerungen des höhern Erkenntnißvermögens, wovon das Urtheilen die Grundlage ausmacht, betrifft, so werden sie, mit Ausnahme der Vorstellungen und Bilder, deren Verhältniß zu einander durch jenes Vermögen bestimmt wird, als erhaben über das organische Leben, und bloß aus der freyen Selbstthätigkeit des Geistes hervorgehend dargestellt. Dasselbe ist der Fall in Ansehung des Bewußtseyns der Einheit unsers Ich und des Wollens. Ja auch in Ansehung der Affecten und Leidenschaften wird dargethan, daß sie in Ansehung dessen, was in ihnen zur Erkenntniß, zum Gefühl und zur Bestimmung des Willens gehört, nicht den Gesetzen des organischen Lebens, sondern den Gesetzen des geistigen Lebens folgen. Um aber diesen Untersuchungen größere Vollständigkeit zu geben, ist auf die Organe der Geistesanlagen, Kunstfertigkeiten, besondern Neigungen und Triebe einzelner Menschen Rücksicht genommen, und bey dieser Gelegenheit Gall's Lehre von den verschiedenen Organen des Geistes und Gemüthes nach der neuesten Darstellungen derselben (in dem Physiognomical System of Drs. Gall and Spurzheim etc. London 1815) einer gründlichen Prüfung unterworfen worden, aus der auf voll-

Kommen einleuchtende Art hervorgeht, daß an der Ausbildung jener Lehre eine sehr leichte Erkenntniß von den Unterschieden und Verhältnissen der Functionen des geistigen Lebens zu einander den größten Antheil habe und die eigentliche Grundlage davon ausmache. Die zuletzt angestellten Untersuchungen betreffen den Schlaf, die Träume, das Schlafwandeln, die Seelenkrankheiten, den leiblichen Tod, und die Beziehungen dieser Zustände auf das organische Leben.

Bei dieser allgemeinen Anzeige der in dem Werke angestellten Untersuchungen müssen wir es bewenden lassen, indem der Raum dieser Blätter nicht gestattet, die Resultate jeder Untersuchung ausführlicher anzugeben. Auch ist des Trefflichen im Werke so vieles enthalten, daß eine Auswahl schwer fällt. Selbst manche schon oft angestellte Untersuchungen, z. B. die über die Erkenntnisse durch die äußern Sinne, haben lehrreiche Erweiterungen erhalten. Gegen einige Behauptungen des Hrn. Verf. lassen sich freylich wohl auch gegründete Erinnerungen machen, wozu jedoch die Veranlassung vorzüglich darin liegt, daß er die Einwendungen, welche gegen manche hergebrachte Lehren der Psychologie bereits gemacht worden sind, nicht berücksichtigt hat. So sollen nach S. 23 allen Empfindungen bloße Bilder zum Grunde liegen, die im Sensorium commune gebildet worden sind, und diese Bilder sollen eigentlich den Gegenstand der Anschauung ausmachen, der erst durch Aufmerksamkeit und durch Verbindung seines Mannichfaltigen zur Einheit im Bewußtseyn zu Stande komme. Woher rührt dann aber, daß man hiebey wohl fragen, die unvertilgbare Ueberzeugung, daß wir beim Anschauen und Wahrnehmen der Dinge nicht Bilder von diesen Dingen, sondern die Dinge selbst, und zwar ihrem objectiven Seyn nach, vor uns haben, oder sie unmittelbar erkennen? In der Lehre von den Empfindungen durch das Gesicht folgt der Hr. Verf. der Voraussetzung,

daß diese Empfindungen durch das auf der Neshaut befindliche Bildchen von dem gesehenen Gegenstande bewirkt werde, und hat auf die von Campbell (in Thomson's Annals of philosophy Vol. X.) und von Andern gegen das Daseyn dieses Bildchens vorgebrachten sehr gegründeten Einwendungen keine Rücksicht genommen. Eben so fehlt in der Betrachtung über die Temperamente die Rücksicht auf die Prüfung, welcher die gewöhnliche Lehre von denselben auch bereits von einigen Psychologen unterworfen worden ist. Diese Lehre stammt aus dem Materialismus und unterhält den Schein einer Richtigkeit desselben ganz vorzüglich. Nun wollen wir nicht in Abrede seyn, daß bey gewöhnlichen Menschen, die sich in Ansehung des geistigen Lebens durch nichts auszeichnen, ein Zusammenhang ihrer Gefühle und Neigungen mit gewissen angebornen Körperbeschaffenheiten statt finde. Allein sobald dieses Leben einen gewissen Schwung erhalten hat, so wird es auch, zum wenigsten einem großen Theile nach, unabhängig von dem, was man die Temperaments-Beschaffenheit genannt hat. Man nehme nur die Männer älterer und neuerer Zeit, die etwas vorzügliches leisteten, oder wahren Character besaßen und durch ihre Thaten der Geschichte angehören, und versuche, auf sie eines der verschiedenen Temperamente nach der hergebrachten Bestimmung seiner psychischen Beschaffenheit anzuwenden: Man wird bald einsehen, daß sie keinem einzigen entsprechen. Hierin liegt aber ein ganz vorzüglicher Grund davon, daß das geistige Leben keine Aeußerung des organischen in einer höhern Potenz sey. Ein solcher Grund ist auch in der Fähigkeit des geistigen Lebens zu einer stufenweise immer fortschreitenden Erweiterung und Ausbildung enthalten. Das organische Leben ist allerdings gleichfalls einer Entwicklung theilhaftig. Diese hat aber ihren bestimmten Punct, über den sie sich niemals erhebt, und man kann auch unmöglich sagen, daß die Ausbildung des

geistigen Lebens der Entwicklung des organischen immer entsprechend ausfalle. Jene Ausbildung steht vielmehr unter ganz andern Bedingungen und Gesetzen, als diejenigen sind, wodurch die Entwicklung des Organismus bestimmt wird. Diese Entwicklung macht sich ja von selbst; jene Ausbildung hingegen erfordert besondere Reize und eine aus dem Willen hervorgegangene Selbstthätigkeit des Geistes. Nimmt man hierauf Rücksicht, so können viele speculative Irrthümer über die menschliche Natur mit siegender Kraft widerlegt werden. In Ansehung dessen endlich, was S. 211 hat bewiesen werden sollen, daß nemlich die höhern Aeußerungen der Erkenntnißkraft und des Willens nicht als Resultate lebendiger Bewegungen in irgend einem körperlichen Organe gedacht werden können, stimmen wir vollkommen bey. Wenn aber dieser Lehre beygefügt wird: die lebendige Thätigkeit der Gehirn-Organisation habe an den Urtheilen nur so fern Antheil, als sie die Bilder der Gegenstände der Vorstellungen liefert, und, das Bewußtseyn sey vom organischen Leben unabhängig; so möchte wohl das Eine wie das Andere einer genauern Bestimmung bedürftig, seyn, um nicht falsche Vorstellungen zu veranlassen. Denn daß eine Abnormität der organischen Lebensäußerungen des Gehirns in das Bewußtseyn und in die Ausübung des Verstandes und der Vernunft störend eingreife, kann nach sehr vielen Thatsachen der Erfahrung nicht geleugnet werden. Den Geisteskranken fehlt z. B. während der Ausbrüche der Krankheit die Fähigkeit, die Irrthümer, welchen sie ergeben sind, als Irrthümer zu erkennen, auch wenn ihnen die für den gesunden Menschen evidentesten Beweise davon, daß es Irrthümer und bloße Einbildungen sind, vorgehalten werden. Wie soll man aber dieß, wenn alle dabey vorkommende Umstände erwogen werden, anders erklären, als aus einer, den Gebrauch des Verstandes hemmenden Unordnung in den organischen Lebensfunctionen des Gehirns?

H a l l e.

In der Gebauerischen Buchhandlung: Allgemeine Größenlehre vornehmlich die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen nach Euclidischen und neuern Ansichten bearbeitet von G. C. Sarz, Doct. d. Philos. und Privatdocent an der vereinigten Friedrichs Universität zu Halle. 118 Ockavseiten. 1820.

An die bereits von Pfeleiderer, Hauber u. a. zur Erläuterung der Euclidischen Lehre von den Verhältnissen und Proportionen herausgegebenen Abhandlungen, schließt sich die gegenwärtige vortheilhaft an, indem der Verf. nicht nur die in jenen Schriften gegebenen Erläuterungen gehörigen Orts benützt und eingeschaltet hat, sondern auch die Euclidischen Lehrsätze und Beweise mit den jetzt üblichen Erklärungen und Ansichten verbindet, und, wie jetzt gebräuchlich, in mathematische Zeichen und Buchstaben einkleidet. Die vorausgeschickte allgemeine Größenlehre enthält die Elementarsätze über Vermehrung, Verminderung und Eintheilung der Größen, manche Sätze als Lehrsätze, welche sonst wohl als Grundsätze vorausgeschickt werden, z. B. wenn zwey Größen jede für sich einer dritten gleich sind, daß sie auch einander selbst gleich seyn müssen u. dergl. woran doch wohl der erste Anfänger nicht zweifeln wird. Und so sind denn auch in der hierauf folgenden Lehre von den Verhältnissen und Proportionen manche Sätze schon an und für sich so klar, daß ihr Beweis kaum erforderlich war. Indessen mögen die, auch für solche Sätze, geführten Beweise, dazu dienen, Anfänger zu dem Gebrauche der mathematischen Zeichen vorzubereiten. Zu dem Abschnitte von der Commensurabilität und Incommensurabilität der Größen hätte freylich noch Manches hinzukommen können, aber dem Verf. war es nur um einige Hauptsätze aus dieser Lehre zu thun, weil diese zu seinen Vorlesungen bestimmte Schrift überhaupt nicht zu weitläufig ausfallen sollte.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

134. 135.ⁿ St ü c k.

Den 23. August 1821.

H a n n o v e r.

Hahn'sche Hofbuchhandlung: Universalgeschichte der
Christlichen Kirche von Dr. Carl Fridr. Starb.
Lin. Conf. Rath und Professor der Theologie zu Göt-
tingen. Dritte verbesserte und bis auf unsere Zeiten
fortgesetzte Ausgabe. 1821. 437 S. gr. 8.

Der Verf. ist in dieser neuern Ausgabe von den
Grundsätzen und Bestrebungen der beider ersten nicht
abgewichen; allein er hat nach fortgesetzten Forschungen
und wiederholten Vorlesungen über dies Buch es
theils abgekürzt, theils erweitert, manche Paragraphen
ganz umgearbeitet, die dritte Periode anders abgefaßt
und angeordnet, die sechste, welche vorher von der Re-
formation bis auf unser Zeitalter ging, in zwey ge-
trennt; von welchen die letzte mit dem 18ten Jahr-
hundert anfängt und die Geschichte selbst wie die Lit-
teratur bis in das Jahr 1821 fortgesetzt. Dagegen
mußte eine wohl überlegte Auswahl bräuhet, selbst
Manches ganz gedrängt; abgebrochen und nur anzei-
gend vorgetragen werden; wenn dieses Buch seine drey-
fache Bestimmung, als Universalgeschichte der christli-
chen Kirche, als Lehrbuch für Vorlesungen und als

Lesebuch für viele andere, die nicht mehr auf Universitäten sind und nicht Theologie studiren, eine Bestimmung, die es von Anfang an glücklich erreicht hat, fortgesetzt hätte erfüllen können. Es ist daher auch die Seitenzahl in dieser neuen Ausgabe gar nicht bedeutend vermehrt worden. Ohngeachtet der Entfernung des Druckorts ist sie doch von Druckfehlern fast ganz rein.

M ü n s t e r.

Coppenrath: Einleitung in die christkatholische Theologie von Georg Hermes, Professor der dogmatischen Theologie an der Universität Münster. Erster Theil. Philosophische Einleitung. 1819. 622 S. gr. 8. Als Anhang ist ein Studienplan der Theologie auf 52 Seiten beygefügt.

Diese philosophische Einleitung beschäftigt sich mit drei Hauptuntersuchungen. 1. Gibt es für Menschen eine Entschiedenheit über Wahrheit, die sicher ist, auf welchem Wege entsteht sie, und ist einer derselben anwendbar auf den Beweis für die Wahrheit des Christenthums? 2. Ist ein Gott, und welche Eigenschaften hat er? 3. Muß eine übernatürliche Offenbarung Gottes an die Menschen als möglich zugelassen und unter welchen Bedingungen muß sie als wirklich erachtet werden? Ein zweyter Theil soll die positive Einleitung enthalten und beweisen, daß das Christenthum wahre göttliche Offenbarung, und der Katholicismus das wahre Christenthum sey. Auf dieser Grundlage hat der Verf. die christkatholische Theologie selbst errichtet, welche er gleichfalls in der Folge besonders herausgeben wird. In der Vorrede gibt er Rechenschaft von der Weise und dem Gange seiner Forschungen und Ueberzeugungen, wie er schon viele Jahre, ehe er zum theologischen Lehramte berufen wurde, sogleich nachdem er mit seinen theologischen Studien über die Zeit des Einsammelns hinausgetommen, über die religiösen Ideen aus reinem Interesse an denselben nachgedacht, mit

Fragen und Zweifeln gerungen, Bücher gefragt und darin das Meiste, was er wissen wollte, nicht berührt oder als bekannt vorausgesetzt, nicht erwiesen, gefunden habe, wie er nun wieder auf sich selbst zurückgekehrt sey und sich überzeugt habe, daß es ihm am Studium der Metaphysik fehle, wie er darauf Kants und andere neue philosophische Systeme studirt habe, und darauf wiederum in sich selbst zu rückgekehrt sey, und es endlich zum eigenen, freyen, selbstständigen Philosophiren gebracht habe. Die Principien und Früchte desselben in Beziehung auf Religion, Christenthum, und katholische Theologie fängt er an, in dem vorliegenden ersten Theile vorzulegen. Er hatte schon lange vor dem Antritte seines theologischen Lehramts durch vieljährige Forschungen die doppelte Ueberzeugung gewonnen, daß das Lernen in der Theologie eben so, wie in allen Fächern eigentlicher Menschenbildung, zwecklos sey, und daß die bekanntesten Lehren der Theologie in Dunkel gehüllt bleiben, wenn sie nicht als ergänzende Theile eines Systems betrachtet werden, und wenn nicht das System selbst im Wege der Untersuchung aufgebaut und durch alle Irrgänge des Zweifels hindurch geführt worden. "Ich habe, sagt er, nicht, in einem der bekanntesten philosophischen Systeme, welches Deutschland seit 30 Jahren nach einander gehuldigt hat, sondern in meiner eigenen Weise philosophirt, und mich auf jene Systeme, fast ausschließlich nur da bezogen, wo ich sie zur Vertheidigung meines eigenen und der darin erwiesenen Grundlagen für die Theologie bestreiten mußte, und auch hier habe ich mich ausdrücklich nur auf das Kantische und Fichtische bezogen, welche ich vor andern, am meisten schätze." Eine gleiche Weise des freyen Philosophirens wird er, auch in der positiven Einleitung und im Systeme der Dogmatik selbst befolgen. Er will überall so, lange als möglich zweifeln und da erst definitiv entscheiden, wo er eine absolute Nöthigung der

Bernunft zu solcher Entscheidung vorweisen kann. Er will der Gewohnheit entgegenwirken, die theologischen Lehren und deren Beweise zu erlernen, ohne je eine ernste Prüfung der ersten Gründe anzustellen, und sich auf diese Weise sowohl dem Unglauben als der mystischen Schwärmerey entgegenstellen. Er will überall Phantasie und Gefühl in ihre Grenzen zurückweisen, der Vernunft das Richteramt über Wirklichkeit und Wahrheit, das ihr allein gebührt, verwahren, und dem Unglaubigen beweisen, daß eine vollständige philosophische Deduction des Glaubens möglich sey. Die philosophische Einleitung in die christkatholische Theologie soll zeigen, wie man folgerichtig aus der Philosophie in die positive Theologie hinüber kommen könne, und daß der strenge und sich überall gleiche Philosoph Christ werden müsse, daß die positiven christlich theologischen Erkenntnisse am Ende durch denselben Grund gestützt sind, wodurch uns die Wahrheit aller natürlichen Erkenntnisse einzig verbürgt ist. Das sind allerdings große Unternehmungen und Verheißungen.

In dem Eingange wird die Nothwendigkeit und die Aufgabe einer philosophischen Einleitung, wie diese, dargethan, der Begriff der christlichen und christkatholischen Theologie bestimmt und von ihren Erkenntnisprincipien gehandelt. Zu den letzten werden das N. T. die Tradition und das immer fortwährende mündliche Lehramt in der Kirche gerechnet. Die Vernunft wird nicht dahin gezählt, weil man sonst aus der christlichen Theologie eine Vernunfttheologie machen würde, weil die christliche etwas Historisches sey, was die Vernunft nicht aus sich hervorgeben könne. Uebrigens wird noch hinzugesetzt, daß die Vernunft zwar hier als Erkenntnisprincip durchaus ausgeschlossen werden müsse, daß sie aber als erkennendes Princip hier oben anstehe und im Grunde das einzige sey, daß sie als solches nicht nur aus den Erkenntnisprincipien der Lehre Jesu schöpfe, sondern diese Principien erkenne und prüfe. Alles dieß wird aber hier im Eingange nur noch pro-

plematisch vorgetragen, es soll erst in der positiven Einleitung seine Beweise und Erklärungen finden.

Es ist nicht möglich, was wir Anfangs im Sinne hatten, aus dieser Philosophischen Einleitung hier einen kurzen, deutlichen, mit Critik begleiteten Auszug zu geben. Im Buche selbst geht alles durch eine lange Reihe subtiler, scholastischer Untersuchungen und Unterscheidungen und skeptischer Forschungen durch, ist manches schwer zu verstehen, und der Vortrag oft dunkel, ungelentig, und schwerfällig. Ein Auszug würde keinen motivirten Begriff vom Inhalte geben können und würde noch dunkler seyn, als das Buch selbst, ihn aber mit Urtheil zu begleiten wieder ein Buch erfordern. Wir halten uns daher mehr an die Haupttheile und Resultate des Buchs, an den Zusammenhang und das Verhältniß derselben untereinander und an die Tendenz des Ganzen.

Der Gegenstand der ersten Hauptuntersuchung ist schon oben angegeben. Hier ist anzuzeigen, wie sie geführt, eingetheilt, angeordnet wird und zu welchen Resultaten sie leitet. Wahrheit ist Uebereinstimmung der Erkenntniß mit dem Erkannten. Der Mensch befindet sich oft im Zustande der Entschiedenheit über Wahrheit. Diese Entschiedenheit ist entweder ein Fürwahrhalten oder ein Fürwahrnehmen. Das Fürwahrhalten besteht darin, daß wir unser Urtheil übereinstimmend mit der Wirklichkeit und folglich die zwischen Subject und Prädicat gedachte Beziehung auch für wirklich existirend halten. Das Fürwahrnehmen ist ein freyer Entschluß des Willens, ein Urtheil als wahr, eine zwischen Subject und Prädicat gedachte Beziehung als wirklich existirend gelten zu lassen. Zum Fürwahrhalten kann man auf verschiedenen Wegen gelangen, bey welchen immer wieder die Frage entsteht, ob sie sicher und beweisend für das Christenthum sind? Es gibt 1. ein Fürwahrhalten aus Einbildung, aus Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Vorstellungen, Gefühle, Neigungen, welche gar nichts für die Wahrheit des

Urtheils und des Christenthums beweiset; 2. ein Fürwahrhalten aus Einsicht durch klare und deutliche Vorstellungen, und zwar entweder aus unmittelbarer Einsicht, wie unsere Erkenntnisse durch äußere oder innere Anschauung oder aus mittelbarer, wie das Fürwahrhalten der geometrischen Axiome. Hier wird recht skeptisch gezeigt, daß es für Menschen gar kein sicheres Fürwahrhalten aus Einsicht weder über etwas Subjectives, noch über etwas Objectives gebe, daß sich auf diesem Wege bloß eine endlose Reihe von Wissen und Denken finde, was nach dem Zeugniß unsers Bewußtseyns subjectiv nothwendig ist, wobey wir aber doch von der absoluten Nothwendigkeit dieses Bewußtseyns nichts wissen. Hier steht die christliche Theologie mit allen andern Erkenntnissen, selbst mit der Mathematik, auf gleicher Linie; 3. ein Fürwahrhalten aus unmittelbarer Nothwendigkeit, also nicht, weil wir eine Erkenntniß von der Wirklichkeit eines Gegenstandes erworben haben, sondern weil wir unmittelbar durch die bloße Vorstellung des im Urtheile verbundenen Subjects und Prädicats und der darin ausgesagten Beziehung beider aufeinander genöthiget werden, das Urtheil für wahr zu halten, wie, daß alles, was ist, seinen zureichenden Grund habe. Das ist der Weg der Vernunft, allein es zeigt sich, daß auch er nicht zum Zwecke führt, daß wir auch auf ihm die Wahrheit und Wirklichkeit nicht antreffen, sondern ins Unendliche zurückgeworfen werden. Nun kommt noch die vierte Frage hinzu: "Ist vor aller Reflexion schon ein unwiderruffliches Fürwirklichhalten in uns gegeben, und ist das dadurch in der Reflexion vermittelte Fürwirklich- und Fürwahrhalten anwendbar auf den Beweis des Christenthums? Wenn wir etwas mit Nothwendigkeit erkennen, so müssen wir das Erkannte immer auch für wirklich halten. Dieß Fürwirklichhalten ist vor aller Reflexion in uns gegeben und wir leben dadurch in einer wirklichen Welt. Wir finden es in uns durch das unmittelbare Bewußtseyn desselben. Allein

es ist bloß subjectiv und es kann von dem objectiven Daseyn des Erkannten keine andere als die höchste subjective Gewißheit geben. Wir können aber auch nach keiner andern Gewißheit fragen; ein Subject kann nicht anders gewiß seyn, als daß es selbst, das Subject, gewiß ist. Wir haben nothwendig eine Wirklichkeit in und außer uns, weil wir das nothwendige Halten derselben haben; und wir haben das nothwendige Halten derselben, weil wir das nothwendige Halten dieses nothwendigen Haltens haben und so ins Unendliche d. h. nicht wir versetzen uns in die wirkliche Welt, sondern wir sind mit Nothwendigkeit in dieselbe versetzt, weil wir ohne unser Zuthun in das Fürwirklichhalten versetzt sind. Dieses Halten mag Schein seyn, aber wir können uns von der Wirklichkeit nicht losmachen, wenn wir uns nicht zuvor von dem vor aller Reflexion in uns Gegebenen losmachen. Ob wir also fortdauernd eine Wirklichkeit haben und behalten müssen, hängt davon ab, ob wir, nachdem die Reflexion über die Fürwirklichhalten eingetreten, dasselbe aufheben können oder ob es unwiderruflich sey? Bey dieser Reflexion können wir allerdings den Versuch machen, unser Fürwirklichhalten zu widerrufen, aber nur so, daß wir den Grund desselben in uns auffuchen und sehen, ob er uns in der That nöthige, so zu halten oder ob bloß eine scheinbare Nothwendigkeit von ihm entspringe, so daß wir vor der Reflexion nur aus Mangel der Erkenntniß dem Scheine folgten. Wir können aber diesen Grund in uns nicht auffinden und prüfen, ohne dem unmittelbaren Bewußtseyn der Sache in uns zu vertrauen. Nun können wir auf keine Weise vor allem andern Halten schon den Ausspruch des unmittelbaren Bewußtseyns, worauf er sich auch beziehen mag, zuverlässig und das Fürwahrhalten desselben sicher finden. Eben so können wir auch den Grund des vor aller Reflexion in uns gegebenen Haltens nach einer reineren Reflexion auf eine gültige Weise weder finden noch prüfen, also auch das Halten selbst nicht

gültig widerrufen.' Die Wirklichkeit in uns und außer uns, welche wir durch das ohne uns in uns gegebene Sätzen bekommen, beschränkt sich demnach auch nach eingetretener Reflexion bloß auf die Wirklichkeit der uns unmittelbar bewußten Sache in uns, d. i. die Wirklichkeit wird durch das Fürwahrhalten, was sich mit der Erkenntniß vor der Reflexion verband, nach eingetretener Reflexion nicht mehr gestützt, bevor auch dieses Fürwirklichhalten irrsbesondere noch als unwider-rüflich erwiesen ist. Das Fürwirklichhalten, was durch jenes vor aller Reflexion in uns gegebene unwiderrufliche Fürwirklichhalten in der Reflexion vermittelt wird, ist auch anwendbar auf den Beweis des Christenthums, und zwar 1. auf die Frage nach dem Daseyn und der Beschaffenheit Gottes, denn man kann die Möglichkeit nicht bezweifeln, daß wir durch immer größere Ausdehnung des jetzt gefundenen Fürwirklichhaltens, durch Fortgehen von Grund zu Grund endlich auf einen Gott und dessen Eigenschaften kommen könnten; 2. auf die Frage wegen der Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung und der Annahme ihrer Wirklichkeit. So bald freylich die Vernunft durch Annahme einer solchen Offenbarung genöthiget wird, einen ihr sonst nothwendigen Grund aufzugeben, ist ihr diese Annahme unmöglich, sonst aber bleibt ihr diese Annahme möglich, ja sie wird ihr selbst nothwendig, wenn sie ohne dieselbe nicht mehr begründen kann, was sie begründen muß. 3. Was die Anwendbarkeit auf den Beweis der äußeren und inneren Wahrheit des Christenthums und auf den Beweis der Unfehlbarkeit der Tradition und des Lehramts in der katholischen Kirche betrifft, so ist keiner dieser Gegenstände eine Sache in uns, das Fürwirklichhalten kann also auf seiner ersten Stufe, wo es sich bloß auf die uns unmittelbar bewußte Sache in uns bezieht, über die Wirklichkeit und Wahrheit dieser Gegenstände nichts entscheiden, aber auf den von seinem Anfange weiter entfernten Stufen kann es allerdings auch auf sie eine Anwendung finden.

Es ist nicht nothwendig, daß ein von der Vernunft geforderter Grund schon zuvor mit nothwendiger Erkenntniß als seyend und so seyend erkannt werde, damit die Vernunft ihn als Grund denken und für wirklich seyend halten könne. "Gibt es aber ein *sicheres*; *moralisch* = nothwendiges Fürwahrnehmen? Nöthigt uns je die verpflichtende Vernunft moralisch, etwas für wahr anzunehmen, was wir nicht für wahr halten müßten?" Allerdings wenn das Pflichtgebot der Vernunft unbedingd und die Möglichkeit es zu erfüllen durch dieß Fürwahrnehmen bedingt ist. So kann die Wirklichkeit der uns erscheinenden inneren und äußeren Welt aus practischer Nothwendigkeit angenommen werden müssen, wenn sie auch theoretisch zweifelhaft ist. Dieß Fürwahrnehmen unterscheidet sich von dem Fürwahrhalten der theoretischen Vernunft dadurch, daß es ein Annehmen ist, um in der Reflexio handeln zu können, als wenn wir es für wahr hielten, auch wenn wir theoretisch noch zweifeln, daß wir dazu nicht physisch, sondern nur moralisch genöthiget oder verpflichtet sind, daß wir nur mittelbar, um eines Wollens und Handelns willen dazu genöthiget sind, daß dieß Fürwahrnehmen nur in Fällen der Pflicht Statt findet und daß wir es wie jede andere Pflichterfüllung verweigern können, weil es das Werk der Freiheit ist, diese Verweigerung aber Pflichtverletzung ist. Was nun die Anwendung dieses Fürwahrnehmens auf den Beweis des Christenthums betrifft, so läßt sich von dem Daseyn Gottes nicht einsehen, wie es jemals Bedingung zur Möglichkeit der Erfüllung einer unzweifelhaften Pflicht werden oder wie unsere Erkenntniß über das wirkliche Daseyn des Objects einer Pflicht jemals an die Erkenntniß des Daseyns Gottes gebunden seyn sollte. Eben so wenig ist abzusehen, wie irgend eine gewisse Pflicht aus dem Grunde nicht sollte erfüllt werden können, weil wir eine übernatürliche Offenbarung für unmöglich halten. Der wahre Glauben ist ein in uns vorhandener Zu-

stand der Entschiedenheit oder Ueberzeugung über die Wirklichkeit eines erkannten Etwas, in welchen wir durch ein nothwendig Fürwahrhalten der theoretischen oder durch ein nothwendiges Fürwahrnehmen der verpflichtenden Vernunft versetzt werden.

In der zweiten Haupt-Untersuchung, welche das Daseyn und die Eigenschaften Gottes betrifft, wird zuerst die Wirklichkeit der Innen- und Aussenwelt abgeleitet, weil Gott nur als Grund der zuvor als wirklich angenommenen Welt für die Vernunft Bedürfnis seyn und nur als solcher von ihr gefunden werden könne, und dann wird untersucht, ob die reflectirende theoretische Vernunft das Daseyn Gottes für wahr halten und die verpflichtende es annehmen und welche Eigenschaften die eine und die andere Gott beylegen müsse.

Die dritte Hauptuntersuchung zerfällt in die Fragen: Muß als möglich zugelassen werden, daß Gott unmittelbar im menschlichen Geiste Vorstellungen hervorbringe? — daß der Mensch von der innern Wahrheit ihm übernatürlich beygebracht und auch natürlich von ihm selbst erzeugter, aber nicht von ihm selbst als wahr zu erweisender Vorstellungen gewiß werde, oder übernatürlich von Gott gewiß gemacht werde — und unter welchen allgemeinen Bedingungen muß eine übernatürliche Offenbarung Gottes an die Menschen als wirklich betrachtet werden?

Es ist hier unmöglich, dem Verf. bey diesen beiden Untersuchungen auch nur so weit zu folgen, als wir bey der ersten gethan haben, zum Theil kann man es auch aus dieser schon abnehmen, was bey den anderen herauskommen wird. Wir bemerken nur noch, daß der Verf. zu zeigen sucht, die Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung könne durch die theoretische Vernunft nicht mit Nothwendigkeit erkannt, wohl aber durch die practische mit Nothwendigkeit angenommen werden, der Glaube an ihre Wirklichkeit liege also nicht in einer theoretischen Erkenntniß, sondern könne nur

in der Pflicht einen nöthigenden Grund und eine feste Haltung bekommen, die einzige, alles umfassende Bedingung dieses Glaubens müsse also in einer vollständigen Nachweisung der Pflicht oder der moralischen Nothwendigkeit, diese Offenbarung als eine von Gott übernatürlich entsprungene anzunehmen bestehen, und daß er dann noch die Bedingungen dieser Bedingung ausführt. — Wir müssen nach Allem urtheilen, daß Hr. Hermes, dessen redliches und standhaftes Ringen nach Wahrheit und dessen Feinheit im Untersuchen wir ehren, dem Scepticismus und der Epistündigkeit zu viel Raum gestattet hat, um Religion und Christenthum noch retten zu können, daß man auf demselbigen Wege auch das umstürzen könnte, was er hat stehen lassen und daß es nur wenige Leser werden aushalten können, sich durch dieses Buch durchzuarbeiten.

B o n n.

Idee und Entwurf der christlichen Apologetik. Von Karl Heinrich Sack, außerordentl. Prof. der Theol. und evangelischem Pfarrer. 1819. S. 32. in 8. Wie jedes Erzeugniß unserer neuen und jüngsten Schwester-Universität in jeder Wissenschaft doppelte Aufmerksamkeit verdient, weil es nicht gleichgültig seyn kann, das eigenthümliche Leben und Wirken des wissenschaftlichen Geistes, der von hier aus in die Welt ausgehen soll, und die Richtung, die er nehmen wird, bald möglichst genauer kennen zu lernen, so muß sich dieß um so mehr auf ihre theologischen Erzeugnisse erstrecken, weil es hier bey dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft der scheinbar divergirenden Richtungen, welche er nehmen könnte, so viel mehrere als in andern gibt. Zu jenem Zwecke ist aber der vorliegende Entwurf einer christlichen Apologetik, bey aller seiner gehaltvollen Kürze, besonders geeignet; daher dürfen auch nur die Eigenheiten, durch die er sich auszeichnet, in wenigen Hauptzügen bemerklich gemacht werden. Der

Apologetik — steht nach der Idee des Verf. S. 4 nichts geringeres als das Geschäft zu, das Christenthum im Ganzen zu vertheidigen, und zu beweisen. Sie soll die Wissenschaft von der Vertheidigung und von den Beweisen des Christenthums, aber nicht von einzelnen Lehren desselben — sondern von dem Ganzen nach seinem eigenthümlichen Wesen seyn, womit dann immer der Ursprung und der Inhalt desselben zugleich von ihr vertheidigt und bewiesen werden wird. Sie handelt also bestimmungswidrig, wenn sie sich bloß auf den Beweis von dem göttlichen Ursprunge des Christenthums beschränkt, denn wie kann man doch (S. 9) "nur meinen, das eigentliche Wesen einer Religion bewiesen, vertheidigt, oder auch nur dargestellt zu haben, wenn man bloß ihren zeitlichen Ursprung als wunderbar oder göttlich vertheidigt hat? Kann dieser Beweis an sich auch nur zu Stande kommen, ohne auf den Inhalt der Religionslehre Rücksicht zu nehmen, und muß er sich nicht nothwendig in eine mehr oder minder empirische zeitliche, der Idee der Religion nicht entsprechende Beweisführung verlieren, wenn in ihm bloß von den äußeren Begebenheiten der Einführung, nicht von dem alles entscheidenden Inhalt der Religion die Rede ist? Soll aber die innere göttliche Natur des Ursprungs bewiesen werden, so macht ja die Aussage davon selbst einen Theil des Inhalts aus, und daraus folgt dann, daß die Apologetik bey der äußern Entstehung des Christenthums in keinem Falle stehen bleiben darf." Sie darf sich aber eben so wenig vornehmen, nur allein den Inhalt des Christenthums beweisen zu wollen, denn damit würde ja ihr Geschäft mit dem Geschäfte der Dogmatik zusammenfallen, und aus dem Geschäfte, das dieser obliegt, ergibt sich doch am deutlichsten, daß der Apologetik ein eigenes zukommen muß. Es ist Sache der Dogmatik, die Wahrheit von dem Inhalte des Christenthums zu erweisen, was sie nur dadurch leisten kann, indem sie nur die einzelnen Lehren desselben aus

seiner Grundlehre folgerecht entwickelt und ableitet. Dieß Geschäft setzt aber das Daseyn oder das Beweisen der Grundlehre voraus, — also die Idee der Dogmatik als eines Systems setzt schon eine ganz andere Disciplin voraus, welche die Grundlehre darzustellen und zu beweisen hat, und da — heißt es S. 11 — “die Grundwahrheit einer Religion, die in der Zeit entstanden ist, ohne den göttlichen Ursprung derselben nicht erwiesen werden kann; und diesen nothwendig in sich schließt, so weist uns dieß zunächst auf die eigentliche Bestimmung der Apologetik zurück. Der Ursprung und der wesentliche Inhalt des Christenthums muß als eine Einheit gefaßt werden, und die Einheit dieser göttlichen Geschichte oder zur Geschichte gewordenen Idee ist der Gegenstand der Apologetik.” Nun gesteht zwar der Verf., es sey nothwendig, daß man, um die Grundwahrheit des Christenthums zu beweisen, sie erst gefunden haben müsse, doch dieß, meint er, sey nicht wesentlich getrennt, und es gehöre nur eine leicht zu erreichende geschichtliche Einigung dazu, um sich zu überzeugen, daß die zu beweisende Grundwahrheit des Christenthums keine andere als die zur Geschichte gewordene Idee sey: Jesus ist der Sohn Gottes, und der Erlöser der Welt. Der Beweis aber, der davon gegeben werden soll, — heißt es S. 12. — “ist mehr als der Beweis einer einzelnen historischen Thatsache; er ist weniger, als die Entwicklung aller christlichen Lehre: und deßhalb heißt die Wissenschaft von dieser Ueberzeugung Apologetik, weil sie das vertheidigt, worauf alle Würde der Theologie allein ruht, und was dem Theologen nie fehlen darf, da es ja jedem Christen gewiß seyn muß.” — Für jeden Beurtheiler, der mit dem Geiste und mit der Sprache unserer theologischen Zeitparteyen etwas genauer bekannt ist, reicht schon dieß zuverlässig hin, um ihm die Schule zu bezeichnen, zu welcher der Verf. gehört. Wir dürfen eben deßwegen nicht daran denken, über seine Ansichten und über seine Voraussetzungen hier mit ihm zu

streiten, denn der Streit mit dieser Schule läßt sich nie in der Kürze abmachen, die wir uns zum Geseß machen müssen, weil man immer mit ihr über das Wesen der Sache und über die Form zugleich, ja oft mehr über dieses als über jenes zu streiten hat. Bey der Verschiedenheit unserer Ansichten können wir jedoch immer dem Scharffsinne volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, den Hr. C. bey der Vertheidigung und Darlegung der seinigen vielfach erprobt hat; wir möchten sie ganz besonders der Klarheit wiederfahren lassen, mit welcher er selbst wußte, was er eigentlich erstreben will; aber am freudigsten lassen wir sie dem gewiß wirklichen Ernste wiederfahren, mit dem es ihm um die große Sache des Christenthums zu thun ist.

L o n d o n.

Bey J. Mawman: A classical tour through Italy and Sicily; tending to illustrate some districts, which have not been described by Mr. Eustace, in his classical tour. by Sir Richard Colt Hoare, Bart. Vol. III. Mit dem Motto aus Cicero: Quid enim laboro, nisi ut omnis quaestione veritas explicetur? 1818. In Quart. C. XII und 557. Ein Quartblatt enthält die Landkarte vom alten Sicilien.

Der Verf. machte zu seinem Vergnügen und auf eigene Kosten, die sehr beträchtlich gewesen zu seyn scheinen, diese Reise durch Italien, Sicilien und Malta in den Jahren 1785, 1789 u. 90. Er nennt seine Reise eine classische zur Nachahmung und Ergänzung der Reise des vor einiger Zeit verstorbenen Eustace, dessen Werk Rec. in diesen Blättern im J. 1814 C. 150 angezeigt hat. Eustaces Plan war nicht übel angelegt, aber bey weitem nicht so angeführt, als man erwarten mußte. Die Erinnerung nehmlich der vorigen Zeiten, Vergleichung derselben mit den jetzigen, die Vergewärtigung der classischen Studien unsrer Jugend, der Besuch merkwürdiger Gegenden, das Nachdenken über die Reste der verfeinerten Baukunst und Skulp-

tur machten eben sowohl die Hauptzwecke dieses Planes, als die Bemühung dem Fortgange der Malerey von Giotto's und Cimabue's trocknen Schulen bis auf die vollkommenen Studien von Raphael, Correggio und den Caracci nachzuspüren, und ihn darzustellen. Sehr viel versprechend und viel umfassend! Aber dieß ist und war nicht die Sache eines schnell durchreisenden, wie Eustace und H. Hoare waren. Inzwischen war Eustaces Beschreibung wohl aufgenommen worden; wo er nicht den Pian vollführte, da zeigte er doch den besten Willen, und Geschicklichkeit, sehr auf seine Worte zu wählen, zu schildern und zu philosophiren. Diese gute Aufnahme reizte den H. Hoare zur Bearbeitung seines Tagebuches und zur Herausgabe desselben nach jener Manier: und daher kommt die Bezeichnung Vol. III. Da nun die Gegend, Städte, Bergebirge &c. die er bereiset, in den Schriften der Alten vorkommen, so ist seine Reise classisch, ohne daß seine Beschreibung eben classisch genannt zu werden verdient. Auch erreicht er den Eustace bey weitem nicht. Dazu kommt nun noch der Nachtheil, daß seine Reisebeschreibung von allem Reize der Neuheit entblößt ist. Wie viel ist nicht seit dem Jahre 1790 in allen europäischen Sprachen über diese schon vorhin so viel besprochenen und vielfach veränderten Gegenden geschrieben worden! Eustace hat vor H. Hoare noch den Vortheil voraus, daß er Ergänzungen beybringt. Dieß achte ich hier nicht: Wir müssen uns also einige dreyßig Jahre zurücksetzen: womit den wenigsten Lesern, wofür sie nicht ganz unbewandert in diesem Fache sind, gedient seyn kann. Repler, Wiffon und Pougnet kennt er nur, und die französischen Reisebeschreiber, worunter doch sehr respectable Namen sind, verachtet er. Des Vf. Reise beginnt mit Siena und geht über die Maremma, Volterra, Populonia, Insel Elba und so fort nach Rom, Neapel, nach verschiedenen Richtungen, auch nach Capri und Ischia, doch mit Ausschlusse von Unteritalien: dann kommt Sicilien und Malta. Daß hier noch manche Striche und merkwürdige Gegenden, welche von den Reisenden selten berührt

werden, unbeschrieben, folglich die Versprechungen des Vf. unerfüllt geblieben sind, wird einleuchten. Uebrigens sind die Nachrichten des H. Hoare nicht zu verachten, aber schon im Büsching und manchen spätern Reisenden, auch in einzelnen nicht unbekanntem italienischen u. a. Werken anzutreffen, und noch vollständiger; z. B. über Siena hat man Gigli's Diario Sinesse, wie auch Della Valle's Lettere Sinesse, über Volterra des Abbate Giachi Saggio di ricerche u. Florenz 1784, über Caprea des Hadrawa Raggiaglio u. (Dresden 1794. 4.). So liefert der Vf. seine Beobachtungen und was er aus solchen Werken aushebt, ziemlich trocken, obgleich mit Fleiß. Ihn begleiten gewöhnlich Künstler, als Babruzzi und die beiden Hackert; wiewohl die Kunst dadurch hier keine Bereicherung erhalten hat. Auch sind die angeführten Inschriften nicht neu. Ohngeachtet der Verstöße, die den Leser stutzig machen können, daß Marius der stolze Sieger Karthagos heißt, wo Juven. X, 276 misverstanden ist, und Laïs des Alcibiades und Demosthenes blühende Zeitgenossen, also eine antike Ninon Lençlos, S. 333 vorkommt, ist doch nicht zu leugnen, daß der Vf. mit classischer Bildung die Reise gemacht und beschrieben habe. Seine Freunde hätten, da in diesem Quartanten die Erdkunde u. Kunst nichts neues gewonnen haben, dem Vf. den wohlgemeinten Rath geben sollen, sich Mühe zu geben, daß die Wissenschaft wenigstens durch die sorgfältigste Vergleichung der Reisebeschreibungen mit seinen Beobachtungen und durch Nachträge einigen Vortheil erhalten möchte, und daß er, seinem in der Vorrede aufgestellten Grundsatz treu, Neuheit u. Vergnügen in eine lehrreiche Verbindung brächte. Solche Darstellungen, wie sie der Vf. mittheilt, lassen sich, nach Delaporte's Vorgange sehr bequem auf der Studierstube entwerfen, dazu bieten die Hunderte von Reisenachrichten und geographisch-statistischen Werke den reichlichsten Stoff dar. Auch hat kein Classiker hier Licht erhalten. Die Darstellung von Horazens Reise nach Brundisium (Sat. 1, 5) enthält durchaus nichts Neues. u. s. w.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1821.

London.

Bey Nicol und Passmann: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1819. 518 Quartz. for the Year 1820.* 322 Seiten.

Year 1819. I. On the conversion of Pus into granulations or new Flesh, by E. v. Home. In den Ph. Trans. 1818 hatte der Verf. mehrere merkwürdige Phänomene organischer Bildungen beschrieben, welche er an coagulirendem Blute wahrgenommen (M. s. unsere G. A. 1820. S. 1012). Ganz ähnliche Erscheinungen zeigen sich auch an coagulirendem Pus, woraus denn muthmaßliche Folgerungen abgeleitet werden, wie diese Substanz am lebenden thierischen Körper in körnige Concretionen, oder auch in frisches Fleisch übergehen könnte. II. On the Laws which regulate the Absorption of polarised Light by doubly refracting Crystals by Dav. Brewster. Beschäftigt sich mit mehreren Erscheinungen und Gesetzen der durch polarisirtes Licht bewirkten Farbenwechsel, in crystallischen Körpern, nach Maafgabe der Lage ihrer Axen gegen die Einfall: und Po-

Q (6)

larisationsebenen, und zwar 1) in crystallischen Körpern welche nur eine Axe der doppelten Brechung haben, und dann 2) welche mehrere dergleichen haben, z. B. verschiedene Arten des Topases, schwefelsaurer Waryt, Dichroit, Cymophane, Epidot, Olivin u. a. Mehrere dieser Fossilien wirken auch schon auf gemeines einfallendes Licht, oder auf einige Bestandtheile desselben, polarisch, und zeigen Farben, welche auf jene Axen Bezug haben, z. B. Augit, Anhydrite. Zugleich werden auch einige Einwirkungen der Temperatur auf diese Erscheinungen mitgetheilt. III. *Observations sur la decomposition de l'amidon à la température atmosphérique par l'action de l'air et de l'eau par Théod. de Saussure.* Der Verf. zeigt, daß sich in dem Amidon auch Zucker bilde, ohne Hinzusetzung eines Glutens, wie nach den Versuchen Kirchhofs im 14ten B. von Schweiggers *J. d. Chemie u. Phys.* erforderlich scheinen möchte. Bloßes Amidon durch kochendes Wasser in Stärke verwandelt, und seiner freywilligen Zersetzung bey einer Temperatur von 16 bis 20 Reaum. Gr. überlassen, lieferte eine bedeutende Menge Zuckerstoffs (zwischen 30 und 50 Theilen in 100 Theilen Amidons) so wohl bey ungehindertem Zutritte der Luft, als auch bey Ausschluß derselben, im letztern Falle noch mehr als im erstern, woraus der Verf. den Schluß zieht, daß die Luft an und für sich zu dieser Bildung des Zuckers nichts beytrage. Amidon aus Kartoffeln lieferte weniger Zuckerstoff unter denselben äußern Umständen, als Amidon aus Weizen, daher zum Theil die hier angegebene Verschiedenheiten des quantitativen Verhältnisses. IV. *On corpora lutea* by E. v. Home. Eine Menge von Abbildungen des Ovarium und Corpus luteum in menschlichen und thierischen Individuen, vor und nach der Befruchtung. V. *Remarks on the Probabilities of Error in physical, and on the density of Earth especially with Regard to the Reduction of the Pendulum* by Th. Young.

In dieser Abhandlung ertheilt der Verf. 1. Bemerkungen über die Theorie der Zuverlässigkeit bey Beobachtungen oder Versuchen, und leitet bloß aus elementaren Betrachtungen eine Formel für die Wahrscheinlichkeit eines aus einer gewissen Menge von Combinationen solcher Beobachtungen resultirenden mittlern Fehlers ab, welche wesentlich mit ähnlichen von andern Mathematikern bereits angegebenen übereinstimmt. 2. Ueber die mittlere Dichtigkeit der Erde, mit Berücksichtigung des Gesetzes der Compressibilität der einzelnen nach dem Mittelpuncte der Erde sich hin senkenden Schichten als sie sich noch im flüssigen Zustande befanden. 3. Ueber die Ungleichheiten auf der Oberfläche der Erde, und ihren Einfluß auf die Schwingungszeiten der Pendel. 4. Ein kleiner Zusatz zu Eulers Abhandl. de motu oscillatorio pen ulorum circa axem cylindricum etc. in dem Nov. Act. Petrop. 1788. VI. On the Anomaly in the variation of the magneti Needle, as observed on ship-board. by Will. Scoresby. Der Verf. hatte Gelegenheit bey einer Reise in den Jahren 1815 und 1817, an der Küste von Spitzbergen, interessante Beobachtungen über den so sehr erheblichen Einfluß der mit dem Gebäude eines Schiffes verbundenen Eisenmassen auf die Richtung der Magnetnadel anzustellen, welche er hier mittheilt und mit lehrreichen Bemerkungen begleitet. Aus allen diesen Eisenmassen, welche er hier nach ihren technischen Namen auführt, und wovon die meisten eine verticale Lage haben, wodurch sie mit der Zeit selbst mehr oder weniger magnetisch geworden sind, entsteht eine Art eines magnetischen Attractionsfocus, dessen Südpol in der nördlichen Halbkugel aufwärts gerichtet sey, und nach der Art der Vertheilung jener Eisenmassen sich gewöhnlich in der Nähe des Verdecks nach dem Vordertheile des Schiffes hin befinde. Je nachdem der Compass an diese oder jene Stelle des Verdecks hingebraucht, oder auch die Lage des Schiffes

selbst in Beziehung auf die Weltgegenden geändert wurde, fanden Unterschiede in den beobachteten Azimuthen der Magnetnadel statt, welche nicht selten auf 10 und mehrere Grade sich betrafen. Man kann hieraus abnehmen, wie wenig die auf Schiffen gemachten Beobachtungen der Magnetnadel sich zu der Aufgabe eignen, die magnetische Polarität unsers Erdbörpers zu bestimmen, wenn nicht solche Beobachtungen von jenem fremden Einflusse befreuet, und verbessert werden, wozu hier einige Vorschriften mitgetheilt werden. VII. On the Genus of Ocythoe, by Thom. Say. VIII. On Irregularities observed in the direction of the Compass - needles of H. M. Ships Isabella and Alexander in their late Voyage of Discovery, and caused by the attraction of the iron contained in the Ships, by Capt. Edw. Sabine, betrifft denselben vorhin berührten Gegenstand, und beschäftigt sich mit einer vom Capit. Flinders gegebenen Vorschrift, den ohngefähren Compasfehler für jede Direction des Schiffs durch Rechnung zu bestimmen, wenn bey einer gegebenen Direction die Stellen auf dem Schiffe, wo jener Fehler = 0 oder am größten ist, und einige andere zur Berechnung nöthigen Stücke bekannt sind. IX. Some observations on the formation of Mists in particular Situations. by H. Davy. Der Verf. gibt hier einige Erläuterungen über die Entstehung von Nebeln, hauptsächlich in der Nähe von Flüssen und andern Gewässern, bey sonst ruhiger und heiterer Witterung, nach der Hypothese der strahlenden Wärme, und fügt einige hieher gehörige am Rhein, an der Liber, und an der Donau angestellte Beobachtungen hinzu, welche der Erklärung nach jener Hypothese günstig zu seyn scheinen. X. Observations on the dip and variation of the magnetic Needle, and on the intensity of the magnetic force, made during the late Voyage in search of a Northwestpassage by Capt. Sabine. Zu den

Beobachtungen der Neigung der Magnetnadel ward ein von Mairne und Blunt verfertigter Neigungscompaß, nach der Einrichtung, wie solche in den *Phil. Trans.* Vol. 66 beschrieben ist, angewandt. Unter der mitgetheilten Reihe von beobachteten Neigungen ist die größte $86^{\circ}. 9'. 33''$ den 20. Aug. 1818 unter einer nördlichen Breite von $76^{\circ}. 45'$ und geogr. Länge von 76° westlich von Greenwich. Die Beobachtungen so wohl der Neigungen als Abweichungen, sind außerhalb des Schiffs an Ufern oder auch auf Eisflächen, hinfänglich weit von dem Schiffe, angestellt worden, jedoch sind zur Vergleichung auch einige auf der Isabella selbst angestellte mitgetheilt, woraus abermahls der so erhebliche Einfluß des an dem Schiffe befindlichen Eisenerwerks erhellet. So war z. B. an einem gewissen Standpuncte auf dem Eise die Abw. der Magnetnadel = $75^{\circ}. 30'$. am Bord der benachbarten Isabella = $90^{\circ}. 20'$ bey einer Lage des ships-head nach Nordwest. Am ausführlichsten sind hier die zur Bestimmung der Intensität der magnetischen Kraft angestellten Beobachtungen der Schwingungen der Magnetnadel mitgetheilt.

XI. *On the action of crystallised surfaces upon light, by Dav. Brewster.* Versuche gegen einige von Malus aufgestellte Behauptungen in Rücksicht auf die Wirkung und Gränzen der polarisirenden Kräfte in Crystallen von doppelter Brechung, und in Beziehung auf die partiellen Zurückwerfungen, die das Licht zugleich an den Oberflächen solcher Körper erleidet. Der Verf. glaubt aus seinen Versuchen die Folge ableiten zu können, daß alle Crystalle doppelter Brechung, aus zwey verschiedenen Medien bestehen, *alternating with each other, and varying in density*, nach einem gewissen Gesetze, welches er bereits in einer frühern Abhandlung in den *Trans.* der Edinburger Soc. jedoch ohne die hieher gehörigen Versuche, mitgetheilt habe.

XII. *On the specific gravity and temperature of sea waters in different parts of the Oceans,*

and in particular Seas, with some account of their saline Contents, by Alex. Marcet. Da man diese Abhandlung bereits aus Gilb. Ann. d. Phys. B LXIII. S. 115 kennt, so überhebt uns dieß der Mühe etwas aus derselben hier auszuzeichnen. XIII. XIV. An account of the fossile Skeleton of the Protos-Saurus by Ev. Home. Eine unbekante Thiergattung, der nach dem vollständigen fossilen Skelett, welches der Verf. nunmehr besitzt, und hier in einer sehr ausführlichen Abbildung mittheilt, ein Platz zwischen dem *Protens Germaniae* und *Iacerta* eingeräumt wird. XV. Some observations on the peculiarity of the Tides between Fairleigh and the North Foreland. with an explanation of the supposed meeting of the tides near Dungeness by James Anderson. Der Verf. zeigt durch was für Localbeschaffenheiten die Abwechselungen der Ebbe und Fluth an den angeführten Küsten, so sehr von der gewöhnlichen Ordnung abweichen, als es die hier angeführten Beobachtungen ausweisen, und auf welche Weise sie von dem Schiffer zu berücksichtigen sind, um sich nicht unangenehmen Vorfällen auszusetzen. XVI. On the Ova of the different tribes of Opossum and Ornithorhynchus by Ev. Home. XVII. The results of observations made at the observatory of Trinity College, Dublin, for determining the obliquity of the Ecliptic, and the maximum of the aberration of Light, by J. Brinkley. Die Schiefe der Ekliptik für den 1. Jan. 1813, nach einem Mittel aus den von den Hn. Oriani, Pond, Arago und dem Vf. angestellten Beobachtungen von Sommer solst. tien findet sich hier = $23^{\circ} 27' 50'' 45$. Nach Bradley's von Hrn. Bessel discutirten Bestimmungen $23^{\circ} 28' 15'' 49$ für den 1. Jan. 1755. Also die Differenz in 58 Jahren = $25' 0'' 4$ und folglich die jährliche Verminderung $0'' 43$. Nun ähnliche Bestimmungen aus beobachteten Wintersolstitien

3. B. für den 1. Jan. 1813; $23^{\circ} 27' 48''$, 14. Den Aberrations-Coefficienten findet der Vf. nach seinen Beobachtungen $20''$, 8, sehr nahe übereinstimmend mit Hn. Bessels Ableitung 20 , 7 aus Bradley's Beobachtungen. XIII. On some new methods of investigating the Sums of several Classes of infinite series, by Ch. Babbage. Summationen von mehreren Reihen, welche Coefficienten mit logarithmischen und Kreisfunctionen enthalten, nach einem Verfahren, wovon sich hier im Auszuge nichts mittheilen läßt. XIX. On the optical and physical Properties of Tabasheer, by Dav. Brewster. Diese hier genannte Substanz findet sich in flüssiger Form in den Höhlungen des *Arundo bambus* Linn. und erhärtet allmählig zu einem weissen festen Körper, welcher größtentheils aus Kieselerde besteht, nach Bauquelin und Fourcroy aber auch eine bedeutende Menge von Kalk und Pottasche enthält. Unter allen Substanzen eignet der Verf. dem Tabasheer die geringste absolute Brechkraft zu. Sie verhält sich zu derjenigen des Wassers = 976:7845. Durch eine geringe Quantität absorbirten Wassers werden durchsichtige Stücke, dergleichen sich miteinander finden, vollkommen undurchsichtig, durch eine größere Quantität Wassers aber vollkommen durchsichtig, welche merkwürdige Eigenschaft der Verf. hier zu erklären versucht. XX. An account of a Membrane in the Eye, now first described by Arthur Jacob. Gibt Nachricht von einem sehr feinen Häutchen, united to the retina by cellular substance and vessels, welches bisher von den Anatomen noch nicht bemerkt worden sey. XXI. A new method of solving numerical equations of all orders, by W. O. Horner. Eine Anwendung des Taylorischen Lehrsatzes auf diesen Gegenstand, mit mehreren Rechnungsvortheilen, die uns jedoch eben nicht sehr erheblich vorkommen. XXII. An account of experiments for determining the variation in the length of the pendulum vibrat-

ing Seconds, at the principal stations of the trigonometrical Survey of Great Britain, by H. Kater. Ein vollständiges Detail aller hieher gehörigen Beobachtungen, mit Beschreibung des dazu gebrauchten möglichst einfachen Apparats. Die daraus abgeleiteten Werthe für die Applattung des Erdsphäroids fallen zwischen $\frac{7}{24}$ und $\frac{7}{25}$.

Year. 1820. I. A further investigation of the component parts of the Blood, by Ev. Home. In dieser Abhandlung beschäftigt sich der Verf. vorzüglich mit der Beschreibung und Abbildung der innern Beschaffenheit einiger Adergeschwülste (aneurismal tumors), welche von Kranken abgenommen worden, und wodurch mehrere Sätze über die Bildungsart organischer Coagulationen in dem Blute, wovon er bereits in frühern Aufsätzen gehandelt hat, neue Bestätigung zu erhalten scheinen. Merkwürdig, zeigt sich in diesen tumors auch eine Absetzung crystallischer Körperchen, welche nach Hrn. Faradays Untersuchung aus schwefelsaurem Kalk, salzsaurem und Phosphorsaurem Natron bestehen. II. On the composition and Analysis of the inflammable gaseous compounds resulting from the destructive distillation of Coal and Oil, with some remarks on their relative heating and illuminating powers, by W. Thom. Brande. Das Resultat aus den Beobachtungen und Versuchen des Verf. ist, daß es keine andere Verbindung zwischen dem Kohlenstoff und Wasserstoff gebe, als diejenige, welche das Oelerzeugende Gas mit sich führe, und daß die verschiedenen brennbaren Gasarten, welche aus den Steinkohlen, Oelen u. dergl. sich bilden, wesentlich nur aus Mischungen von Oelerzeugendem Gas und Wasserstoffgas beständen. Nun Versuche über die comparative Licht- und Wärmeentwicklung jener Gasarten beim Verbrennen derselben. 3. B. um so viel Licht als von 10 Wachskerzen in einer Stunde zu erhalten, sind zum Verbrennen erforderlich 2600 Cubikzoll Oelerzeug-

gendes Gas, oder 4875 Oelgas, oder 13120 Kohlen-
gas. Die dabey aufgezehrten Quantitäten Sauerstoff-
gas betragen 7800 ; 11578 ; 21516 Cubitzoll. III.
On the elasticity of the lungs, by Jam. Car-
son. Die Lungen fallen bekanntlich in einen kleinern
Raum zusammen, so bald man die Brusthöhle öffnet,
daß die Luft auch auf die äußere Fläche der Lunge
drücken kann. Durch die in den Gefäßen der Lunge
enthaltene Luft wird also die ganze Lunge, ehe die
Brusthöhlung geöffnet wird, gegen diese Höhlung mit
einer gewissen Gewalt gedrückt, welche der Verf. an
unterschiedenen Thieren unmittelbar durch Versuche,
vermittelst eines besondern dazu eingerichteten Apparats
zu bestimmen gesucht hat. Was er daraus für Fol-
gerungen in Rücksicht des Respirationprocesses ablei-
tet, kann hier in der Kürze nicht mitgetheilt werden.
In wiefern indessen jene Versuche die Elasticität der
Lungen beweisen sollen, will uns nicht klar einleuch-
ten. IV. **On the actions of crystallised bodies**
on homogeneous Light, and on the causes of
the deviation from Newtons Scale in the Tints,
which many of them develope on exposure to
a polarised ray, by J. F. W. Herschel (dem
Jüngern). Es gibt Crystalle, welche zwey Axen der
doppelten Brechung haben, in denen also das Licht
parallel mit der einen oder andern Axe einfallend, nur
eine einfache Brechung erleidet, in jeder andern Rich-
tung einfallend, so wohl durch die Wirkung der einen
Axe als auch der andern, in mehr oder weniger von
einander abweichende doppelte Strahlenbüschel gebro-
chen wird. In Crystallen, welche nur mit einer Axe
der doppelten Brechung begabt sind, hat Hr. Biot
die Farbenwechsel dem Calcul unterworfen, welche
unter andern entstehen, wenn polarisirtes Licht durch
Platten solcher Crystalle hindurch geht, welche durch
Schnitte, senkrecht auf jene Axe, entstanden sind, und
Hr. Brewster hat angefangen, die Farbenerscheinun-
gen zu construiren, wenn solche Platten zu Crystallen

gehören, welche zwey Arten der doppelten Brechung haben. In dem letztern Falle zeigen sich auf den Platten, wenn sie dem polarisirten Lichte ausgesetzt werden, farbige durch krumme Linien begrenzte Erscheinungen oder Spectra, in denen die Aufeinanderfolge der Farben nach der Newtonischen Scale mancherley Anomalien ausgesetzt ist, besonders in einigen Arten solcher Einstele z. B. dem Apophyllit. Der Verf. hat über diesen Gegenstand eine große Menge von Beobachtungen und Versuchen mitgetheilt, und glaubt durch eine Theorie, welche er hier aufstellt, nemlich **that the axes of double Refraction differ in their position in the same crystal, for the differently coloured rays**, auch diese Anomalien dem Calcul unterwerfen zu können, von welchen Formeln jedoch hier nichts beygebracht werden kann. Der Verf. hat sich dabey auch der Theorie der Accesses bedient. Uns dünkt, das Ganze noch einfachere Ansichten zuzulassen. V. **A case of the human Foetus found in the Ovarium, of the Size it usually acquires at the End of the fourth month**, by A. B. Granville. Nebst zwey Abbildungen. VI. **On some Combinations of Platinum**, by Edmund Davy. Schwefelsaures Platin mit Alcohol behandelt, lieferte ein schwarzes Pulver, welches den Hauptgegenstand dieser Abhandlung ausmacht. Auch wird darin Nachricht von einem bis jetzt noch nicht bekannt gewesenen grauen Platinoxid gegeben, welches der Verf. durch Aufgießen starker Salpetersäure auf Knallplatin erhalten hat. VII. **On the methods of cutting rock Crystal for micrometers**, by H. Wollaston. VIII. **A new Principle of Constructing Ships in the mercantile navy**, by R. Seppings. Beschäftigt sich hauptsächlich mit Verbesserungen der gewöhnlichen Art, die einzeln Spanten, aus denen die Rippen des Schiffs zusammengesetzt werden, unter einander zu verbinden, und dadurch dem ganzen Bau mehr Spannung und Festigkeit zu ertheilen. Insbesondere

gibt er auch dem Auslauf der Spanten vorne nach dem Kiele des Schiffs zu eine zweckmäßigere Einrichtung.

IX. On the milk tusks, and organ of hearing of the Dugong, by E. W. Home. X. Upon the different Qualities of the alburnum of spring and winter-felled Oak trees, by T. A. Knight. XI. On the mode of formation of the canal for containing the Spinal marrow and on the form of the fins of the Proteosaurus, by E. W. Home. Eine Fortsetzung der Beschreibung des Skelets von diesem Thiere in dem vorigen Bande der Transactions. XII. Some experiments on the Fungi, which constitute the colouring matter of the red snow discovered in Bassingsbay, by Franc. Bauer. Interessante Versuche über das Wachsthum dieser Schwämmchen auf dem Schnee, selbst bey großer Kälte, woraus zu erhellen scheint, daß der Schnee selbst der wahre natürliche Boden für die Vegetation dieser Körperchen sey, und diese nicht etwa aus andern Gegenden durch die Luft herbeigeführt, und auf den Schnee bloß abgesetzt würden. Es wäre zu wünschen, daß zur Vergleichung auch ähnliche Versuche mit dem rothen Schnee auf den Alpen, angestellt würden. XIII. Some account of the Dugong, by Thom. Stamford Raffles. Die Beschreibung dieses zu den Cetaceis gehörigen Thieres hat der Verf. nach einer Zergliederung desselben, welche die Hrn. Diard und Duvaucel, zwey französische Naturforscher, welche sich zu Singapore aufhalten, unter seiner Gegenwart vornahmen, entworfen. Die Malayen nennen dieses Thier a royal Fish, und das Fleisch desselben wird noch höher als das von Büffeln und Ochsen geschätzt. Die Länge des, hier beschriebenen betrug 8 Fuß 6 Zoll, und der größte Umfang 6 Fuß. Die weiblichen Individuen haben eine außerordentliche Liebe zu ihren Jungen, und von diesen behauptet man, daß sie bey ihrem Geschrey auch Thränen vergössen. These tears

are carefully preserved by the common people as a charm, the possession of which is supposed to secure the affections of those, to whom they are attached, in the same manner as they attract the mother to her young. This Idea is at least as poetic, and certainly more natural, than the Fable of the Syren's song. XIV. Observations on the human Urethra Showing its internal Structure, as it appeared in the Microscope etc. by E. v. Home. Mit sehr vielen Abbildungen, welche mit besonderm Fleiße ausgeführt sind. XV. On the errors in Longitude as determined by Chronometers at sea; arising from the action of the Iron in the ships upon the Chronometers, by George Fisher. Daß das Eisenwerk auf Schiffen auch den Gang der Chronometer um etwas sehr erhebliches störe, wird hier durch eine große Zahl von Beobachtungen und Versuchen erwiesen, und als Grund davon angegeben, that it arose entirely from the magnetic action exerted by the iron in the ship on the inner rim of the balance (nehmlich des Chronometers), which is made of steel. Daß dieses Eisenwerk mehr oder weniger magnetisch sey, ist bereits in dem vorigen Bande der Phil. Tr bey den Abhandlungen der Hrn. Scoresby und Sabine erwähnt worden. XVI. An account of a new mode of performing the high operation for the Stone, by E. v. Home. Ist mit einer Abbildung des zu dieser Operation verbesserten Werkzeugs versehen. XVII. A Sketch of an Analysis and Notation applicable to the value of live Contingencies, by Benj. Gombertz. Sehr schwerfällige Berechnungen und Bezeichnungen, wodurch dieser Gegenstand der politischen Arithmetik der sonst schon auf andere Arten gut ausgeführt ist, eben nicht viele Leser anziehen wird. XVIII. On the measurement of Snowdon, by the thermometrical Barometer, by H. Wol-

laston. Enthält ein Beyspiel zu des Verf. bereits bekannter Methode, Höhen durch die Beobachtung des Credpunctes eines Thermometers an ihrer obern und untern Station, zu bestimmen. XIX. On Sounds inaudible by certain ears, by H. Wollaston. XX. Particulars respecting the anatomy of the Dugong, by Ev. Home. Zugleich mit Abbildungen, welche bey der oben angeführten Abh. (XIII) noch fehlten. XXI. On the Compressibility of Water, by Jac. Perkins. Von den hieher gehörigen in Deutschland angestellten Versuchen, scheint dem Verf. nichts bekannt geworden zu seyn. Er beschreibt hier ein Werkzeug, wodurch er glaubt, daß solche Versuche zu brauchbaren Resultaten führen möchten, mit denen er sich jedoch erst in der Folge noch weiter beschäftigen will. XXII. Einige astronomische Beobachtungen von Steph. Grombridge, unter andern beobachtete Oppositionen der Planeten Pallas, Vesta und Ceres, in den Jahren 1818 und 1820.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: Vaterländisches Archiv, oder Beyträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover, wie es war und ist. Herausgegeben von G. H. G. Spiel, Stadtsecretair und Justizkanzley-Procurator in Celle. Dritter Band in zwey Heften. 1820. XIII u. 336 Seiten. Viertes Band in zwey Heften. 1821. XI und 424 Seiten in Octav.

Durch die Anzeige der Fortsetzung (S. Jahrg. 1820. St. 123. S. 1231 fg.) dieser schätzbaren, und einem wahren Bedürfnisse abhelfenden Zeitschrift, erfüllt Ref. eine angenehme Pflicht. Immer näher strebt dieselbe durch die Bemühungen des patriotischen und verdienten Herausgebers, das Ziel zu erreichen, welches ihr vorgesetzt war, und nichts ist mehr zu wünschen, als daß weder der Stifter desselben erschlaffen, noch das Interesse des Publicums an dem Fortgange der Zeit

schrift erhalten möge. Dem Verf. thut es leid, durch den engen Raum dieser Blätter, nur auf die Angabe der wichtigern und ausführlicheren Abhandlungen eingeschränkt zu seyn. Als solche sind vorzüglich bemerkenswerth: — Die Nachrichten zur Geschichte des Schlosses und der Stadt Dannenberg, von dem Hrn. Gerichtsverwalter Sültemeyer, merkwürdig auch wegen des angehängten Protocolls über den Zustand der im Jahre 1812 abgebrochenen fürstlichen Gruft, und der darin vorhanden gewesenen Särge und Leichname; — die vaterländischen Jahrbücher des Herausgebers, welche den Wunsch rege machen, von der Hand desselben, ein ähnliches besonderes Werk, vom Anfange unsers Fürstenstammes bis auf die gegenwärtige Zeit zu erhalten; — die Nachricht von der ersten vaterländischen Steindruckerey in Hannover, vom Hrn. Regierungsrath Blumenbach,* — die Burg Grone bey Göttingen, ein unmittelbares Reichslehn, also höchstwahrscheinlich doch die vielbesprochene kaiserliche Pfalz, vom Hrn. Bürgermeister Vogell zu Celle; — Geschichte des Amts Meinersen, vom Hrn. Zöllner Manneke; — Bruchstücke, welche die Geschichte der Herzogs Georg Wilhelm in Celle und des Churfürsten Ernst August und Georg-Ludewig betreffen, und größtentheils aus einigen von einem Zeitgenossen nachgelassenen Papieren gezogen sind, vom Hrn. Geheimen Rath von Spilker in Krolfeln; — über die Vereinigung der Graffschaft Diepholz mit dem Cellischen. Aus den Originalacten über die durch den Tod des letzten Grafen zu Diepholz entstandenen Streitigkeiten zwischen Hessen-Cassel und Braunschweig-Lüneburg-Zelle, mitgetheilt von Hrn. Dr. von Duve zu Lauenburg; — Etwas über das Justizwesen der Stadt Burtehode, zur Zeit der Erzbischöflichen Regierung, vom Hrn. Stadtsecretair Meyer daselbst; — über die Streitart, als angebliche Waffen unserer deutschen Vorfahren, vom Hrn. Bürgermeister Behrens im Meppenschen; — über die dreytägige Herrmannsschlacht, mit

besonderer Berücksichtigung der geographischen Lage des Schloßtheides. Vom Hrn. Freyherrn von Hammerstein-Equord; — Verträge zur Geschichte des Handels in Beziehung auf Harburg, von Hrn. Geheimen Rath von Spiller; — Nachrichten von dem Zustande der Moorcultur, von dem Herausgeber; — Gesetzverfassung und Gesetze im Amte Eibingerode bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, vom Hrn. Regierungsrath Delius in Wernigerode; — statistische und historische Nachrichten von dem Amte und der Stadt Giffhorn, von Hrn. Amtmann von Uslar daselbst; Beyträge zur Geschichte des Verfalls der Herrschaft Flotow, nach den Originalacten, vom Hrn. Dr. von Duve; — die Hünenburg und altgermanische Gräber bey Sülze, vom Hrn. Freyherrn v. Hammerstein-Equord u. s. w. Als schätzbare Zugabe ist dem dritten Bande die Abbildung des merkwürdigen, bey Aufräumung der Festungswerke zu Stade gefundenen Beckens, von dem in diesen Blättern, Jahrg. 1819. St. 156 gehandelt ist, mitgetheilt; auch deshalb beachtungswerth, weil diese Abbildung ein Probedruck der neuangelegten Steindruckerey zu Hannover ist.

Berlin

Realschulbuchhandlung: Ansichten und Beobachtungen über Religion und Kirche in England. Von R. H. Sack, außerordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Bonn. 1818. 168 S. gr. 8.

Diese Schrift ist die Frucht eines dreymonathlichen Aufenthaltes in England im J. 1816 aber auch vorhergegangener Forschungen und Studien. Die Urtheile über den Zustand der Religion und Kirche und der verschiedenen religiösen Gesellschaften daselbst geben überall von der Ueberzeugung, daß das Christenthum wahre göttliche Offenbarung sey, und von einer liebevollen Betrachtung des religiösen Lebens der Menschen aus und der Verf. sagt es selbst, daß solche, die Chri-

stenthum und Kirche für menschlichen Ursprungs und vergänglichlicher Natur halten, alles von ihm Mitgetheilte unbedeutend oder irrig finden müssen. Der Recens. theilt mit ihm jene Ueberzeugung, findet sie durch die Geschichte selbst bestätigt und hält dafür, daß nur mit dieser Ueberzeugung die Geschichte und der Zustand des Christenthums und der Kirche wahr und lehrreich beschrieben werden kann. Die Einleitung beschäftigt sich vornehmlich damit, das Eigenthümliche der Religion der Engländer überhaupt zu erklären und aus gewissen Ursachen abzuleiten. Zu diesem Zwecke wird auch ein kurzer Abriß der Kirchengeschichte dieses Landes seit der Reformation geliefert und daraus werden allgemeine Resultate abgeleitet. Darauf folgen der Reihe nach die bischöfliche Kirche, die Dissenters, die Quäcker, die kleineren Secten, welche sich nur durch einzelne, das Wesen der Religion nicht angehende Ideen unterscheiden und die Methodisten. Zuletzt wird der öffentliche in England überhaupt herrschende religiöse Geist und das Ganze des religiösen Lebens daselbst, so wohl an sich, als insbesondere in Vergleichung mit Deutschland geschildert. In einem Anhange findet man eine merkwürdige Stelle aus Wesley's Werken über das Verhältniß der Religion und ihre Uebereinstimmung, drey Lieder aus dem Gesangbuche der Methodisten und eine Anzeige einiger neueren oder neu herausgegebenen Englischen Schriften religiösen und theologischen Inhalts. Man kann manches anders ansehen, als der Verf. so wohl nach eigenem Aufenthalte im Lande, als auch nach geschichtlicher Belehrung, immer aber wird man ihm das Lob beylegen müssen, daß seine Ansichten und Beobachtungen nicht oberflächlich, einseitig, parteyisch, unbillig und abhängig, sondern das Gegentheil sind. Besondre Aufmerksamkeit verdient der Abschnitt über die Methodisten, die man so oft falsch und ungerecht beurtheilt hat, 'er ist mit vorzüglicher Eindringung und Liebe geschrieben.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 27. August 1821.

Paris.

Chez Gabon: Examen de la doctrine médicale généralement adoptée et des systemes modernes de nosologie, suivi d'un plan d'études fondé sur l'anatomie et la physiologie par F. I. V. Broussais, Chevalier de la Légion d'Honneur, médecin principal d'armées, médecin ordinaire et professeur à l'hôpital militaire d'instruction de Paris. Mit dem Motto aus Bichat: qu'est l'observation, si l'on ignore la où siège le mal? 1816. 8. XIX. 475.

Diese Schrift ist ein Nachtrag zu des Verfassers Abhandlung über die Entzündungen, der es in Frankreich weder an mündlichem noch schriftlichem Widerspruch gefehlt hat. Er wurde durch die Schrift des Dr. Hernandez sur les typhus veranlaßt, die nach Brown'schen Ansichten geschrieben, und deswegen gerade das Gegentheil von Broussais Lehre ist. Das Buch zerfällt in fünf Artikel. Der erste enthält eine sehr leidenschaftliche Kritik der Schrift des Dr. Hernandez, von der hier um so weniger etwas angeführt zu werden braucht, als diese Seite des Brownianus:

N (1)

mus in Deutschland längst durchgearbeitet ist, und die Secte der Ethenie an die Stelle derselben zu treten scheint. Der zweyte Artikel liefert Folgerungen aus dieser Critik, die darauf hinauslaufen, daß die heutigen Nosologen, statt aus dem Angstgeschrey der leidenden Organe selbstständige Krankheiten zu machen, und durch besondere Namen wie *fièvre adynamique*, *ataxique* oder *Typhus* etc zu bezeichnen, auf den Sitz der Krankheit zu sehen haben; daß das, was man bis jetzt Typhus genannt hat, bloß die Form aufs Aeußerste getriebener Entzündungen großer Eingeweide ist, und man nur den Fieberzustand Typhus nennen sollte, den von Hildenbrand beschrieben hat, und der durch Einwirkung eines fauligen Miasma's auf die Haut, die Schleimhäute der Lungen und des Darmcanals hervorgebracht wird. Dritter Artikel. "Würdigung der neuesten Nosologie." Bey den Fiebern begeht das System den doppelten Fehler, daß es theils sich an keinen bestimmten Eintheilungsgrund hält, sondern bald das Organ, wie im gastrischen und Schleimfieber, bald das Maaß der Lebenskräfte wie im adynamischen Fieber, bald die Art des Verlaufs wie im atarischen Fieber zur Bezeichnung nimmt, theils diese Fieber als wesentliche idiopathische Krankheiten aufstellt, da sie doch nur sympathische Erscheinungen örtlicher und innerer Reizungen und Entzündungen sind. Eben so sind auch die Wechselfieber nur Ausdruck des Leidens eines innern Organs, keine selbstständige Krankheiten. Die Form der Krankheit wird durch die Art, wie das Individuum den Reiz aufnimmt und sich aneignet, bestimmt, und so kann dieselbe Ursache z. B. Erkältung bald Entzündungsfieber, bald gastrische Fieber, Gastricismus, Schleimfieber, nachlassende Fieber, Quotidian = Tertian = Quartanfieber, böhartige Fieber, *inflammari: continui* und *intermittens* erzeugen. Diese Gradation der Reizung zu erkennen, ist erstes Erforderniß zur glücklichen Behandlung der Krankheit. Bey den intermittirenden Krankheiten zeigt die reine Apyrexie mit Blässe der Haut und Zunge den No-

ment an, wo die Reizung aufgehört hat, und Tonica anwendbar sind. Dieß braucht nicht gerade die China zu seyn, der Verf. erreichte mit *Calam. arom. Sassafras* etc. abwechselnd mit Wein oder einem ätherischen Wasser so oft gegeben, bis Haut und Zunge sich wieder rötheten und der Puls ohne anderweitiges Uebel seyn sich wieder hob, seinen Zweck eben so gut. Wenn aber das Wechselfieber durch eine chronische Entzündung unterhalten wird, so passen keine Tonica, und dieß sind die Fälle, wo nicht nur China, sondern alle *Excitantia* Verstopfungen der Eingeweide und ihre gefährlichen Folgen hervorbringen. — Zur Lehre von den Entzündungen haben die neuern Nosologen nichts hinzugehan, von den Formen der Gastritis kennen sie nur den geringsten Theil, und die Entzündungen der dünnen Gedärme stecken bey ihnen unter den Schleim- und Gallenfiebern. Die chronischen Entzündungen des Gehirns stellen sie unter die Neurosen. — Die Eintheilung der Hämorrhagien in active und passive ist unrichtig. Die passiven sollen aus Mangel an Lebenskraft und Erschlaffung der ausströmenden Gefäßen entstehen, aber alle Blutungen beruhen auf einer örtlichen Reizung und Thätigkeit. Eben so fehlerhaft ist die Classe der Neurosen, Entzündungszustände sind übersehen, und einzelne Symptome: Erbrechen, Magenkrampf, Kolik etc., als eigenthümliche Krankheiten aufgestellt, wie der Verf. in einer spätern Schrift ausführlicher zeigen wird. — Die Classe der *Lésions organiques*, Veränderungen im innern Bau der Organe ist das Muster von Fehlerhaftigkeit. Zuerst steht darin die Syphilis mit allen ihren örtlichen Reizungen: Tripper, Bubonen, Chanker, Pusteln, die bloß für Entzündungen gelten würden, wenn sie nicht venerisch wären, während die Phlegmone, der Catarrh, die Flechten, die nicht geringere Desorganisationen hervorbringen, nicht in diese Classe gehören. Ferner findet man darin den Scorbut, dessen gefährliche Zufälle doch keine Desorganisationen beweisen, weil sie auf den Genuß frischer Nahrungsmittel in wenig Tagen

verschwinden. Der Grund davon ist, weil das Nervensystem nicht mit leidet, denn mitten unter den Zerstörungen findet man das Gehirn fast immer unverletzt und gesund. — Dann gehört in diese Classe der Krebs. Die weißen Gefäße besitzen, wie Bichat gezeigt hat, ihre besondre Irritabilität und ihr eigenthümliches Leben, und können ohne Mitwirkung der Blutgefäße Veränderungen erleiden, aber gewöhnlich werden sie durch Entzündung der Blutgefäße eingeleitet, und beim Uebergang der Geschwülste in Krebs entwickeln sich die Erscheinungen der Entzündung. Diese Degenerationen bilden sich gewöhnlich an den Stellen, die das meiste Leben besitzen, wo zahlreiche blutführende Haargefäße und viele Nerven sind und eine feste Textur, die sich der freyen Entwicklung der Entzündung widersetzt, wie an der Brust, im Gesicht, in den empfindlichsten Puncten des Darmcanals u., kurz überall, wo durch irgend eine Ursache die Lebensthätigkeit lange erhöht gewesen ist. So können Flechten, Lues, Scropheln und jede durch den Einfluß eines chemischen oder mechanischen Reizes verlängerte Aufregung an allen Stellen des Körpers krebshafte Geschwülste hervorbringen. Der Krebs ist also der Ausgang einer verlängerten Reizung, die durch eine gewisse Disposition der weißen Gefäße begünstigt wird, und wenn er in dieser Classe seinen Platz gefunden hat, so ist nicht abzusehen, warum die Eiterung und Hepatisation der Lungen davon ausgeschlossen worden sind. — Eben so ist es mit den Tuberkeln der Lunge und des Gekröses. Wenn die lymphatischen Gefäße der Drüsen durch ihre eigenthümlichen Reize Syphilis, Flechten, Krebs, Milchsechorf u. oder consensuell durch Entzündung der benachbarten Schleimhäute lange in einem gereizten Zustande gehalten werden, so sondern sie eine käseartige Masse ab, in die sich ihr Parenchyma nach und nach auflösen scheint. Dieselbe Erscheinung kommt vor in den Lungen, dem Brust- und Bauchfell, wo zwar keine Drüsen, aber zahlreiche Bündel einsaugender Haargefäße sind, weswegen sich die käseartige Masse nicht

immer in Tuberkeln, sondern häufig unregelmäßig, eckig, wie in's Zellgewebe ergossen, oder wie kleine weiße Erhabenheiten zeigt. Bey der Lungenschwindsucht sind fast immer Tuberkeln, und Catarrhe, Pleuresien und Pneumonien die unmittelbaren Ursachen der Entwicklung derselben. Als der Verf. 1804 zur Armee nach Holland kam, fand er die Phthisis so häufig, daß wenn sich bey blonden, schlanken, lymphatischen Subj. ten ein Catarrh in die Länge zog, man gleichsam verzweifeln mußte. Als die Armee nach Italien marschirte, wurden die Schwindsuchten um so seltener, als die genannten Entzündungen, die das Erenthum der gemäßigten und kältern Länder sind, und gewöhnlich durch Erkältung entstehen, sich seltener zeigten, und der Gastritis, Enteritis und Ruhr, deren Wiaae die heißen Länder sind, Platz machten. — Mit eben so geringem Rechte gehört in diese Classe die Scrophelkrankheit. Ihre Entwicklung wird in der Jugend am meisten begünstigt durch die trübe und feuchte Luft der Thäler, engen Straßen und finstern Wohnungen. Ihre Ursachen sind schlechte Nahrung, Ueberfütterung und schlechte Assimilation. Für ihr vornehmstes Heilmittel hielt Gerard-Girardot gebörrig geleiteten Hunger. Der erste Grad derselben besteht in Stockung der schlecht assimilirten lymphatischen Säfte, wodurch die Gefäße nicht passiv erweitert, sondern wahrhaft gereizt werden; wird die Entzündung chronisch, so werden die Drüsen tuberculös, und zertheilen sich nicht mehr. — Hierauf untersucht der Verf. die Krankheiten, welche im System als *Lésions organiques particulieres* aufgeführt sind, und beweiset die Unrichtigkeit der Classification. — Der vierte Artikel enthält eine Zusammenstellung der eben gerügten Fehler der Classificationen. — Fünfter Artikel. Auf Anatomie und Physiologie gegründeter Studienplan, um zu Kenntniß und Heilung der innern Krankheiten zu gelangen. Den Ausgangspunct muß man von den Gesezen der thierischen Selbsterhaltung nehmen. Dies beruht auf Assimilation und Excretion, deren Vermittlung durch

die Sensibilität geschieht, kraft deren alles, was mit dem Körper in Berührung kommt, Bewegungen in ihm veranlaßt. Er bedarf also Reize, Diese sind theils Nahrungsmittel, theils bloße Reize. Beide können quantitativ und qualitativ fehlerhaft seyn, und dadurch theils in den Organen selbst, welche sie treffen, theils in andern, die sympathisch damit verbunden sind, Krankheit erregen. Eben so entstehen Krankheiten durch Mangel der nothwendigen Reize. Jeder Reiz brinat Reizung hervor, und die Aufgabe der Pathologie ist, die Reizungen der Systeme und Organe darzustellen. Der Verf. befolgt in Bezug hierauf in seinen Vorträgen folgende Ordnung: krankhafte Reizungen der Haut, des Zellgewebes, der Gelenke, bey denen Rheuma und Gicht abgehandelt werden, der Schleimhäute, der serösen Häute, der Parenchyma, Blutungen und Neurosen. Dann geht er über zu den krankhaften Reizungen mehrerer Organe oder Systeme zugleich, wohin die Scropheln, die Lufstseuche und der Krebs gehören, mit dem sich die Geschichte der ursprünglich irritativen Krankheiten schließt. Nun folgen die Krankheiten aus Schwäche. Sie sind doppelt: 1. Folgen vorhergegangener Reizungen. Diese sind zum Theil schon unter den vorigen abgehandelt, manche wie die Aneurysmen, Blutaderknoten und andere Geschwülste, die die Circulation stöhren, verdienen aber eine besondere Untersuchung, weil man bey ihnen weder immer reizen, noch beruhigen darf. An sie reiht sich der Scorbut. 2. Folgen des Mangels an Reiz. Diese sind äußerst selten, indem eine schwache Constitution mehr Anlage zu Localreizungen gibt. Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß das System des Verf. ein Festhalten an dem einen Gegensatz ist, der dem Brown'schen Systeme zum Grunde liegt. Brown sah immer nur Asthenie, und büßte dafür in den acuten Krankheiten; Broussais findet überall Ethenie, und es ist zu fürchten, daß es ihm in den chronischen Krankheiten nicht besser gehen wird.

B o n n.

Hey Eduard Weber: Propädeutik zur Philosophie von Dr. Fr. Calk er, Prof. der Philos. zu Bonn

Erstes Heft. Methodologie der Philosophie. 1821. 50 S. in 4. — System der Philosophie in tabellarischer Uebersicht von Fr. Calter. 1820. VIII und 88 S. in 4.

Der Hr. Verf. hat bereits in einigen früher herausgekommenen Schriften seine Bestrebungen in der Philosophie, und den Geist, der die Bestrebungen leitet, auf eine Art zu erkennen gegeben, welche zu vorzüglichen Erwartungen berechtigte. Von der Güte dieses Geistes enthalten auch die beiden vor uns liegenden Schriften sehr viele Beweise. Sie sind zu einer gründlichen Vorbereitung auf die Beschäftigung mit den verschiedenen Aufgaben der Philosophie bestimmt. In der ersten Schrift ist der Begriff und die Methode der Philosophie entwickelt worden: die zweyte, welche besonderer Umstände wegen vor jener herausgegeben worden ist, aber das zweyte Heft der Propädeutik ausmacht, liefert eine systematische Uebersicht aller Untersuchungen der Philosophie. Ein drittes Heft, das bald nachfolgen soll, wird eine Geschichte der ersten Erscheinungen, der Methoden und Systeme der Philosophie enthalten. Dieser Plan zu einer Vorbereitung auf das ausführliche Studium der Philosophie ist gewiß, dem Ganzen nach genommen, sehr zu billigen. Allenfalls ließe sich gegen dessen Ausführung erinnern, daß sie in manchen Punkten zu weitläufig ausgefallen sey. Inzwischen dürfte doch diese Weitläufigkeit einer mageren und dunkeln Kürze, die leicht zur Einseitigkeit und zu dem Wahne führt, man könne sich vermittelst der Anwendung einiger Grundsätze und (oftmahls ganz willkürlich bestimmter) Begriffe über die wichtigsten Angelegenheiten unferes vernünftigen Geistes eine befriedigende Aufklärung verschaffen, weit vorzuziehen seyn. Was nun in der Darstellung der Philosophie durch den Hn. Vf. sogleich in die Augen fällt, und der Darstellung einen vorzüglichen Werth ertheilt, ist, daß bey der Bestimmung der Zwecke dieser Wissenschaft und bey der Angabe ihrer Grundsätze und Theile immer von genauen Nachforschungen über die Natur, Mannichfaltigkeit und Gesetze

des geistigen Lebens im Menschen ausgegangen worden ist, und obgleich der Inhalt dieser Nachforschungen nur in der Kürze angegeben wird, so findet man doch darin mehrere feine Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten mancher Bestandtheile jenes Lebens, z. B. über das Betrachten, Aufmerken, Beschauen, Begehren, Entschließen und Bestreben, so wie auch über die Mannichfaltigkeit der Art und Weise, wie die Urthätigkeiten des menschlichen Geistes in einander greifen, und dadurch einander bestimmen. Sehr rühmlich ist es ferner, daß der Hr. Verf. überall auf die Bemühungen und Verdienste anderer Philosophen, die den Verstand, und nicht die Phantasie als Werkzeug der Philosophie gebrauchten, Rücksicht nimmt, und dadurch die verschiedenen Fragen der Philosophie, und die bey deren Beantwortung vorkommenden Schwierigkeiten aufzuklären sucht. Denn die Wißbegierde, welche gute Köpfe zum Studium der Philosophie mitbringen, erhält eine ganz fehlerhafte Richtung, wenn ihnen, was andere Philosophen zu leisten bemühet waren, gänzlich vorenthalten, oder wenn dieses sogar als etwas völlig geistloses und seichtes herabgewürdigt wird, um dadurch den Werth einer neuen Lehre, die aber vielleicht in einer andern Form schon sehr oft vorgetragen worden ist, und wohl gar, genauer besehen, einen abgethanen Irrthum ausmacht, desto mehr zu erheben. Darauf glauben wir jedoch den Hn. Vf. aufmerksam machen zu müssen, daß er der Neigung, zur Bezeichnung gewisser Begriffe neue Wörter zu gebrauchen, manchmahl zu sehr nachgegangen ist. Was z. B. die Psychologen bisher Gefühl und Gefühlsvermögen genannt haben, das bezeichnet er durch die Wörter Liebe und Liebesvermögen. Denn da hierunter das Vermögen, sich für etwas zu interessiren und an etwas Wohlgefallen zu haben, verstanden wird, so trifft es mit dem bisher so genannten Vermögen der Gefühle zusammen. Freylich hat das Wort Gefühl noch andere Bedeutungen; dieß ist aber in Ansehung des Wortes Liebe auch der Fall. Die öftere Veränderung der Kunstausdrücke in der Philosophie kann unmöglich Nutzen gewähren.

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 30. August 1821.

P a r m a.

Gedr. bey Carmignani: *Tavola alimentaria Velejate, detta Trajana, restituita alla sua vera lezione da D. Pietro de Lama, Prefetto del Ducale Museo, con alcune osservazioni del medesimo. 1819. VII u. 186 S. in Quart.*

Wir erhalten in diesem, mit typographischer Pracht gedruckten, und der Herzogin Marie Luise zu Parma gewidmeten Werke, zum ersten Male einen diplomatisch getreuen Abdruck dieses berühmten Denkmals, wodurch denn also für die Zukunft, alle Varianten, welche sich in den frühern Ausgaben desselben befinden, hinwegfallen. Der Text dieser Urkunde ist von Seite 109 bis 154, und zwar zuerst mit den Abbrüviaturen in Capitalschrift, sodann, mit Auflösung der Abkürzungen in gewöhnlicher Schrift, jedoch ohne alle Anmerkungen, gegeben. Außerdem ist aber dem Werke eine Einleitung in neun Paragraphen vorausgeschickt, welche von der Auffindung und Wiederherstellung dieses Denkmals, von dem Größenmaasse und der Orthographie desselben, von den Schriftstellern, welche von demselben gehandelt haben und den Ansichten derselben

Über die Bedeutung der Tafel, und der eigenen Ansicht des Herausgebers, so wie von den Abkürzungen und dunkeln Worten, die in ihr vorkommen, handeln. Die folgenden vier Paragraphen enthalten den Inhalt der Tafel in eine arithmetische Form gebracht, mit Angabe der Bilanz der darin abgedruckten Summen, eine Untersuchung über den Werth des römischen gemünzten Geldes in Vergleichung mit dem jetzt gültigen italiänischen Münzfuße, mit einer Vergleichungstabelle, und einer Abbildung eines römischen As, elf äußerst kurze und verstümmelte Bruchstücke von bronzenen Tafeln, welche nach des Verf. Meinung, ähnlichen Inhalts waren, wie das obengedachte Denkmal, und eine Abhandlung über den Gebrauch, des Metalls zu Inschriften, seit Hiobs Zeit, bis auf die Zeit der spätern römischen Kaiser, so wie eine Aufzeichnung der uns noch übriggebliebenen Denkmäler dieser Gattung. Den Beschluß endlich machen vierfache Register, nemlich über die in der Tafel erwähnten Personen, pagi, vici, und die in derselben gedachten Namen der verpfändeten Grundstücke. Und ganz zuletzt findet sich noch ein Brief des Pietro Vitali an den Verf. abgedruckt, in welchem derselbe über die bekannte, und von dem Verf. selbst benutzte Stelle aus dem Hiob, über das Metall, als Schreibmaterial, seine Meinung äußert. Dem Zwecke dieser Blätter gemäß, erlaubt sich Ref., aus dieser Schrift, mit Uebergehung alles bereits bekannten, dasjenige auszuheben, was als neu, und als eine Bereicherung unserer Kunde von jener vielbesprochenen Tafel betrachtet werden kann. Die Tafel selbst wurde in mehreren Platten, im Jahre 1747 bey Macinesso, dem alten Beleja, unter altem Gemäuer in der Erde gefunden; falsch ist aber, daß sie von den Findern zerstüct wurde. Sie bestand vielmehr ursprünglich nicht aus einem Gusse, sondern aus sechs Platten von verschiedener Größe, welche auf zwey Queerlinien unter einander gesetzt, und dann zusammengesetzt waren. Das Ganze war dann mit einem noch

vorhandenen gleichfalls bronzenen Rahmen eingefast, und diesen schloß wieder ein marmorner Rahmen ein, mittelst welches sie in eine Mauer gefugt war. Die einzelnen Platten waren bey ihrem Auffinden in den umliegenden Dörtern zerstreut; die Grafen Roncovieri und Costa brachten sie wieder zusammen, und letzterer überreichte die solchergestalt wieder zusammengesetzte Tafel, am 11. März 1760 dem Herzog, Infanten Don Philipp von Parma, welcher deren Aufstellung in dem neu zu errichtenden Museum zu Parma verfügte. Diese Aufstellung geschah aber erst am 13. Jul. 1801, aber schon unter dem 27. Jun. 1803, wurde die Tafel, nebst andern Schätzen des Museums, von den Franzosen nach Paris abgeführt, von woher sie, auf den Betrieb der alliirten Mächte, am 26. Febr. 1816 nach Parma zurückgelangte. Im Jahre 1817 wurde sie durch die Gebrüder Amoretti, auf Kosten der Herzogin Marie Louise wieder in dem Museum aufgestellt. Die Tafel bildet ein Oblongum, 8 Pariser Fuß, 11 Zoll, 5 Linien breit, 4 Fuß, 4 Zoll, 4 Linien hoch, und $2\frac{3}{4}$ Linien dick. Der Rahmen hat eine Breite von 1 Zoll $10\frac{1}{2}$ Linie; das Ganze wiegt 600 Pfund, das Pfund zu 12 Unzen gerechnet. Auf das Geographische oder Juristische der Tafel läßt sich der Verf. nicht ein; in Hinsicht des historischen Inhalts, bemerkt auch er, daß dieselbe zwey verschiedene Obligationen enthalte; nemlich die erste, von 1,044000 Sesterzen, und die andere, die Stiftung des Cornelius Gallicanus betreffende, von 72000 Sesterzen. Als Urheber der ersten Stiftung, für welchen bis jetzt Trajanus galt, hält er die Belesaten, welche höchstwahrscheinlich, das dazu erforderliche Geld unter sich, und den mit ihnen benachbarten Piacentnern, Livornesen, und Parmesaneern aufgebracht, und die Stiftung hierauf dem Trajan zur Bestätigung vorgelegt hätten, eine Meinung, die in so fern mit der des Poggio (letterè ragionate di un Academico oscuro. Lucca 1775) übereintrifft, als derselbe zwar dem Trajan die

Schenkung selbst ab-, dieselbe dagegen den Lucifinern zuspricht. Als Grund, daß die Schenkung oder Stiftung nicht vom Trajan herrühren könne, führt der Verf. an, daß es denn nicht *ex indulgentia*, sondern vielmehr *ex munificentia*, oder *ex liberalitate Trajani* in der Aufschrift der Tafel geheißen haben würde; als Grund, daß die Stiftung von den Belejatern, und nicht von den Lucifinern geschehen sey, weil damals das Gebiet von Beleja, in Ligurien das ausgedehnteste und mächtigste, wie auch das reichste gewesen, und weil gerade die Tafel in Beleja aufgestellt gewesen sey. Endlich nimmt der Verf. an, daß die Stiftung selbst im Jahre Roms 935 bey Gelegenheit der damals herrschenden Pest, die das ganze Gebiet von Ligurien verödet habe, untergegangen sey. Dieses sind die neuen Umstände, welche sich über diese berühmte Tafel aus dem Werke des Verf. zu Tage geben; die Hauptsache des Werks bleibt immer der nunmehr berichtigte Text der Urkunde selbst; eine Berichtigung, die dem Verf. bey dem theilweise oxydirten Zustande der Platten, laut der Vorrede, dreyßig Jahre gekostet hat.

L o n d o n.

By John Murray: *Journey from Moscow to Constantinople, in the Years 1817, 1818.* By William Maemichael, M. D. F. R. S one of Dr. Radcliff's travelling fellows from the university of Oxford. 1819. S. VI. 272. In Quart.

Es enthält das vorliegende Buch zwey verschiedene Reisebeschreibungen, nehmlich außer der des Dr. Maemichael, die den größten Theil desselben einnimmt, die Reise des Hrn. Legh nach Syrien (S. 186-272), wo von auf dem Titel gar keine Erwähnung gethan ist. Beide Reisen werden nicht ohne mehrfaches Interesse gelesen werden, die erstere vorzüglich, weil sie uns über den Zustand von Moskau nach dessen Zerstörung, so

wie über die Verhältnisse der Moldau und Wallachen manche wichtige Nachrichten mittheilt; die zweyte, weil Hr. Legh, in neueren Zeiten zum Theil noch gar nicht oder nur selten besuchte Gegenden berührte und uns davon, wenn auch nur kurze Notizen mitgetheilt hat. Das ganze Werk zerfällt in vier Capitel, aus denen wir das wichtigste auszuheben versuchen wollen. Das erste Capitel erzählt die Reise von der Ankunft zu Moskau bis an den Pruth und den Eintritt in das türkische Gebiet. Der Verf. war Uebersetzer der officiellen Depechen an den englischen Gesandten Lord Cathcart, um den Tod der allgemein betraurten Prinzessin Charlotte dem russischen Hofe anzuzeigen; ein von Hamburg abgeandter Courier, der den geraderen Weg über Warschau eingeschlagen, hatte jedoch schon früher die traurige Kunde nach Moskau gebracht, wo sich eben damahls der kaiserliche Hof aufhielt. Mit Recht erregte die Schnelligkeit, mit der Moskau aus seinen Trümmern wieder auferstanden, die Verwunderung unsers Reisenden. Etwa 12000 oder, nach einer genaueren Berechnung in den zum Schluß hinzugefügten Noten, gar nur 9158 Häuser enthielt Moskau vor dem Einmarsch der Franzosen, mit einer Bevölkerung zwischen 3 bis 400000 Einwohnern (das ansehnliche Mißverhältniß der Zahl der Häuser zu der starken Volksmenge erklärt der Verf. sehr befriedigend, theils durch den großen Umfang einzelner Häuser, die zuweilen einem mäßigen Square in London gleichkommen, theils durch die zahlreiche Dienerschaft der russischen Großen, die oft mehrere hundert Köpfe begreifen) und bereits zu Ende des Jahres 1817 waren 6318 Häuser mit einer Bevölkerung von 312000 Köpfen, 21000 Soldaten mit eingeschlossen, wiederhergestellt. Daß die Russen die, Ehre durch die Verbrennung der Hauptstadt das Reich gerettet zu haben, in der neueren Zeit hartnäckig von sich abgelehnt, findet auch unser Verf. mit Recht höchst auffallend. Die Palläste der russischen Großen allein waren bey seiner

Anwesenheit nur erst sehr zum Theil wieder aufgebaut, theils waren manche durch den großen dazu erforderlichen Aufwand abgehalten, viele aber auch, wie hier behauptet wird, gebrauchten nur diesen Vorwand, um nicht nöthig zu haben, ihre Landgüter zu verlassen. Unter den neuen Anlagen zu Moskau zog außer dem schnell wieder hergestellten Kreml mit seinen Ehrenwürdigkeiten, vorzüglich das beynah schon vollendete Exercierhaus, das zu Uebungen bey ungünstiger Witterung bestimmt, ganz von Backsteinen aufgeführt ist, und ohne alle Säulen und Pfeiler auf 650 Fuß Länge eine Breite von 168 Fuß mißt, und für 2000 Infanterie oder 1000 Mann zu Pferde geräumig genug ist, wohl einer der größten Säle in der Welt, und das zur Erinnerung an die Befreyung von Buonaparte bestimmte Denkmahl von Kozma-Minin und Pojariski, des Berf. Aufmerksamkeit auf sich. Was er über den Zustand der Bauern und über die Schwierigkeiten bemerkt, ohne eine gänzliche Veränderung in der Regierungsweise die Leibeigenschaft abzuschaffen, so wie über die Hindernisse, welche der beynah noch gänzliche Mangel eines freyen dritten Standes der Civilisation entgegenstellt, verdient volle Beherzigung. Der Totalbestand des russischen Heeres ward auf 800,000 der Effectivbestand auf 600,000 berechnet, was jedoch unser Vf. für übertrieben hält; von der List und Schlaueit des gemeinen russischen Volks und ihrem Hange, vorzüglich Fremde zu übervorthen, machte auch er manche unangenehme Erfahrung. Von Moscau ging die Reise über Podol, Tula nach Kiew. Mit dem Eintritt in Klein-Rußland fiel ihm das ungleich bessere Aussehen der Bewohner und ihre größere Keulichkeit und Wohlhabenheit auf. Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen zu Kiew ging die Reise weiter nach Nov. Doubosari, der Gränzstadt Rußlands, vor dem letzten Frieden mit der Pforte. Die Humanischen Kosacken fand er mißvergnügt über ihre angefohlene Verwandlung in Uhlanen. Auf der alten

russischen Gränze fand er die erste Quarantaine-Linie, eine zweyte ist seit dem Frieden von 1812, längs des Pruths gelegt. Alles gewann jenseits des Dniesters schon ein mehr türkisches Ansehn; auffallend war unserm Verf. vorzüglich die beträchtliche Anzahl von Zigeunern, die beynah die Hälfte der Bevölkerung der Moldau ausmachen. Das zweyte Capitel erzählt die Reise durch die Moldau und Wallachey, bis zu der Gränze der eigentlichen Türkei. Das Elend des Landmanns, der durch die Hospodaren, und die Bojaren gleichmäßig unterdrückt wird, während die Hospodaren wieder nur durch die größten Erpressungen und durch Bestechungen der einflussreichen Personen am Hofe des Großherrn, sich auf ihrem gefährlichen Posten zu behaupten vermögen, ist gränzenlos; das von der Natur gesegnete Land ist dadurch auf manche Strecken in eine menschenleere Wüste verwandelt. Unter den Bojaren fand er Sittenverderbniß und Unkultur ziemlich allgemein; hohes Spiel war ihre Hauptbeschäftigung. Die Wege und Straßen waren abscheulich, dennoch ging die Extrapost mit vier raschen Pferden bespannt, immer in gestrecktem Galoppe, was unserm Reisenden nicht wenig beschwerlich ward. In dem dritten Capitel wird die Reise von Rudschuck über den Hämus und Adrianopel bis nach Constantinopel erzählt. Im Ganzen fand der Verf. in den türkischen Posthäusern ungleich mehr Bequemlichkeit und Reinlichkeit, selbst weniger Pellerèy als in denen der Moldau und Wallachey. Aller Orten aber sah er die Spuren des Verfalls; schlechte Wege, Brücken und öffentliche Gebäude nicht unterhalten, gewöhnlich halb in Trümmern; alles verkündete, wie tief das ottomanische Reich in neuen Zeiten gesunken sey; die nothwendige Folge langer despotischer Herrschaft. Gegen die Pest haben die Türken, wenigstens in einigen Gegenden in den letzteren Jahren etwas unsern Quarantaine-Anstalten ähnliches einzuführen gesucht, der alte Prädestinationsglaube, der sie früher unüberwindlich machte, hat allgemein sehr ab-

genommen. Beyläufig sucht der Verf. die in neueren Zeiten verschiedentlich aufgestellte Behauptung, daß die Pest keine ansteckende Krankheit sey, sondern nur aus einer verdorbenen Atmosphäre herkomme, mit triftigen Gründen zu widerlegen. Das vierte und letzte Capitel endlich enthält die Reise des Hrn. Legh. Derselbe ging von Jerusalem, unter großen Schwierigkeiten wegen der Eifersucht der arabischen Stämme auf christliche Reisende, nach Wadi Moosa oder dem Moses-Thale, Hebron, Karrac und Petra, wo der Verf. in Gesellschaft der Hrn. Bankes und der Capitaine Jzby und Mangles, die beynah noch unverfehrt erhaltenen erstaunenswerthen Denkmähler des Alterthums untersuchte, dann über Acre, Tyrus und Sidon nach Balbec und Palmyra, worauf er über Aleppo und den Taurus nach Constantinopel zurückkehrte.

F. G.

Erlangeu.

Dissertatio, L. Coelii Lactantii Firmiani opiniones de religione in systema redigens, auct. F. W. P. Ammon, Philos. Doct. eccl. cathedr. Erlang. Archidiacon. 1820. 87 S. 8.

Die Abhandlung zerfällt in zwey Theile, von welchen der eine zur Erlangung der theologischen Doctorwürde, der andere für die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, geschrieben ist. Es wird darin nicht nur Alles geschildert zusammengestellt, was sich bey Lactantius über Religion überhaupt, ihre Quellen, ihr Wesen, die religiösen Anlagen des Menschen, das Verhältniß der Philosophie zur Religion, über Offenbarung, Cultus findet, sondern es ist auch mit beurtheilenden Bemerkungen begleitet und sowohl darin, als in der Auswahl der Materien auf die Streitigkeiten des Tags Rücksicht genommen. Wir finden darin eine gesunde und consequente Ansicht des Christenthums und eine schätzbare Belesenheit und begleiten den Verf. mit den besten Wünschen auf seiner neu angetretenen Laufbahn.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 1. September 1821.

M ü n c h e n .

Wiebekings bürgerliche Baukunde. Erster Band; insbesondere: Grundsätze so wie die Geschichte dieser Wissenschaft, der merkwürdigsten Baudenkmahe des Alterthums und der neuen Zeit, und die Beschreibung dieser Baudenkmahe mit 46 großen Kupfern. 1821. VI. 690 S. in groß 4. und die Kupfer in groß Real Folio.

Wir glauben mit vielem Grunde behaupten zu können, daß gegenwärtige Schrift als ein umfassendes classisches Werk der Civilbaukunde betrachtet werden kann. Die richtige Wahl der Gegenstände, die genaue Vergleichung und critische Untersuchung der angeführten Schriftsteller und die genaueste Ausführung der herrlichen Kupfertafeln geben das Recht dazu. Nach einer Zueignung an Se. Maj. den König der Niederlande, wo uns der Vf. von seinen vielen Beschäftigungen, von seinem großen bekannten Werk: "theoretisch-practische Wasserbaukunde" benachrichtiget, dessen 2te Aufl. erschienen ist, und von seinem großen Wirkungskreis, während er in Kais. Kön. Oesterreich. Diensten war u., folget eine kurze Uebersicht von demjenigen, was in den

verschiedenen Büchern gegenwärtigen Werks vorgetragen wird. Eine Analyse dieses voluminösen Werkes kann nach seinen wirklichen Verdiensten in keiner bloßen Anzeige gefaßt werden, so wie die Diatur unserer Blätter sie erfordert, und eine größere Ausdehnung derselben würde mit den übrigen Arzügen in keinem Verhältniß stehen. Wir werden uns daher, so gerne wir das Ganze unsern Lesern darstellen möchten, bloß auf die wichtigsten Sachen beschränken müssen, und selbst hiebey werden wir uns wegen der Wahl der auszuhebenden wichtigen Stellen bey einem Werk von so umfassender Belesenheit nicht selten in Verlegenheit befinden. Im 1. Cap. des 1. Buches wird von den Eintheilungen der bürgerlichen Baukunde gehandelt und erörtert, worin ihre Verbindung mit der Wasser-, Kriegs-, Schiffs- und Bergbaukunde besteht und wie sie sich in drey verschlungene Hauptzweige ausbreitet: 1. edle oder Prachtbaukunde, 2. städtische und 3. Landbaukunde, welche zwar gewöhnlich in Schriften und mündlichem Vortrag abgesondert gelehrt werden, wodurch aber, nach der Meinung des Vf., einseitige Kenntnisse entstehen, die aus mehreren Ursachen nachtheilig sind. Ist indessen der schriftliche oder mündliche Vortrag für Anfänger eingerichtet, so glaubt Rec., daß die Eintheilungen vortheilhaft sind; denn die Uebersicht des Vf., so vollkommen sie auch seyn mag, ist doch nicht für Anfänger, denen vieles unverständlich seyn würde, wohl aber für tief denkende Architekten. Hat sich aber der Anfänger die einzelnen Kenntnisse erworben, so kann er die große Uebersicht und Verbindung des Ganzen nach dem Vorschlag des Vf. besser fassen. Ebenfalls muß schön zeichnen, das heißt genau und sauber, beobachtet, nicht aber das Saubere für die Hauptsache angesehen werden. Aber bey dem Anfänger muß eine Diligentia der Intelligentia vorausgehen. Kennt er erst alle mathematische Hülfsmittel, Physik, Geschichte u., so ist er nicht mehr Anfänger. Ueberhaupt, glaube ich, werden nur wenige junge Künstler im Stande seyn, dem Vf. in seinen Ideen und

feiner Uebersicht Schritt für Schritt zu folgen. Der Vf. will also, daß die oben genannten Abtheilungen nicht einzeln, sondern in Einem Werk von derselben Lehranstalt gelehrt werden. Auch wird die Lehrart von einigen verworfen, die die bürgerliche Baukunde in Distribution, Construction und Decoration abtheilen, und die angegebenen Ursachen sind vollkommen richtig. Es gibt mehrere sogenannte Baumeister, deren Hauptstreben in der Decoration besteht, und sich leider wenig um die Construction als die Hauptsache bekümmern. Der Vf. beweiset, wie sehr die oben genannten Lehrmethoden nachtheilig sind, und scheint überhaupt mit den Ideen von Milizia [einem Manne von ausgebreiteten Kenntnissen, aber einem strengen Zoilus] zu harmoniren. Einige betrachten die von Vitruv angegebene Regeln als unveränderliche Gesetze, ohnerachtet sie nicht immer mit den herrlichsten Ueberresten der griechischen Baukunst übereinkommen. Daher "werden im 3ten Buche dieses Werkes einige mit den Monumenten der Griechen in Widerspruch stehende Vorschriften Vitruvs näher erörtert und berichtigt." In Rücksicht der Verfälschungen der Abschriften des Vitruv haben sich schon so viele mit ihm beschäftigt, und es ist kein Geschäfte für junge Architekten codices zu vergleichen, wenn auch wirklich noch unbekanntere Entdeckungen gemacht werden könnten. Mehrere Schriftsteller geben als Muster oder Modelle, nach welchen man Gebäude errichten soll, an; 1. nach der rohen Hütte, oder 2. nach dem Verhältniß des menschlichen Körpers, wovon der Vf. durch ägyptische, griechische und römische musterhafte Gebäude die Inconsequenz sehr klar erweist. Auch werden in dieser Hinsicht mehrere Schriftsteller, als: Vitruv, Laugier, Franc. Blondel, Legend, Durand ic. angeführt. Ueber die so oft debattirte Frage, ob die Civil-Architectur zu den schönen Künsten gezählet werden müsse, erklärt sich der Vf. für die entgegengesetzte Partey, und glaubt, daß sie in einer Kunstacademie nicht mit Erfolg gelehrt werden könne. Viele der angegebenen Ursachen sind vollkommen richtig, aber gegen

andere ließe sich wohl noch mehreres sagen. Es wird aus Weinlig's Briefen über Rom eine herrliche Stelle angeführt, die Vernachlässigung des Studiums der alten Monumente, als Ursache des verdorbenen Styls betreffend. Wie der Vf. richtig bemerkt, konnten selbst die Werke eines Bignola, Scamozzi u. zu diesem Verfall beitragen, indem man sich in der Folge auf dem gemachten Bette so wohl befand, daß man sich der Mühe überhob, die Werke der Alten selbst zu studiren. Was bey dieser Gelegenheit von Legrand: *Observations théoriques* u. S. 307 angeführt wird, den Florentinischen Styl betreffend, ist wohl zu übertrieben. Von Borromini will ich gar nicht sprechen, indem er zu allen Arten von Ausschweifung in der Baukunst die Thüren eröffnete. Eben so übergehe ich die unzählige Wahl wiederhohlten Aussprüche des Tadels gegen Versailles und die ehemalige Kirche St. Genevieve zu Paris, die zu bekannt sind, um sie zu wiederholen. Auch bin ich überzeugt, daß der verdorbene Geschmack in Deutschland zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mehr aus Frankreich als aus Italien herstammte, indem unter den Großen jeder in seiner Art ein Versailles im Kleinen besitzen wollte, und höchstens haben die Galli oder Bibiena's auf Deutschland in Rücksicht der Theater einen Einfluß gehabt, wo sehr viele von ihnen erbaut worden sind. Die Unzufriedenheit des Vf. mit den Akademieen der Künste und vorzüglich mit den Lehrarten der Baukunde ist grenzenlos. Er glaubt auch, daß die besten Mahler und Bildhauer [warum nicht auch Architekten?] sowohl in Italien als in dem ganzen gebildeten Theil von Europa existirten, da es noch keine Akademieen gab u. Sicherlich unter dem imponirenden Namen von Akademieen waren sie nicht, aber wohl unter dem simplen von Confraternität, Bruderschaft, Gilde; das waren die ursprünglichen Akademieen. Die vielen übrigen Mängel, worüber der Vf. mit so vielem Rechte klagt, finden sich überall, und seine Klagen werden eben so wenig helfen als jene des Mauro Tassi

und Milizia in Italien, und des Durand, Rondelet, Legend und Viel in Frankreich. Drittes Capitel. Vorschläge zur Verbesserung der im 1. und 2. Cap. erwähnten Verhältnisse, die den Verfall der bürgerlichen Baukunde bewirkten. Neben mehreren Vorschlägen zur Verbesserung der vielen angegebenen Mängel wird der Plan zur Errichtung einer hohen Bauerschule aufgestellt, und zugleich werden alle Vortheile davon auseinander gesetzt. Bey dieser Gelegenheit kommt der Vf. auch auf die Baucorporationen, Baucollegien bey den Römern und Collegia der Free - Masons in England; wobey denn die Freymaurerbrüderschaft mit in Anregung kommt. 2tes Buch. Von den wesentlichsten Grundsätzen der bürgerlichen Baukunde, in so fern sie als Vorbereitung zum dritten Buche, das ist zur Lehre von den Säulenordnungen, zum vollkommenen Verständniß des fünften Buches, das ist zur Geschichte der Civil-Architectur und ihrer merkwürdigsten Werke, und zu einigen architectonischen Entwürfen dienen; begleitet mit mehreren Vorschlägen zu einigen Anlagen und Gebäuden. Von diesem zweyten Buche, so richtig die Lehren, die es enthält, immer seyn mögen, läßt sich kein Auszug machen. Es enthält lauter Lehren, die sich auf wirkliche Monumente gründen, und wo auf die herrlichen Kupfertafeln verwiesen wird; außerdem werden in den Noten Benennungen von architectonischen Theilen erklärt und verbessert. Ueber das *Opus Rusticum* gibt der Verf. mehrere richtige Bemerkungen, die sehr oft in großen Gebäuden verfehlt worden sind. Er gibt auch Beyspiele von dergleichen Werken aus den Zeiten der Römer. In dieser Gattung sieht man Tab. 35, welche eine Erfindung des Vf. ist, den Entwurf eines Zeughauses, und Gießhauses, wozu diese Bauart sehr passend ist. Rec. hat viele dergleichen Gebäude gesehen, vorzüglich in Florenz, aber niemals ein Wohlgefallen daran finden können, indem sie durch das Rauhe und Poröse ein Sammelplatz des Staubes, Regens, Lignis und Insecten sind.

Noch sonderbarer finde ich in Residenzstädten den Gebrauch, wohl gar in den obern Stockwerken elegantere Bauarten damit zu verbinden, wie es leider selbst von berühmten Architecten geschehen ist. Von dem Verhältniß der Höhe eines Gebäudes zu der Breite, wird der Pallast Farnese zu Rom als das beste Verhältniß angegeben, wo sich die Höhe zur Breite oder Façade, wie 1 zu 2 verhält. In Ansehung anderer Verhältnisse sind sowohl von Brunelleschi am Pallast Pitti zu Florenz als von dem Vf. an dem Arsenal Tab. 35, Beyspiele angegeben. Wenn man eine noch größere Höhe nothwendig haben muß, als z. B. bey einer Gemählde-Gallerie ic., so gibt der Vf. Tab. 34. Fig. 12 ein herrliches Beyspiel, und bey einer noch größeren Breite der Façade verweist er Tab. 33 auf den Königl. Pallast. Was das Verhältniß der Dächer betrifft, so werden die Mansarddächer mit vielen Gründen getadelt und ihre wirklichen Mängel erwiesen. Uebershaupt finden sich in Ansehung dieses Punctes der Dächer bey dem Vf. mehrere sehr gute Anweisungen. Er scheint die Venetianer als Erfinder der Bohlendächer zu betrachten und die aus Gewölben bestehenden Dächer sollen nach seiner Meinung eine Erfindung der Perser seyn. Ueber große Hängewerke werden mehrere Methoden angegeben und auf Tab. 32. Fig. 7 und 13 verwiesen, wo man eine deutliche Vorstellung enthält. Der Vf. hat diese Bogenhängewerke-Construction bey mehreren ansehnlichen Brücken benutzt, wo dann wohl die Note zu S. 45 gelesen zu werden verdient. S. 9, "Nie müssen am Außern der Gebäude zwey Säulenstellungen über einander stehen." Diese Regel wird sehr auseinandergesetzt, und nicht vergessen, die Fehler anzugeben, die man leider bey Gebäuden von berühmten Architecten antrifft, indem sie bey jeder Säulenstellung wohl gar die Corniche anbringen, wodurch das Gebäude mehrere Dächer, eins über das andere, erhält. Auch die obern Säulen werden durch die Perspective verkürzt, welche keine gute Wirkung machen, und wollte

man diese verhindern, so würde man in einen noch größeren Fehler verfallen. §. 11 betrifft die Höhe der Giebel, frontispicium, wo die Höhe von mehreren der wichtigsten angegeben wird, und da in unserm Itinera die flachen Dächer nicht anwendbar sind, so werden Regeln vorgeschrieben, wie denn statt mehrerer Beispiele auf die Abbildung der herrlichen Tafeln verwiesen wird. Es haben mehrere Schriftsteller die Vorgehen auf den Capitälten der Säulen ruhen zu lassen verworfen, der Verf. bemerkt aber mit vollkommenem Grunde, daß sie bey gewissen Fällen sehr zweckmäßig und von den besten Baumeistern des 16 u. 17 Jahrh. gebraucht worden sind, bey welcher Gelegenheit herrliche Beispiele aus dem Alterthum, als St. Agnese, St. Paul zu Rom &c. angeführt werden. Der Vortritt der Ordnung als im Aeußeren anzubringen sey," scheint der Vf. entgegen zu seyn, und er hat durch mehrere Kirchen und andere Gebäude erläutert, (s. Tab. 34 u. 39) daß dadurch die Monotonie verändert würde. Rec. fürchtet, daß dieses sehr leicht übertrieben werden könnte, und daß man aus der Monotonie in eine Confusion verfallen könnte; und der Anblick des Pantheon, ohnerachtet es sich da, wo man hinblickt, innerlich und äußerlich, immer treu corinthisch bleibt, hat wahrlich nichts Monotonisches. Beispiele von Säulen über Säulen, wo sich aber immer verstand, daß das Gesims der untersten müsse unterdrückt werden, aus den schon oben angegebenen Ursachen. §. 19. Ueber die Lichtweiten und Höhen der Fenster und Thüren, mit umständlichen Nachrichten von Massen und Erbauern verschiedener der wichtigsten Gebäude, wo dann auch bestimmte Regeln angegeben werden, und auf die Taf. 31. 32. Fig. 12. 33. 29. 25 und 36 verwiesen wird. Auch folgen in Ansehung dieses wichtigen Theiles eines Gebäudes die verschiedenen Meinungen von dem vorzüglichsten Baumeistern von Palladio bis zu Michelozzi. Bey dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß sich

der Vf. hier sowohl als in der Folge des Pariser Maaßes bedient hat. Mit den richtigsten Gründen verwirft der Vf. die niedrigen Fenster zwischen zwey Reihen hoher Fenster in dem Halbgeschosse (Mezzanini), ob diese zwar Palladio in dem herrlichen Pallaste des Grafen Kanuzzi zu Bologna gebraucht hat. Verjüngungen von Fenstern und Thüren, ohnerachtet man selbst Beyspiele bey den Alten antrifft, müssen verworfen werden. Nur in seltenen Fällen hat sich der Vf. Bogenfenster bedient (s. Tab. 35) und gibt darüber die richtigsten Ursachen an. Noch mehr sind die runden und ovalen Fenster zu verwerfen. Ref. weiß ein Beyspiel, daß ein großer Saal erbaut wurde, wo aus Unwissenheit die Fenster im Verhältnisse der Höhe viel zu niedrig waren, und man mußte, um den obern Theil zu erleuchten, über die Fenster sogenannte Ochsenaugen anbringen. So muß man auch in allen Climates, es mögen sehr heiße oder kalte Gegenden seyn, die vielen Fenster vermeiden, die durch die Franzosen im 17ten Jahrh. aufkamen. Die Fenstertaxe hat eine Einschränkung dieses Uebels in England hervorgebracht, und nach den Wünschen des Vf. würde es nicht schaden, wenn man zum Besten der Kunst eine solche in Deutschland einführt. Bey Verührung dieses Gegenstandes kömmt der Vf. auf Theater, wo dann das zu Berlin von Knobelsdorff aufgeführte Opernhaus als ein Muster angegeben wird, worauf dann Regeln und Beyspiele von Kranzgesimsen und von jenen der Thüren und Fenster folgen. Das Schäßbare in dem ganzen Werke sind unstreitig die Vergleichen, die der Vf. mit so vieler Nachforschung, Mühe und richtiger Wahl für die Resultate aus allen Theilen der Baukunst dargestellt, und sehr oft zum größeren Nutzen und zu besserer Uebersicht in Vergleichungstabellen gebracht hat. So sieht man auf der Taf. 28 bis 39, mehrere Kranzgesimse, die von dem Vf. entworfen sind, wo dann auch über die aus Kupfer oder aus Eisen gegossene Rinnen mehrere sehr wichtige und nützliche Anweisungen vorkommen, vgl. T. 44.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück).

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
 unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 1. September 1821.

M ü n c h e n .

Fortsetzung der Anzeige von Wiebeking's bürgerliche Baukunde u.

Bei dieser Gelegenheit wird auch von der Construction des Dachgesimses der Paulskirche vor Rom (s. Tab. 25) und der alten Peterskirche, die 1506 niedergeworfen wurde, gehandelt; von der sich bey P. Bonanni *Templi Vaticani Historia. Romae 1696. p. 17* eine Abbildung findet, aber schon früher eine ähnliche in *Carlo Fontana Tempio Vaticano. Roma 1694. Fol. pag. 99*. "Wir wiederholen nochmahls die wichtige Regel, daß den Gebäuden ohne kräftige Kranzgesimse kein edler und großartiger Character, keine schöne Façade gegeben werden könne, daß im Gegentheil durch sie die Gebäude ein schönes Ansehen erhalten, wenn auch die Façaden einfach und die Fenster ohne Gesimse sind; in dieser Hinsicht verdient dieser §. eine vorzügliche Beachtung angehender Baukundigen." Von mehreren anzubringenden Arten der Gesimse über Thüren und Fenster. Dieser Abschnitt ist nicht weniger wichtig und es werden darin ebenfalls die besten Anweisungen gegeben. Schon Hirt hatte auch, wie der Vf. bemerkt, es verworfen, Pilaster oder Säulen mit Capitälern als Fensterpfosten zu gebrauchen, wohl aber eine Säule in die Mitte eines Bogenfensters, nebst Beyspielen, in welchen sie der Vf. bey der Façade des Pallastes der Stände

gebraucht hat. (S. Tab. 45). Alles was noch hierher gehört, und Breite und Höhe der Fenster und Thüren, ihre Gesimse u. betrifft, wird durch sorgfältige Tabellen begründet. Rec. ist überzeugt, daß kein Fall eintreten kann, in welchem der Architect sich nicht Rath holen könnte, indem auch die vielen Mißgriffe angedeutet werden, welches ein unverkennbar großer Vorzug des ganzen Werkes ist. Der Vf. redet öfters von Maßregeln, nemlich große Horizontal- und Parallellinien hervorzubringen, die er mit Recht die schönen oder architectonischen Linien nennt. Auch werden mehrere Beispiele von dem entgegengesetzten Verfahren angegeben, und stimmt er mit Blondel überein, diese Art von Decoration lieber Confusion zu nennen. Gegen den Mißbrauch Statuen in (Nischen) Bilderblenden an Façaden anzubringen, wird eine sehr passende Stelle aus *Langier Essais d'architecture* beygefügt, was mit mehreren anderen Bemerkungen sowohl nach griechischen als römischen Gebäuden bekräftiget wird. "Also werde das Neuhere jeder Gattung von Gebäuden von allen unpassenden Ornamenten, auch von Nischen und Fenstergiebeln und unschicklich aufgestellten Bildsäulen frey gehalten." Von Säulen und Pilastern und von ihrem Gebrauch u. Von einzelnen Gesimsen bey jedem Stockwerk u. Von der Uebereinstimmung des Characters des Außern und Innern eines Gebäudes, wozu denn auch diejenigen Kirchen gehören, die äußerlich ein griechisches Ansehen haben, innerlich aber das einer sogenannten gothischen Kirche. Von der innern Eintheilung der Wohngebäude, wobey auch eine Uebersicht in Ansehung der Treppen, als eines der allerwichtigsten Theile, gegeben wird, indem mehrere sogenannte Architecten erst an die Treppe denken, wenn das Haus beynabe vollendet ist. Kirchen. Nachdem der Vf. mehreres über das Local der Kirchen vorgetragen hat, zeigt er die großen Schwierigkeiten in Hinsicht des Entwurfs zu einer Kirche besonders zu unsern Zeiten, in welchen einige nur moderne Kirchen verlangen, Andere solche, die sowohl im Innern als Außern im deutschen Styl mit Thürmern erbaut werden, (s. Tab. 2. 3. 6. 8. 25. 40 u.), wo zugleich ein Blick auf die altdeutsche Bau-

art geworfen wird, welcher dann im 5ten Buche große Erweiterungen erhält. Um eine anschauliche Darstellung des Innern einer solchen Kirche zu haben, wird auf Tab. 4 verwiesen. Der Vf. scheint sich, und zwar mit vielen Gründen, gegen den Bau der Thürme zu erklären; eine ehemalige colossalische Unternehmung, welche sich zu dem Geiste der damaligen Zeiten paßte, wovon aber doch die wenigsten ihre Vollendung erhalten haben. “Wo sie stehen, mögen sie bleiben und gut unterhalten, wo möglich als altdeutsche Kirchen ausgebauet werden; aber neue scheinen unserem Zeitalter, den jetzigen Bauanlagen und dem neuen reinen Baustyl nicht gemäß zu seyn.” An kleinen Dorfkirchen sind einfache Thürme nicht übel angebracht, indem sie auch zugleich für den Wanderer seinen Weg darnach zu richten, dienen. Es folgen nun mehrere Vorschläge in Rücksicht der Kirchen, wo zur bessern Einsicht auf Tab. 29. Fig. 12 u. 13 verwiesen wird. Auch wird vorgeschlagen, daß im Innern der Kirchen der deutsche Baustyl, der wahrer Kirchenstyl zu nennen ist, und der griechische Baustyl am Außern der Kirchen anzuwenden sey, — eine Sache, der Rec. nicht beystimmen kann. Entwürfe davon s. Tab. 30. Fig. 6 u. 8. Fig. 4. 5. 7 u. 8. Fig. 1 u. 8. Fig. 1. 2 u. 5. Daß die Metopen in den frühesten Zeiten offen waren, braucht keinen weiteren Beweis, indem Eurip. Iphig. in Taur. act. I. Sc. 2. sagt:

“*Ὅρα δὲ γ' εἶσω τριγλῶφον, ὅποι κενόν,*
Δέμας καθεῖναι. (sieh' nur zu, wie du in die Triglyphen, wo leerer Raum ist, den Körper hinablassest.)
 S. 56. Vorschlag zu einer Kirche, die im Außern nach corinthischer Ordnung entworfen ist (S. Tab. 28). Der Grundriß Fig. 7 der Aufriß der Fassade Fig. 16 und die linksseitige Hälfte von dem Innern und Außern Fig. 6. Fig. 8. 11 u. 12 stellen die Säulen und ihre Gebälke etc. dar. S. 57. Eine Kirche, für die außerhalb die jonische Ordnung gewählt ist, findet man Tab. 19. 20. u. 41. Nachdem der Vf. uns von einer Menge Sachen auf das genaueste und deutlichste belehret, drückt er sich noch so aus: “mit diesen drey Vorschlägen zum Bau

neuer Kirchen hoffe ich die Aufgabe gelöst zu haben: wie man bey viereckigen Kirchen das Innere nach deutscher Bauart, jedoch mit Weglassung aller überflüssigen Ornamente, und mit Anwendung der Säulen statt Pfeiler, das Aeußere nach dem Baustyle der Griechen anlegen könne, ohne einen auffallenden Contrast hervorzubringen." Es folgen mit einer großen Belesenheit unzählige Beyspiele und auch Stellen von mehreren Schriftstellern, die dieser Verbindung beitreten.

§. 60. Ueber Oval- und Kreisform zu Kirchen. Von Ovalform wird als Beyspiel die Kirche des H. Andreas der Jesuiten zu Rom von Bernini angegeben, und der Vf. glaubt, daß diese Form auf Kirchen des evangelisch-christlichen Cultus anwendbar sey. Auf Tab. 38 findet sich eine solche Ovalkirche. Was die Kreisform betrifft, so hat man immer das Pantheon in Rom (was doch eigentlich ein Tempel war) als das Hauptmuster betrachtet. Bey dieser Gelegenheit werden mehrere Sachen in Hinsicht des Lichtes berührt, ob nicht anstatt der Oeffnung Fenster in der Mitte angebracht werden könnten, nebst Rückweisung auf alte Kunstwerke. Eine solche runde Kirche in der Mitte eines großen Platzes mit vier Portici zum Eingange.

§. Tab. 36. Von dem Innern theilt der Verf. zwey Entwürfe mit, wovon der eine sich dem Character der deutschen Bauart sehr nähert in Rücksicht des außerordentlichen Erweltes. Daß in einer solchen Kirche an einem Tage drey verschiedene Gottesdienste gehalten werden könnten, als griechischer, katholischer und evangelischer, ist eine Idee, die wohl schwer auszuführen ist. Noch ein Entwurf zu einer runden Kirche ist auf Tab. 39 abgebildet.

§. 65. Königliche oder fürstliche Palläste, Residenzschlösser genannt. Zu diesem und dem folgenden §. muß man die Kupfertafeln Tab. 33. 41 u. 45 zu Hülfe nehmen. Der Vf. gibt uns hier nach seiner lobenswerthen Genauigkeit eine Nachricht von allen Theilen eines solchen Gebäudes und zwar bis auf die kleinsten Umstände. Dieses bringet ihn auch auf die Verbindung des königl. Pallastes mit einer Stadt, Distribution einiger städtischen Hauptgebäude und des gro-

ken Marktes. Ich brauche nicht zu erinnern, daß alles, was der gelehrte Vf. bey Vitruv und andern Haupt-schriftstellern gefunden hat, paßlich, mit Einsicht und Critik von ihm benützt worden ist. Auch von Portiken, wo von jenen die Rede ist, die bey den Alten hinter dem Theater angebracht wurden und von Vitruv V, 9. De porticibus post scenam etc. geradezu Post-scenium der Raum genannt wird. Der Vf. sagt aber "Würde in Griechenland hinter der Theaterscene eine zum Spaziergang dienende Säulenhalle angebracht, so hieß sie ein Hypáthros ic." Diese Benennung kann leicht zu einem Mißverständnis Veranlassung geben und um diesen zu vermeiden, muß man die übrigen Stellen bey Vitruv, wo das Wort vorkömmt, vergleichen, als Lib. I. c. 2. Lib. III. c. 1. ic. Ein bedeutender Porticus ist der von der Peterskirche zu Rom Tab. 25. von Bernini; andere zu Bologna, Florenz, Venedig, Livorno, Paris ic. werden auch noch bey dieser Gelegenheit angeführt. Nun folgen die einzelnen Hauptgebäude, wo immer auf die Tafeln verwiesen wird, als: Arsenalé und Gießhäuser Tab. 45. 35; hohe Schulen Tab. 37; Kaufmannsbörsen Tab. 29; Rathhaus Tab. 35 u. 45, zu deren äußerlichem Character der deutsche Baustyl sehr paßend gewählt worden ist. Regierungspaläste, die Sitzungssäle des Staatsraths und einiger Collegien, das Archiv, die Registratur, die Staatscasse, die zum Stempelwesen in Hinsicht der Controлле unbedingt nothwendige Maschine, wo sich in einer ausgedehnten Note, den Betrug zu verhindern, mehreres sehr Anwendbare befindet. Tab. 31 u. 32. Theater. Der Vf. sagt, daß alle unsere Schauspielhäuser bekanntlich den Fehler gemein haben, daß die vordere Breite der Bühne zu gering ist, und zeigt dabey daß um einen größeren Raum zu erhalten, die Folge ist, daß die Mittelloge viel zu weit von der Bühne zu stehen kommt. Und da Sulzer Theorie der schönen Künste unter dem Artikel Schaubühne in vielen Stücken mit den Ideen des Vf. übereinkömmt, so ist eine große Stelle aus jenem Werke als Einleitung zu diesem Abschnitte vorausgeschickt, worauf dann die weiteren Sachen, die zu betrachten sind, vorgetragen werden. Tab. 32. Dieser

Abchnitt ist mit vieler Sorge, Belesenheit und Vergleichen ausgeführt; der Bau wird aber immer eine schwere Aufgabe bleiben, so bald er ins Große geht. Kleine Theater hat man von der größten Vollkommenheit. Auf dieselbige Weise sind nun §. 90 landständische Gebäude aufgeführt. Tab. 35 u. 45. §. 91. Oeffentliche Bibliotheken Tab. 29 u. 41. Leichenplatz, wo aus D. Stieglis Encyclopädie eine große Stelle aufgenommen ist. Mich wundert, daß der Vf. bey mehreren andern Stellen, und vorzüglich bey dieser den fantastischen *Le Doux L'architecture considérée sous le rapport de l'art, des moeurs et de la législation*. Paris 1804. fol. nicht angeführt hat. Drittes Buch. Von den Säulenordnungen. Erstes Cap. Erklärungen und allgemeine Maximen in Betreff derjenigen Säulenarten, die bey unsern Gebäuden anwendbar sind. Ich kann in diesem Buche nur auf wenige Sachen Rücksicht nehmen; indem auch der kleinste Umstand nicht unberührt geblieben ist. Säulen haben die Aegyptier gekannt, ehe die Griechen aus ihren Höhlen und Hütten hervorkamen, so wie sie uns von ihrem Historiker Thucydides vor dem Peloponnesischen Kriege beschrieben werden, und da die Aegyptier gleich mit Steinen bauten, so ist ihr Ursprung von einer ganz andern Natur als bey den Griechen, wo' man offenbar ersiehet, daß diese mit Holz ihren Anfang gemacht haben. Vitruv kannte vielleicht die ägyptischen Säulen nicht, oder er wollte sie nicht berühren. Wir wissen überhaupt von den vielen Veränderungen, die Aegypten und dann noch später, das heißt, viel früher als die bekannte Periode des Hadrian ist, erlitten hatte, viel zu wenig. Wie vieles ist nicht restaurirt worden, wobey auch Triglyphorum angebracht worden sind, das man der hölzernen Bauart zuschreibt. Auch die Ornamente der meisten ägyptischen Capitäle bestehen aus dem Pflanzenreiche, Datteln, Palmen, Cocus, Papyrus, Lotus, *Cala äthiopica* ic. auch öfter die noch geschlossene Capsel ic. Daß gewundene Säulen ganz zu verwerfen sind, trotz jener von Bernini in der Peterskirche zu Rom, darin hat der Vf. vollkommen recht.

Aber wo ist die rasende Idee bey mehreren berühmten Künstlern früher und zu Raphaels Zeiten entstanden, den Tempel Salomos mit gewundenen Säulen vorzustellen? Ja, sogar einige Gelehrte glauben, daß abgerechnet die beiden simplen Säulen bey dem Eingang trotz Josephi antiquitat. judaic, Villalpandi und Hirt, der Tempel gar keine Säulen hatte. Der Verf. sagt: "sie sind eine Geburt des vierten Jahrhunderts," aber wir haben keinen hinreichenden Beweis hierüber. Mehrere Fehler in Rücksicht der Säulen, die der Vf. berührt, wollen wir mit Stillschweigen übergehen. Säulen, die aus einem Bund von Rundstäben, bestehen, (Bündelsäulen) glaubt er, wären eine ägyptische Erfindung und von den Altdeutschen öfter gebraucht, sie selbst ein Unsinn. Tab. 15. 8. Tab. 11. Fig. 19 u. 20. Von der Canelirung der Säulen Tab. 19. Fig. 1. 2. 3. Tab. 20. Fig. 7. u. 9. Tab. 18. Canelirung an indischen Monumenten. Tab. 11. Fig. 28 u. Darüber, ob die ägyptischen Säulen alle unter eine Ordnung zu setzen sind, hat Rec. schon bey einer andern Gelegenheit einen Zweifel geäußert. Sollten die Aegyptier nicht vielleicht eine besondere thebanische distinctive Ordnung gehabt haben? Dieß ist nur ein hingeworfenes Wort, indem Rec. kein Freund von Hypothesen ist. Herrliche Muster von Säulen ohne Canelirung Tab. 24. Tab. 17. hingegen mit Canelirung Tab. 17 abwechselnd an dasselbige Gebäude Tab. 32. Von den männlichen Figuren als Säulen, oder Balkenträger, *ordre Persique*, die der Vf. aus einer Stelle Vitruvs lib. VI. cap. 10. *Tetramones* nennt, so wie weibliche Figuren, *Ordre Cariatique*, sind mit Recht zu verwerfen. Milizia statuirt sie nur als Ornament der Pilaster. Auf diese Weise haben die Aegyptier sie gebraucht, daß sie keine Last tragen. In der Malerey kann man sie brauchen, wenn sie Festons, Draperieen u. dergl. leichte Sachen tragen. Le Roi und Stuard haben Cariatiden in Athen gefunden, aber es bleibt immer sonderbar, Gebälke auf dem Kopf von Weibern tragen zu lassen. Da man in Aegypten dergleichen männliche Figuren antrifft, so ist noch eine Frage, wie weit die Erzählung von Vitruv in Rücksicht Caria Glauben verdient.

In der Folge ist ein wahrer Unfug mit dergleichen Figuren getrieben worden, ohne zu berühren, daß man schon öfters Canephora für Caryatides angesehen hat. Auch kommt bey den Schriftstellern Canephora weit häufiger vor. Ueber die Entasis oder Verjüngung der Säule ist so viel geschrieben worden und da die Figur von Vitruv zu Lib. III. c. 2 verloren gegangen ist, so läßt sich wohl nichts gewisses darüber bestimmen. Piranesi Mag. di Rom. p. 192 glaubt, die Sctrukker hätten sie gebraucht, aber ein einziger Fall kann nicht auf die ganze Nation angewendet werden. Paoli della Città di Pesto Dissert. 5 Nro. 15. Tab. XLI. hat sie dort gefunden; andere wollen es nicht anerkennen. Im J. 1664 wurde es in Paris als ein Problem aufgegeben, "à résoudre touchant la perfection de l'enflure ou *εντασις* des colonnes etc." und diese Frage wurde von Francois Blondel beantwortet. Unter allen den vielen Versuchen hat Rec. eine Vorliebe für die Methode von Desgodets, welche Potain und Dupuis in dem *Traité d'architecture etc.* Tab. XVII. angenommen haben. Rec. übergeht alle die Versuche von den Zeiten des de Lorme bis zu denen des Robert Chamoussin in Betreff einer neuen französischen Nationalordnung, wie auch die verunglücktesten spanischen, deutschen und englischen Versuche mit ihren Nationalordnungen. Die Alten haben sehr oft in Allusion auf Gottheiten Capitale erfunden, mit Adlern, Donnerkeulen, Delphin, Trauben und Thiosis, Greifen und anderen Thieren, deswegen aber waren es keine verschiedene Ordnungen. Die fünf Ordnungen sind die toscanische Tab. 25, die dorische Tab. 18 u. 23, die jonische Tab. 19, die römische und corinthische Tab. 20. Es folgen nun die genauen Beschreibungen der einzelnen regelmäßigen Glieder mit großer Genauigkeit, wobey auf die herrlichen Tafeln verwiesen wird. Sehr umständlich werden die verschiedenen Lehren von Profilierungen und Verzierungen der regelmäßigen architectonischen Glieder abgehandelt. Richtig bemerkt der Vf., daß die Ruinen zu Baalbeck und Palmyra viel zu sehr mit Ornamenten überladen sind, — ein Hauptfehler von

Vielen, die darin alles suchen! Dieser Abschnitt ist unstreitig einer der wichtigsten für den practischen Architekten, welcher zugleich mit dem größten Fleiß ausgearbeitet und mit einer herrlichen Vergleichungstabelle versehen ist p. 182. Der Vf. nimmt nun bloß vier Säulenordnungen an, die ägyptische und die drey griechischen. Von der corinthischen Ordnung glaubt er, daß sie mit den Olivenblättern, den Kragsteinen und Zahnschnitten früher in Syrien als in Griechenland angewandt worden sey. Im zweyten Cap. folgt eine genaue Analyse der ägyptischen Säulenordnung. Der Verf. setzt voraus, daß die Säulen eine Erfindung der Aegypter seyen. Die ägyptischen Säulen haben Basis und Capitäl und nur wenige Beispiele gibt es ohne Basis. Tab. 12. Fig. 2. Tab. 15. Fig. 15. 30. 33. 34 = 36. Niemals liegt die Architrave unmittelbar auf dem Capitäl, sondern auf einem Würfel. Das Gebälke bestand aus Architrave und Kranz. Die Frieße fehlt. Aus mehreren angegebenen Ursachen glaubt der Vf., daß die Triglyphen und Cannelirungen eine ägyptische Erfindung seyen. Konnten nicht mehrere Nationen, ohne sich nachzuahmen, auf dieselben Ideen kommen? Einige Meilen von Bologna findet sich eine Kirche La Madonna del Sasso. Das Ganze mit Säulen, Pfeilern, Gewölben, Fenstern und Altären ist in einen Felsen gehauen. Ist dieses darum eine indische Idee oder Nachahmung? Die Capitäle sind sehr verschieden und der Vf. theilt sie in sechs Arten: 1. vassen- oder kratersförmig. 2. In der Form eines Wulstes, auf dessen vier Seiten ein Ixistopf. 3. Die mit einigen wenigen Veränderungen der vorhergehenden und vom Verf. zu einem symbolischen Capitäl classificirt. Die vierte findet sich sehr häufig um Theben. Sie ist oben schmähler als unten, und hat eine Ähnlichkeit mit einer noch nicht ganz geöffneten Samenkapsel. Rec. möchte, wie schon oben bemerkt worden ist, sie gerne für eine eigene thebanische Ordnung ansehen. Die fünfte hat nebst der Kraterform auch eine Art Schneckenwindungen Tab. 10. Fig. 9. Tab. 5. Fig. 27 und endlich die sechste Form bildet eine umgestürzte Glocke. In Rücksicht der Höhe der

Höhe der Säulen (s. p. 188) wird bemerkt, daß durch Versehen des Lithographen einige Zahlen unrichtig angegeben sind. Mit demselben Scharfsinn, durch die angeführten Beispiele der alten Monumente, die angestellte Vergleichung und stete Zurückweisung auf die Tafeln, sind nun die übrigen Ordnungen als die dorische, ionische und corinthische behandelt. Das 6te Cap. I. von der sogenannten toscanischen und II. von der vorgeblich römischen Säulenart; III. von der Vermeidung der Halbsäulen an Bogenstellungen und IV. von einer Zusammenstellung der richtigsten Maxime bey Anwendung der Säulen auf unsere Gebäude. Rec. übergeht Mehreres, was er gerne berühren möchte, aber da der Vf. im V. Buch noch einmahl auf diese Materie kömmt, so wird er Gelegenheit haben dort Einiges zu bemerken. IV. Buch. Von dem Einflusse der bürgerlichen Baukunde auf das öffentliche Wohl und die Civilisation der Völker, von ihrer Bedeutung und der ihr gebührenden Würdigung. Der Vf. kömmt auf mehrere Gegenstände zurück, über welche er schon im ersten Buche klagte, nemlich in Rücksicht der Art und Weise, wie in einigen Ländern die bürgerliche Baukunde gelehrt und ausgeübt wird, mit welcher Gleichgültigkeit von Seiten der Staatsbehörden das öffentliche Bauwesen behandelt wird, wie geringe man sie achtet, und wie leicht die mittelmäßigsten Subjecte dabey durch Protectionen zu einer ausgedehnten Wirksamkeit gelangen ic." Alles, was hier berührt wird, mag seine vollkommene Richtigkeit haben, aber wo ist der Ort, der mehr oder weniger davon ganz frey wäre? Er zeichnet nun die Wichtigkeit und den großen Umfang der bürgerlichen Baukunde aus, und setzt dieses durch mehrere Beispiele musterhaft auseinander. Von den Denkmählern der verschiedenen Völker kömmt er auf die Griechen. "Unter allen Nationen des Alterthums haben vorzugsweise die Griechen den wichtigen Einfluß, den die bürgerliche Baukunde auf den Cultus, auf die Sitten, auf das häusliche Leben ausübt, am besten erkannt," worauf eine Uebersicht ihrer Monumente, und herrlichen Verhältnisse ic. folget. Auch verdienen nicht minderes Lob die römische,

die ägyptische und die herrlichen Cathedralen, der Deutschen Baustyl des Mittelalters und rath der Vf., daß diejenigen Männer, welche die Civil-Architectur lehren, studiren oder wirklich ausüben, sich mit allen diesen Denkmälern bekannt zu machen haben. Ein patriotischer Wunsch! Der Vf. weiß aber aus der Erfahrung besser als Rec. es sagen kann, daß viele dieser Männer sich schon als vollkommene Kenner und Architecten betrachten, wenn sie Viniola's Schrift nur ein Wenig durchgeblättert, und in einer schlechten Uebersetzung gelesen haben. Von der Uebertreibung der Ornamente, bey welcher Gelegenheit mehrere Epochen der römischen Dionarchen untersucht werden. Von den Zeiten des Theodorichs ic. Mit Recht wünscht der Vf., daß "viele Staatsbeamte dem ersten Rathgeber Theodorichs [dem Cassiodorus] gleichgesinnt wären, so würde die bürgerliche Baukunde bald eine hinreichende Unterstützung erhalten ic. V. Buch. Geschichte der bürgerlichen Baukunde, vorzüglich in Beziehung auf die Baudenkmale des Alterthums und der neuern Zeit und Beschreibung dieser Baudenkmale. Erstes Cap. Allgemeine Betrachtung über die Wichtigkeit dieser Gegenstände, den Plan solcher Geschichte und einige Erörterungen über die ältesten Bauarten. Daß die allgemeine Geschichte, sowohl religiöse als politische, in einer genauen Verbindung mit der Geschichte der Künste und vorzüglich mit der der Civil-Architectur steht, haben die neuern Geschichtsforscher und Winkelmann vorzüglich hinreichend bewiesen. Es werden hier einige Stellen aus Homer nach Voss in Beziehung auf die Baukunde angegeben, die uns zwar von dem Zustande der Baukunde in Kleinasien zu den Zeiten des Homer, aber nicht der Trojaner einiges Licht geben. Die Geschichte soll nach dem Vf. ganz frey von vorgefaßter Meinung für die eine oder andere Bauart eines Volkes seyn, und bloß auf Klima und Baumaterialien ic. Rücksicht nehmen. Nun folgen verschiedene Völker als Colchier, Phrygier, Babylonier, Aegyptier, Perser ic. Von einigen Gebäuden, die man der Semiramis zuschreibt. Von vielen der assyrischen Gebäude aber weiß man kaum den Platz, wo sie ge

standen haben. Aus diesen verschiedenen Angaben zieht der Vf. das Resultat, daß "man sich bereits im Kinderalter der neuesten Weltperiode des Erdbaues, des Balkenbaues, der Ziegelmauern und des Gewölbes aus Ziegeln bedient habe ic." In Asien und Afrika, glaubt der Verf., hatte nur der Steinbau oder die Aushöhlung in Felsen Statt gefunden und will er die Erfindung der Säulen und die herrliche Säulenordnung in Nubien, Aegypten nicht von der Holzbau-Construction abgeleitet wissen. Ich übergehe Mehreres von der Religion und dem Cultus der alten Völker, was der Vf. hier bloß berührt, um zu zeigen, daß nebst Rücksicht auf Klima und Baumaterialien bey vielen Völkern auch eine religiöse Verordnungs bey ihren Tempeln zum Grunde lag. Eine große Menge Bedürfnisse sind allen Nationen allgemein, daher entstehen gewisse Aehnlichkeiten in den Ideen, ohne daß der eine den andern nachahmt. Können nicht zugleich verschiedene Nationen auf dieselbigen Ideen kommen, und kann nicht der eine das in Stein bearbeiten, was der andere in Holz darstellt? Das Holz hat zwar niemals an den ursprünglichen Elementen der ägyptischen Baukunst einen Antheil gehabt, und ob gleich einige Capitäle eine offenbare Nachahmung von einheimischen Bäumen und Pflanzen darstellen, so ist diese Analogie bloß auszierend und zerstört nicht die ursprüngliche Anordnung oder das Constitutionssystem. Aegypten hatte ja keine Waldungen und kein Bauholz. Erst später entstanden die vielen Mischungen. Daß die Perser die Erfinder der Gewölbe waren, wie der Vf. behauptet, hat, so viel Rec. bekannt ist, keine sehr gründliche Auctorität. Wo Hölen waren, können auch in der Folge Gewölbe entstanden seyn. Was Palmyra, das alte Tadmor, und Baalbeck, das ehemalige Heliopolis, anbetrifft, so kann Rec. die gegenwärtigen Ruinen [die ersten aus den Zeiten des Odenatus, die zweyten aus jenen des Antoninus Pius s. Joh. von Antiochien Hist. Chron. Lib. XI.] nicht anders als eine sehr durch Ornamente überladene und in vielen Sachen wirklich fehlerhafte Bauart betrachten und von keinem höheren Alter seyn lassen. Ueber die dorische und jonische Säulenordnung ic. folgen mehrere interessante Bemerkungen

in Rücksicht ihrer Erfindung. Was die Entstehung der Volute des Ionischen Capital anbetriefft, so sind die Meinungen darüber so wunderbar von Vitruv bis auf unsere Zeiten und ist so viel darüber geschrieben, daß Rec. schweigen will, indem sich doch mit Gewißheit nichts bestimmtes darüber sagen läßt. In Ansehung des corinthischen Capitals, als einer Erfindung des Bildhauers Callimachus, hat der Vf. recht, daß ein Capital noch keine neue Säulenordnung bildet. Es wird dabey auf mehrere Tafeln verwiesen, wo sich die schönsten Muster dieser Ordnung befinden. Auch hält er diese Ordnung für eine phönizische Erfindung, so wie die toscanische. Seinen Hauptgrund scheint ein Relief in der Villa Albani zu veranlassen. Von den Tempeln kömmt der Vf. auf die Basiliken, woraus dann die christlichen Kirchen entstanden. Im vierten Jahrhundert nach C. G. wurden mit diesen Basilikenformen die aus der persischen Bauart entlehnten Kuppeln vereinigt. Von der neugriechischen Bauart und deren Ausbreitung. Vom gothischen und longobardischen Baustyl. Der neugriechische Styl erhielt sich noch bis zum 14ten Jahrhundert in Italien, wo er dann mit dem altdeutschen vermischt wurde. Die altdeutsche Bauart war ganz originell und keineswegs aus der maurischen abgeleitet und soll zuerst am Ende des 9ten Jahrh. zwischen der Elster und Saale und an der Elbe ausgeführt worden seyn. Von der maurischen Bauart Tab. 8. Der zeltartige originelle chinesische Styl ist bloß bey einigen Garten-Pavillons ic. angewandt. Doch hat Rec. mehrere Beyspiele davon sowohl in Constantinopel als an einigen Landhäusern am Bosphorus gefunden. S. Melling Voyage pitoresque de Constantinople etc. Und doch hat der Verf. bloß von ihren zeltartigen Dächern einiges bemerkt. Aber diese originelle Bauart verdient in einer Geschichte der Baukunde einen Platz, daher sie Cassas in seiner Collection des chefs d'oeuvre de l'architecture etc. Paris 1806. sowohl in Rücksicht ihres Alterthums als wegen ihrer Merkwürdigkeiten, die von mehreren beschrieben sind, aufgenommen hat. Sie haben Tempel und Gräber in Felsen gehauen. Eine der merkwürdigsten Pagoden ist die von Quangton. Herrliche Canäle und Brücken.

Lange Straßen in durchgebohrten Gebirgen. Die große Mauer 500 Lieues lang! Mehrere Pagoden in pyramidalischer Gestalt. Auch sind diese Monumente mit Farben, so wie bey den Aegyptiern bemahlt. Triumphbögen. Der ungeheure Pallast des Kaisers zu Peking. Magaillans hat einen Plan davon gegeben. Dieser nebst Chamber, Cassas und Lord Macartney sind wohl die vorzüglichsten Quellen in Verbindung des großen Werks unter dem Titel: *Histoire générale de la Chine*. Im 14ten Jahrh. läßt der Vf. nach dem neugriechischen und deutschen Styl den italiänischen, darauf im 16ten Jahrh. den verdorbenen italiänischen und endlich die französische Baukunst mit allen ihren Fehlern folgen. Man sieht aus allem diesen, daß der Vf. eine Vorliebe für Epochen und Grenzlinien hegt. Durch die neuern vielen Untersuchungen in Griechenland, Kleinasien, Aegypten, Syrien, Sicilien und selbst Italien hat sich der gute Geschmack wieder gezeigt, und es ist zu hoffen, daß, wenn mehrere Schriften, wie diese des Vf., mit so einem Eifer erscheinen werden; "die bürgerliche Baukunde von den Schlacken, die ihr noch ankleben, gereinigt wird." 2. Cap. Geschichte der altindischen Bauart und Beschreibung der merkwürdigsten Bauendkmale der Hindus. Ich brauche hier nicht zu berühren, was Bailly, Danville, Sainte-Croix, d'Hancarville, Gentil, Sonnerat, Meiners, Boon, Hodges, Niebuhr, Cassas, Daniels und so viele andere uns durch ihre Recherchen von Indien mitgetheilt haben, ohne der vielen Schriften der Engländer zu erwähnen. Aber was läßt sich wohl mit einiger Gewißheit von einer Nation sagen, die eine Sündfluth vor 21 tausend Jahren angibt? Der Verf. hat uns also aus einigen dieser Schriften und vorzüglich aus Langles *Monuments anciens et modernes de l'Hindoustan* eine Anzahl der wichtigsten Monumente mitgetheilt. Daß zwischen Aegypten und Indien keine Aehnlichkeit herrsche, also das eine nicht das andere nachgeahmt habe, hat viel wahrscheinliches, ob gleich von Anderen gerade das Gegentheil behauptet wird. Auch bemerkt Nec., daß der Indier Stagen-Tempel hat, die man bey dem Aegyptier nicht antrifft. Wir müssen daher über diesen Gegenstand neue Resultate von jenen Gelehrten erwarten, die sich mit dem Sanskrit beschäftigen. 3. Cap. Geschichte der ägyptischen Bauart und Beschreibung ihrer wichtigsten Ueberreste. Dieses Cap. ist mit dem größten Fleiß ausgearbeitet u. alles auf das richtigste dargestellt. Auch sind dem Vf. die allerneuesten Entdeckungen nicht unbekannt ge-

blieben. Da aber das Meiste aus dem großen Werk *Description de l'Egypte* genommen ist, so wie auch alle Abbildungen, und da mehrere Gelehrte dieses Werk in unsern Blättern angezeigt haben, so kann Rec. nur, um alle Wiederholung zu vermeiden, auf jene Anzeigen verweisen, und da sich dieses Werk wegen seines hohen Preises nur in ansehnlichen Bibliotheken befindet, so kann der Vf. nicht genug gelobt werden, daß er das Wichtigste daraus hier vereinigt hat.

4. Cap. Geschichte der griechischen Bauart 2c. Dieser Abschnitt ist mit demselben Fleiß wie der vorige ausgearbeitet und es sind dabey auch alle die schönsten Muster benützt. Der Vf. glaubt, daß die Griechen den Grundplan ihrer Tempel von den Aegyptiern entlehnt hätten. Rec. ist der Meinung, daß eine Nation, die mit Nachahmen anfängt, keine Originalität erreichen kann. Die Griechen haben, wie alle andere Völker, einen ganz rohen Anfang gehabt und sind von sich selbst zu jenem hohen Grad der Schönheit emporgestiegen. Ueber die Verschiedenheiten der Meinungen in Rücksicht der Kunst, ob sie früher in Großgriechenland, als in dem wirklichen Griechenland geblüht habe, wird noch immer bis auf den heutigen Tag gestritten und kann wohl nicht eher entchieden werden, als bis man mit der Geschichte der Pelasger mehr im Klaren seyn wird. S. 138 wird eine chronologische Aufzählung der Bauperioden verschiedener Tempel mitgetheilt, auch eine sehr nützliche Charte Tab. 21 von Athen. S. 146. Die Alten hatten Fenster, aber keine Glasfenster. Rec. glaubt, daß die ersten Nachrichten von Glasfenstern bey Lactantius de opificio Dei cap. 8. und bey Hieronymus über Ezech. XLI. 16 vorkommen. Gregorius Turonensis De gloria Martyrum Lib. 1. Cap. 59. ist wohl der erste, der von gefärbtem Glase zu Fenstern redet. Hypäthros ist eine Art Tempel, wo mitten in der Cella kein Dach war. Vitruv Lib. III. c. 11 sagt *medium autem sub divo sine tecto* und etwas früher l. c. kommt das Wort *hypaethraque* etc. vor, welches im Allgemeinen jedes Gebäude ohne Bedeckung bedeutet. Der Verf. scheint dieses nicht genau anzunehmen, sondern ist der Meinung, daß dieses ein leichter Zugang für die Diebe sey, noch leichter war er es ihnen ja durch die Oeffnung der Metopen. Rec. hält sich in dieser Sache vielmehr an die angeführte Stelle des Vitruv. 5. Cap. Geschichte der phönizischen, syrischen Bauart 2c. enthält eine Beschreibung der Ruinen von Palmyra und Baalbeck. Rec. hat schon oben seine Meinung in Hinsicht der gegenwärtigen Ruinen geäußert; denn die Stellen 1. Reg. 9. 18 u. 2 Chron. 8. 4. beziehen sich auf das alte Tadmor, aber gewiß nicht auf die gegenwärtigen Ruinen, die durch ihre Ueberladung der Ornamente den ganzen Anschein haben, daß sie aus den Zeiten der Römer herkommen, vielleicht mit einiger Amalgami-

rung der älteren Ruinen. S. 499 wird die Geschichte des Baues von Palmyra beschrieben. 6. Kap. Geschichte der Persischen Bauart. Hier werden die Ruinen zu Persepolis beschrieben. Wir haben mehrere Beschreibungen und Abbildungen von Reisenden und von Ande-
 ren, die ihre Reise in ihrer Studierstube gemacht haben, als Graf Caylus, Herder etc. So viel ist gewiß, daß das, was gegenwärtig dort steht, nicht aus Einem Zeitalter ist. 7. Cap. Geschichte der edlen Architectur Italiens. Sie begreift den Zeitraum unter den Römern bis zu den Zeiten des Theodorich, nebst Beschreibung der merkwürdigsten Baudenkmäler und der in Rom unter Constantin und auch nach ihm veränderten Kirchen. Es werden die wichtigsten Gebäude beschrieben und auf die Tafeln deßhalb verwiesen. Mit vielem Vergnügen hat Rec. in der Beschreibung vom Pantheon gelesen, daß das Ganze nicht in der ersten Idee entstanden sey, wie ein sonst schätzbarer Gelehrter behaupten will. Kreuzgewölbe sollen erst unter Vespasian erhoben seyn. S. 548. Die edle Architectur habe sich unter Trajans Regierung durch den Architect Apollodor erhoben. Diese Stelle verdient gelesen zu werden. S. 558. Ueber den Gang, den die edle Architectur unter den Römern genommen hat bis zu Constantins Zeiten. Den Schluß machen einige Gebäude zu Constantinopel. 8. Kap. Baustyl der Gothen und Visigothen. 9. Kap. Von dem Baustyl der Longobarden. 10. Kap. Neugriechische Bauart. 11. Kap. Bauart der Araber, wo denn immer auf die Tafeln zurückgewiesen wird. Den Beschluß macht das 12. Kap. Von der altdeutschen oder Deutschen Bauart. Da seit einiger Zeit in unseren Blättern so vieles über Deutsche Bauart beigebracht worden, so will Rec. dem Leser nicht mit Wiederholungen beschwerlich fallen. Er muß noch bemerken, daß der Leser auf einige unbedeutende Druckfehler stoßen wird, aber folgende müssen verbessert werden. S. 390 ist die Zahl 1025 in 1625. S. 398 die Zahl 174 in 147. S. 405 Sälen in Säulen, und S. 583 Kaiser in Könia umzuändern. Nach den Kupfern folgen vier Tabellen. Tab. A. dient zum Studium der Aegyptischen B. der Dorischen, C. der Römischen und D. der Corinthischen Säulenordnung. Zu diesem kommt noch hinzu bey dem Tempel des Jupiter Tonans zu Rom die Messung nach Valsadiers. Alles, was zum theoretischen und practischen Theile der Baukunde gehört, ist meisterhaft und instructiv dargestellt. In historischer Hinsicht sind die Meinungen der Architecten und Gelehrten sehr verschieden, aber Jeder, der dieses Werk kennt, wird dem Wunsch des Rec. bestimmen, daß der 2te Theil bald folgen möge. S — v.